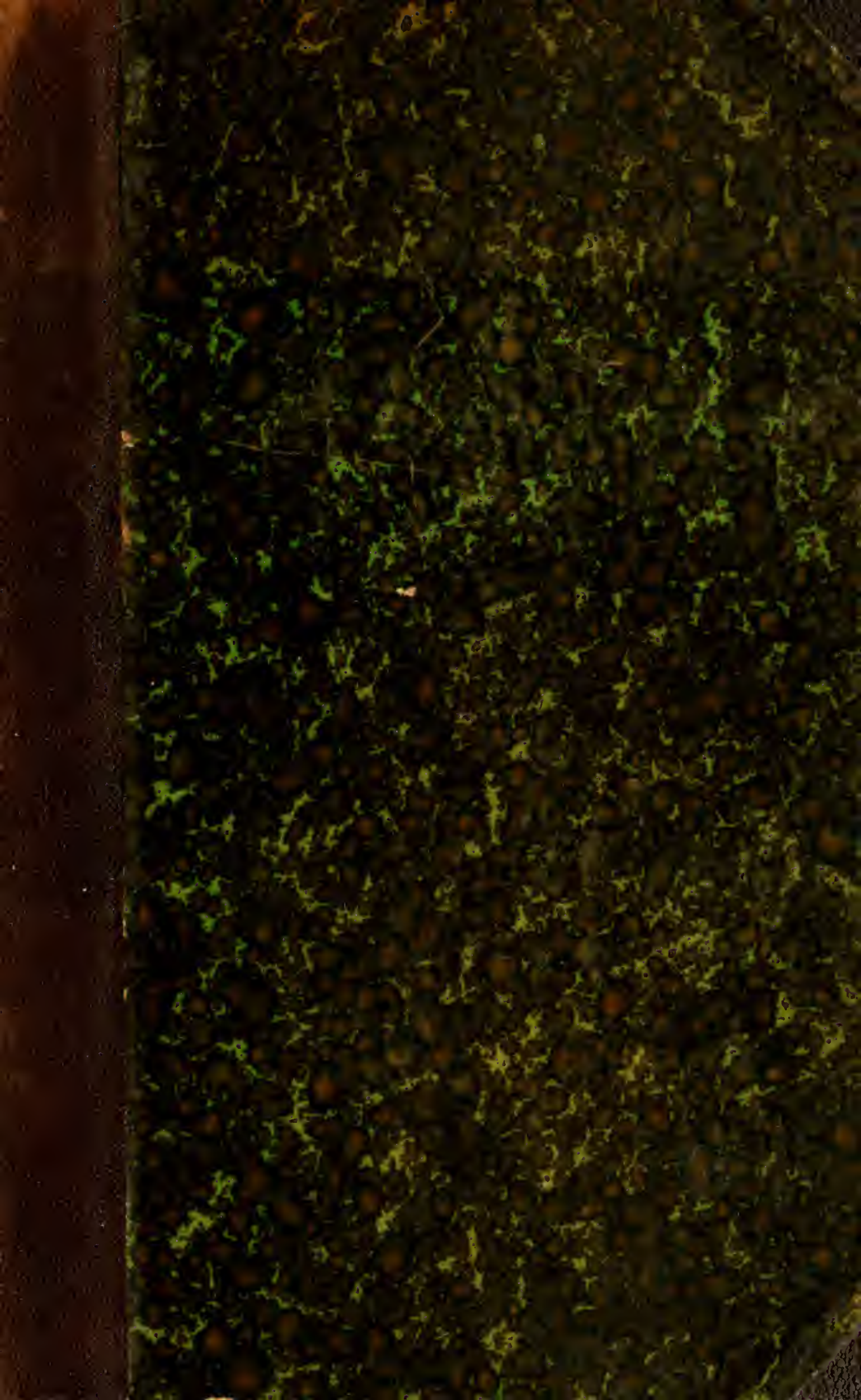


Archiv

für das

Studium der neueren Sprachen

und

Literaturen.

Unter besonderer Mitwirkung

von

Robert Hiecke und Heinrich Viehoff

herausgegeben

von

Ludwig Herrig.

Zehnter Jahrgang.

Sechszehnter Band.

Braunschweig,

Druck und Verlag von George Westermann.

1854.

Inhalts-Verzeichniß des sechszehnten Bandes.

Abhandlungen.

Seite
Wordsworth, Coleridge und Southey. Von A. B. 1
Ueber absolute Participialconstruction im Deutschen. Von Dr. Andresen . 72
Ueber die Auswahl des Uebungsstoffes und der Beispiele in den französischen Elementarbüchern und Grammatiken. Von Fr. A. Wagler. . . . 94
Dramaturgische Blätter. Von Dr. G. Zimmermann 124
Ueber den provenzalischen Dichter Guiraut Riquier. Von Dr. C. Bartsch. 137
Ist eine Philosophie der Sprache möglich? Von W. Hornay 148
Die Räuber. Von Dr. Ludwig Eckardt 241
Ueber populäre Darstellung. Von F. C. Honcamp 293
Waldensische Sprache. Von Wilhelm Grützmacher 369
Die neuhochdeutsche schwache Substantiv-Deklination. Von Gortzitza . . 408
Anmerkungen zu einigen Stellen im Shakspeare. Von C. C. Hense . . 432

Beurtheilungen und Anzeigen.

Das deutsche Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm, kritisch beleuchtet von Dr. Daniel Sanders. (Dr. Sachse.) 169
Wörterbuch zu der Nibelunge Not, von August Lübben. (Dr. Sachse.) 170
König Monmouth. Ein Drama von Emil Palleske. (H.) 172
Album aus dem Wuppertbal. Herausgegeben von Maler J. Richard Seel. (Dr. C. A. W. Kruse.) 180
Deutscher Volksglaube in Sang und Sage. Von N. Hocker. (H. Pröhle.) 182
Lady Tartufe, comédie par Madame Emile Girardin. (F. B.) . 183
La Jeunesse de Louis XIV., Comédie p. Alex. Dumas. (Dr. M. Maaß.) 192
Handbok i Fransko Spraklr. af Dubb. (G. Büchmann.) 203
Reden von Th. B. Macaulay, übers. von Dr. Fr. Steger. (H. F.) . . 324
Gedichte von Alfred Tennyson, übersetzt von W. Hertzberg. — In Memoriam, von Alfred Tennyson. — Rose und Distel, übers. von G. Freiherrn von Vincke. (H. F.) 324
Théorie de la Structure et de l'Enchaînement des Périodes Françaises par G. H. F. de Castres. (C. Otto, Dr. phil.) 328
Niederdeutsche geistliche Lieder und Sprüche aus dem Münsterlande von Dr. B. Hölscher. (Dr. Sachse.) 329
Deutsche Synonymik von Eberhard, Maaß und Gruber. Von K. H. Meyer. 331
Deutsche Synonymik von Dr. Fr. Abelmann. 332
Zur Lebensgeschichte Walthers von der Vogelweide, von Dr. A. Daffis . 333
Die Schule des freien Gedanken-Ausdrucks, von J. M. Jost. (Dr. Sachse.) 334
Des Mosellandes Geschichten, Sagen und Legenden, v. N. Hocker. (Pröhle.) 336
Buch der Sinnsprüche, von W. Wackernagel. (Dan. Sanders.) . . 337
Praktischer Lehrgang zur Erlernung der englischen Sprache, von W. Jeep . 339
Standard American Authors 341
Blossoms from the English Litterature, von Plate. — The English School-Companion by Dr. Jaep 342
W. Anderson's Handbuch der praktischen kaufmännischen Correspondenz, von N. J. Lucas 342
Praktisches Lehr- und Lesebuch der französischen Sprache von Vilatte . . 342

Seite
Praktisch-theoretischer Lehrgang der französischen Schrift- und Umgangssprache, von Booch-Arkossy 343
Poésies de V. Hugo, etc. par Charles Graeser. — Premières Lectures françaises. Von Dr. F. Seinecke. — Franz. Lesebuch v. F. Bauerheim. 344
Lectures pour les enfants. Second cours de lecture intellectuelle et morale par B. Sesselmann 344
La meilleure école de conversation française par W. Stieffelius. — Dialogues français et allemands. — Petit livre de conversation allemand-français par le Dr. Emile Otto 345
Uebungsstoff zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Französische 346
Anleitung zur spanischen und deutschen Umgangssprache, von Kotzenberg. 346
Sprechen Sie russisch? Von Nikolai Iwanowitsch 346
Programm eines neuen Wörterbuchs der deutschen Sprache. Von D. Sanders. (Dr. Sachse.) 450
Geistliche Lieder der evangelischen Kirche aus dem sechszehnten Jahrhundert. Von Dr. Mützell (Dr. W. A. Hollenberg.) 453
Der Nibelunge nôt. Von Dr. L. Braunfels. (Dr. Sachse.) . . . 456
Altdeutsches namenbuch. Von Dr. E. Förstemann. (H. Pröhle.) 457
1. Praktische englische Sprachlehre. Von Fr. Al. Männel. 2. Theoretisch-praktische Anleitung z. Erlernung der engl. Sprache. Von J. H. Hedly. 3. Elementarbuch zur Erlernung der engl. Sprache. Von James R. Aubrey. (Dr. A. Reuscher.) 458
Deutschlands Balladen- und Romanzen-Dichter von G. A. Bürger bis auf die neueste Zeit. Von Ignaz Hub. (Dr. Kleiber.) 462
Supplement zu Göthe's sämmtlichen Werken. Von Dr. Heinrich Döring. (Dr. Sachse.) 462

Programmenschau.

Christian Weise. Eine literar-historische Abhandlg. von Hermann Palm. (Dr. Sachse.) 205
Ueber Lessing's „Nathan der Weise", vom Director Riebe. (Dr. H. Fischer.) 206
In welchem Zusammenhange steht die lyrische Kunstpoesie der Provenzalen mit der mittelalterlichen Kunstpoesie der Franzosen, Italiener, Spanier, Portugiesen und Deutschen? Von C. Sachs. . . . . —
Vergleichung der Komödien: Aulularia des Plautus und l'Avare des Molière, von Dr. Bromig 209
Quel peut être le but d'un Collége français en Allemagne? Programm des französischen Gymnasiums in Berlin 211
Ueber Ursprung und Wesen der romanischen Sprache, von J. Pirmin Rufinatsche. (Sachs.) 347
Ueber die sittlich-religiöse Entwicklung Göthes bis zum Jahre 1774, vom Prorector Aug. Spieß. (Dr. Kleiber.) 348
Observations sur Hamlet. Vom Hülfslehrer Jänecke. (Otto Weiß.) . 348

Miscellen.

Seite 215—238. 353—367. 464—472.

Bibliographischer Anzeiger.

Seite 239—240. 368. 473—474.

Wordsworth, Coleridge und Southey.

Eine literarhistorische Skizze.

Die englische Literatur hat die Eigenthümlichkeit, daß sie sich chronologisch nach Stoffen abtheilen läßt, indem in einzelnen Perioden einzelne Dichtgattungen vorherrschen. Wenn bei Shakspeare und seinen Nachahmern das Drama vorwog, so gewahren wir nach der Revolution von 1688 eine entschiedene Hinneigung zum didaktischen und lyrischen Element, zur klassischen Formbegränzung unter französischem Einfluß, und zu einer realistischen Behandlungsweise, welche der Entwickelung des freien Bürgerthums unter geordneten Verhältnissen entsprach. Letztere neigte dann zu einer platten Darstellung des gewöhnlichen Lebens, zu den Endzwecken einer hausbackenen Moral und trat in der Form des bürgerlichen Romans auf, dessen Vertreter wir namentlich in Richardson, Fielding, Goldsmith u. A. zu sehn haben. Diese Richtung lief vielfach in das Empfindsame aus, repräsentirt durch Coterien von Mittelmäßigkeiten, die sich gegenseitig hoben und stützten. Während sich die Satyre vielfach gegen diese seichten Zustände empörte, bildete sich auf einer anderen Seite ganz zu Ende des vorigen Jahrhunderts eine Schule, welche, ohne eigentlich ästhetisches Bewußtsein und ohne kritische Befähigung, in productiver Weise dem Bisherigen entgegenstrebte. Indem ihre Anhänger der Naturbetrachtung so sehr huldigten, daß sie oft auf den Abweg der bloßen Landschaftsmalerei geriethen; indem sie ihre lyrischen Stoffe oft in den kleinsten Regungen individueller Laune suchten — stiegen sie auch wieder, von romantischen Stoffen getragen, bis an die äußersten Gränzen imaginativer Poesie empor, verloren sie sich in die Regionen der Metaphysik, erstrebten sie von den Zeitbegebnissen angeregte Ideale, deren Heimath sie nach fernen Ländern versetzten, und bereiteten in dieser Weise durch neue Ideen und neue Stoffe einen Boden vor, auf welchem ein Scott, Shelley, Byron, Moore u. A. erwachsen konnten.

Wir meinen die drei Häupter der sogenannten Seeschule (Lake-school): Wordsworth, Coleridge und Southey. Der Grund dieses Namens ist, wie in solchen Fällen öfter (Girondisten), ein lokaler, indem sich mehrere Glieder der Schule längere Zeit an den Seen von Westmoreland und Cumberland aufhielten und daher der Name erwuchs. Das didaktische Element wiegt in ihren Dichtungen vor, obwohl oft in die Gewandung des Epischen und Lyrischen gekleidet, doch erscheinen diese letzteren Gattungen auch für sich. Ganz dürftig ist das Drama vertreten.

Wir werden an eine kurze Darstellung ihrer Lebensverhältnisse eine Materialkritik ihrer hauptsächlichsten Productionen anknüpfen, woraus sich ihre allgemeine literar-historische Stellung von selbst ergibt.

William Wordsworth ist der älteste der Drei. Im Jahre 1770 zu Cockermouth in Cumberland geboren, machte er seine Studien auf der Universität Cambridge seit 1787, und zwar waren dieselben fast nur schönwissenschaftlichen Inhalts. Nach einer darauf folgenden Reise durch Frankreich, die Schweiz und Italien, wohnte er in der Landschaft Somersetshire und kam viel in freundschaftliche Berührung mit Coleridge, welchen er auch auf einer späteren Reise nach Deutschland dort wiederfand. Später lebte er als Stempel-ausgeber und mit eignem Vermögen in der Landschaft Westmoreland. Im Jahre 1842 wurde er an Southey's Stelle zum Poeta laureatus ernannt; er starb, seine Schule und die meisten seiner Zeitgenossen weit überlebend, erst 1850.

Wordsworth trat als Schriftsteller zuerst 1793 mit einer poetischen Beschreibung seiner Reise auf dem Continent, Descriptive sketches in verses, auf. 1798 erschienen die lyrischen Balladen, Lyrical Ballads, welchen 1807 eine Fortsetzung folgte, ferner 1814 der Ausflug, the Excursion, 1815 das weiße Reh von Rylstone, the white Doe of Rylstone, 1819 Peter Bell der Fuhrmann, Peter Bell the Waggoner u. A. Eine Gesammtausgabe seiner Werke ist von 1833, Poetical Works of W. Wordsworth.

Samuel Taylor Coleridge, 1772 zu Ottery St. Mary in Devonshire geboren, studirte in Cambridge Philosophie und schöne Wissenschaften. Anfänglich für die von der französischen Revolution angeregten Ideen begeistert, wirkte er für dieselben in Wort und Schrift, und im Wunsche nach Verwirklichung der Rousseau'schen Natürlichkeitsprinzipien faßte er den Entschluß, mit Southey und Lovell

in amerikanische Urwälder auszuwandern. Liebesverhältnisse dämpften jedoch diese idealen Vorsätze, und die drei Freunde ließen sich, mit drei Schwestern verheirathet, in der Heimath nieder, um gute Bürger zu werden. Von einer Reise nach Deutschland 1798 zurückkehrend, fand er sich auch in seiner politischen Richtung ziemlich umgewandelt und arbeitete von da an als Journalist in conservativem Sinne, bis er 1804 als Gouvernementalsecretair nach der Insel Malta ging. Von dort zurückgekehrt, starb er 1834.

Seine literarische Thätigkeit ist bei Weitem vielseitiger, als die des vorgenannten Dichters. Er begann seine schriftstellerische Laufbahn 1794 mit dem Drama: Der Fall Robespierre's, the fall of Robespierre. In radicalem Sinne wirkte er ferner durch seine: Reden an das Volk, Conciones ad populum, or Adresses to the people, und die Zeitschrift: der Wächter: the Watchman. Gleichfalls von 1794 sind die Jugendgedichte: Juvenile Poems. Seine ferneren dichterischen Productionen, Christobel u. A. sind theilweise in den Sibyllinischen Blättern, Sibylline Leaves, 1817, Oden und vermischten Gedichten, Miscellaneous Poems zusammengestellt. Das Drama: Zapolya und seine Memoiren: Biographical sketches of my literary Life erschienen 1817. Aus dem Deutschen hat er von Schiller die beiden Piccolomini, Wallensteins Tod und mehreres Kleine übersetzt. Als dilettantenhafter Kenner der deutschen Philosophie half er deren Kenntniß in England verbreiten und ist in dieser Beziehung der von H. N. Coleridge herausgegebene Nachlaß, Literary Remains, 1836, und die Tischgespräche, Table Talk, 1836, zu erwähnen. Eine Gesammtausgabe erschien 1834 in London.

Robert Southey ist 1774 in Bristol geboren. Seit 1792 studirte er zu Oxford Theologie. Seine Verhältnisse erlaubten ihm, schon 1795 sich zu verheirathen, wodurch sich seine Leidenschaft für den schon erwähnten Rousseau'schen Naturzustand, welchen er mit Coleridge und Lovell in den Urwäldern zu erstreben beabsichtigte, etwas abkühlte. Kurz vorher kam er noch in Begleitung eines Oheims nach Lissabon, wo derselbe eine kirchliche Stellung erlangt hatte. Nach einer abermaligen Reise nach Spanien und Portugal 1800 und 1801 begleitete er den Lordkanzler Corry als Secretair nach Irland. Von dort, 1803, zurückgekehrt, lebte er in Ruhe auf einem Landsitz bei Keswick, und erhielt 1813 die Ernennung als Poeta laureatus, d. h. die wenig dankbare und auch nicht besonders

einträgliche Stelle eines officiellen Hofpoeten. Sein Tod erfolgte 1843.

Er war als Schriftsteller ungemein fruchtbar, und es wird von ihm behauptet, er habe zwischen seinem zwanzigsten und dreißigsten Jahre mehr Verse vernichtet, als er überhaupt drucken ließ. Er trat zuerst 1794 mit einem Bändchen Gedichte auf, und bekundete dann seinen Beruf als Dichter durch seine Johanna d'Arc, Jean of Arc. 1801 folgte Thabala, 1804 die metrischen Erzählungen, Metrical Tales, 1805 Madoc, 1810 der Fluch des Kehama, the Curse of Kehama, 1814 Roderich, 1825 die Erzählung von Paraguay, the Tale of Paraguay u. A. Eine Gesammtausgabe erschien 1820 zu London, eine gute Auswahl 1831 ebendaselbst. Als guter prosaischer Schriftsteller hat er sich vielfach bewiesen in der Biographie Nelsons, Geschichte von Brasilien u. s. w. Gehen wir nach dieser kurzen Skizze ihrer Lebensverhältnisse auf die Productionen der drei Seepoeten über.

Das Fach von Wordsworth ist die Didaktik im Gewande der Idylle und Elegie. Obwohl die letzteren sehr wohl als Dichtgattungen für sich bestehen können und dies auch auf den ersten Blick bei ihm öfters zu thun scheinen, so hegt er doch das Bedürfniß, uns in ihrem Gewand irgend einen tieferen Gedanken, eine Anleitung, eine Lehre zu geben, und zu diesem Ende ist er in der Wahl der Mittel nicht besonders schwierig, denn ihm genügt ein Gänseblümchen um den Preis Genügsamkeit, ein Dornröschen um den Schmerz des Lebens daran anzuknüpfen. Dann geht er aber auch (und mehr noch die beiden Anderen) gern in den Bereich der neuen Welt jenseits des Oceans, deren unbekannte Detailzustände seiner Phantasie einen freieren Spielraum lassen. Wenn auch keiner bestimmten poetischen Doctrin Prediger oder Anhänger, hat er doch eine selbstbewußte ästhetische Grundlage, die er u. A. in der Vorrede zu dem größeren Gedicht: „Der Ausflug", mit den Worten ausspricht:

„Es ist nicht die Absicht des Autors, ein förmliches System festzusetzen, es reizte ihn mehr eine andere Manier der Darstellung, und wenn es ihm gelingen wird, dem Geist klare Gedanken, lebendige Bilder und starke Gefühle wach zu rufen, so wird sich der Leser ohne Schwierigkeit selbst das System abstrahiren können."

„In Einsamkeit ersteigen meinem Sinn
Oft schöne Bilder der Einbildungskraft
Aus der Natur wie aus des Menschen Leben,
Von reinen Lustgefühlen stets begleitet,

Und nie mit trüber Traurigkeit gemischt;
Bewußt werd' ich mir rührender Gedanken,
Andenken wachen auf — sie trösten mir
Den Geist und tragen ihn, sie wägen ab
Das Gut' und Böse unsres Menschendaseins.
Woher auch solch Gefühl entsteigen möge,
Sei's aus dem Hauche innren Zufalls nur,
Sei's aus dem Geist, daß eigner Antrieb schafft:
Ich möcht' es vielfach äußern in Gedichten."

In einem kleineren Gedicht heißt es:

„Das Aug' hat keine Wahl als Sehn,
Das Ohr hört, übel oder wohl,
Der Körper fühlt, wo er mag gehn,
Und fragt nicht, ob er soll.

So, denk' ich, gibt's auch Mächte, die
Von selber ganz den Geist erfassen,
Und Ruhe können wir durch sie
Uns weise lehren lassen."

Das didaktische Moment, welches in diesem Prospect freilich nicht erwähnt ist, tritt doch meist dazu, zuweilen aber bleibt es auch weg, um die bloße Schönheit des Gedichts unbeeinträchtigt zu lassen, wie z. B. in dem „Lied an den Kuckuck," welches eine Perle in dem Literaturschatz aller Zeiten genannt zu werden verdient:

„O Frühlingsbote, dich hörte ich,
Hör' dich und froh bin ich schon,
O Kuckuck, nenn' ich Vogel dich?
Bist du nur ein wandernder Ton?

Ruh' ich im Gras, und trifft nur da
Dein lauter Ruf mein Ohr,
Dann scheint's, er klinge fern und nah
Durch alle Luft empor.

Du plauderst dort in Thal und Bach
Von Blumen und Sonnenschein,
Mir aber rufst du Stunden wach
Voll sinniger Träumerein.

Willkomm, willkomm, du Frühlingssohn,
Du bist kein Vogel, wahrlich,
Ein Geheimniß bist du mir, ein Ton,
Ein Wesen, unsichtbarlich,

Dasselbe, dem in Jugendtagen
Ich horcht' in Feld und Wald,
Der Ruf, dem mich's trieb nachzujagen
Ueb'rall, wenn er erschallt.

Oft hat es mich nach dir getrieben
Hinaus viel lange Stunden,
Du warst ein Hoffen mir, ein Lieben,
Ersehnt stets — nie gefunden.

Und jetzt noch kann ich auf dich hören
Und lauschend liegen im Feld,
Bis jener goldnen Zeit Begehren
Sich bei mir eingestellt.

O holder Vogel, der Erde Raum
Scheint wieder dann nur ein
Unwesenhafter Feentraum,
Ein Platz für dich zu sein."

Das Thema des Landlebens, der Reiz der Natur, begegnet uns in allen seinen Gedichten, seine Poesie ist eine idyllische Schäferpoesie, allein sein Wald ist keine Couliffe, seine Wiese keine Bühne, seine Figuren sind keine geschmückten, costumirten, bei Lampenlicht

vorgeführten Comödianten, sondern die Scenerie ist wahr, das Colorit ist lebendig, die Schäfer sind Schäfer und keine Masken. In dem eigentlichen Pastoralgedicht: „Michel," auf welches wir noch zurückkommen werden, sagt er:

„Schäfer, Leute,
Die ich schon liebte, obwohl wirklich nicht
Um ihrer selbst, doch ob der Höhn und Felder
Wo ihre Heimath und ihr Aufenthalt."

und weiter:

„Es leitete mich die Natur, zu fühlen
Gefühle, die nicht gänzlich mein, zu denken
Ob Menschenherzen und ob Menschenleben."

Anspruchslos, wie sie selbst, ist auch die Form, in welcher diese Naturpoesie sich gibt und darstellt; ein Effect wird nie bezielt, meist erhalten wir nur die Ausführung einer menschlichen Empfindung, erweckt durch Naturgenuß, oft nur ein landschaftliches Bild, an welches sich zuweilen eine Reflexion oder eine Erzählung, prunklos und aus dem gewöhnlichen Leben gegriffen, meist traurigen Inhalts, anschließt:

„Wie glühend sich zu uns bewegen
Im rothen Abendlicht die Wellen,
Indeß dem goldnen West entgegen
Des Bootes Segel schweigend schwellen.

Doch sieh, wie dräut so schwarz zurück
Die Woge, wenn sie kaum vorbei,
Und täuscht vielleicht des Nächsten Blick,
Der auf der Fluth uns folgt, auf's Neu'.

Den jungen Dichter reizt solch' Bild,
Doch achtlos um das spät're Grauen,
Denkt er, daß stets die Farbe quillt
Und bis zum Grab er sie wird schauen.

Laß ihm den süßen Selbstbetrug,
Und wenn er sterben muß in Leiden:
Dem ist ein schöner Trug genug,
Den morgen Pein und Gram begleiten."

Mein Sang ist überraschend nicht und kühn,
Gram und Entsetzen will mir nicht gelingen,
Mir ist es Lust, allein im Schattengrün
Dem Denkenden ein einfach Lied zu singen."

Diese letzteren Zeilen sind dem schönen Gedicht: „Die Hirschsprungquelle," entnommen, welches wir, um Stoff, Form und Behandlungsweise des Dichters an einem Beispiel darzustellen, hier zergliedern wollen: Das Gedicht hat etwa 45 vierzeilige Strophen in fünffüßigen Jamben und zerfällt in zwei Theile. Zu Beginn des ersten gewahren wir einen Ritter auf einer Parforcejagd, er hat bereits mehrere Pferde zu Schanden geritten, sein ganzes Gefolge, sogar die ganze Meute, ist weit hinter ihm zurückgeblieben, endlich aber stürzt nach einer dreizehnstündigen Jagd der Hirsch todt nieder

an einer Quelle, welche er durch einen letzten, kühnen Sprung, einen Abhang herab, erreicht hat. Der Platz gefällt dem Ritter, er nennt das Wasser: „die Hirschsprungquelle“ und erbaut dort ein Lustschlößchen. Im zweiten Theil betritt der Dichter selbst jene Stätte und findet nur öde Ruinen. Ein Schäfer sagt ihm, der Platz sei verzaubert, insbesondere wolle aus der Quelle weder Mensch noch Thier trinken, der grausame Tod des gejagten Hirsches sei die Ursache:

„Denn dreizehn Stunden ging die wilde Jagd
Und nicht steht mir mein schlichter Sinn zu Rathe,
Was für ein Drang an diesen Platz gebracht
Den Hirsch, zu sterben an der Quelle grade.

Hier in dem Gras hat er wohl ausgeruht
Am Murmelquell in heißen Sommerzeiten,
Vielleicht trank er zuerst aus dieser Fluth,
Als er sich trennte von der Mutter Seiten.

Im Frühling hört' im duftgen Waldrevier
Der Vögel Morgenlied er hier erschallen,
Vielleicht auch war er, denn was wissen wir?
An dieser Quelle selbst auf's Gras gefallen.

Doch nun ist weder Schatten hier noch Gras,
Auf trüb're Oede nie die Sonne schien,
Und so wird's bleiben, oft schon sagt' ich das,
Bis Säule, Baum und Quell und Alles hin. —

Grauhaar'ger Schäfer, wahr ist's, was Ihr sagt,
Und unser Beider Ansicht liegt sich nah,
Die Noth des Thiers hat die Natur beklagt,
Ein göttlich Mitleid fühlte, was geschah.

Das Wesen, das da lebt im Luftrevier
Und in der Büsche grünen Blättern spielt,
Hat eine tiefe, treue Sorge für
Geschöpfe ohne Arg, für die es fühlt.

Staub ist das Lustschloß, und die Oede rings
Kann kein gewöhnliches Erstarren sein,
Doch die Natur, im Wechsel jedes Dings,
Wird hier auch ihrer Reize Gluth erneun.

Sie weihet Alles langsamem Vergehn,
Damit wir wissen, was wir sind und waren,
Es wird in beff'rer, künft'ger Zeiten Wehn
Ein jeder Rost doch neuen Glanz erfahren.

Und eine Lehre Schäfer, wird uns Beiden,
Die sie uns offen wie verborgen webt:
Nie soll uns Lust, nie soll uns Stolz verleiten,
Das kleinste Ding zu kränken, was da lebt."

Dies ist ein charakteristisches Specimen der fraglichen Poesie, und wenn auch bei diesem Gedicht und seiner moralischen Tendenz dem Humoristen die Vereine gegen Thierquälerei und der Spruch:

„Quäle nie ein Thier zum Scherz,
Denn es fühlt wie du den Schmerz."

einfallen mögen, so ist doch die Wahrheit darum nicht minder wahr, und die Einkleidung, welche uns an eine der schönsten Romanzen unserer Literatur erinnert, sehr poetisch.

Hervorstechend ist die Formgewandtheit, mit welcher der Dichter Sprache und Rhythmus behandelt, obwohl er auch hierin immer nur die größte Einfachheit anstrebt. Hiervon nur folgende Originalprobe aus dem Gedicht: „Resolution and Independence."

„Now, whether it were by peculiar grace,
A leading from above, a something given,
Yet it befel, that in this lonely place,
When I with these untoward thoughts had striven,
Beside a pool, bare to the eye of Heaven,
I saw a man before me, unawares:
The oldest man he seemed that ever wore grey hairs."

Daneben bemerken wir eine merkwürdige Präcision in der Beschreibung, eine Detailfärbung, welche uns sogleich, namentlich im Landschaftsbilde, zu Hause sein läßt, z. B. in folgenden Strophen des eben erwähnten Gedichts:

„Wie oft ein ungeheurer Felsen ragt
Herab von eines Hügels kahler Spitze,
So daß verwundert sich ein Jeder fragt,
Wie und woher kam er zu jenem Sitze?
Und fast ein Ding scheint das gefühlt, gedacht,
Gleich einem Seethier, das entstieg der Fluth,
Auf Felsen oder Sand, sich dort zu sonnen ruht,

So schien der Mann, nicht todt und auch nicht lebend,
Auch schlafend nicht; sein tiefes Alter ward
So sehr gebeugt, daß zu einander strebend
Haupt schien und Fuß durch seines Lebens Fahrt,
Als hätt' er grause, tiefe Pein und hart
Ertragnen Schmerz in langvergang'nen Jahren,
Und mehr als ird'sche Last auf diesem Gang erfahren.

Die Zeichnung ist hier so drastisch, daß man glauben könnte, es sei absichtlich nach so starker Individualisirung gestrebt, wenn uns nicht die naivste Einfachheit an vielen andern Stellen bewiese, daß der Dichter von Effecthascherei weit entfernt ist.

Es ist leicht begreiflich, daß man den Charakter des Erhabenen in der Wordsworth'schen Poesie weder suchen noch finden kann, allein man wird auch nicht die Ansicht seiner Gegner theilen, welche die Stoffe, die er behandelt, als an sich unverträglich mit poetischer Darstellung ansehn wollten. Hochtrabende Stoffe sind überhaupt nicht essentiell für die Poesie, und wenn für Epos und Drama „Helden" verlangt werden, so hat man darunter heldenhafte Charaktere, nicht lauter Achills, Mahomeds, Richards und dergl. zu verstehen. Doch sieht, wie angedeutet, die Wordsworth'sche Muse, von jenen beiden Gattungen, welche mehr das erhabene Schöne erstreben, gänzlich ab und begnügt sich mit dem Schönen in der Natur, welches dem Gemüth des Beschauers Empfindungen und Wahrheiten zuträgt, die auf lyrischem Wege in kleinem Styl verarbeitet werden.

Wenn auch diese Manier natürlicherweise zunächst in dem Charakter und in der Neigung dieses Dichters begründet liegt, so hat sie doch auch ihre äußeren Anlässe, denn nicht Wordsworth allein, sondern auch die theilweise ganz anders organisirten anderen Mitglieder der Seeschule hängen dieser Richtung an. Es ist dieselbe einer der vielfachen Ausflüsse der, von Rousseau angeregten Natursehnsucht, die zu Ende des vorigen Jahrhunderts le tour du monde gemacht hat. Wir brauchen dies kaum noch näher zu bezeichnen. Man war des Culturstaates überdrüssig, man erkannte die Barbarei, welche unter dem Mantel der Civilisation vielfach verborgen lag, man glaubte das Heil der Menschheit, oder vielmehr das der vielen Einzelnen in einer Rückkehr zu urwäldlichen Zuständen finden zu müssen, und griff in diesem krankhaften Idealitätsraptus bald nach den fabelhaften Gestaden des Ganges zurück, bald in die Ursümpfe jenseits des Oceans hinüber, wo, wie man sich einbildete, indianische Tugendspiegel bis über die Ohren in lauter unschuldiger Glückseligkeit sitzen sollten. So wollte man denn auch von den poetischen Erzeugnissen des Culturstaats, von Helden und Mordthaten, von Patriotismus und transcendentaler Sehnsucht nichts wissen, die philosophische Handhabe, um diese Dinge am richtigen historischen Ende anzufassen, fehlte gänzlich, und man warf sich dann

aus der, dem poetischen Gemüth unbegreiflichen und widerwärtigen Weltgestaltung in die Naturpoesie zurück, mit jenem Gefühl für die Natur, welches Schiller „die Empfindung des Kranken für die Gesundheit“ nennt.

„Zum Gott erhebt uns unser eigner Geist
Uns Dichter: heiter fängt die Jugend an,
Allein am Ende kommt Verzweiflung, Wahnsinn an.“

Wie schwachmüthig eine solche Richtung auf politische Gesinnungen wirken mußte, läßt sich begreifen, und es ist nur ein scheinbarer Widerspruch, wenn wir die Seepoeten, welche in ihrer Jugend für die französische Revolution glühten, später als Tories wiederfinden. Sie wollten ja nicht eine neue Phase des Culturstaates, wie die Revolution sie erzeugte, sondern ein baarfüßiges Ikarien, und als nun gar die Sache dort wieder Erwarten nicht ganz so glatt abging, wie gehofft wurde, warf man sich lieber wieder dem Bestehenden à discretion in die Arme, da man unter dessen Fittigen, ohne seine Bürgerpflichten zu verletzen und ungestraft von idealen Naturzuständen wenigstens träumen durfte.

Doch war bei solchen Uebergängen weniger Wordsworth mit seinem stillen Gemüth als der lebhaftere Coleridge und der phantasiereiche Southey betheiligt. Wordsworth's politische Muse existirt fast nicht, und außer in einigen Sonetten aus den ersten Jahren des Jahrhunderts, welche hierher zielen, schweigt er davon fast gänzlich. Das Sonett: „Gedanken eines Britten über die Unterjochung der Schweiz,“ ist in hochliberalem Style sehr matt, ebenso drückt das kräftigere, nachstehende aus dem Jahr 1802 auch nur eine ganz allgemeine, weltschmerzliche Unzufriedenheit aus:

„O Milton! wärst Du jetzt für uns erwacht!
England bedarf Dich; es ist ein Revier
Von stehn'dem Sumpf; durch Altar, Schwert, Papier
Und jenes Heldenreichthums stolze Pracht,
Ist aus dem alten England nun verjagt
Das inn're Glück. Selbstsüchtige sind wir.
Erheb' uns, zeige wiederum Dich hier,
Und gib uns Sitten, Tugend, Freiheit, Macht.
Dein Geist war sternenreich, hehr und allein,
Dem Meere gleich war Deiner Stimme Klang;
Rein wie der hellste Himmel, frei und kühn,
Gingst Du des Lebens nied'ren Pfad entlang,
Göttlich und edel — so erfüllte sein
Geschick, wo es auch niedrig war, Dein Sinn.“

Die Form des Sonetts ist hier getreuer gewahrt, als es sonst die Seepoeten und die englischen Dichter überhaupt zu thun pflegen. Das Gedicht: „Michel“ ist nicht minder charakteristisch für die Wordsworth'sche Muse als „die Hirschsprungquelle.“ Wie meist, so beginnt er auch hier mit einer landschaftlichen Schilderung, ein besonderer Gegenstand trifft dann sein Auge und an diesen knüpft sich eine Erzählung. Dieser individualisirende Gegenstand ist hier ein Haufen von Bausteinen neben einem Bach; derselbe erinnert ihn an den alten Schäfer Michel, den besten Hirten weit und breit, wetterkundig und zuverlässig wie Keiner:

Ihn rief der Sturm stets — der den Reisenden
Nach Obdach treibt — gewißlich in's Gebirg:
Dort war inmitten mancher tausend Nebel
Er schon gewesen, die ihn auf den Höhn,
Wie sie ihn dort gefunden, auch verließen.“

So wurde er alt, doch nicht allein, denn er hatte eine Gattin, die, zwanzig Jahre jünger als er, ihrem Hauswesen tüchtig vorstand. Sie hatten ein einziges Kind, Lukas mit Namen:

„Das ihnen erst geboren,
Als Michel, seine Jahre zählend, fand,
Daß er fast alt geworden.“
„Dieser Sohn, und zwei
In manchem Sturm erprobte Schäferhunde,
Von unberechenbarem Werth der Eine,
War der Bestand des Haushalts.“

Nun folgt eine lange, bis in's kleinste Detail eingreifende Beschreibung des engen Lebens im Hause und des freien Treibens im Felde.

„Durch Gottes Gnade wuchs der Bub' und ward
Ein kräft'ger Junge, der zwei ständ'ge Rosen,
Fünf Jahre alt, auf seinen Wangen trug.“

Da schneidet ihm denn der Alte eine Schäferschippe zurecht, und stellt ihn schon als Hirten aus.

„Und schon so früh zu seinem Amt gerufen,
Stand dort der Knirps wie man wohl denken mag,
Als Mittelding von Hinderniß und Hülfe,
Und drob, so glaub' ich wohl, nicht allemal
Von seinem Vater sehr mit Lob belohnt,
Obgleich er Alles stets, was er vermochte,
Mit Stock und Ruf und Blick und Drohn gethan.“

Während Alles gut vorangeht, erhält Michel plötzlich die betrübende Kunde, daß er mit einer Bürgschaft, welche er vor langer Zeit für einen Bruder geleistet hat, einstehen muß. Er kann sie zwar lösen, vermag aber nicht, den dazu nothwendigen Entschluß zum Verkauf von einigen seiner Felder zu fassen. Ein besserer Rath scheint ihm der, Lukas zu einem reichen Vetter zu senden, der im Augenblicke aus der Noth helfen und durch die Dienstleistungen des jungen Schäfers entschädigt werden soll. Der Entschluß, den Jungen gehen zu lassen, wird von den beiden Alten nur nach großem Kampfe gefaßt und ausgeführt.

Vor der Abreise führt Michel seinen Sohn erst noch an den Platz, wo jene Steine liegen, und sagt:

„mein Sohn,
Du gehst auf morgen von mir; vollen Herzens
Blick' ich auf Dich, denn was mir, eh Du noch
Geboren warst, versprochen, bist Du jetzt,
Und seither warst Du täglich meine Freude."

Er erzählt nun von der Jugend des Knaben, von seinem eignen Leben und von seinen Vorfahren. Dann weist er auf die Steine, welche er zum Zweck der Erbauung einer Schafhürde zusammengerichtet:

„Dies war ein Werk für uns, mein Sohn, und nun
Ist's eins für mich, doch lege einen Stein
Hier, Lukas, hin für mich, mit eigner Hand —
Nun, Junge, sey getrost! Noch beßre Zeiten
Erleben wir; mit vierundachtzig bin
Ich stark und kräftig noch; thu Du Dein Theil,
Ich thue meins, ich fange wieder an
Mit manchem Werk, das sonst für Dich bestimmt;
Im Sturm geh' wieder auf die Höhen ich,
Wie meistens, ohne Dich, und thu' die Arbeit,
Wie ich sie sonst gewohnt allein zu thun."

Der Grundstein wird dann von Lukas gelegt, endlich zieht er, auf's Beste ausgerüstet, ab, und die ersten Nachrichten, welche von ihm und über ihn ankommen, lauten sehr günstig und befriedigend. Der Alte geht seinem Hirtenamt nach wie früher:

„Lukas indeß begann
In seiner Pflicht zu straucheln und zuletzt
Ging in der sittenlosen Stadt er hin
Auf schlechten Wegen; Schmach und Schande traf
Ihn drum und zwang ihn endlich, über's Meer
Zu gehn, um ein Versteck sich aufzusuchen.

„Es liegt ein Trost in einer starken Liebe,
Sie macht ein Ding erträglich, welches sonst
Den Kopf verdrehn, das Herz zerbrechen würde:
Ich sprach mit Manchen, die des alten Manns
Sich wohl erinnern, und was er nach Jahren,
Nachdem die schlimme Post er hörte, war.
Sein Leib war von der Jugend bis zum Alter
Ganz ungewöhnlich stark. Er stieg noch zwischen
Die Felsen, blickte noch empor zur Sonne,
Er lauschte noch dem Wind, und wie vorher
Trug er gewohnte Sorgfalt um die Schafe
Und um sein kleines Gut, das er ererbt.
Und hin in's Thal ging er von Zeit zu Zeit,
Um an dem Pferch zu bauen, den die Herde
Bedurfte. Nicht vergessen ist das Mitleid,
Das damals um den alten Mann im Herzen
Ein Jeder trug, und Alle glauben noch,
Daß manchen, manchen Tag dahin er ging,
Doch niemals aufhob einen einz'gen Stein."

Also sind wir wieder an dem Steinhaufen angelangt, welcher die Veranlassung dieser Erzählung war. Man muß sagen, daß die Geschichte ausgeht, wie ein Licht, oder, besser gesagt, daß ihr die künstlerische Abrundung fehlt. Aber darum ist sie nicht minder rührend und in ihrer bescheidnen Einfachheit nicht minder schön.

Das größere Gedicht: „der Ausflug" ist didaktisch, in epischer Form, in fünffüßigen ungereimten Jamben. (blank verse). In der Vorrede bemerkt der Dichter, es sei nur ein Theil eines beabsichtigten, noch größeren Gedichtes: „der Einsiedler," welches aus drei Theilen bestehen sollte und aus dessen zweitem Theil der „Ausflug" entnommen ist. Der gewöhnliche Grund: „Freundesrath," und der Umstand, daß der Ausflug mehr handelnden und beschreibenden Inhalts sei als die übrigen, wohl mehr philosophischen Theile des Gedichtes, bestimmten nach seiner Aussage den Dichter, diesen Theil allein zu publiciren. Den Titel des projectirten Werks: „der Einsiedler," erklärt er dahin, daß er, im Wunsch ein dauerndes Dichtwerk zu schaffen, sich in seine Heimath zurückgezogen habe, um sich dort über seinen Dichterberuf zu prüfen: das Resultat dieser Selbstschau sollte „ein philosophisches Gedicht über den Menschen, die Natur und die Gesellschaft" (also wenigstens de rebus cunctis) werden. Der ästhetische Prospect, welchen er gelegentlich dieser Vorbemerkung aufstellt, wurde schon erwähnt.

Das erste Buch des Ausflugs: „der Wanderer," beginnt gleich mit einer jener meisterhaften Landschaftsschilderungen:

„Es war im Sommer und hoch stand die Sonne;
Südwärts erschien undeutlich nur die Landschaft
In bleichem Nebel, doch nach Norden ab
War Alles hell und klar, nur lagen drüber
Vielfache Schatten hin, von schweren Wolken
Geworfen, Schatten, unbeweglich, fest,
Von hellem Sonnenstrahlenlicht begränzt."

Der Dichter wandert durch diese Landschaft hin und findet vor einer verfallenen Hütte:

„Ihn, den ich sucht', 'nen Mann ehrwürd'gen Alters,
Doch stark und frisch, zur Reise ungeschwächt.
Ich sah ihn auf der Hütte Bank im Schatten
Dahingestreckt, als wie im Schlaf, es lag
Ein eisenspitz'ger Stab zu seiner Seite."

Dieser Mensch ist nichts weniger und mehr, als ein Hausirer, den der Dichter schon seit den Jahren seiner Kindheit kennt und mit enger Freundschaft umfängt.

„O! vielfach hat Natur die Dichtergabe
Gesäet!"

Doch nicht bei Jedem, der sie hat, bringen die Umstände die Saat zum Aufgehen und Reifen:

„Die stärksten Geister
Hört oft das tobende Geräusch der Welt
Am wenigsten, sonst wär' auch dieses Manns
Talent nicht unbekannt, versteckt geblieben."

Aber der Dichter will ihm ein Denkmal setzen: Aus einer zahlreichen, armen, in strenger Sittlichkeit lebenden schottischen Familie entsprossen, hütete sein Freund im Sommer die Schafe und besuchte im Winter die Schule, im Denken zumeist auf sich selbst angewiesen:

„ein tiefes Fühlen prägte
Viel Großes in den Geist ihm, so bestimmt
Gestaltet und gefärbt, daß es in ihm
Zur Wirklichkeit fast ward und beinah sichtbar
Dem körperlichen Sinn."

In einer nahen Klosterbibliothek fand er das Material für sein phantastisches Sinnen in den alten Heiligen- und Märtyrergeschichten, in den Begebnissen des Covenants und in romantischen Stoffen aus einem alten Buch:

„halbzerrissen,
Das fabelhafte Dinge halb erzählt,
Ein Lied von Riesen, eine Teufelssage,
Mit seltsam rohem Holzschnitt reichlich aus
Gestattet: grauf'ge Leiber und Gesichter,
Verrenkt und spitz an Knie und Ellenbogen,
Auf langen Gespensterbeinen — wer einmal
Sie sah, vergißt sie nie."

Diesen grauenhaften Erscheinungen traten dann aber die lachenden Bilder der heimathlichen, von der Sonne bestrahlten Berge und des Meers erheiternd entgegen. Außerdem war er im Stande, sich „das Strahlengedicht des göttlichen Milton" zu verschaffen. Zum Jünglingsalter gelangt, wird ihm die Welt zu enge, das Geheimniß des Daseins tritt ihm aus jeder Naturbetrachtung entgegen und nach einem vergeblichen Versuche, Dorfschullehrer zu werden, entschließt er sich, als Hausirer in die Welt zu gehen:

„Der strenge Herzenstrieb, der aus dem Land
Voll Fels und Schnee den Savoyarden und
Den freien Schweizer aus den Thälern lockt,
(Ein Geist, der fest in den Gebirgen wohnt,
Wie deren Wolken) trieb auch seinen Sinn
Rastlos dahin, voll Hoffnung fortzueilen."

In dem nun folgenden, vielfachen Verkehr mit der Welt lernt er die Menschen und das Treiben ihrer Thorheiten kennen, allein sein Gewerbe weist ihn doch auch zugleich soviel in die Einsamkeit und auf die Natur zurück, daß er sich vor der Theilnahme an jenem Treiben bewahrt und nur als ein philosophischer Beschauer aus der Rousseau'schen Schule in der Entfernung steht. So ist die innere Entwickelungsgeschichte des Mannes, den der Dichter vor der Hütte antrifft. In dem jetztfolgenden Gespräch findet sich die schöne, vielbekannte Stelle:

„Die guten sterben früh,
Doch die mit Herzen, dürr wie Sommerstaub,
Die brennen gänzlich aus."

Hier folgt die einfache und rührende, etwas breit erzählte Geschichte der letzten Bewohner der verfallenen Hütte, welche, sich wohlstehend, durch Krieg und Mißwachs so zurückkamen, daß der Bauer zuletzt Soldat wurde, um durch das Handgeld seine Familie vor dem Hungertode zu retten. Seine Frau harrte vergeblich auf seine Rück-

kunft, ihre Kinder starben, dann sie selbst, und die Hütte verfiel. Der Hausirer war ihr letzter Freund gewesen.

In dem nächsten Buch: „Der Eremit," sehen wir den Dichter mit seinem Freunde nach Laune auf dem Lande herumschweifen.

„Die Reichen, Uepp'gen mögen, vor der Zeit
Durch Lust wie durch Geschäfte wach gerufen,
In Kutschen rollen oder durch den Huf
Geschwinder Renner frühe schon den Staub
Des Morgens wecken, der nur langsam steigt,
Und werden, fehlt's an Wohlsein nicht und Sinn,
Auch Lust empfinden — doch wie schwach, verglichen
Mit uns! die Seit' an Seite hingewandelt,
Behaglich hin auf Alles schaun, was wir
Erblicken."

Von den landschaftlichen Bildern werden wir wieder abgezogen durch die Erwähnung eines, dem Hausirer bekannten Einsiedlers, der besucht werden soll. Seine Lebensgeschichte wird kurz gezeichnet. Schotte von Geburt und arm, wird er Priester und zieht als Soldatenprediger, mehr Soldat und Lebemann als Geistlicher, in der Welt herum. Da lernt er eine Dame kennen:

Ein blühend Fraunbild, eine prächt'ge Blume,
Umstaunt ob Schönheit und berühmt durch Milde;
Sein Herz trieb ihn, zu lieben, Ehrgeiz, um sie
Zu werben: durch Geschick gewann er sie."

Er zieht sich mit ihr in's Landleben zurück, aber nach kurzem Glücke raubt ihm der Tod Kinder und Gattin. Aus seinem starren Schmerz reißt ihn die Kunde von der französischen Revolution, als deren begeisterter Anhänger er nun in Paris wirkt. In philosophischer Selbstüberhebung verachtet er das göttliche Sittengesetz, doch die Gluth seines Geistes bleibt dieselbe. Aber die schlechten Erfolge der politischen Bestrebungen, Zerfallenheit mit Gott und mit sich selbst; das Bewußtsein von der Eitelkeit alles irdischen Seins und Wissens reiben ihn auf und er beschließt, fern von der Welt, vergessen zu leben.

Der Weg nun zu diesem sonderbaren Misanthropen geht über steile Abstürze auf eine wüste Hochebene hinauf, auf welcher sich jedoch plötzlich ein liebliches, abgeschlossenes Thälchen aufthut. Näher herankommend, läßt die beiden Wanderer ein Leichenzug und ein aufgefundenes Buch von Voltaire:

„Ein düstres Werk aus eines Spötters Feder,
Unrein erzeugt aus einem frevlen, harten
Und stolzgeschwellten Herzen,"

vermuthen, daß der Gesuchte nicht mehr unter den Lebenden sei. Gleich darauf tritt er ihnen aber selbst entgegen.

„mit bleichem Antlitz
Groß, mager die Gestalt."

Nach einigen sarkastischen Reflexionen über den Tod des eben Begrabenen, dessen einziges Kind er indeß mit rührender Sorgfalt tröstet, führt er seine Gäste nach Hause und bereitet ihre Bewirthung:

„mit mehr Eifer als ein unreif Mädchen
Allein gelassen bei der Mutter Vorrath."

Dann erzählt er die Geschichte des Todten, der in Folge eines Sturms im Gebirge umkam.

Das dritte Buch, „die Verzweiflung," bringt uns in seinem Anfang Beschreibungen des Thals, in welchem der Eremit wohnt. Dieser selbst ist der Verzweifelnde:

„Denn Ach, was nützt der Schwung der Phantasie?
Des Forschens Tiefe?"

Doch ist er genügsam:

„Und ohne Murren will ich gern verzichten
Auf jedes Forschen über unsern Ursprung
Und über unser Wesen nach dem Tod.
Wir sind — in schöner, lebenvoller Welt!
Was kümmert das Woher? da bessere
Erklärung fehlt, so sprecht mit dem Indianer:
Aus fels'gen Höhlen stiegen ein'ge Leute,
Die aller Menschen erste Eltern waren!"

Auf dem Wege des Disputs über die letzten Gründe der Dinge, gelangt man zu einer detaillirten Erzählung, welche der Einsiedler von seiner, schon mitgetheilten Lebensgeschichte gibt. Seine Gattin, welche eine glänzende Weltstellung um ihn aufgegeben hatte, führte er in die Einsamkeit:

„In eine nied're Hütt' in sonn'ger Bucht,
Wo arglos stets die salz'gen Wogen branden
Und gleich unschädlich hin die Seeluft weht."

Dort fühlte er sich, in der Abgeschiedenheit von der Welt, ganz glücklich, doch ein plötzlicher Schlag zerstörte Alles durch den Tod einer Tochter,

„vom Griff des Tods so schnell erfaßt,
Daß kaum im Kampf der Wange Zeit noch blieb,
Zu wechseln ihre Farbe."

Durch den Tod des zweiten Kindes gerieth die Mutter in eine Art von Starrheit,

„Und, so verzehrt, schmolz sie mir aus den Armen
Und ließ mich trostlos auf der Erde hier."

Nun folgt die Verzweiflung:

Ich rief nach Träumen und Visionen, um
Enthüllung deß, was wachem Sinn verschlossen,
Die Ewigkeit beschwor ich, wie man Geister
Zum Kommen, Sprechen bannt."

Der Fall der Bastille reißt ihn aus diesem Studium, im Glück der Allgemeinheit hofft er das individuelle Leid zu vergessen.

„So war ich denn zur Welt zurückgekehrt,
Der Menschenbund ward meine heit're Braut,
Und meine Kinder luft'ge Hoffnung."

Einzelne Mißstände in der Entwickelung der neuen Zustände lassen den Sanguiniker auch an diesen verzweifeln, und er wirft sich ebenso unbedacht einer neuen Hoffnung, einer neuen Welt in die Arme, doch schon auf der Ueberfahrt fällt ihn die Erinnerung an vergangnes Glück furiengleich an. Auch die Hoffnung auf die edlen Indianer schlägt fehl:

„Allein das reine Urbild ird'scher Größe
Fand' ich nicht — doch statt dessen ein Geschöpf,
Gewissenlos, rachsüchtig, unrein, schmutzig,
Und keiner andern Regel unterthan
Als abergläub'scher Furcht und ekler Faulheit."

Und nun lebt er denn als Entsagender fern von aller Welt und ihrer Täuschung, nur mit der Hoffnung, daß der Strom seines Lebens bald den Abgrund erreichen wird, in welchem Alles schweigt. Nachdem wir nun mit dem Charakter der im „Ausflug" handelnden oder vielmehr redenden Charaktere hinlänglich bekannt sind, können wir mit der Behandlung des Inhalts rascher vorangehn. Der Hausirer bringt die Gründe einer theistischen Philosophie, welche indeß mit den Elementen streng puritanischen Glaubens stark versetzt ist, gegen die verzweiflungsvolle Glaubenslosigkeit des Eremiten vor, indem er dessen Theorie besonders auf den Grund seiner empirischen Weltanschauung angreift, d. h. er legt die Ereignisse, aus welchen Jener seine Ansichten schöpft, in anderem Sinne aus. Es wird unter Anderem ausgeführt, wie „nach dem Sündenfall" die einzelnen Naturreligionen entstanden seien, welche das Object ihrer Verehrung das nächstliegende Unbegreifliche, Nützliche oder Furchtbare nahmen.

„Der muntre Grieche, in dem Land voll Bergen,
Fruchtbaren Eb'nen, Flüssen, schallenden Ufern,
Beschirmt von wechselvollem Himmel, fand
Für jeden Gott bequeme Unterkunft,
Die schnell er nahm, wie reichlich sie gebracht
Aus Nachbarland — durch Wahl von Abenteurern."

Weise Naturbetrachtung im Einklang mit innerer Harmonie soll dereinst bessere Menschen machen. Folgende Zeilen setzen wir hierher wegen des genauen Zutreffens ihres Inhalts auf eins der bedeutendsten unserer Philosopheme:

„bewußt der Freiheit unsres Willens
Gehn wir voran, so fest, als wie getrieben
Durch zwingende Nothwendigkeit, entlang
Den Pfad des Guten, Wahren."

Das Thal wird nun, unter Begleitung des Eremiten, verlassen, und man gelangt bei ähnlichen Gesprächen, wie seither, zu einer anderen Niederlassung, wo eine vierte redende Person, ein Pfarrer, eingeführt wird. Seine religiös-philosophische Richtung ist mit der des Hausirers nahe verwandt und contrastirt demnach mit der des Eremiten, welcher noch immer auf seinem negativen Standpunkt verharrt und dadurch immer mehr, diesmal aus dem Nächstliegenden gegriffene Beweise für die göttliche Weltordnung wach ruft. Man kommt auf einen Kirchhof, welcher natürlich die Besprechung der Todten, des Todes und der Unsterblichkeit veranlaßt.

Hiermit hört die Handlung im Gedicht, wenn überhaupt die lose Manier der Einkleidung der seither dargestellten Doctrinen Handlung genannt werden kann, so gut als auf, und nur das Gespräch schlingt sich im Anschluß an objective Anlässe weiter.

In einer Anrufung der staatlichen und kirchlichen Verhältnisse seines Landes erweist sich der Dichter als sehr loyal:

„Heil der durch Freiheitshand geformten Krone
Um Brittenherrscherhaupt! und Heil dem Throne
Auf dem es sitzt! der tief gegründet ruht
In Ehrfurcht und des Volkes Liebe! Heil
Dem Staat von England! und, damit verbunden,
Doch gleich und tiefgefühlten Gruß für ihn,
Den geistigen Verband in seiner Kirche,
Gestützt durch Wahrheit und durch Martyrblut
Gefestigt, durch der Weisheit Hand errichtet
In heil'ger Schönheit, mit gemessnem Pomp,
Untadelhaft und sittlich."

Die Todten, in deren Mitte man sich befindet, geben Anlaß für eine Reihe meist sehr hübscher Episoden, indem der Pfarrer ihre Lebensgeschichten erzählt. Interessant darunter ist folgende:

Zwei Männer liegen dort bei einander, welche, den entgegengesetztesten politischen Doctrinen anhängig, der Eine nach Verlust seines Vermögens durch Unterstützung der Whigs, der Andere, ein katholischer Schotte, nach der Schlacht von Culloden flüchtig, ein Asyl in jener einsamen Gegend gefunden hatten. Obwohl immer noch die gegensätzlichsten Theorien behauptend und über dieselben heftig streitend, wurden und blieben sie doch die engsten Freunde und ruhen in demselben Grabe. Ihre Grabschrift ermahnt, mit Rücksicht auf den blinden Wechsel der stets rollenden Zeit, den vernünftigen Menschen, das ewig Wahre und Beständige in der Veränderung festzuhalten.

(Und ob Alles in ewigem Wechsel kreist,
Es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist).

Das Gespräch kommt dann unter Anderem auch auf materielle Verhältnisse, und das Loos einer rein bäuerlichen und einer Fabrikbevölkerung wird verglichen. Daß die letztere nicht den Vorzug erhält, läßt sich nach dem Standpunkte des Dichters begreifen, doch wird auch diese Richtung philosophisch gewürdigt:

„ich freue mich,
Die Meisterschaft uns'rer Vernunft zu sehn
Ob blinder Elemente; stumpfer Masse
Bestimmten, festen Zweck, ja eine Seele
Fast eingehaucht zu sehn."

Das neunte und letzte Buch enthält eine Recapitulation des vorher Gesagten aus dem Munde des Hausirers:

„In jeglichem Formwesen gibt's ein thät'ges Prinzip."

Der edelste Sitz dieses Prinzips ist die Seele des Menschen, am meisten leuchtet es aus Kindern. Die wahre Lebensphilosophie liegt in der Unterdrückung des Zufälligen, Ungeordneten (der Leidenschaften) unter das allgemeine Wahre (das Sittengesetz); das massenhafte Unglück kommt daher, daß die große Menge diese Wahrheiten nicht zu erfassen oder nicht anzuwenden vermag. Doch könnte durch eine weise Nationalerziehung Seitens der Regierung dieser Mißstand abgestellt werden.

Das Werk schließt mit einem Abendspaziergang der redenden Personen an einen See und den entsprechenden Naturbetrachtungen

Eine Fortsetzung des „Ausflugs" oder vielmehr der zweite Theil des projectirten Werks: „der Einsiedler," ist das epische Gedicht: „das weiße Reh von Rylstone," oder das Schicksal der Norton, the white Doe of Rylstone, or the Fate of the Nortons."

Hier liegt eine bestimmte historische Basis vor, auf welche der Dichter jedoch in seiner Weise gearbeitet hat. Unter der Regierung der Königin Elisabeth brach im Norden von England eine Insurrection der Katholiken aus, welche jedoch schnell gedämpft wurde. Richard Norton von Rylstone betheiligt sich bei dem Aufstand mit seiner ganzen Familie. Diese besteht aus nicht weniger als neun Söhnen und einer Tochter Emilie, welche beständig ein schönes, weißes Reh mit sich führt.

„Wo auch dies Reh sich zeiget, bricht
Selbst in des tiefsten Kerkers Nacht
Ein Strahl von einem heil'gen Licht;
Und kehrt sie draus zurück, so lacht
Der Tag selbst in noch hell'rer Pracht."

Wie der alte Norton nun mit fliegenden Fahnen zu den Aufständischen zieht, folgen ihm acht seiner Söhne, der neunte will aber nicht, und geht nur unbewaffnet hinter dem Zug her:

„Franz Norton sprach:
O Vater, laß von diesem Streit!
Dein Haupt ist grau seit manchem Tag,
O Vater, hör' mich, wenn ich sag',
Es ist für Dich nicht mehr die Zeit!
Denk' an den guten Ruf der Norton,
Die Kön'gin ist gerecht und gut,
Rein unser Glaube, und von Blut
Mahnt Menschlichkeit ab und vom Morden.
Ich weiß, Dein Zorn betrifft mich schon,
Ich bin Dein Sohn, Dein ält'ster Sohn;
Laß stehn das Banner, halte ein
Und löse auf der Krieger Reihn!"

Die Sache nimmt ein schlechtes Ende, Richard Norton wird mit seinen acht Söhnen gefangen genommen und hingerichtet. Vor der Execution in York übergibt er sein Banner an Franz mit dem Auftrag, es an einen bestimmten Platz, die Abtei von Bolton, zu bringen. Unterwegs trifft er mit einem Trupp feindlicher Reiterei zusammen und wird verrätherischer Gesinnung beschuldigt, obwohl er nicht offen die Waffen getragen habe.

„Verräther bin ich nicht! sprach dann er,
Zwar trag' ich dies unsel'ge Banner,
Doch blutet drob mein Herz voll Schwäche.
Ihr aber achtet, was ich spreche,
Und laßt den Unglücksel'gen wallen,
Der mit sich selbst im Streit vor Allen!"

Trotz seiner Rechtfertigung wird er aber von einem der Reiter erstochen, und Emilie ist mit ihrem weißen Reh allein noch übrig. Sie lebt noch lange Jahre zwischen den Trümmern ihres Familiensitzes und kommt jeden Sonntag mit ihrem Reh in eine Kirche und auf den Kirchhof von Bolton, welche Besuche denn nach ihrem Tode das Reh selbst noch lange Zeit fortsetzt.

Dieser Stoff ist, abgesehen von dem Thierchen, gut und namentlich für dramatische Behandlung ganz vorzüglich geeignet. Daß unser Dichter auf dem Wege des Epos nichts Rechtes daraus zu Tage fördern konnte, ist, wie wir ihn bereits kennen gelernt haben, leicht zu denken. Zur epischen Darstellung fehlt ihm zwar nicht die Breite, wohl aber die Energie und namentlich die Formvollendung, und so muß „das weiße Reh von Rylstone" als eine seiner schwächsten Arbeiten bezeichnet werden.

In Anknüpfung hieran haben wir nun die Kritik, welchen die Wordsworth'schen, sowie die Dichtungen der übrigen Seepoeten fanden, zu behandeln.

Hier springt uns besonders die bekannte, und wegen ihrer scharfen, oft ungerechten Kritik zum Theil berüchtigte Edinburgh Review (seit 1802) in die Augen. Nachdem sie, wie unten zu erwähnen, zuerst in Southey ihren Angriffspunkt gegen die Seepoeten und ihre Doctrin gefunden hatte, wandte sie sich auch in extenso gegen Wordsworth, als 1807 dessen Fortsetzung der lyrischen Balladen in zwei Bänden erschien.

„Dieser Autor," so beginnt die Kritik, „gehört bekanntlich zu einer Dichtergenossenschaft, welche sich einige Jahre lang an den Seen von Cumberland aufgehalten hat, und wird, wie wir glauben, gewöhnlich als das reinste Muster der Auszeichnungen und Eigenthümlichkeiten jener Schule betrachtet, welche zu bilden sie bemüht waren. Ueber die allgemeinen Verdienste dieser Schule hatten wir schon anderen Orts hinreichende Gelegenheit, unsere Meinung unumwunden genug auszusprechen und sogar einige Andeutungen über

den hier in Frage stehenden Schriftsteller zu geben, indeß ist es uns angenehm, eine Gelegenheit für nähere Beleuchtung seiner Prätentionen hier gefunden zu haben.

„Die lyrischen Balladen (1798) waren unstreitig populär, und, wie wir ohne Anstand gestehen, mit Recht, denn trotz ihrer gelegentlichen Gewöhnlichkeit, Affectation und Einfalt, zeichneten sie sich unzweifelhaft durch eine starke Originalität, durch Pathos und natürliches Gefühl aus, und empfahlen sich allen guten Seelen durch den klaren Eindruck der gefälligen Neigungen und tugendhaften Grundsätze ihres Autors, welchen sie trugen.“ — —

„Grade weil die Verkehrtheit und der schlechte Geschmack dieser neuen Schule mit einer guten Portion von Genie und lobenswerthem Gefühl verbunden war, deßwegen fürchteten wir ihre größere Verbreitung unter uns und unterhielten den Streit mit einem Grade von Eifer und Animosität, der Manchem, Autoren gegenüber, welchen soviel Verdienst zugegeben worden ist, unvernünftig scheinen könnte.“ — —

Indem die Review nun hieran die Behauptung knüpft, daß in der hier besprochenen Sammlung das Fehlerhafte der Schule in Steigerung, das Gute gegen früher vermindert vorliege, fährt sie fort:

„Wir werden hier nicht den kleinen Krieg fortsetzen, in welchem wir früher die von der Schule versuchten Verbesserungen bekämpften, sondern diesmal die Gründe unserer Opposition eines Breiteren darlegen. Das Ziel der Poesie ist, unserem Grundsatze nach, zu gefallen, und ihr Name wird auf jede metrische Composition passen, welche uns Vergnügen erweckt, ohne daß das Nachdenken dabei angestrengt wird (!). Dieses Vergnügen mag im Allgemeinen in drei Theile zerfallen: in das, welches aus der leidenschaftlichen Bewegung und Erregung entspringt — in das, welches dem Spiele der Einbildungskraft oder der unangestrengten Thätigkeit der Vernunft folgt — und endlich in das, welches mit dem Charakter und der Art und Weise der Diction zusammenhängt. Die beiden ersten Arten sind die unwesentlichen Veranlassungen poetischen Vergnügens und bedürfen kaum einer weiteren Erörterung. Die letzte ist von den Lehrern der Dichtkunst bald überhoben, bald unterschätzt worden, und steht bei dem vorliegenden Dichter in so geringer Achtung, daß wir einige Worte der näheren Erklärung für unumgänglich erachten.“ — —

Die Schönheit der Diction nun, über welche sich die Review hier weiter ausläßt, wird Wordsworth gänzlich abgesprochen.

„Die Eigenthümlichkeit ihrer Diction allein wäre wohl schon hinreichend, die Schule lächerlich zu machen, aber unser Dichter scheint auch dieses sein literarisches Märtyrerthum noch auf einem unfehlbareren Wege zu ambiren: indem er nämlich seine erhabensten, zartesten oder leidenschaftlichsten Gedanken an Gegenstände und Zufälle knüpft, welche der größte Theil seiner Leser niedrig, einfältig oder uninteressant wird finden müssen" — — „Möglicher Weise kann wohl der Anblick des Gartengrabscheits eines Freundes, oder ein Sperlingsnest oder ein Blutegelsammler einem gewissen Gemüth eine Reihe mächtiger Eindrücke und interessanter Reflexionen hervorrufen, aber gewiß ist, daß den meisten anderen Gemüthern eine solche Verbindung immer gezwungen, gesucht und unnatürlich erscheinen muß, und daß das Gedicht, in welchem diese Verbindung versucht ist, immer den Eindruck einer Parodie oder einer belustigenden und affectirten Sonderbarkeit machen wird. Alle Welt lacht über elegische Stanzen an ein Spanferkel, Hymnen an einen Waschtag, Sonette an Jemandes Großmutter und Oden an Stachelbeerkuchen — und doch, fürchten wir, würde es schwer halten, Herrn Wordsworth zur Genüge davon zu überzeugen, daß dieselbe Lächerlichkeit unfehlbar den meisten poetischen Stücken dieser Bände ankleben muß."

Noch ungerechter ist das spätere Urtheil (1814) über den „Ausflug":

„Der vorliegende Band ist mit kurzen Worten zu charakterisiren als ein Gewebe von moralischem und sittlichem Durcheinander, worin sich unzählige Abwechselungen und einige wenige, sehr einfache Gedanken finden — aber unter einer solchen Begleitung von langen Worten, langen Sätzen und schweren Phrasen und einem solchen Wirrwarr von gezwungener Verzückung und phantastischer Erhabenheit, daß es dem erfahrensten und aufmerksamsten Gelehrten oft äußerst schwer wird, eine Idee von der Meinung des Dichters zu erhalten, und dem gewöhnlichen Leser geradezu unmöglich zu errathen, woran er ist.

Dem „weißen Reh von Rylstone" wird geradezu das Verdienst vindicirt, „das schlechteste Gedicht zu sein, welches wir jemals in Quart gedruckt sahen."

Wir ersehen hieraus, daß wir in diesen Gegnern der Seeschule Leute vor uns haben, denen zum Kritiker ein gewandter Styl, dialektische Fertigkeit und nöthigenfalls auch die erforderliche göttliche Grobheit nicht abgeht, dagegen stehn ihre ästhetischen Prinzipien, die, wenigstens bei uns zu Lande, heutzutage wohl Niemand mehr unter-

schreiben möchte, auf sehr schwachen, nämlich auf bloßen Autoritätsfüßen, und werden dabei, je nach dem augenblicklichen Bedürfniß, hin und her gewendet, wie ein Handschuh.

Die Edinburgh Review, 1802 begründet, erhielt bald nach ihrem Entstehen den Lord Jeffrey zu ihrem Redacteur en chef. Dieser, als Kritiker, Jurist und Staatsmann talentvolle, berühmte und verdiente Mann, war die eigentliche Seele des Unternehmens, dem er, wenn es ihm auch an bedeutenden Mitarbeitern nicht fehlte (z. B. Lord Brougham) dennoch immer den Stempel seiner scharfen und schonungslosen Dialektik aufzudrücken wußte. Lord Byron sagt in dem Pamphlet: „Englische Dichter und schottische Recensenten" von ihm:

„An Sinn so gnadenvoll und so gerecht,
Als ob die Hölle Satan abgelegt
Und sich zur Welt zurückgewandt, um Dichter
Zu richten, wie er einst der Bösen Richter."

In ihrem Prospekt kündigte sich die Review als ein ausschließlich kritisches Blatt an, doch: „wollen wir gar keinen Versuch machen, eine vollständige Uebersicht der neuen Literatur zu geben, sondern deren Betrachtung auf Werke beschränken, welche einen gewissen Grad der Berühmtheit entweder erlangt haben oder doch verdienen." Dies klingt etwas anmaßlich, weil hiernach schon die bloße Besprechung eines Werks in der Review demselben gleichsam einen Wechsel auf die Unsterblichkeit ausstellt, dessen Honorirung sie selbst indeß oft genug, den Seepoeten gegenüber, verweigert.

Weit entfernt, nur belletristische Kritik zu bringen, behandelt die Review in ihren, immer ziemlich ausführlichen Besprechungen Werke aus dem Gebiet der Geschichte, der Politik, der exacten Wissenschaften u. s. f., ja sogar auch aus der deutschen Literatur, wie denn z. B. schon in einer der ersten Nummern eine Gesammtausgabe von Lichtenbergs Schriften einer günstigen Kritik unterzogen wird. Ueber deutsche Literatur heißt es dort u. A.:

„Die Deutschen schreiben jetzt so richtig als irgend eine andere Nation. — Lessings, von jedem gebildeten Deutschen verehrter Name ist jetzt in England fast ebenso bekannt als der von Addison und Fielding, und bahnt den Weg für die weniger würdigen Werke von Schiller, Kotzebue und Iffland. Schiller ist unstreitig ein Mann von ungewöhnlichem Geist" (1804).

Schon in der ersten Lieferung der Review gab Southey, durch das Gedicht Thalaba, den Angriffspunkt gegen die ganze Schule:

„Der hier vorliegende Autor gehört einer Dichtersekte an, welche sich in den letzten zehn oder zwölf Jahren bei uns aufgethan hat, und wird, glauben wir, als einer ihrer vorzüglichsten Kämpfer und Apostel angesehen. Die eigenthümlichen Doctrinen dieser Sekte wären vielleicht nicht ganz leicht auseinanderzusetzen, aber zugegeben und durch die ganze Manier ihrer Dichtung thatsächlich bewiesen ist, daß sie von den vorhandenen poetischen und kritischen Systemen abweichen. (that they are dissenters from the established systems in poetry and criticism). Obgleich sie nun so scheint uns, einen eigenen Glauben und eine eigene Offenbarung ansprechen, so ist es doch kaum zu bezweifeln, daß ihre Doctrinen deutschen Ursprungs und von denen einiger der großen neueren Reformatoren jenes Landes abgeleitet sind. Indeß sind auch einige ihrer leitenden Prinzipien von früherem Datum und scheinen von dem großen Apostel von Genf entliehen."

Neben dem Zugeständniß der Neuheit wird den Seepoeten nun die Originalität abgesprochen.

„Der größte Theil ihrer Productionen wird sich in folgende Elemente zerlegen lassen: in die der Gesellschaft feindlichen Prinzipien und die krankhafte Empfindsamkeit Rousseau's — sein Mißvergnügen mit den gegenwärtigen staatlichen Zuständen, seine paradoxe Moral und sein beständiges Sehnen nach einem unerreichbaren Zustande wollüstiger Tugend und Vollkommenheit; in die Einfachheit und Energie (horresco referens) Schiller's und Kotzebue's; und endlich in die stellenweise Rohheit und Härte der Cowper'schen Sprache und Versbildung."

„Ihr unterschiedlichstes Merkmal ist unstreitig eine Affectation großer Einfachheit und Ungenirtheit der Sprache."

„Die Anhänger der Einfachheit sind immer in Gefahr gelegentlicher Gewöhnlichkeit, aber die Einfachheit dieser neuen Schule scheint sie der Gewöhnlichkeit ganz gewiß zu versichern."

Es folgt aus diesen, wie aus anderen schon angeführten Stellen, daß die Opposition der Review gegen die Seepoeten rein formeller Natur war. Ueber die ästhetische Materie selbst war kein Streit, denn wir haben schon gesehen, wie von beiden Seiten die Erweckung von Vergnügen als der bescheidene Endzweck der Poesie bezeichnet wurde.

Die „Quarterly Review“ (1809 begründet und bald nach ihrem Entstehen auf der Seite der Seeschule) huldigt derselben ästhetischen Theorie und sagt mit klaren Worten: „der Endzweck der Poesie ist Vergnügen“ (1810).

Die Edinburgh Review kehrte ihre Pfeile fast ausschließlich gegen unsere drei Dichter, indem sie andere Glieder der Schule glimpflicher behandelt. So sagt sie z. B. von Wilson (die Palmeninsel, die Peststadt u. A.) „Obgleich er offen den Stempel ihrer Eigenthümlichkeiten trägt und die tiefste Verehrung für ihren großen Führer, Herrn Wordsworth, ausspricht, so hat er sich doch von verschiedenen Fehlern frei gehalten, welche seinen Lehrern zum Vorwurf gemacht werden können. Er hat zwar dieselbe Vorliebe für die Verknüpfung starker Empfindungen mit gewöhnlichen Vorkommnissen, und dieselbe Sucht, seine Empfindungen etwas zu übertreiben, dieselbe Verachtung für alles weltliche Vergnügen und Bestreben, dieselben Dictionsfehler, u. s. w., doch baut er seine Poesie selten auf eine Grundlage, die spaßhaft oder ganz phantastisch ist“ (1812).

Die anfängliche Opposition der Review gegen Lord Byron verkehrte sich seit dem Erscheinen der beiden ersten Gesänge des Childe Harold in die entschiedenste Anerkennung.

Gegen anerkannte Größen, wie Rogers, Walter Scott, erweist sie sich von vornherein sehr demüthig und stellt diesen letzteren gelegentlich der „Lady of the Lake“, 1810, „auf eine Höhe, welche von seinen sämmtlichen Zeitgenossen nicht erreicht wird.“ Eine tendenziöse Anerkennung erhält der, den Gegenständen seiner Dichtungen nach der Seeschule verwandte Dichter Crabbe:

„Herr Crabbe zeichnet sich vor allen andern Dichtern sowohl durch die Wahl seiner Stoffe als durch die Manier seiner Behandlung aus. Alle seine Personen sind dem niederen Bereich des Lebens entnommen, und seine ganze Scenerie aus den gewöhnlichsten und familiärsten Gegenständen der Natur oder der Kunst. — Statt uns durch blühende Triften und schäferliche Wiesen zu führen, leitet er uns durch schmutzige Gänge und gedrängte Schiffsländen zu Hospitälern, Armenhäusern und Branntweinschenken. (Das Dorf 1810).“

Dieser Preis platter Niederländerei ist in der englischen Literatur immer heimisch gewesen und geblieben, vermag aber hier nur einen schlechten Appetit zu erwecken. Crabbe sagt in dem erwähnten Gedicht:

„Kein tiefes Denken braucht's bei kleinen Dingen,
Ein Schäferlied ist gar zu leicht zu singen."

Und weiter:

„Daß Feld und Heerde schön sind, läugn' ich nicht
Für den, der grast und seine Felder pflügt,
Doch seh' ich mir auf solchem schönen Plan
Die armen fleiß'gen Bauern selber an,
Seh' ich, wie heißer Mittagssonne Gluth
Auf ihren bloßen, nassen Häuptern ruht,
Daß Mancher, schwachgemuth in Kopf und Herz,
Nur seine Pflicht erfüllt mit bitt'rem Schmerz,
Soll ich's dann wagen, dieser wahren Pein
Poet'schen Lügenfarbenschmelz zu leihn?"

Wie jeder allzustarke Angriff eine Reaction hervorrufen muß, so erwarben auch der Edinburgh Review ihre ständigen Invectiven, ihr unversöhnlicher Krieg gegen die Seeschule wenig Freunde, sie kam dadurch, und um den Vorwurf der „literarischen Menschenfresserei" zu vermeiden, in die Nothwendigkeit, an anderen Stellen wieder um so viel mehr zu loben, als sie hier zuviel getadelt hatte, und muß gelegentlich des Fluch des Kehama von Southey (1810) gradezu gestehen:

„Es ist ein gemischtes Gefühl von Aerger und Vergnügen, welches unseren Bemerkungen über die früheren Gedichte des Herrn Southey diesen oppositionellen Charakter verliehen und unser Urtheil bei dem weniger barmherzigen Theil der Leser in Mißkredit gebracht hat. Unser Lob wie unser Tadel ist übertrieben erschienen."

Auf die Gefahr hin, der Abschweifung mit Recht beschuldigt zu werden, wollen wir hier noch einige charakteristische Stellen der Review über deutsche Literaturverhältnisse mittheilen:

In einer im Allgemeinen günstigen Kritik der A. W. Schlegel'schen Vorlesungen über dramatische Literatur heißt es unter Anderm: „In Allem was die Deutschen thun, ist mehr das Bestreben nach Auszeichnung sichtbar als der Trieb der Einbildungskraft oder das Bewußtsein besonderer Befähigung. Sie schreiben, nicht weil sie von einem Gegenstand erfüllt sind, sondern weil sie denken, daß in Betreff desselben mit gehöriger Mühe und Arbeit etwas Treffendes geschrieben werden kann." (1816).

„Was das deutsche Orakel, Kant, anbetrifft, so müssen wir uns die Freiheit nehmen, zu sagen, daß uns sein System als die

willkürlichste und ungeheuerlichste Absurdität vorkommt, welche je erfunden wurde." (1817).

„Göthe ist der getreue Repräsentant des allgemeinen Charakters seines Landes. Er besitzt große und vielseitige Talente, obwohl er weit entfernt ist, dieselben zum Besten zu verwenden — er konnte dem Einflusse der Nebel nicht entgehen, die ihn umgeben (!). Schiller allein hatte die Kraft, in eine reinere Sphäre emporzusteigen."

„Es ist eine sonderbare Thatsache, daß Göthe, dessen Geist wirklich das Erhabene und Schöne zu fassen fähig ist, zu gleicher Zeit an einer gänzlichen Unfähigkeit, das Lächerliche und Widerwärtige zu vermeiden, leidet" (1816).

Hören wir nun auch eine Dichterstimme!

Lord Byron, sein Leben lang mit dem Fluche der Maßlosigkeit in Liebe wie in Haß behaftet, gehörte mit zu den entschiedensten und furchtbarsten Gegnern der Seepoeten. Seine satyrische Ader wurde bekanntlich schon früh durch eine, theilweise ungerechte, ungünstige Beurtheilung seiner „Hours of Idleness" durch die Edinburgh Review geweckt und sprudelte sich in dem Pamphlet: „Englische Dichter und schottische Recensenten" lebhaft genug aus (1809). Allein er kehrte die eingelegte Lanze nicht allein gegen „den großen literarischen Menschenfresser," Jeffrey, gegen Brougham und die damaligen Schützlinge ihrer Review (unter welchen er auch Walter Scott hart angreift), sondern er fuhr in gleicher Weise gegen Wordsworth, Coleridge und Southey aus.

Von dem Ersten heißt es dort:

„Nun kommt der dumme Schüler deiner (Southey's) Richtung,
Der sanfte Ketzer jeder wahren Dichtung,
Der simple Wordsworth, dessen Melodey
So sanft wie'n Abend seines lieben Mai." — —

„Er, der in Wort und That ausführet, wie
Die Dichtung Prosa, Prosa Poesie,
Und Euch vor Allem das Entzücken preist,
Das dumme Prosa gibt poet'schem Geist,
Und wie ein Wintermährchen, reimgezwungen,
Vom wahren Geist des Göttlichen durchdrungen."

Wie aber Byron sehr versöhnlicher Natur war und mit Leuten, die er entschieden angegriffen, später, seine Maßlosigkeit erkennend, eng befreundet ward, wie mit Scott und Moore, so nannte er auch später sein Urtheil über diesen Dichter ein ungerechtes (1816).

Coleridge, der mit seiner Unverständlichkeit im Allgemeinen der Kritik gegenüber unter den Seepoeten am Besten wegkam, erhält hier auch seinen Treffer:

„Laß
Den simplen Wordsworth kind'sche Verse bringen
Und Bruder Coleridge Wiegenlieder singen!"

und ferner:

„Doch übergeht den art'gen Coleridge nicht
Mit hohlem Bombast schwellend im Gedicht!
Wenn ihm unschuld'ger Stoff am besten paßt,
Ist Dunkelheit doch auch ein lieber Gast." — —

„In hohem Schwung wird Niemand ihn erreichen,
Deß Hymnen bis zu Eseln sich versteigen,
Da dies dem edlen Sinn gefallen hat,
So yaat er, der Langohren Laureat."

(Lines to a young ass).

Southey, welcher als der productivste, gewöhnlich die Handhabe bietet, wenn die Kritik die ganze Schule anpacken will, muß auch hier mehr als billig herhalten:

„Mit Adlerflug zum Himmel hoch erhoben,
Seht Southey, den Balladenschmieder, droben.
Räumt, Camoens, Milton, Tasso! ihm das Feld,
Der jährlich von Versheeren überschwellt!
Johanna d'Arc steht in den ersten Reihn,
Die Geißel Englands, Frankreichs Stolz und Schein
Obgleich als Hexe Bedford sie verbrannt,
Hat nun ihr Bild im Ruhmestempel Stand." — —
„Jetzt kommt der schreckliche Thalaba schon,
Arabiens wilder, wunderbarer Sohn." — —
„Der letzt' und größte, naht Madoc dem Blicke,
Ein Fürst in Wales, in Mexico Cazike 2c."

In einer Anmerkung heißt es: „Johanna d'Arc ist schon wunderlich genug, allein Thalaba ist eins von jenen Gedichten, welche, wie Porson sagt, gelesen werden, wenn Homer und Virgil vergessen sind — aber auch erst dann."

Gemäßigter, wenn auch mit gleicher Schärfe, weniger persönlich und mit mehr positivem Fond, tritt Byron in der ironischen Dedication des Don Juan an Southey auf. (Datirt Venedig, 16ten September 1818).

„Bob Southey, du gekrönter Lorbeerdichter,
Vertreter jener ganzen Sipp', ob zwar
Es wahr daß du — wie soviel andre Lichter —
Zuletzt ein Tory bist geworden gar;

Wie nun, mein ep'scher Renegat, was spricht er?
Was spricht der Seegefährten ganze Schaar?
Ein ganzes Nest scheint mir's, voll Sängertrödel,
Zwei Dutzend Amseln gleich in Einem Knödel!" —
„Metaphysik will Coleridge uns lehren?
Möcht' er uns die Erklärung doch erklären!" —

„Wordsworth gibt uns in langer „Excursion"
(Der Quartband, denk' ich, hält vierhundert Seiten)
Der neuen Lehr' ausführlichste Version,
Die Weisen selbst mag die Weisheit verleiden.
's ist Poesie — wenigstens sagt er's schon —
Und man mag's glauben zu den Hundstagszeiten —
Und wer's verstehn kann, der ist auch capabel,
Was Neu's zu melden von dem Thurm zu Babel." — —

„Ihr habt euch ineinander fusionirt
So ganz und gar, daß ihr zuletzt den Schluß
Gezogen, daß nur euch, wie sich's gebührt,
Der Kranz der Poesie gehören muß.
Ob des Gedankens Kleinheit wünsch' ich sehr,
Ihr tauschtet eure Seen mit dem Meer." — —

„Monarchen, Sklaven, Heere gibt's noch, ja!
Und schlecht sie zu besingen bist (Southey) du da!"

Auch hier gewahren wir immer nur Vorwürfe gegen Stoff und formelle Behandlung, während von einer ästhetisch-kritischen Behandlung der Seepoeten gar keine Rede ist. Das Wehen des deutschen Literaturgeistes, welcher seit Anfang des Jahrhunderts unter der Fahne der Romantik in England Eingang gefunden und jetzt eine ganze philosophische Dichterschule dort wach gerufen hat, klingt in den Productionen der Seeschule vielfach wieder, wird aber von ihren Kritikern nur geahnt, geschweige denn empfunden oder verstanden.

Wir konnten bei dieser Beleuchtung des Verhaltens der Kritik gegen Wordsworth manche Hinweise auf die beiden anderen Dichter und das ihnen Gemeinsame nicht umgehen. Wenden wir uns jetzt zu ihrer Betrachtung im Besonderen.

Coleridge, phantasiereicher und ungleich lebhafter angeregt als Wordsworth, hat sich in allen Gattungen der Poesie versucht, aber mit sehr ungleichem Glück. Es fehlt ihm in Allem die Ruhe, welche allein die innere Vollendung eines Dichtwerkes zuläßt, von den Irrlichtern seiner Phantasie verlockt, springt er dilettantenhaft, fragmentarisch, vom Einen zum Andern, überladet bescheidene Gegenstände mit brillanter Sprache und reichen Bildern und verliert sich gern in

Tiefen, zu deren Ergründung er keine Geduld hat, wo er denn, kurzathmig, stille steht und mit unvollendeter Arbeit aufhört. Mit großer Vorliebe für die Philosophie, sucht er das Metaphysische im Nebelhaften und pfropft auf Wordsworth'sche Stoffe Geister- und Gespenstererscheinungen, die uns, am hellen Mittag herumspringend, lächerlich oder unwahr erscheinen müssen. Beleuchten wir diese Charakteristik durch Beispiele, zuerst an lyrischen Stoffen:

In den „sibyllinischen Blättern" hat Coleridge die meisten seiner kleineren Gedichte zusammengefaßt. Eins der vorangestellten Jugendgedichte: „der Rabe" ist sogleich charakteristisch für den ganzen Dichter: Unter einem alten Eichbaume mästet sich ein Trupp Schweine an Eicheln, sie lassen eine einzige übrig. Diese wird von einem melancholischen Raben, der im Regen nicht naß wird, neben einem Flusse in die Erde gesetzt. Darauf verreist der Rabe auf längere Zeit und, als er zurückkommt, ist die Eichel ein großer Eichbaum geworden. Er läßt sich dort mit einer mitgebrachten Gattin häuslich nieder und bekommt Familie. Später kommt aber ein Holzschläger, der den Baum umhaut, verarbeitet und als Schiffbauholz in den Fluß rollt. Die Jungen kommen bei dieser Gelegenheit um, die Mutter stirbt an gebrochenem Herzen. Wie aber das Schiff, an welchem sich das Holz von dem Eichbaume befindet, in See geht, erhebt sich ein gewaltiger Sturm und das Fahrzeug geht in Anwesenheit des rachsüchtigen Raben mit Mann und Maus zu Grunde:

„Er horchte der Sterbenden letztem Geschrei.
Sieh, wie ob den Masten die Fluth rollt frei!
Da freut sich der Rabe und weiter er flieht
Und begegnet dem Tod, der auf Wolken hinzieht.
Und er dankt ihm vielmal, für den Sturm und die Fluth,
Denn sie nahmen ihm Alles und Rache thut gut.
Wir denken nicht so, wir vergessen, vergeben,
Was der Himmel belebte, das lassen wir leben."

Tant de bruit pour une omelette!

Die 1796 gedichtete Ode an das endende Jahr spricht einen der Hauptgedanken der Seepoeten, den Abscheu vor Krieg, vor dem Morde im Namen des Staates aus. Für die grade verstorbene russische Kaiserin Katharine findet sich dort ein freundlicher Wunsch:

„Ihr Manen ungezählter Leichen,
Die dort auf Warschau's Feld verbleichen,
Die vor Ismael gesunken,
Wo der Strom von Blute trunken,

Und der Kinder, Mütter Schrei
Sagte, was Erob'rung sei,
Geister Derer, die dort fielen,
Schwebt in nächt'gem Nebelzug
Um ihr Haus, das eng genug (ihr Sarg)
Höhnt sie mit Triumphesspielen!
So ist der Schlachtendämon todt,
(Schlecht war ihr Leben, schwarz ist, was ihr droht!)
Gewalt'ger Todtenheere Tanz,
Schwebt ihr um's Grab mit Irrlichtglanz,
Und mit prophet'schem Sang erzählen
Sie das Geschick der Herrschermörderseelen!"

Später folgt die schöne und bekannte Apostrophe an England:

„Nicht ganz verkauft bist du dem Joch,
O Albion, Mutterinsel, noch!
Dein wunderschönes Thälerland
Glänzt noch im Sonnenstrahlenbrand,
Die gras'ge Haide tönt im Schall
Des Echo's für der Heerde Klagen,
Die Hügel grünen und das Thal,
Und noch die stolzen Felsen ragen.
Der Ocean mit Well' und Wind
Beschirmt noch stets sein Inselkind!
Drum sucht in deinem Lustrevier
Gesell'ge Ruhe längst ihr Land,
Und keines Kriegers Wuth hat dir
Mit Brand die Stadt, mit Blut befleckt den Strand."

Dennoch prophezeit er diesem glücklichen und so wohl beschützten Reiche den Untergang, weil es selbst Krieg führt.

Die Ode an Frankreich, 1798, kündet in ähnlicher Weise die politische Doctrin der Seeschule. Im Anfange ruft der Dichter Himmel und Erde, die vier Elemente und ihre Bestandtheile als Zeugen seines Enthusiasmus für die ersten revolutionären Bewegungen in Frankreich an:

„Als Frankreich riesengroß im Zorn aufstrebte
Und mit dem Eid, dem bebte Meer und Land,
Den Fuß aufstampfte und sich frei genannt,
Gebt Zeugniß mir, wie ich da hofft' und bebte!"

Als Britannien sich dem Zuge der nordischen Herrscher gegen Frankreich anschloß, da zürnt der Dichter seinem eigenen Vaterlande; er jauchzt den französischen Siegen zu und hofft von ihnen eine Befreiung der Welt. Allein der Krieg gegen die Schweizer belehrt ihn anders:

„Vergib mir Freiheit, o vergib den Traum!
Ich hör' dein Rufen, hör' dein Klagen schallen
Her aus Helvetia's bleichen Eiseshallen,
Ich seh' das Blut in seiner Ströme Schaum!"

Er verzweifelt ob des Mißbrauchs der Freiheit an dieser selbst und findet sie nur noch in der, von Menscheneinflüssen reingebliebenen Natur:

„Ja, bloßen Haupts am Strande stehend wand
Mein Sinnen ich durch Luft und Meer und Land,
Mit gleicher Liebe faßt' ich Alles da,
Und deinen Geist, o Freiheit, fühlt' ich nah."

„Feuer, Hunger und Mord," „Fire, Famine and Slaughter," ist eine, in ähnlichem Sinne gegen den kriegslustigen Pitt gedichtete Ekloge. In einer verwüsteten Gegend der Vendée treffen diese drei allegorischen Personen zusammen und unterhalten sich in der Manier der Hexen im Macbeth über die Verdienste, welche sie sich in der letzten Zeit um die Menschheit erworben haben. Das Feuer geberdet sich am wildesten und verspricht zuletzt, zum Dank für geleistete Dienste, Herrn Pitt verzehren zu wollen.

Die lyrische Poesie unseres Dichters, welche sich nur in mehreren Liebesgedichten schwach vertreten findet, ist matt, weil gesucht. Das erste Erforderniß, die Unmittelbarkeit des Gefühls, welches vom Herzen kommt und zum Herzen geht, fehlt. So ist z. B. das vielgepriesene Gedicht „Liebe" nur ein willkürliches Gemisch von ritterlichen und schäferlichen Empfindungen.

Betrachten wir zum Beweis dieser Behauptungen einige der kleineren lyrischen Gedichte:

Heimweh.

(Geschrieben in Deutschland.)

„Süß ist's für den, der durch's Gedräng
Der Stadt sich windet jeden Tag,
Zu streifen hin durch Wald und Feld
Und so zu weihn den Sabbathtag.

Und süß auch ist's, im Sommerhaus
Aufrichtig, liebend, froh, und schön
Von lieber Kinder Schaar umringt,
Ein Hochzeitsfest mit anzusehn.

Doch nichts geht über dessen Glück,
Der, in der Fremde lang gebannt,
Den Bündel von dem Rücken wirft,
Zur Heimath endlich rückgewandt!

Das Heimweh ist ein zehrend Leid,
Das fühl' ich täglich mehr und mehr,
Und Heilung bringt die Luft allein
Die weht an Albions Küsten her."

Es ist hier allerdings recht deutlich gesagt, daß der Dichter das Heimweh hat, aber wir erfahren nicht, was Heimweh ist, sondern treffen nur auf die ganz negative Bestimmung, daß das

Aufhören des Heimwehs ein angenehmeres Gefühl ist, als andere Dinge, welche man sich gern gönnt, z. B. Ausruhn von Geschäften u. dgl. Ueber diese Schablone nun kann man, unter Veränderung weniger Worte, auch ganz andere angenehme Dinge ansingen.

Bei Bemerkung einer Blüthe
am 1. Februar 1796.

„Du süße Blume, furchtsam blickst du aus
Dem rothen Stamm (denn, sonderbar! es hat
Der düstre, rauhe, klapperkalte Monat
Des Zephyrs Hauch geborgt und blickt auf dich
Mit blauem Aug', sehnsüchtig!) arme Blume!
Dies ist nur Schmeichelei treuloser Jahrszeit;
Vielleicht entrinnt jetzt ferner, nord'scher Höhle
Der Nordost schon und braust vom Pol daher.
Du Blume, todtgeweiht! Vergleich' ich dich
Mit einer süßen Maid, die, allzuschnell
Aufblühend hinzehrt voll unzeit'ger Reize?
Mit Bristowa's merkwürd'gem Sängerjüngling,
Der Blüthe, die, der Erde kaum verwandt,
Im trüben Wintersturm der Armuth sproßte,
Bis sie Enttäuschung und des Unrechts Drang
Zerschlug? Vergleich', in schmerzlicher Entrüstung,
Ich dich mit jener armen Polen Hoffnung,
Der noch im Keim geknickten Hoffnungsblüthe?
Leb', süße Blume wohl! es werde dir
Ein besser Schicksal, als mir ahnt. Betrübte
Vergleiche stahl ich einst, in Sang gewebt,
Angstvollem Selbst, dem harten Lebenslehrer;
Das warme Wehn des sonn'gen Tages bebt
Mich durch und stimmt die Orgel angemessen,
Und mischt betrübteste Gedanken selbst
Mit süß'rem Fühlen, wie ein harter Ton,
Der sanft gespielt auf zartem Instrument."

Ein schönes lyrisches Fühlen tritt hier zu Tage, nur wird Ungleichartiges zu wahllos durcheinander gemischt.

Sonett an den Fluß Otter.

„Du liebe Heimathfluth! Du wilder Bach!
Wie manches wechselvolle Jahr entfloh,
Wie manche Stunden, traurig oder froh,
Seit ich auf glattem Fels, dem Wasser nach,
Aufklomm zuletzt! der süßen Kindheit Tag
Drückt sich so tief ein, daß, wenn ich die Augen

Nur einmal schließ' in sonn'ger Tage Brand,
Gleich deiner Fluthen Farben auf mir tauchen,
Der Steg darauf, der weidengraue Rand,
Das sand'ge Bett, drob deine Fluthen hauchen
Ein duftig Farbenspiel! Wie oft empfand
Ich, Kindheitsbilder, euch in meinem Herzen,
Davor des Mannes Schmerz in Thränen schwand.
O, wär' ein Kind ich wieder ohne Schmerzen!"

Dieses Gedicht ist unstreitig das beste der bis jetzt betrachteten. Wie überhaupt bei den Engländern, so ist besonders bei den Seepoeten die Pietät charakteristisch, mit welcher sie an den Scenen ihrer ersten Heimath und Kindheit hängen. Wir bemerkten dies Gefühl schon bei Wordsworth in dem Liede an den Kuckuck, und wenn wir es hier und an vielen anderen Stellen unserer Dichter wiederfinden, so ist es eben ein Theil ihrer steten Sehnsucht, aus dem corrupten Treiben des menschlichen Lebens auf den Weg einer furchtsamen Reaction in junge, frische und noch unverdorbene Zustände zurückzukehren.

Etwas sehr Kindisches aber sehr Natürliches.

(In Deutschland geschrieben.)

„Hätt' ich zwei kleine Flügelein
Und wär' ein Federvögelchen,
Flög' ich, mein Lieb', zu dir!
Doch solch' ein Trachten ist nur Schein,
Und ich bleib' hier.

Doch flieg' im Schlaf ich zu dir dort,
Im Schlafe bin ich stets bei dir,
Denn dann ist Alles mein,
Doch wach' ich auf, ist Alles fort,
Ich bin allein.

Den Schlaf kein König halten kann,
Drum weck' gerne mich vor'm Tag.
Denn wenn der Schlaf auch hin,
So schließ' ich doch die Augen dann,
Es träumt mein Sinn."

Eine allerdings kindische und arglose Spielerei, welche ohne Quellenangabe sicherlich für ein Product eines unserer beliebtesten neueren Lyriker gehalten werden würde.

Wir erinnern hierbei an die Freiheit, welche sich Coleridge in der Form nimmt. Wenn die englischen Dichter überhaupt hierin eine große Freiheit haben, so betritt er doch die äußersten Grenzen derselben in dem häufigen Wechsel von jambischen und trochäischen

Zeilen in derselben Strophe, der Untermischung der Daktylen und der ungleichen Zahl der Füße.

Die dilettantenhafte Weise, mit welcher er die poetische Production betrieb, erhellt am besten aus den häufigen Fragmenten, welche er drucken ließ. In der erwähnten Sammlung: „Sibylline leaves" liegen deren nicht minder als ein halbes Dutzend, meistens ganz klein, vor, wie: Melancholie, Menschenleben, eine Nachtscene u. s. w. Wie er in dem unten zu behandelnden Gedicht: „Christabel" das günstige Vampyrthema unausgeführt gelassen hat, so hat auch das bedeutendste dieser Fragmente: „die drei Gräber," einen unverarbeiteten, sehr dankbaren Stoff, in welchem das anziehend Grauenhafte sehr leicht auf allgemein ethische Grundlagen zu reduciren gewesen wäre. Zum Verständniß des Fragments hat der Dichter eine lange, wie er behauptet, auf Thatsachen beruhende Geschichtserzählung vorausgeschickt, deren Inhalt wir kurz mittheilen:

Ein junger Pächter, Eduard, lernt durch eine Jugendfreundin, Ellen, deren Freundin Marie kennen und verlobt sich mit derselben. Auf Ellen's Rath theilen sie ihr Verhältniß sogleich Mariens Mutter mit. Diese, eine Frau in den besten Jahren und gut conservirt, hat gegen die Sache nichts einzuwenden, verliebt sich aber mit der Zeit selbst in Eduard und sucht diesen in jeder Weise von ihrer Tochter abspenstig zu machen. Als dies jedoch nicht gelingt, und Eduard ihre häufigen Winke nicht versteht, erklärt sie ihm in einem gelegentlichen tête à tête ihre Liebe. Er antwortet jedoch mit einem Hohngelächter, und dies bringt die leidenschaftliche Frau so außer sich, daß sie auf die Kniee fällt und schreiend den Himmel um einen Fluch für ihre Tochter und Eduard anruft. Marie hört in einem oberen Zimmer diesen Fluch und wird vor Schreck ohnmächtig, Eduard aber packt sie auf, nimmt sie mit zu Ellen, und, nach einem vergeblichen Versuch zur Aussöhnung mit der Mutter, heirathen sie sich.

Hier beginnt nun das Fragment, indem ein siebenzigjähriger Todtengräber dem Dichter gelegentlich dreier Gräber, welche sie auf dem Kirchhof finden, erzählt, wie die Vermählung in der Kirche von Statten ging. Eduard und Marie leben nun ganz glücklich einige Monate lang zusammen, nur etwas in Sorgen wegen des Fluchs, erhalten aber häufigen Besuch von Ellen, welche sie immer zu erheitern weiß. Als diese einmal an einem stürmischen, regnerischen Sonntag in der Kirche ist, kommt Mariens Mutter dort hin, und

wird von ihr freundlich begrüßt. Sie aber kniect nieder und flucht nun auch laut auf Ellen als die erste Veranlassung ihres Unglücks:

„O hör' mich, hör' mich, Herr im Himmel!
Und kostet' es mein Leben,
Verfluch' dies Weib, verfluch' sie, die
Eduard sein Weib gegeben!
Bei Tag und Nacht, im Bett und Haus
Sei stets auf ihr der Fluch! —

Dann stand sie auf, nachdem sie so
Gebetet laut genug,
Und ging, doch ohne daß seither
Ihr Fuß sie in die Kirche trug."

Ellen ist anfänglich sehr erschrocken, faßt sich aber bald wieder,

„Und eh' sie an die Kirchthür kam,
Sprach lachend sie uns zu:
Es war 'nes bösen Weibes Fluch,
Was stört das meine Ruh?

Sie lacht' und lacht', vergessen war's
Eh sie am Thor, doch meint
Jetzt Jeder, besser sei's gewesen,
Wenn sie darob geweint."

Nun passirt weiter nichts mehr, nur werden Eduard und Marie nach und nach sehr melancholisch und stecken zuletzt auch Ellen an, welche bis dahin immer ihre Trösterin gewesen war. Das Fragment bricht dann wieder ab mit der Schilderung, wie die drei Verfluchten an einem Sonntag Morgen unter einigen Hollunderbäumen an einem Bache liegen, und Eduard, welcher die Nacht nicht gut geschlafen hat, einschläft und laut von dem Fluche träumt. Auch erfährt man nicht, wie es weiter gehn sollte, und in welcher Manier sie zu den drei Gräbern kommen, welchen sie doch wohl angehören.

Daß in Bezug auf solche Productionen besonders die deutsche Kritik mehr Tadel als Lob aussprechen muß, liegt am Tage. Wir gewahren hier ein schönes Talent, welches jedoch unberufen in Kreise hineinstrebt, welche ihm fremdartig, uns aber ganz bekannt und homogen sind. Dort macht er nun Sprünge, die seinen Landsleuten stellenweise als genial erscheinen mochten, dem deutschen Beschauer dagegen meist lächerlich und unbeholfen vorkommen müssen.

Gehen wir nun zu seinen dramatischen Arbeiten über, so muß das Drama: „der Fall Robespierre's" als eine durchaus verfehlte Arbeit bezeichnet werden. Der Inhalt ist folgender:

Im ersten Act beginnt die Verschwörung von Tallien und Legendre gegen den Dictator. Der vorsichtige Barrère schwankt noch, sieht sich aber auch nach einem Disput, worin Robespierre ihn bedroht, genöthigt, sich den Verschworenen anzuschließen:

„O welch ein kostbar Wort ist Freiheit doch,
Das dumme Volk zu Sklaven einzuschüchtern!"

ruft Legendre, und dieser Pessimismus, der lieber keine Freiheit will, als eine, welche nur durch einige Geburtswehen erkauft werden kann,

leuchtet durch das ganze Stück, wie denn überhaupt die Seepoeten dem Grundsatze: „abusus non tollit usum“, in politicis ganz fremd blieben. Von Handlung ist, besonders im ersten Act, nicht einmal die Rede, die Coterie: Robespierre, St. Just und Couthon unterhalten sich von ihrem Rechte, die Coterie: Tallien, Barrère, Billaud, Varennes von dem ihrigen. Ein tragischer Gedanke ist ausgesprochen, allein wie es scheint, nur zufällig, denn er bleibt ganz ohne weitere Ausführung. Barrère sagt nämlich zu Robespierre:

„Du liebst zu sehr den Mord, und bringst dein Recht
(Wenn Recht es ist) durch schlecht'ste Mittel fort.“

Robespierre erwiedert darauf nur in Beispielen von dem Falle der Girondisten, Danton's, Hebert's u. s. w.

„O, zu welch' hohem Preis wird doch erkauft
Das Truggut dieser neuen Freiheit!“

ruft Adelaide, die Geliebte Tallien's, aus.

Der zweite Act führt uns in den Convent. Robespierre eröffnet dort selbst das Treffen, Alles, was er indeß vorbringt, sind wiederum Beispiele für seine Verdienste, von seiner bekannten Principienreiterei hört man kein Wort. Dagegen beschwört er das Gespenst Marat's:

„Geist meines hehren Freundes
Dich, Geist des Marat, ruf' ich an!“

Barrère und Tallien treten nun gegen ihn auf und man beschuldigt sich den ganzen Act hindurch gegenseitig der Verrätherei, dazwischen erschallen Rufe: Nieder mit dem Tyrannen! und die Mehrheit des Convents neigt sich auf die Seite der Verschworenen. Endlich fragt Robespierre nach Beweisen seines Verraths. Collot d'Herbois ruft ihm aber zu:

„Du willst Beweise!
Frugst nach Beweisen Du bei Brissot's Tod?

Legendre.

Gabst du Beweise denn als Danton fiel,
Als ich mit dringender Gefahr des Lebens
Aufstand und furchtlos Deinem Dräu'n entgegen
Ihn schuldlos nannte?

Robespierre.

Ich erinn're mich
Des schlimmen Tages und es reut mich sehr,
Daß ich, der Cäsar schlug, Antonius schonte,
Allein ich war zu mild, ich schaute Ströme
Von Blut und drum soll nun mein eignes fließen.“

Am Ende des Acts wird Robespierre mit seinem Anhange fortgeführt, die Conventssitzung dauert aber, sonderbarer Weise, geradeaus in den dritten Act hinüber.

Nun kommt Botschaft auf Botschaft von dem weiteren Verlaufe der Dinge: Robespierre ist befreit — die Jacobiner sind unter den Waffen — die Versammlung schwört, frei zu leben oder zu sterben. Der Sturm beschwichtigt sich indessen, und nach und nach gelangen Nachrichten von dem Siege der Conventspartei in den Saal. Bourdon de l'Oise hat die Truppen für sich gewonnen, Legendre die Jacobiner gesprengt, zuletzt bringt Lecointre die Kunde von der Gefangennehmung Robespierre's. In der Erzählung der Vorgänge auf dem Stadthause wird sogar der abgeschmackten Fabel von dem Selbstmordsversuche gehuldigt:

„Der eigenwillige Dictator
Stieß oft das Messer in die schwarze Brust,
Unfähig doch zum Tod; er lebt, verstümmelt
Von eigner, bebender Hand! Voll blut'ger Wunden
Erwartet er den bittren Tod, den Alle
Jetzt gleich erleiden."

Der zweideutige Barrère wird dann noch erkoren, einen Panegyrikus auf republikanische Freiheit zu halten, womit das Stück schließt.

Gegen diese Production läßt sich mehr sagen, als hier Platz finden kann. Robespierre kann unmöglich als der Held eines Stücks betrachtet werden, wenn ihn der Dichter schon von vorn herein als einen, wenn auch großartigen Verbrecher bezeichnet, und Coleridge sagt in einer Vorbemerkung selbst: „Ich habe versucht, in einer interessanten Weise den Fall eines Mannes darzustellen, dessen große böse Thaten einen unheilvollen Glanz auf seinen Namen geworfen haben." Sein eigentliches Ziel: „die leidenschaftliche und bilderreiche Sprache der französischen Redner nachzuahmen und die Charaktere der Hauptspieler auf einer weiten Schreckensbühne zu entwickeln," ist für eine dramatische Darstellung allzu bescheiden, obwohl nicht einmal erreicht, und gerade die Zeichnung der Charaktere ist ganz verfehlt, wie man denn z. B. geneigt sein könnte, in den Verschworenen wahrhafte und biedere Republikaner zu erblicken, während sie, im Besitz aller Fehler ihrer Vorgänger, doch Robespierre's Tugend, Danton's Muth und das Talent der Girondisten gänzlich entbehrten.

Es frappirt, ihn hiernach noch einmal auf dramatischem Gebiete

zu erblicken. Indeß ermangeln die beiden Dramen: „Reue" und „Zapolya" nicht einer gewissen tragischen Kraft, freilich aber der Originalität.

Der Stoff der Tragödie „Reue" (1813) erinnert lebhaft an die bekannte Episode im Schiller'schen Geisterseher. Zur Zeit der Maurenverfolgung unter Philipp II. leben in Granada zwei Brüder, Alvar und Ordonio, deren Ersterer mit einer Waise, Theresa, verlobt ist. Er geht auf Reisen und erhält Theresens Bild zum Andenken und als Talisman ihrer Liebe. Ordonio liebt Theresen ebenfalls und beauftragt einen Mauren, Isidor, dem er das Leben gerettet, Alvar vor seiner Rückkehr zu ermorden, indem er ihm vorspiegelt, daß dieser ihm nach dem Leben trachte. In einem Kampfe mit Alvar klärt sich jedoch das Mißverständniß auf, Alvar bleibt am Leben, verspricht aber, erst nach einem Jahre zurückzukommen, und überläßt, im Glauben, daß Theresa mit Ordonio einverstanden sei, das Bild an Isidor. Durch diesen erhält es Ordonio, versucht aber lange vergeblich, Theresa dadurch von dem vermeintlichen Tode Alvar's zu überzeugen. Nun soll sich nach Ordonio's Wunsch Isidor als Magier verkappen und Theresen die Todesscene Alvar's vorspiegeln. Isidor bringt jedoch einen fremden Magier herbei, dieser ist aber der, mittlerweile verkleidet angekommene Alvar selbst, der nun durch die Instruction, welche Ordonio ihm gibt, Theresens Unschuld erfährt. Er führt die versuchte Mordscene vor, und in der dadurch entstandenen Verwirrung intervenirt die Inquisition, indem sie Alvar als Magier faßt. Ordonio läßt nun seine Rache an Isidor aus, wird aber seinerseits von dessen Weibe umgebracht.

Dieses Stück hat einigen Erfolg auf der Bühne gefunden.

Das Schauspiel: „Zapolya, ein Wintermärchen," nennt der Dichter selbst eine Nachahmung des Shakspeare'schen Wintermärchens. Es herrscht darin eine noch größere Verwirrung in den Motiven und in der Handlung als in der vorbesprochenen Tragödie.

In einem Vorspiele werden wir Zeugen einer Usurpation, welche nach dem Tode eines Königs von Illyrien, dessen Bruder Emmerich begeht, indem er die behauptete Schwangerschaft seiner Schwägerin Zapolya böswilliger Weise in Abrede stellt und sich zum König ausrufen läßt. Der Feldherr, Raab Kiuprili, widersetzt sich diesem Beginnen, wird aber gefangen genommen und sein eigner Sohn Casimir unterstützt den Tyrannen. Kiuprili gelingt es,

aus dem Gefängniß zu entkommen, und er nimmt auf seiner Flucht auch gleich die Königin Zapolya und ihren neugeborenen Sohn mit. Casimir entschuldigt sein Betragen mit der politischen Nothwendigkeit:

„Es ist des Staatsmanns Tugend,
Zur Sicherheit des Landes jedwedes Mittel,
Das dient, zu brauchen."

Die eigentliche Handlung beginnt erst wieder nach vielen Jahren, und wir vernehmen auf dem Wege der Erzählung, daß nach der Usurpation ein Bürgerkrieg ausbrach, in welchem Emmerich Sieger blieb. Während der letzten Entscheidungsschlacht findet in einem Walde in der Nähe des Schlachtfeldes ein alter Bauer eine verwundete Dame, welche ihm ein Kind und einige Erkennungszeichen übergibt. Nachdem er das Kind in Sicherheit gebracht, kommt er wieder, die Dame ist aber indessen verschwunden und er erzieht nun den jungen Königssproß für seinen eigenen Sohn.

Hier beginnt das Stück, und der junge König erfährt nach und nach, wer er ist, findet auch seine Mutter, die mit Kiuprili, der als Währwolf verkleidet ist, genovefaartig in einer Höhle lebt, endlich wieder und ein drohender Sturm zieht sich in jenem Walde gegen Emmerich zusammen. Dieser hat mittlerweile Casimir auf Reisen geschickt, sucht sich seiner schönen Gattin Sarolta zu nähern, und dringt auch wirklich mit Hülfe ihres Hausmeisters, eines von vornherein ausgemachten Schurken, in ihr Schlafgemach, wird aber im entscheidenden Moment von dem jungen König, der auch Etwas zu nächtlicher Weile in Casimir's Schloß zu besorgen hat, ertappt. Casimir kommt sogleich selbst dazu, Emmerich spiegelt ihm eine Liebschaft Sarolta's mit dem jungen Unbekannten vor, und Casimir spiegelt Emmerich vor, daß er es glaube. Am nächsten Tage auf einer Jagd findet sich aber Alles. Ein Mordanschlag Emmerich's auf Casimir wird vereitelt, man trifft sich vor der Höhle, Casimir und Kiuprili versöhnen sich, und Emmerich, der in der Meinung, daß Alles bestens besorgt sei, dazukommt, wird von Casimir getödtet. Zapolya, welche eigentlich für die ganze Sache nur die Firma herleiht, kehrt mit ihrem Königssohne in die Welt zurück, und dieser belohnt eine Mädchentugend, welche sich im Verlaufe der Sache um ihn verdient gemacht, durch Heirath.

Das merkwürdige epische Gedicht: „Christabel," ist in seiner fragmentarischen Gestalt am meisten charakteristisch für diesen Dichter.

Hier kurz der Inhalt: Eine junge Dame, Christabel, verläßt in einer Aprilnacht das Schloß ihres Vaters, um in einem anstoßenden Walde für ihren entfernten Ritter zu beten:

„Die Schloßuhr zeigte schon Mitternacht
Durch der Eulen Schrei ist der Hahn erwacht!
Kikerik!" (Tu whit — tu whuu.)

Ein Geräusch in der Nähe erschreckt sie, aber, Muth fassend, tritt sie näher, und gewahrt nun hinter einem Baume eine wunderschöne, reichgekleidete Dame. Auf Befragen erklärt sich dieselbe für die Tochter eines Ritters, der vor Kurzem von Feinden auf seinem Schlosse überfallen und vertrieben worden sei. Sie selbst wurde gefangen und von einer bewaffneten Reiterschaar entführt, welche sie hier im Walde mit dem Versprechen, sie wieder abzuholen, allein ließen, jedoch nicht zurückkehrten. Durch Müdigkeit und Hunger erschöpft, fleht nun die fremde Dame Christabel's Mitleid an und bittet sie um ein Nachtlager. Diese sagt es ihr zu und führt sie leise durch das Schloß bis in ihr Schlafgemach, wo sie mit der Fremden ihr Lager theilt und in deren Armen einschläft.

In der Nacht wird Christabel durch sonderbare Träume erschreckt und durch die Erscheinung ihrer verstorbenen Mutter vor der Fremden gewarnt. Diese selbst aber erscheint am nächsten Morgen wieder sehr munter und von der imponirendsten Schönheit.

Christabel führt nun den Besuch, der sich Dame Geraldine nennt, vor ihren Vater, und der alte Ritter fühlt sich sogleich wunderbar von dieser angezogen, welche Neigung durch ihre Zuvorkommenheit noch gesteigert wird. Als sie aber nun gar ihres Vaters Namen nennt und ihre Geschichte erzählt, erklärt sie Herr Leolyne (Christabel's Vater) für die Tochter eines alten Freundes und Waffenbruders, mit welchem er sich einst aus beliebigen Ursachen sehr verfeindet habe. Er preist nun die Gelegenheit, welche sich hier bietet, um eine Versöhnung zu bewerkstelligen, läßt seinen Hofbarden rufen und beauftragt denselben, mit stolzem Gefolge zu Geraldinens Vater zu ziehen, ihn zu benachrichtigen, daß Herr Leolyne seine Tochter bei sich habe, und ihn einzuladen, selbst zu kommen, um sie festlich abzuholen. Der Barde aber, ein alter Diener, der sich schon Etwas herausnehmen darf, hat kein Gefallen an der Fremden, und trägt darauf an, dieselbe gleich mitzunehmen. Herr Leolyne, dessen Neigung gegen Geraldine aber immer noch wächst, weist ihn barsch

ab, und selbst Christabel, welche durch Ahnungen und Erinnerungen an ihre Mutter abermals gewarnt ist, wird für ihren Vorschlag, Geraldinen sofort nach Hause zu senden, von dem alten Ritter hart angelassen. Hier bricht das Gedicht ab und auf den Ausgang der Geschichte kann man nur aus einem Traume des alten Barden schließen, den dieser erzählt:

„Die Taube, die du so sehr liebst,
Daß du der Tochter Namen gibst
Dem art'gen Vogel, sah im Traum,
Herr Leoline, ich dort im Raum
Des Waldes flattern ganz allein
Und in den Büschen angstvoll schrein.
Als ich dies so gesehn, gehört,
Sann ich, was wohl den Vogel stört,
Denn nichts sah ich im Waldesraum
Als Gras und Busch beim alten Baum.
Und so ging ich im Traume fort,
Und sucht' umher an jenem Ort,
Was wohl die Taube ängst'gen mag,
Die zappelnd auf dem Boden lag.
Und immer sucht' ich, was wohl sei
Der Grund für dieses Vogels Schrei,
Und bückte mich, ihn aufzuheben
Zulieb der Herrin, und, beim Leben!
Eine Schlange wand sich, glänzend grün
Um Hals und Flügel der Taube hin."

Unter der Taube ist nun Christabel und unter der Schlange der incognito reisende Vampyr, Dame Geraldine, zu verstehen.

Byron empfahl dieses Gedicht als „von wilder und ganz eigenthümlicher Schönheit," vor der Edinburgh Review hat es jedoch keine Gnade gefunden. Es kann sonderbar klingen, einem Gedichte, in welchem das Wunderbare die Hauptrolle spielt, den Vorwurf der Unwahrscheinlichkeit zu machen, und doch muß derselbe hier erhoben werden. Die Einführung des Wunderbaren in der Poesie wird Niemand bestreiten wollen und das Unglaubliche in seinem Gefolge ist zulässig, soweit es überhaupt denkbar ist. Hier handelt es sich aber in Bezug auf das ganz Gewöhnliche um eine Unwahrscheinlichkeit, nämlich darum, daß eine junge Edeldame kurz nach einer Aprilmitternacht, um ein Gebet zu verrichten, in einen wilden Wald laufen soll. Dieser Umstand ist nicht unwichtig, weil sich daran die Einführung des Vampyrs in das Schloß anschließt. Nach einer eigenen Mittheilung des Dichters wurde dieses Gedicht in Folge einer Verabredung mit Wordsworth verfaßt, wonach etwas geschaffen werden sollte, was „die Macht, die Sympathie des Lesers durch eine getreuliche Nachahmung der Natur und die Möglichkeit, dieselbe durch die modificirenden Farben der Einbildungskraft zu erregen, darstellen sollte. Der plötzliche Reiz, welchen Licht und Schattenwechsel, Sonnen- und Mondlicht über eine ganz bekannte Landschaft verbreiten, deutete die Möglichkeit an, Beides zu vereinigen."

Ebenso unklar, wie diese Zweckbestimmung ist auch seine Bemerkung über die Unregelmäßigkeit des Metrums in dem Gedichte: „Das Metrum in Christabel ist, genau gesagt, nicht unregelmäßig, obgleich es so scheinen mag, sondern nur auf einem neuen Principe begründet, nämlich darauf, in jeder Zeile die Accente, nicht die Sylben zu zählen."

Das Gegenstück zu Christabel ist „das Gedicht von dem alten Seemann." Es beginnt ohne Weiteres wie folgt:

„Ein alter Seemann ist's, er hält
Von Dreien Einen auf.
Graubärt'ger Du mit dem glänzenden Aug,
Was hemmst Du meinen Lauf?

Des Bräut'gam Thor steht offen weit,
Und nächstverwandt ist er mir,
Die Gäste sind frisch, gedeckt der Tisch,
Du hörst den Jubel von hier.

Mit magrer Hand hält er ihn fest,
Es war ein Schiff, sprach er.
Hand weg! laß los, graubärt'ger Kerl!
Die Hand hielt ihn nicht mehr.

Er hält mit glänzendem Aug' ihn fest,
Der Hochzeitsgast stand still,
Und horcht wie ein dreijährig Kind,
Sowie der Seemann will."

So fängt diese Geschichte an. Und nun erzählt der alte Seemann dem Gaste, der fast verzweifeln will aber doch nicht von der Stelle kann, Folgendes: er fuhr einst mit einem Schiffe nach der Südsee, wurde aber durch einen Sturm bis in die südliche Eisregion verschlagen,

„Und dort kam Nebel nun und Schnee
Und es ward grausam kalt,
Daß Eis, mastboch, vorbei uns zog
So grün wie Emerald."

Ganz vom Eise eingeschlossen, wollten die Schiffer schon die Hoffnung aufgeben, als ein in der Südsee heimischer sehr großer Vogel, ein Albatroß, an das Schiff kam und dort genährt wurde. Bald darauf erhob sich ein warmer Südwind und das Schiff entfernte sich glücklich aus der Eisregion. Zuletzt aber schoß der alte Seemann den Albatroß, der das Schiff immer begleitete, mit seiner Armbrust todt:

„Und ich hatt' eine höllische That gethan
Und Weh kam drum herab,
Es schrie der Troß, weil den Vogel ich schoß,
Der guten Wind uns gab:
O Tropf, der Jagd, auf den Vogel gemacht,
Der guten Wind uns gab!"

Als aber das gute Wetter fortdauerte, wurden die Seeleute wieder beruhigt und riefen:

„Recht war die Jagd auf den Vogel gemacht,
Denn er bracht' uns Nebel und Dunst."

Dies Vergnügen währt aber nur kurz, denn das Schiff kommt nun unter dem Aequator in eine Windstille:

„Und Tag um Tag und Tag um Tag
Hat dort das Schiff geruht,
So still wie ein gemaltes Schiff,
Auf einer gemalten Fluth."

Sogar das Seewasser fault, Ungeheuer entsteigen dem Schlunde, Nachts tanzen Irrlichter um das Schiff. Im Augenblicke der höchsten Noth erscheint ein Segel, aber ach, es ist ein Gespensterschiff, von Niemand bemannt, als dem Tode in Selbstperson und einem sonderbaren Gespenste: „Leben im Tode," weiblichen Geschlechts:

„Ihre Lippe war roth, ihre Locke schaut
So roth wie Gold und wallt,
Aussätzigartig weiß die Haut,
Das Nachtgespenst: Leben im Tod, drob kalt
In des Mannes Adern das Blut sich ballt."

Diese beiden würdigen Personen vertreiben sich die Zeit mit Würfeln, „Leben im Tod" gewinnt, frohlockt, pfeift dreimal, und fort saust das Gespensterschiff. Die Bemannung stirbt nach und nach, und Jeder der funfzig Mann beschenkt den alten Seemann vorher noch mit seinem Fluche:

„Einer Waise Fluch reißt zur Höll' hinab
Einen Geist von Himmelshöhn,
Doch noch viel schrecklicher ist's, den Fluch
In Sterbender Aug' zu sehn."

Endlich segnet er einmal in Gedanken die Seeschlangen, welche sich um das Schiff bewegen, und von diesem Augenblicke an kann er, was ihn seither floh, beten und schlafen, und der Albatroß, den ihm die Schiffer um den Hals gehängt hatten, löst sich ab und fällt „wie Blei" ins Meer hinunter. Zuletzt gibt es auch Regen und Wind, und nun erheben sich die funfzig Leichen plötzlich und fangen an, das Schiff zu bedienen:

„Der Leichnam von meines Bruders Sohn
Stand bei mir, Knie an Knie,
Wir zogen an demselben Tau,
Doch sprach zu mir er nie."

Die Gespenster gestalten sich indeß nach und nach zu seligen Geistern und machen Musik auf dem Schiff, und unter demselben gleitet,

neun Faden tief, ein Geist, der den Vogel beschützte, und treibt es fort. In einer Art von Verzückung hört der Seemann zwei Geister sich über ihn unterhalten und erfährt dadurch, daß ihm, um der erlittenen Buße willen, der Mord an dem Albatroß verziehn ist. Endlich läuft das Schiff in einen heimathlichen Hafen ein beim Leuchten des Mondes, der übrigens während der ganzen Begebenheit unermüdlich jede Nacht geschienen hat. Die Todten liegen nun wieder still auf dem Verdeck, aber bei jedem steht ein leuchtender Seraph. Ein Pilotenboot legt an, und kaum hat der Seemann es bestiegen, als das Todtenschiff in die Tiefe versinkt. Der Seemann hat nun die Eigenheit, diese Geschichte manchmal erzählen zu müssen, ohne Rücksicht darauf, ob er seine gezwungenen Zuhörer dadurch von einem sonstigen Vergnügen abhält. Er empfiehlt sich mit den Worten:

„Leb wohl, leb wohl, doch sagen soll
Eins, Hochzeitsgast, ich dir:
Es betet wohl wer liebet wohl
Den Menschen, Vogel und Thier."

Ein solches Gemisch von allen verschiedenartigen Sorten des Grauenhaften und Uebernatürlichen ist wohl noch selten dagewesen. Daß aber das letzte Resultat derselben eine ganz platte Moral, eine Warnung vor Thierquälerei oder die praktische Lebensregel: Spiele nicht mit Schießgewehr! sein soll, ist lächerlich und verwischt den günstigen Eindruck, welchen im Einzelnen der Dichtung der Schwung der Phantasie, das lebendige Colorit und die brillante Sprache gemacht haben. Ein, der Seeschule sehr günstiger neuerer Kritiker, Gilfillan (First Gallery of Literary Portraits), sagt davon: „Zuletzt schwankt das Hirn des Lesers und er wird zweifelhaft, ob er oder der Dichter wahnsinnig ist, und es bleibt ihm nur gewiß, daß Wahnsinn im Spiel ist." „Die Moral der Erzählung ist klar und deutlich, aber so gewöhnlich, daß wir uns über die Mühe der Erfindung einer so neuen und wunderbarlichen Maschinerie zu ihrer Darstellung verwundern."

Es ist sonderbar, daß Coleridge, der in productiver Hinsicht als der excentrischste und wahlloseste der Dichter bezeichnet werden muß, doch als Doctrinair und Literarhistoriker an der Spitze der Schule steht. Freilich bedarf es kaum der Erwähnung, daß wir von ihm bei seiner sprungweisen Behandlung jedes Stoffes kein geordnetes, durchdachtes und consequentes ästhetisches System, sondern nur eine

Reihe oft zutreffender und jedenfalls origineller Bemerkungen zu erwarten haben. Diese finden wir in seinen Literaturvorlesungen.

Er definirt die Poesie folgendermaßen: „Die Poesie ist nicht der eigentliche Gegensatz der Prosa, sondern der Wissenschaft. Die Poesie steht der Wissenschaft, die Prosa dem Metrum gegenüber. Der eigentliche und unmittelbare Gegenstand der Wissenschaft ist Gewinn oder Verbreitung der Wahrheit, der eigentliche und unmittelbare Gegenstand der Poesie ist Mittheilung von unmittelbarem Vergnügen. Diese Definition ist praktisch, allein da sie auch den Roman und andere Producte der Einbildungskraft in sich begreift, welche wir nicht Gedichte nennen, so muß die Poesie noch einen besonderen Nebencharakter haben, welcher sie nicht allein von Gegentheiligem, sondern auch von zwar ähnlichen aber doch verschiedenen Arten der Production scheidet. Wie ist derselbe nun herzustellen? In belebter Prosa werden oft die Schönheiten der Natur, die Leidenschaften und Eigenschaften der Menschennatur in der natürlichen Sprache ausgedrückt, welche die Betrachtung jener Zustände einem reinen und wohlwollenden Gemüthe eingibt, doch werden weder wir noch der Schriftsteller ein solches Werk ein Gedicht nennen, obwohl kein Werk diesen Namen verdient, welches nicht alle diese Bedingungen erfüllt und noch eine weitere. Und welche ist diese? Es ist die vergnügliche Erregung, der eigenthümliche Zustand und Grad der Aufregung, welcher während des Dichtens in dem Dichter selbst entsteht; und um dazu zu kommen, müssen wir für die von dem Dichter betrachteten Gegenstände, Empfindungen oder Eigenschaften eine außergewöhnliche Sympathie haben, welche aus einer außergewöhnlichen Empfindsamkeit folgt, und eine außergewöhnliche Thätigkeit des Geistes in Bezug auf Phantasie und Reproductionsvermögen."

Es bedarf wohl kaum der Ausführung, wie sonderbar die Grille erscheinen muß, nach einer ganz flüchtigen und unzureichenden, weil meist negativen, Definition der Poesie auf eine willkürliche, äußerliche Formunterscheidung auf dem Gebiete derselben herüberzuspringen. Eine Abtrennung von den andern Künsten, welche doch hier wohl das Wesentliche gewesen wäre, liegt nicht entfernt vor, denn jedes wahre Kunstwerk erweckt Vergnügen, wenn dies auch weder sein letzter noch sein einziger Zweck ist; und sich besonders in die Anschauungsweise und Empfindung des Künstlers zu versetzen, ist Privatsache des kunstgenießenden Individuums, welches für den Begriff des Kunst-

werks natürlich nichts fixirt, denn wenn z. B. ein solches zufällig nur von lauter unkünstlerisch organisirten Menschen betrachtet werden würde, so müßte es dadurch aufhören, Kunstwerk zu sein.

An einer anderen Stelle definirt Coleridge die Poesie als „die Kunst, äußere Natur und menschliche Gedanken, beide in ihrer Beziehung auf menschliche Empfindungen, so darzustellen, daß von allen einzelnen Theilen so viel unmittelbares Vergnügen erzeugt wird, als mit der möglichst großen Summe von Vergnügen am Ganzen verträglich ist. Nun trifft diese Definition wie auf Poesie, so auch auf Malerei und Musik zu, und in der That paßt der Name Poesie auch auf alle diese drei Künste. Das „Vehikel" allein stellt den Unterschied her, und der Ausdruck: Poesie, hat insbesondere Worte im Versmaß zu treffen, und zwar einzig darum, weil der Kreis ihrer Handlung viel weiter, die Macht, diesen Worten Dauer zu verleihen, viel größer, und noch unvergleichlich größer die Möglichkeit ist, Leuten, welche nicht von Natur oder durch Krankheit dazu unfähig sind, eine dauernde Lust und Belehrung dadurch zu verschaffen."

Wir gewahren in solchen Definitionen Spuren sowohl des Horazischen:

„Aut prodesse volunt aut delectare poetae
Aut simul et jucunda et idonea dicere vitae,"

als der Schweizerischen Theorie von der Analogie der Poesie und Malerei, als auch selbstständiger Materialkritik, Alles aber in einer Weise durcheinandergearbeitet, daß den englischen Reviewers wohl vor der Dunkelheit des, von deutschen Philosophemen genährten Aesthetikers bange werden durfte. Ein englischer Kritiker, welcher nicht zu der literarischen Coterie der Edinburgh Review gehört, sagt von ihm: „Es traf sich unglücklicher Weise, daß Coleridge, während er sich auf deutschen Universitäten aufhielt, in seine begeisterungsvolle Einbildungskraft die Keime jenes religiösen und philosophischen Mysticismus aufnahm, welcher, gleich einer Wolke, den größten Theil seiner Schriften umhüllt und oft die leuchtenden Blitze seines Genius weniger lebhaft erscheinen läßt, als sie sonst sein würden. Diese Dunkelheit ist besonders in seiner Prosa bemerklich. Coleridge soll der Einzige gewesen sein, der Kant und Fichte durchaus verstand, doch ist zu bedauern, daß dieser Vortheil öfters eine Unverständlichkeit seiner eigenen Schriften veranlaßte. Als Madame Staël Kant in ihrer Auffassungsweise auslegte, hat sie wenigstens in einer ver-

ständlichen Weise geschrieben, Coleridge scheint aber nur den undurchdringlichen Schleier seiner eigenen Theorien denen des deutschen Philosophen hinzugefügt zu haben."

Es ist begreiflich, daß diesem Kritiker durch die Brille ähnlicher Theorien, wie die oben angeführten, der deutsche Philosoph als ein sehr grauenhaftes Nebelgespenst erscheinen mußte.

Es kann hier unsere Aufgabe nicht sein, aus den Schlangenwindungen der Coleridge'schen Theorien ein ästhetisches oder philosophisches System zu abstrahiren, welches in der That nie existirte, sondern wir müssen uns damit begnügen, noch einzelne seiner Sätze hervorzuheben und zu beleuchten.

Von besonderem Interesse sind in dieser Hinsicht die Tafelgespräche, herausgegeben von einem jüngeren Verwandten, welcher sich eckermannartig zu ihm verhielt. Als Beispiel seiner excentrischen Originalität fällt uns hier sogleich seine Beurtheilung des Othello in die Augen: „Eifersucht scheint mir nicht der Mittelpunkt seiner Leidenschaft zu sein, sondern der Schmerz darüber, daß ein Geschöpf, das er für engelgleich gehalten, das er in sein Herz geschlossen hatte, und das er immer noch lieben mußte, daß solch ein Geschöpf unrein und unwürdig sein sollte. Es war ein Streben sie nicht zu lieben. Es war eine sittliche Entrüstung, ein Bedauern, daß die Tugend so fallen könne: „Aber wie Schade darum, Jago? wie Schade!" Außerdem war seine Ehre gekränkt; ohne den Hinweis hierauf würde Jago nicht zum Ziel gekommen sein."

Diese letzte Bemerkung soll wohl den natürlichen Einwand gegen diese Theorie: „Warum dann der Mord?" widerlegen!

„Schiller ist im Stoff großartig; zu seinem Endzweck steckt er eine ganze Stadt an, wirft Kinder in die Flammen oder sperrt einen Vater in einen alten Thurm. Shakespeare aber läßt ein Schnupftuch fallen und dieselbe oder eine noch größere Wirkung erfolgt."

„Aus Byrons Gedichten klingt mir immer ein betrübter Mangel an Harmonie entgegen. Ist es nicht unnatürlich, große geistige Potenzen immer mit äußerster Schlechtigkeit zu verbinden? Existirt eine solche Verbindung wirklich oft in rerum natura?"

„Daß Byron diesen Widerspruch nicht lösen kann, das ist sein Mangel, allein erklärt wird er regelmäßig und seine „verworfenen" Helden haben subjectiv Alle Recht.

„Meiner Ansicht nach kann Poesie nicht besser definirt werden, als es Milton gethan hat: sie soll einfach, gefühlvoll und leidenschaftlich sein, d. h. einfach in der Anlage, reich an gefühlerregenden Bildern und Alles geistig durchdringend.“

„In der Scene zwischen Ophelia und Hamlet im dritten Act ist dieser anfänglich ganz voll tiefer und ungeheuchelter Zärtlichkeit, glaubt aber dann nach ihrer scheuen Zurückhaltung Lauscher in der Nähe und verfällt, um in der Rolle zu bleiben, in alle jene Rohheit.“

„Jakob Böhm bemerkte, es sei nicht wunderbar, daß es in Italien, Frankreich, Deutschland u. s. w. verschiedene Sprachen gebe, sondern daß nicht jeder Breitegrad eine andere Sprache habe. Als Bestätigung hierfür betrachte man die unendliche Sprachverschiedenheit bei den barbarischen Stämmen Südamerika's.“

„Pflanzen existiren in sich selbst. Insekten existiren durch sich selbst, aus eignen Mitteln. Menschen für sich selbst. Die Vollkommenheit unvernünftiger Thiere ist das Beste für sie, die Vollkommenheit des Menschen ist das Beste schlechthin. Pflanzen wachsen nur, aber Reizbarkeit (irritability) oder besser Instinkt (instinctivity) ist bei den Insekten. — Unter Insekten ist Leben in Theilen (in sections), allgemein über alle Theile ausgegossen zu verstehen.“

Wir können hier nicht unterscheiden, ob die Unverständlichkeit in dem Aeußernden selbst, oder in seiner Terminologie, oder aber in einem Mißverständniß des Referenten liegt.

„Shakespeare ist die Spinozistische Gottheit — ein allgegenwärtiges Schaffen. Milton ist die Gottheit der Allwissenheit, er steht ab extra und treibt einen vierspännigen feurigen Wagen.“

„Ich zweifle nicht, daß Homer ein concreter Name für die Rhapsoden der Ilias ist.“

„Eine, nach reinen Vernunftprinzipien dargestellte Demokratie würde thatsächlich eine Kirche sein.“

„Eine Dame sagte mir einst, daß sie das Gedicht: „Der alte Seemann“ sehr bewundere, daß es aber zwei Fehler habe: es sei unwahrscheinlich und ohne Moral. Ich gab zu, daß die Wahrscheinlichkeit allerdings in Frage gestellt werden könne, was aber die Moral angehe, so glaube ich, daß das Gedicht vielmehr deren zuviel habe.“

„Wahrheit ist ein guter Hund, aber er hüte sich, zu dicht hinter einem Irrthume herzubellen, sonst wird ihm der Schädel eingeschlagen.“

„Genaues Studium der Bibel wird jeden Schriftsteller vor Gewöhnlichkeit hinsichtlich seines Styls bewahren."

„Ich fürchte manchmal, daß der Herzog von Wellington zu sehr zu dem Glauben neigt, er könne eine große Nation ebenso durch ein Commandowort regieren, wie dies bei einer gut disciplinirten Armee angeht."

„Die Julirevolution: Die Franzosen müssen sich unter dem Einfluß einer liberalen und rechtlichen Regierung (denn eine solche hatten sie meistens seit der Restauration) sehr gebessert haben, weil sie sich als Sieger so gemäßigt zu zeigen wußten."

„In dem (Goethe'schen) Faust ist weder Motivirung noch Fortschritt, er ist von vornherin ein fertiger Beschwörer. Sinnlichkeit und Wissensdurst hängen nicht zusammen. Mephisto und Gretchen sind vorzüglich, Faust selbst aber ist dumm und sinnlos."

„Die jungen Leute in Deutschland, welche Lord Byron bewundern, ziehen Göthe Schiller vor, aber Sie können sich darauf verlassen, daß Göthe weder jetzt noch einst den allgemeinen Einfluß Schillers auf den Volksgeist haben kann." (1833).

„Das Prinzip der gothischen Baukunst ist denkbar gemachte Unendlichkeit."

„In Walter Scotts Gemüth rief jede Ruine, jeder Hügel oder Baum eine Reihe von historischen oder biographischen Associationen wach, während ich wahrscheinlich über die Ebene von Marathon gehn würde, ohne mehr als gewöhnlich dabei zu empfinden."

„Wie bekommt der Atheist die Idee des Gottes, welchen er läugnet?"

„Nehmt einen Gott an — und die Harmonie und Zweckmäßigkeit der physischen Schöpfung wird diese Annahme rechtfertigen; aber die Existenz Gottes daraus zu beweisen, ist ein Cirkelschluß, eine bloße Täuschung."

„Kant versuchte einst, die Existenz Gottes zu beweisen, und der Versuch war meisterhaft. In seinem späteren größeren Werk: „Die Kritik der reinen Vernunft," erkannte er aber die Trüglichkeit und sagte: daß, wenn diese Existenz überhaupt bewiesen werden könne, es durch die von ihm angegebenen Gründe geschehen müsse."

„Möglich, daß man mein System oder einen gegebenen Theil desselben nicht versteht, — oder durch einen festen Willensakt es in Zorn und Unmuth verwirft, eben weil man einen Lichtstrahl bemerkt

aber das sage ich, daß der, der es einmal ganz oder theilweise begriffen hat, nicht zaudern kann, seine Wahrheit anzuerkennen." (1834.)

„Liebe ist nichts als Hoffnung und Jugend im Verein, welche dadurch als ein Ding erscheinen."

Wie schon erwähnt, wurde Coleridge von der Kritik am meisten geschont, obwohl er Angriffspunkte in Fülle bietet. Die Review klagt über seine Unverständlichkeit, wagt aber nicht die Behauptung, daß hinter dieser Dunkelheit Nichts, oder wenigstens nichts Helles stecke. Den lebhaftesten Angriff hat sie gegen seine Selbstbiographie, „Biographia litteraria, or Biographical Sketches of My Literary Life and opinion" (1817) gerichtet.

Sie nennt dieselben mit Recht „weniger einen Bericht über sein Leben und seine Ansichten als eine Apologie derselben." Coleridge liefert in diesem umfangreichen Werk in seiner Art genug interessante Literarnotizen, nur ist von einem inneren Zusammenhang in seiner Darstellung nicht viel zu bemerken und an beliebigen Abschweifungen fehlt es nicht. Besonders weiß er mit viel Eifer seine Freunde Wordsworth und Southey gegen die ihnen zu Theil gewordenen Angriffe einer ungünstigen Kritik in Schutz zu nehmen. Auch der Gegensatz der früheren radikalen zu der späteren conservativen Gesinnung wird zu vermitteln gesucht. Die Review bemerkt hierzu sehr scharf:

„Wir werden uns hier nicht mit Herrn Coleridge streiten wollen, inwieweit die im „Wächter" und in den „Conciones ad populum" bekannten Grundsätze mit denen der Jakobiner verwandt sind oder nicht. Sein Styl läßt im Allgemeinen der Auslegung einen bequemen Spielraum. Doch glauben wir ganz sicher in der Behauptung zu sein, daß sie jedenfalls noch mehr mit denen der Antijakobiner und denen der Partei, zu welcher nun übergegangen zu sein er zugesteht, im Widerspruch sind."

Schließlich giebt die Review dort in wenigen Worten eine, wenn auch zu harte, doch treffende Charakteristik unseres Dichters: „Herr Coleridge ist, bei großen Talenten, durch die Ambition, Alles zu sein, Nichts geworden. Seine Philosophie lag wie Blei auf den Flügeln seiner Einbildungskraft, während diese mit seiner gesunden Vernunft davonrannte. Er hätte, das glauben wir ernstlich, ein sehr bedeutender Dichter werden können, hat es aber vorgezogen, ein schlechter Philosoph und ein noch schlechterer Politiker zu sein."

Wie schon erwähnt, hat sich Coleridge um die Verbreitung der Kenntnisse der deutschen Literatur in England, besonders auch durch seine Uebersetzungen der beiden Piccolomini und Wallensteins Tod Verdienste erworben. Seine Fertigkeit in der Handhabung einer prächtigen pathetischen Sprache hat ihm dabei wesentlichen Vorschub geleistet. Nehmen wir eine Uebersetzungsprobe aus einem kleineren sehr bekannten Schiller'schen Gedichte: „Nimmer, das glaubt mir, erscheinen die Götter ꝛc."

„Never, believe me,
Appear the Immortals,
Never alone:
Scarce had I welcomed the Sorrow-beguiler
Jacobus, but in came Boy Cupid, the Smiler,
Lo! Phoebus the Glorious descends from this throne!
They advance, they float in, the Olympians all!
With Divinities fills my
Terrestrial hall.

How shall I yield you
Due entertainment,
Celestial Quire?
Me rather, bright guests! with your wing of upbuoyance
Bear aloft to your homes, to your banquets of joyance,
That the roofs of Olympus may echo my lyre!
Hah! we mount! on their pinions they waft up my Soul!
O give me the Nectar!
O fill me the Bowl!

Give him the Nectar!
Pour out for the Poet,
Hebe pour free!
Quicken his eyes with celestial dew,
That Styx, the detested no more he may view,
And like one of us Gods may conceit him to be!
Thanks, Hebe! I quaff it! Jo Paean, I cry!
The wine of the Immortals
Forbids me to die!"

Wenn Wordsworth seine religiös-philosophische Didaxis fast ausschließlich in der Form der Pastoralpoesie hingab, wenn Coleridge seine mehr geahnten als verstandenen Philosopheme in eigenthümlichen Gestaltungen unbestimmt ausprägte, so gewahren wir in Southey ein universelles Talent, welches in Form und Stoff breit, wenn auch nicht immer mit der entsprechenden Tiefe, auseinander geht. Ausgedehnte culturhistorische und ethnographische Kenntnisse

befähigen ihn, seinen epischen Dichtungen ein lokales Colorit zu geben, welches ungemein anspricht, während er sich aber auch oft dadurch zu einer Ausführlichkeit verleiten läßt, die dem Gesammteindruck seiner Worte schadet. Sein Fach ist hiernach das eigentliche Epos, welchem sich das didaktische Moment indeß oft beimischt. Seine schwächste Partie sind seine kleineren Gedichte, weil hier die mangelnde Tiefe durch die breite Schilderung nicht ersetzt werden kann. In diesem Fach gewahren wir in ihm den Nachahmer Coleridge's, was freilich in keiner Weise zu seinem Vortheil gereichen mochte.

Ein Specimen dieser Gattung ist die „Ballade von dem alten Weib von Berkeley," welche eine Hexensage aus angegebener Quelle getreuer, als mit poetischer Verarbeitung des Stoffs verträglich ist, behandelt. Aus dem Krächzen eines Raben erfährt die alte Hexe, daß ihre letzte Stunde nahe ist. Sie legt sich zu Bett und läßt ihre beiden Kinder, einen Mönch und eine Nonne, rufen. Als diese mit dem heiligen Sakrament zu ihr treten, verfällt sie in Krämpfe, und erst nach dessen Entfernung vermag sie ihr sündiges Leben und einen Bund mit dem Teufel zu beichten. In dessen Namen hat sie schlafenden Kindern das Blut ausgesaugt, Dämonen commandirt, Gräber aufgerissen und noch mehr derartigen Unfug getrieben, und möchte nun doch nicht gern von ihm geholt sein. Sie ruft also ihren Kindern ihren letzten Willen zu:

„Ich bitt' euch, weiht mein Leichenkleid,
Ich bitt' euch drum, ihr Kinder;
Weihwasser netze mein Todtenhemd
Und meinen Sarg nicht minder.
Und thut mich in einen Sarg von Stein,
Und kettet dann auf's Beste
Mit Ketten und Stangen dreifach ein
An's Kirchenthor ihn feste,
Und weiht die Ketten und segnet sie,
Und stellt fünfzig Priester rund,
Daß Tag und Nacht die Messe klagt,
Wo ich liege in dem Grund.
Und fünfzig Meßner stellt mir hin
Dort neben meine Bahren,
Die mich Tag und Nacht bei der Kerzen Pracht
Mit heiligen Sängen bewahren.
Die Glocke schalle, klein wie groß,
Laßt alle bei Tag und Nacht erklingen,
Die Teufel, die nach meinem Leib
Dort suchen, hinwegzuzwingen.
Und nach dem Abendsang schließt fest
Das Kirchenthor mit dem Riegel,
Und sorgt mir Kinder, ich bitt' euch drum,
Daß fest die eisernen Bügel.
So laßt's drei Tage und Nächte seyn,
Meinen armen Leib zu retten,
Haltet ab so lang der Teufel Drang,
Dann wird das Grab mich betten."

Hierauf stirbt die Hexe und es geschieht Alles, wie sie gebeten. Allein schon in der ersten Nacht machen die Teufel, welche den Leib

holen wollen, einen beträchtlichen Lärmen, werden aber bis zum Hahnenschrei glücklich abgehalten. In der zweiten Nacht wollen die Lichter nicht mehr recht brennen und der Teufelslärmen wird noch viel ärger. Endlich in der dritten Nacht laufen die Dämonen Sturm gegen die Kirchenthür, die Meßner hören in der Verwirrung auf zu läuten, die Sänger fallen vor Schrecken um, die Lichter gehn aus und die Kirchenthür giebt Bresche:

„Und herein nun kam mit flammendem Aug'
Der Teufel, die Beute zu holen,
Und die Kirche glühte in feurigem Hauch
Wie eine Esse voll Kohlen.

Er legte die Hand auf das Eisenband,
Und wie Wachs war es drunter zerflossen,
Und der Deckel des Sargs sprang auf mit dem Ton
Des Donners, so fest er geschlossen."

Nun heißt der Teufel die Leiche auferstehn, sie muß, wohl oder übel, folgen, an der Kirchenthür steht ein schwarzes Roß mit feurigen Augen und Nüstern, der Teufel wirft die Hexe darauf, setzt sich selbst vor sie und davon geht's im bekannten höllischen Gallop.

„Sie sahn sie nicht mehr, doch ward ihr Geschrei
Gehört vier Meilen (englische) die Stunde,
Und die Kinder voll Lust an der Mutter Brust
Schrien auf in der nächtlichen Stunde."

Die Kritik giebt sich hier von selbst.

In andern Balladen ist Southey nicht glücklicher gewesen. Die Ballade: „Lord William" erzählt, wie dieser ein Kind in den Fluthen des Severn ertränkt und dadurch ein reiches Erbe gewinnt. Später muß er selbst, gelegentlich einer Ueberschwemmung des Flusses, darin ertrinken, was auf eine etwas gespensterhafte Weise zugeht, indem das ertränkte Kind in Selbstperson erscheint und die Rettung des Lords vereitelt.

„Rüdiger" behandelt die rheinische Sage von dem Schwanenritter. Hier wird derselbe jedoch nach Geburt seines ersten Kindes von dem Schwan mit demselben abgeholt, die Mutter folgt, entreißt ihm das Kind im Augenblick, wo er es zwei Riesenarmen, die sich aus einer Höhle recken, übergeben will, und so erwischen diese den Schwanenritter selbst.

In „Donica" handelt es sich um einen gespenstigen See, dessen finstere Macht eine nahewohnende Jungfrau tödtet, dann aber

ein Scheinleben in ihr unterhält, welcher Betrug an dem Hochzeitstage der Lebendigtodten durch die Kirche zunichte gemacht wird.

In allen diesen Fällen vermag das unmotivirt Grauenhafte den Mangel des wahrhaft Poetischen nicht zu ersetzen.

Das Gedicht: „Johanna d'Arc," ist Southey's erstes bedeutendes Product. Er soll es im 19ten Jahre verfaßt haben, es erschien 1796. (Schillers romantisches Schauspiel ist Anfangs 1801 gedichtet). Wenn auch dieses Gedicht vielfach als der Ausfluß des jugendlichen Republikanismus seines Autors betrachtet und bezeichnet worden ist, wenn es zur Zeit eines erbitterten Krieges zwischen England und Frankreich, einen patriotischen Fanatismus ersten Rangs gegen sich wach rufen mußte und zweifelsohne als ein schönes Denkmal eines, bei den Engländern seltenen Cosmopolitismus dasteht, so vermögen wir doch immer wieder die didaktische Richtung unter dem epischen Gewande der zehn Gesänge und die Reaction des subjectiven Idealitätsbewußtseins gegen den objectiven Drang äußerer Verhältnisse darin nicht zu verkennen. Zahlreiche Beispiele können diese Behauptung erhärten:

In der Schilderung ihrer heimischen Verhältnisse durch Johanna tritt die reinste Pastoralpoesie zu Tage:

„Ich legte dann mich nieder
Am Fluß im Thal dort, der jetzt hier herauf
Kaum seiner Fluthen Murmeln schickt, und lauschte
Dem Strom, der in der Mittagssonne hinglitt,
Und horchte seinem ewig gleichen Murmeln,
Bis meine Seele ruhig, still geworden,
Gefüllt von fremder, ungeahnter Lust,
Die durch die Brust gleich Sommerwolken zog,
Die Abends über'n See, sich spiegelnd, gleiten."

Diese Bilder wiederholen sich mehrfach, ob zwar immer in anderer Ausführung, aber stets in das breiteste, behaglichste Detail auseinander gelegt. Episoden, die man an sich für Schäferidyllen hingeben könnte, finden sich eingeflochten. Rein didaktischer Natur ist z. B. folgende Reflexion der Heldenjungfrau, welcher in jenen Zeitläuften ein solches Simuliren über Hirtenverhältnisse u. s. w. schlecht zu Gesicht steht:

„Wie bitter bist du dem, der ruhig hinlebt,
O Tod! und traurig ist in freud'gen Stunden
Dein kaltes Haus dem Sinn: doch sehr willkommen

Bist du dem Elenden, der beste Freund dem,
Der Freunde nöthig hat, ein rechter Tröster,
Denn in dem Grab ist Ruh."

„Als ihre Leiche (einer Freundin)
Zu Grab getragen ward, flog eine Lerche
Empor und stieg lautjubelnd auf zum Himmel
Im Sonnenschein. Ich dacht' in meinem Sinn,
Daß unter so viel Wesen nur der Mensch
Allein unglücklich."

Die letzte Tendenz ist immer wieder die, das Gepränge des staatlichen Lebens, Sieg und Krieg, der selbstbewußten Zufriedenheit eines mit sich einigen Gemüths gegenüber, als leer und nichtig zu zeigen. Der große Heinrich V. muß selbst noch im Grabe als ein abschreckendes Exempel herhalten. Ein Augenzeuge seines Begräbnisses erzählt:

„Die lange Procession zog langsam
Von Stadt zu Stadt, und als ich dumpf die Lieder
Der Klage hörte, weiten Schatten werfen
Die stolzen Banner sah und mittäglich
Die hohen Fackeln trüben Schimmers brannten,
Dacht' ich, was Er auf Erden war, der nun
Ging zu Gericht, und dankte meinem Gott,
Daß ich nicht so wie er."

Diese Beurtheilung des Helden von Agincourt durch einen englischen Dichter verdient eine literarische Curiosität genannt zu werden.

Etwas altklug läßt sich Johanna vor einem Theologencollegium aus, welches ihren canonischen Kenntnissen auf den Zahn fühlen will. Auf den Vorhalt, daß die Natur den Menschen Sünde lehre, entgegnet sie:

„Wenn's Sünde ist, das wunde Lamm zu suchen,
Zu heilen und in Thränen es zu baden,
So lehrt das die Natur! O nein, ihr Väter!
Wohlwollen nur und Lieb' ist die Natur
Und Schönheit. Im einfachen Waldesschatten
Giebt's Laster nicht, drob auf erzürnte Wange
Der rothe Strom hinschließt, kein Elend giebt's;
Dort weint die Mutter nicht mit bleichem Antlitz,
Hunger verzehrt, ob ihren dürft'gen Kleinen,
Mit so verblichnem, weherfülltem Blick,
Wie eines Tages er, beredt verdammend,
Den Mächt'gen anklagt."

Selbst in der Schilderung des Kampfgewühls kann der Dichter seine ethischen Schäfergefühle nicht unterdrücken, und bei drei französischen Soldaten, welche der englische Hauptmann Glacidas bei der Erstürmung seines Forts mit der Armbrust erschießt, erhalten wir nicht allein Nachricht über deren häusliche Verhältnisse, sondern auch die historisch interessante Notiz, daß einst eine Kirchenversammlung die Armbrust als eine zu mörderische Waffe verbot und Jeden verfluchte, der sich ihrer bedient. Richard Löwenherz führte sie zuerst wieder ein, allein die Strafe des Himmels traf ihn auch dafür:

„seit jener Zeit
Erhielt im Schlachtfeld oft und aus der Ferne
Manch braver Ritter seine Todeswunde
Von unbekannter Hand."

Während in „Johanna d'Arc" die epische Form durch den ungereimten, fünffüßigen jambischen Vers durchaus gewahrt ist, bietet die „metrische Romanze, Thalaba, der Zerstörer," eine sehr große Formwillkür dar, denn hier wechselt mit dem blank verse die verschiedenartigste Länge und Kürze der Zeilen. Das Gedicht beginnt mit der bekannten prächtigen Schilderung der Nacht:

„Wie schön ist doch die Nacht!
Die stille Luft füllt sich mit thau'ger Frische,
Kein Nebel trübt, die kleinste Wolke nicht
Die ganze Heiterkeit des Sternenhimmels;
In voller Glorie rollt der prächt'ge Mond
Durch dunkelblaue Tiefen;
Sein ruh'ger Strahl erhellt
Die Wüste rings umher,
Sie gleicht dem runden Meer, umkränzt vom Himmel.
Wie schön ist doch die Nacht!"

Thalaba ist ein junger Araber, welchen das Schicksal bestimmt hat, eine Bande böser alter Magier zu vernichten, die in den Höhlen von Domdaniel unter dem Meeresgrund hausen. Die Magier kennen diesen Schicksalsspruch und ermitteln auch zuletzt durch ihre Künste, wer ihr eigentlicher Feind ist. Hierauf senden sie einen Mörder aus, um den Vater Thalaba's, Hodeira, sammt seinen acht Kindern zu vernichten. Der Mord wird auch an Hodeira und sieben Kindern vollbracht, Thalaba selbst aber wird von seiner Mutter gerettet, welche mit ihm in die Wüste entflieht. Die Mutter stirbt dort, das Kind findet ein alter Araber auf und nimmt es mit

und erzieht es. Später vermählt Thalaba sich mit dessen Tochter Oneiza, ehe er auf die Vernichtung seiner Feinde ausgeht, sie stirbt aber schnell und läßt ihn in einer Verzweiflung zurück, aus welcher ihn nur das Bewußtsein seiner Mission zu erretten vermag.

Seine Gegner sind indessen auch nicht müßig geblieben, allein ihre Versuche, ihn zu vernichten, bleiben vergeblich und dienen nur dazu, dem Zerstörer einen magischen Ring in die Hände zu spielen, der ihn vor der Macht der Elemente sowohl als vor Zauberei schützt. Nach mannichfachen Schicksalen kommt Thalaba endlich an das vorgesteckte Ziel, er dringt in die Höhlen von Domdaniel und unter die dort versammelten Magier, allein er vermag sie nur dadurch zu vernichten, daß er die Höhle über ihnen zusammenreißt, wobei er denn in Gemeinschaft mit seinen Feinden den Tod findet.

Ein didaktisches Moment leuchtet in diesem Gedichte nicht durch, wie in Johanna d'Arc, allein ebensowenig kann es ein episches Gedicht genannt werden, denn wenn auch Dialog, Vergleichung, Episode und Einwirkung, wenn auch nicht höherer Wesen, so doch von Geistern und Gespenstern im Ueberfluß darin vorkommt, so fehlt doch ein wirklich denkbarer, ethischer Zustand, auf dessen Grund sich menschenmögliche Begebenheiten abspielen mögen. Sehn wir von epischen Zwecken wie die Eroberung Troja's oder die Heimkehr des Odysseus ab, betrachten wir die romantische Dichtung, welche der schöpferischen Phantasie den ungemessensten Spielraum bietet, so gewahren wir doch nirgends das pure Mährchen als epischen Stoff. Diejenigen drei Dichter, welche so zu sagen aus der Luft, aus dem absoluten Reich des Geistes ihren Gegenstand herausgegriffen haben und im Gegensatz zu den Reproductiven eigentlich productiv genannt werden müssen, Dante, Milton und Klopstock, suchen allegorisch ein feststehendes, philosophisch ausgebildetes Dogma darzustellen; in einer anderen Weise phantastisch, knüpft Wieland im Oberon an einen wirklich existenten gewesenen Weltzustand an, allein hier behandelt die reinste Willkür einen willkürlichen Stoff aus Tausend und Eine Nacht, ohne irgend ersichtliche Absicht, und wir können hier nur mit der Edinburgh Review übereinstimmen, welche das Gedicht als eine Erzählung für gute Kinder bezeichnet.

Im Uebrigen citiren wir hier aus derselben einige bezeichende Bemerkungen: „Uebernatürliche Wesen sind, obwohl leicht genug beschworen, bekanntlich sehr schwer zu behandeln und haben oft genug

den Dichtern und anderen Personen, welche sie unbesonnen citirten, Verlegenheiten bereitet. Es ist nicht leicht, consequent in der Anwendung von Gewalten zu bleiben, deren Schranken uns so fremd sind, und wenn wir in die Nothwendigkeit kommen unsere Geister als unwissend oder leidend hinzustellen, so vergessen wir leicht das Wissen und die Macht, womit wir sie früher bekleidet haben." — — „Zauberer und Hexen mögen auf den ersten Anblick etwas umgänglicher erscheinen, indeß hat Herr Southey Schwierigkeiten genug mit ihnen gehabt." Beispiele: „Der Samum tödtet den Magier Abdalda trotz seines Rings, der, später in Thalaba's Besitz, denselben vor Blitz, Gewalt und Zauberei beschützt" u. s. w.

Eine der schärfsten Kritiken, aber auch viele Anerkennung, hat Southey's nächstes Gedicht: „Madoc, der Prinz von Wales" erfahren. Zur Beleuchtung des Gedichtes selbst sowohl als auch der Art und Weise, wie die Edinburgh Review die Seepoeten behandelte, wollen wir einige Stellen aus der deßfallsigen Recension im letzten Quartal 1805 dieser Zeitschrift mittheilen.

Nachdem im Eingange mehrfach auf den Mangel an Originalität des Dichters hingewiesen, demselben ein bloßes Formtalent zugesprochen, seine unmäßige Breite mit Recht getadelt und dem ästhetischen Standpunkte der älteren Dichter entschieden gehuldigt ist, heißt es:

„Der Gegenstand des Gedichtes ist die Entdeckung von Amerika durch die Walliser zu Ende des 12ten Jahrhunderts, eine Begebenheit, welcher Herr Southey alle Unfälle und Abentheuer unterlegt, die die spätere Expedition von Columbus und seiner beherzten Gefährten auszeichneten. Um uns vor einer Verwechselung seiner Helden mit den tapferen Spaniern und seines Werks mit einer Versification von Robertsons Geschichte zu bewahren, fand es der Autor passend, außer der Namenveränderung noch eine lange Erzählung der Familienfehden und persönlichen Abenteuer des Prinzen Madoc, ehe er seine Heimath verläßt, voranzuschicken, und dadurch zerfällt das Gedicht in zwei Theile: „Madoc in Wales" und „Madoc in Aztlan." — Nun folgt die Darstellung dieser, allerdings vielfachen Familien- und dynastischen Wirrnisse, in Folge deren Madoc sich mit einem Freunde entschließt, eine neue Heimath im Westen zu suchen, während einer seiner Brüder, David, durch blutige Usurpation den Thron von Wales besteigt. Die Expedition wird von

gutem Erfolg gekrönt, und nachdem eine Colonie jenseits des Oceans gestiftet ist, macht Madoc einen Besuch zu Hause. „Er findet," sagt die Review, „seinen Rückweg mit merkwürdiger Genauigkeit, und landet ohne Karten und Compaß an den Treppen des Palastes von Aberfraw gerade noch rechtzeitig, um der Hochzeit seines Bruders David beizuwohnen. Dieser würdige Souverain hat sich mittlerweile damit beschäftigt, noch Einen seiner Brüder umzubringen und auf die übrigen Jagd zu machen; Einen hat er in Ketten gelegt, auf den Kopf eines Anderen einen Preis gesetzt. Er hat auch Frieden mit England gemacht und die Tochter eines sächsischen Fürsten geheirathet. Madoc, den anfänglich all dieser Unfug etwas mißlaunig macht, begegnet zuerst der Braut ziemlich rauh und springt mit seiner Majestät sehr ungenirt um. Einige Becher Meth legen jedoch bald alle Schwierigkeiten bei, er wird ganz umgänglich und erzählt seine Reiseabentheuer. Hierauf schmaust und zecht er bei seinen alten Freunden in der Umgegend herum und der ganze Rest des ersten Theils: „Madoc in Wales" besteht aus verschiedenartigen Zufälligkeiten, welche ihm gelegentlich dieser Besuche passiren. Ein Zusammenhang zwischen denselben ist nicht ersichtlich, auch wird die Handlung nicht dadurch gefördert, dagegen sind sie offenbar zu dem Zweck da, die Fertigkeit des Dichters in der Beschreibung oder seine genauen Kenntnisse der alten cimbrischen Zustände in's Licht zu setzen" u. s. w.

Zu Ende des ersten Theils kehrt er dann mit einem sehr zahlreichen Anhang nach Amerika zurück. Dort haben sich indeß Schwierigkeiten mit den Eingeborenen ergeben, deren Priester sich den Fremden feindlich bezeugen. Es gelingt ihnen, Madocs Neffen vor dessen Augen zu entführen:

„Der Fürst läuft ihnen unbedachtsam nach, sie verlocken ihn aber in das Gebirge, wo sie einen Hinterhalt liegen haben. Der arme Madoc fällt ihnen unbewaffnet in die Hände. Das Kind wird in eine Höhle gesperrt, um einem beliebigen Wassergott zu Ehren Hungers zu sterben, Madoc selbst wird angebunden und soll mit den tapfersten Kriegern kämpfen. Er erschlägt durch Kraft und Geschicklichkeit seinen ersten Gegner und ist mit einem Zweiten auf einen hohen Grad von Feindseligkeit gelangt, als die Nachricht ankommt, daß die Walliser in vollem Anmarsch sind, um ihren Führer zu befreien, und alle Krieger ihnen entgegenziehn müssen. Anstatt

Madoc schnell durch die Priester abfertigen zu lassen, begnügt man sich damit, ihn zu knebeln und unter den Altar zu legen, wo er von einer weichherzigen Priesterin entdeckt wird, welche seine Bande zerschneidet und ihm die Freiheit wiedergiebt."

Madoc führt dann seinen Kampf zu Wasser und zu Lande siegreich fort, gelangt aber erst durch die Beihülfe eines plötzlich entstehenden Vulkans, welcher eine Hauptstadt der Feinde vernichtet, zu fester Herrschaft. Hierauf unterwerfen sich die Widersacher zum Theil, zum Theil ziehn sie unter ihrem König in westlicher Richtung ab, um das Königreich Mexico zu gründen.

Das epische Gedicht: „der Fluch des Kehama" ist in großartigem Maßstab auf dem Boden altorientalischer Sagenwelt angelegt und ausgeführt. Die ungegliederte Massenhaftigkeit eines solchen Stoffs ist mit Glück bewältigt, obwohl wir im Allgemeinen in den kolossalen Verhältnissen indischer Urzustände, für welche uns der Maßstab ganz fehlt, keinen passenden Vorwurf für die Poesie der europäischen Culturvölker zu erblicken vermögen.

Seinen Kritikern schickt Southey gelegentlich dieses Gedichtes folgenden défi entgegen:

„Euch zu Liebe ändr' ich nicht
Reim noch Sylbe im Gedicht,
Kein Pedant wird je mich zwingen
Nach der Alten Ton zu singen;
Frei, wie diese auch, geboren
Hab' ich mir mein Lied erkoren."

Der Stoff ist folgender:

Der Rajah Kehama ist ein indischer Heiliger, der freilich mehr in des Teufels als in Gottes Bereich gehört. Nach einem indischen Dogma kann nämlich durch ein bestimmtes Verhalten, z. B. durch Buße, Kreuzigung u. dgl. eine gewisse Heiligkeit, welche eine überirdische Macht mit sich führt, auf ein Haupt herabgezwungen werden, welches derselben moralisch ganz unwürdig ist, und bekannt ist ein Fall, wo ein Einsiedler dadurch, daß er, wenn wir nicht irren, einige tausend Jahre lang auf einem Fuße stand, eine so große Heiligkeit zu erlangen drohte, daß ihn die Götter selbst hätten anbeten müssen, weßhalb ihn diese um aller Heiligen willen baten, sich endlich wieder auf zwei Füße zu begeben. Ein solcher kurioser Heiliger, sonst von den schlechtesten Eigenschaften, ist auch unser Rajah. Er hat, wie es in der Vorrede heißt, durch seine Bußübungen den Göttern eine

Rechnung zusammengezeichnet, welche diese wohl oder übel honoriren müssen.

Arvalan, der einzige Sohn dieses gewaltigsten aller irdischen Tyrannen, will einem Mädchen Namens Kaglial Gewalt anthun, wird aber von deren Vater, dem Bauern Ladurlad, erschlagen. Beide werden nun vor den rachedürstenden Kehama geführt. Allein Kaglial wirft sich an eine Statue der Schutzgöttin der Armen, und als auf Kehama's Befehl das Mädchen von dort weggerissen werden soll, stürzt die erzürnte Gottheit das Bild mit der Schutzflehenden und den sie bedrohenden Trabanten in die Fluthen des nahen Ganges. Nun läßt Kehama seine ganze Wuth an Ladurlad aus und spricht, da er ihn nicht kurzweg tödten will, folgenden furchtbaren Fluch über ihn aus:

„Dein Leib ist gebannt
Vor des Streitenden Hand,
Vor Eisen und Gluth,
Vor Keule und Fluth,
Vor der Schlange voll Wuth,
Vor den Bestien voll Blut,
Keine Krankheit bedräut Dich,
Und die Zeit selber scheut Dich.
Doch die Erde, die mein,
Gönnt nicht ihre Frucht Dir,
Die Fluth kehrt in Flucht Dir,
Tauchst Du Dich hinein.
Kein Sturmwind verletzt Dich,
Braust um Dich er frei,
Kein Thautropfen netzt Dich,
Er fällt Dir vorbei.
Umsonst suchst den Tod Du,
Zu erlösen Dich gleich,
Denn stets lebst in Noth Du,
So lang währt mein Reich,
Und Gluthen verwirr'n
Dir Busen und Hirn.
Es hört auch der Schlaf mich,
Du findest ihn nimmer.
Der Fluch währt, der traf Dich,
Für immer und immer."

Mit dieser Empfehlung ausgestattet, entfernt sich Ladurlad, natürlich nicht im besten Humor, den Strom entlang und bemerkt alsbald das Bild der Schutzgöttin Manataly mit Kaglial auf den Fluthen treiben. Das Wasser weicht ihm nun aus und er rettet seine Tochter, diese wird aber von Arvalans Gespenst gepeinigt. Er irrt nun verzweiflungsvoll umher, kommt aber bald in den Fall, von Kehama's Fluch zu dessen Nachtheil Gebrauch zu machen. Dieser ist nämlich im Begriff, den Gipfel seiner Macht dadurch zu erreichen, daß er ein wildes Roß tödten will, welches noch von keiner Menschenhand berührt ist. Ladurlad berührt es im entscheidenden Augenblick und Kehama ist nicht weiter als er war, kann auch mit dem verzauberten Ladurlad nichts mehr anfangen.

Ladurlad kommt nun, immer noch verflucht, weit in der Welt

herum, verkehrt mit den verschiedensten menschlichen, teuflischen und göttlichen Größen und sieht auch einmal eine unterseeische Stadt, deren Beschreibung wir hier folgen lassen:

„Der Dächer Gold erglüht im Mittagsschein
Hell durch die dunkelgrüne Fluth herauf,
Die Dome ragen und der Thürme Knauf
Noch aus der See — ein Anblick voller Pein!" — —
„Am sand'gen Meeresstrand trotzt hier und dort
Ein felsgehau'ner Tempel mit Gewalt
Der Fluthen wildem Dräun, das fort und fort
Vergeblich an die Felsengründe prallt.
Die alten Tempel stehen einsam noch,
Die einst der Instrumente Ton und Sang
Und feierlicher Züge Pracht durchzog;
Jetzt hören sie, die müd' die Zeit entlang
Dort rollt, nur noch des Oceanes Brausen,
Das rastlos, ewig an die Ufer schlägt,
Und in den öd' verlass'nen Höhlen pflegt
Nur noch der Wind sein Spiel mit dumpfem Sausen,
Begleitet von der Wogen Trauerklang."

Das Gedicht endet nach den verschiedenartigsten Zwischenfällen mit dem endlichen Tode des bösen Kehama, wodurch dann die Macht des Fluches gebrochen wird.

„Roderich, der Letzte der Gothen," (1814) ist unstreitig das vorzüglichste Werk unseres Dichters und verdient der Form, dem Inhalt und der Behandlung nach den Namen eines guten epischen Gedichtes. Es behandelt den Einfall der Mauren in Spanien in fünfundzwanzig Gesängen.

König Roderich, ein tapferer und großherziger König, bringt, obwohl verheirathet, durch ein Liebesverhältniß zu der schönen Florinde deren Vater, Graf Julian, zu den äußersten Entschlüssen der Rache. Julian begiebt sich zu den Mauren, nimmt deren Glauben an und beredet sie zu einem Einfall in Spanien. Mit ihrer Landung beginnt das Gedicht. Trotz eines tapfern und verzweiflungsvollen Widerstandes wird Roderich geschlagen und begiebt sich zuletzt, im Bewußtsein, daß ihn der Himmel ob seines Frevels strafen will, auf die Flucht. Er kommt an ein Kloster und findet dort nur noch einen alten Mönch, welchem er sich zu erkennen giebt. Sie ziehn sich Beide in eine Höhle am öden Strande des atlantischen Meeres zurück. Nach einem vollen Jahr der Buße stirbt der Mönch und

in seiner gänzlichen Einsamkeit entschließt sich Roderich, sein selbstgegrabenes Grab nun doch unbenützt zu lassen, besonders da er im Schlaf eine Vision von seiner Mutter hat, welche ihn zu neuem Kampfe gegen seine Feinde ermahnt. Er wandert nun, durch die Entbehrungen seiner Buße ganz unkenntlich gemacht, durch sein eignes Land, welches durch den Krieg und den Druck der fremden Eroberer elend darnieder liegt, und erhält von einer Frau, Adosinda, welcher er ihre, von den Mauren erschlagene Familie begraben hilft, die Mission eines neuen Makkabäers. Dann kommt er in's Gebirge zu einem Abt und dessen Anhängern und wird mit einer Botschaft an seinen muthmaßlichen Thronfolger, Pelago, betraut. Dieser befindet sich als Geißel bei den Mauren. Auf der Reise dahin findet er einen alten Anhänger, Siverian. In Cordova treffen sie zufällig mit Pelago zusammen und dieser nimmt die Einladung an, sich an die Spitze einer bevorstehenden Insurrection zu stellen. In die Verschwörung wird der junge Alonso, Pelago's Gesellschafter und Mitgefangener, eingeschlossen.

Nun wird auch Florinda eingeführt, indem sie auf der Straße Pelago in Roderich's Namen um ein Almosen anspricht. Es stellt sich dann heraus, daß sie den König nicht minder liebte als er sie, und der letzte fatale Schritt zwar nicht mit ihrer Einwilligung, aber doch auch nicht zu ihrem größten Mißbehagen geschah. Auf einem nächtlichen Marsche, welchen die Verschworenen nach den Gebirgen von Asturien machen, spricht sie sich gegen Roderich, den sie für ihren Beichtvater nimmt, in diesem Sinn aus.

„Hier, Dir zu Füßen, Vater, nenn' ich mich
Die Schuld'gere, denn seine Absicht kannt' ich
Gar wohl, doch mich bemeisterte die Rache
Und in Verzweiflung flucht' ich ihm, den ich
Zumeist geliebt." — —

„Für Roderich, Graf Julian und mich,
Die drei Elendesten der Sterblichen,
Die selber sich vernichteten und Unrecht
Auf Unrecht wieder häuften, laß uns beten!"

Die Gesellschaft kommt glücklich auf der Burg von Alonso's Vater, Don Pedro, an, wo die Vorbereitungen zum Aufstande lebhaft im Gange sind und der junge Alonso zum Ritter geschlagen wird.

Nach einem glücklichen Gefecht mit einer maurischen Truppe

wird nun das Schloß Pelago's wieder besetzt und Roderich trifft mit seiner Mutter Russilla zusammen, während Pelago seine, in die Höhle von Caradonga zurückgezogene Familie aufsucht. In Beschreibung von Naturscenen, wie der Lage dieser Höhle, des Wechsels der Tageszeiten u. dgl., ist Southey immer der Fahne der Schule getreu und Meister, wenn auch oft seinem Talent für die Detailausführung zu Lieb, weitläufig und schleppend:

„Ein Felsenthal, ein Bergstrom, drüber hin
Ein Klippenhang, und Gipfel über Gipfel
Auf jeder Seite, hier mit Wald bekränzt,
Und dort voll Haidekraut, das Purpurtinten
Auf sanfte Höhe hin goß, und goldner Ginster,
Dort öd und mannichfach gefärbt, zerrissen
Vom Winterregen, aufgewühlt vom Strom
Des Bergs, von steilen Felsen überhangen.
Pelago hatte nie so tief die Macht
Der Einsamkeit gefühlt bis zu der Stunde.
Hoch über ihm der Adler schwebte frei,
Und unten sonnte tief sich auf den Felsen
Die graue Eidechs, sonst kein lebend Wesen
War in der tiefen Wildniß dort zu sehn."

Schleppend zieht sich die Handlung durch viele Bücher zwischen der Bildung der Verschwörung und ihrem wirklichen Ausbruch hin. Es wird viel gesprochen, hin- und hergezogen, und endlich geht die Krönung Pelago's, als König von Spanien, unter Roderich's Mitwirkung vor sich. Dieser selbst entsagt in einem Gespräch mit seiner Mutter, die ihn endlich erkennt, der von ihr gerühmten Aussicht auf die Wiederbesteigung des Throns und eine Vermählung mit Florinda.

Roderich, immer incognito, und Florinda, besuchen Julian im maurischen Lager und Florinda ertheilt dem Renegaten Orpas, welcher ihre Hand ambirt, einen Korb. Dieser veranlaßt nun ein Mordkomplott gegen den Grafen.

In den Defileen von Cavadonga werden nun endlich in einer mörderischen Schlacht die Mauren angegriffen und erleiden, in einem langen Engpaß von allen Seiten bekämpft, eine schwere Niederlage. Julian wird in Folge des Mordanschlags durch einen Mauren tödtlich verwundet, veranlaßt aber noch vor dem Sterben die mit ihm Abgefallenen zur spanischen Fahne zurückzukehren. Dann schwört er auch in Gegenwart von Florinda und Roderich den falschen Glauben wieder ab.

Im letzten Buch gewinnt Roderich kurz vor der Entscheidungsschlacht dem Renegaten Orpas sein früheres Schlachtroß, Orelio, wieder ab und wüthet, ohne Rüstung und in seinem priesterlichen Gewande unter den Mauren, welche ihn für eine überirdische Erscheinung halten.

„Rache war das Wort,
Von Mann zu Mann, von Reih'n zu Reihen flog's,
Von jedem Herz gestärkt, von jeder Stimme
Mit lautem Trotz dem Feinde zugerufen.
In schrill'rem Ton antwortete der Feind,
Akbars und des Propheten Namen trauend.
Die Lanzen senkt die Reiterei, das Fußvolk
Geht überlegt, gemessnen Schritts voran.
Die Sehnen klingen und die Pfeile schwirren,
Der Wurfspeer fliegt vorbei. Die Schaaren treffen
Im Schlachtgewühl zusammen, Roß und Mann kämpft.
Schild trifft auf Schild, das Schwert erklingt, die Keule,
Die Streitaxt dröhnt auf Helm und Panzer nieder.
Die Rüstung weicht, das Blut springt hier und dort.
Und manche Seel' entflieht der ird'schen Hülle
Zum Himmel oder Pfuhl." — —

„Doch dort herrscht größter Wirrwarr und Tumult,
Und Mord und Schrecken, wo Orelio, stolz
Des neuerworb'nen Herrn, die dicht'sten Reihen
Durchbricht und mit den Hufen niederstampft
Lebendg' und Todte. Wo er hin sich dreht,
Entflieht der Feind, zerstreut. Wer ist der Mann,
Ruft er, entsetzt, der vorn im Schlachtgewühl
Barhäuptig so sein nacktes Leben bietet?
Er ist gewalt'ger Kraft und fürchterlich,
Den Todesengeln gleich. Es trank sein Mund
Gewiß Kaf's schwarze Quelle und er kommt
Stark in Unsterblichkeit. Flieht, rufen sie,
Entflieht! dies ist kein ird'scher Feind!"

Der Sieg wird errungen, Roderich zuletzt erkannt durch seinen Schlachtschrei: „Roderich der Gothe!" will aber seine Früchte nicht genießen. Er verschwindet und man findet sein Roß und seine Waffen allein wieder:

„Doch wo ist er, deß Hand
Dies Schwert am Heldentag so gut geführt?
Es gingen Tage, Monde, Jahre hin
Und Menschenalter und Jahrhunderte,
Bis in verlassener Einsiedelei

Ein Grab man fand, das in uralten Zeichen
Auf seinem Stein des Königs Namen trug."

Unerquicklich ist es, den Philanthropen und Cosmopoliten in diesem Gedicht in majorem Dei gloriam, so in Blut wüthen und in wenig objectiver Epik, persönlich die Partei der Christen gegen die ungläubigen Hunde nehmen zu sehn.

Die Edinburgh Review, welche in diesem Gedicht das eminente Talent seines Autors wenigstens theilweise anerkannt hatte, verwischte diese Anerkennung im folgenden Jahr durch die wahrhaft beleidigende Sprache, welche sie gelegentlich des: „Gedichtes des Laureaten, ein Hochzeitscarmen," gegen Southey führte. Dasselbe war zur Feier der Hochzeit der Prinzessin Charlotte mit dem Herzog von Sachsen-Coburg im Heldenvers (fünffüßigen Jamben mit zweizeiligen Reimen) gedichtet.

„Ein poeta laureatus", heißt es dort, „ist natürlich eine lächerliche Person und kann in Zeitläuften, wie die jetzigen, nichts Besseres thun, als seine Talente mit außerordentlicher Stille tragen und sich so viel als möglich im Schatten halten. Ein besoldeter Beamter des königlichen Haushalts, der jährlich zwei lyrische Gedichte produciren muß zum Preis von Seiner Majestät Person und Regierung, ist gewiß ein Gegenstand, der ernsthaft zu betrachten schwer wird, und der nur durch die Vorliebe für hergebrachte Pracht und Einrichtungen, welche unseren Hof mit so vielen goldnen und weißen Stöcken versehn hat (obgleich sie die Unterdrückung der geistreicheren Anhängsel: eines königlichen Narren oder Hofspaßmachers zugegeben), in seiner Existenz erhalten werden kann." Und weiter: „Der Lorbeer, welchen der König verleiht, hat, darüber sind wir mit Sicherheit unterrichtet, nichts mit dem gemein, den die Musen schenken, und das Urtheil des Prinzregenten ist am Hof Apollo's ohne jede Gültigkeit."

Das so hart angegriffene Gedicht ist eine harmlose, freilich auf Bestellung gemachte, und im Proömium mit einigen Stacheln für die literarischen Gegner des Dichters ausgestattete Production, welche Stacheln freilich mit die Veranlassung zu einem so geharnischten, in diesem unbedeutenden Falle jedenfalls lächerlichen Angriff gewesen sein mögen.

Das schließliche Sendschreiben, welches Southey diesem Gedicht

mitgiebt, macht eine Präsumtion, welche der Verlauf der Zeit nicht gerechtfertigt hat:

„Geh, kleines Buch, denn aus der Einsamkeit!
Hin werf' ich auf die Fluth Dich — geh denn hin!
Die Welt wird finden Dich nach mancher Zeit,
Wenn wirklich Du so gut, wie es mir schien.
Nach Deinem Werth behandelt sie Dich dann,
Geh, kleines Buch, mein Hoffen sei Dir Bahn."

Eine heitere Gegensätzlichkeit zu diesem officiellen Werk des Hofpoeten stellt sich in einer bald darauf erschienenen früheren Production unseres Dichters dar. Nämlich aus der kosmopolitischen und radicalen Zeit Southey's (1794) stammt das Drama: „Wat Tyler," welches damals durch verschiedene Verhältnisse nicht zum Druck kam und erst 1817 das Licht der Welt erblickte.

Es behandelt in radicalem Styl die sociale Frage, anknüpfend an eine Insurrection, welche in bauernkriegartiger Weise, unter der Regierung Richards II. im Norden von England stattfand und mit der Hinrichtung ihrer Anstifter endete. Von besonderem dramatischen Werth kann bei dieser Tendenzarbeit nicht die Rede sein, da der, für eine Rousseau'sche Emancipation glühende junge Dichter keine richtige Beleuchtung der Parteizustände in ihrer individuellen Berechtigung giebt, sondern schlechthin, selbst auf Seiten der Insurrection stehend, die Vertreter der Autorität als persönlich schlecht und boshaft hinstellt, ihre Gegner aber mit der Glorie der guten Sache umstrahlt.

Wir begegnen der schärfsten Zeichnung der socialen Mißstände fast auf jeder Seite, und stellen hier mehrere, ihrer wörtlichen Aehnlichkeit mit seither wieder vorgebrachten Sätzen zu Lieb, heraus:

„Was liegt mir dran, wer Frankreichs Krone trägt?
Mag sie ein Richard oder Karl besitzen!
Sie freun des Ruhmes, freun der Beute sich,
Wir zahlen, bluten — doch die Sonne schiene auch,
Der Regen fiel' auch seiner Zeit herab,
Wenn all der Könige Pest nicht existirte."

„Ewig Arbeit, nimmer Ruh
Und noch Sklaverei dazu,
Erst durch Steuern ruinirt,
Dann ob Armuth condemnirt:
Ist das Loos, was Jedem fällt,
Der in Hütten kam zur Welt.
Als Adam grub und Eva spann,
Wer war da der Edelmann."

„Genug für Alle giebt's, doch stolz der Ritter
Steht auf, vertraut auf seine Kraft und ruft:
Ich bin der Herr, bin edel von Natur,
Mein ist das Feld, ich bin dafür geboren,
Im Schloß geboren, doch ihr Elenden
Der Hütte seid nur Sklaven von Geburt!
Allmächt'ger Gott! der Frevel wird geäußert,
Allmächt'ger Gott! der Frevel wird geglaubt!"

„Petitionir' um Gnade, wer da will,
Das souveräne Volk verlangt sein Recht!"

Wir wollen hier erwähnt haben, daß diese Veröffentlichung den lebhaftesten Sturm Seitens der Opposition gegen den Laureaten hervorrief, der trotz seiner erklärenden Entgegnungen von der Edinburgh Review geradezu ein politischer Apostat genannt wurde.

Obgleich wir, wie von den beiden anderen Dichtern, so auch von Southey einige weitere Arbeiten ganz unbesprochen lassen, so liegt darin keine Lücke, indem in denselben kein Fortschritt ist, sondern Manier und Stoffe sich wiederholen.

Die Seeschule läßt sich, der Wirkung dieser ihrer drei Hauptvertreter nach, bequem in Stadien der politischen Zeitrechnung abschließen. Ihre philosophische Basis in Ideen findend, welche die Vorläufer der französischen Revolution waren, erwuchs sie in und mit den ersten Jahren derselben auf die möglichst hohe Stufe jugendlicher Begeisterung und anstrebender Thätigkeit; mit der Reaction der Bourgeoisie geht die Oberherrschaft, welche die Reflexion bei ihnen gewinnt, Hand in Hand, und zu Zeiten des Kaiserreichs schon ministeriell und conservativ geworden, finden unsere drei Dichter mit dem Zeitpunkt der Restauration auch so ziemlich den Abschluß ihrer literarischen Thätigkeit, obwohl sie, der Lebenszeit nach weit darüber hinausgehend, späterhin nicht ganz unthätig blieben.

A. B.

Ueber absolute Participialconstruction im Deutschen.

Es werden bisweilen über die Frage, ob und in welcher Ausdehnung die Construction des sogenannten Accus. cum Infin. im Neuhochdeutschen angenommen werden könne, Mittheilungen gemacht: seltener begegnet eine Untersuchung über den Gebrauch, welchen die gegenwärtige Schriftsprache von jener anderen in vieler Beziehung verwandten, den bekannteren Sprachen mehr oder weniger geläufigen syntaktischen Structur, der des absoluten Particips, macht oder zu machen berechtigt ist. Den großen Umfang absoluter Participialverbindung, vergleichbar dem in der griechischen und lateinischen Sprache, weist Grimm, Gramm. IV. für das Goth. und Ahd. in erschöpfender Weise nach; im Mhd. scheint eine beträchtliche Abnahme eingetreten zu sein. Der Gebrauch im Französ. und Engl. ist, obwohl in einiger Hinsicht Beschränkungen unterworfen, im Ganzen ziemlich ausgebildet zu nennen. Die folgende Mittheilung wird sich damit beschäftigen, die einzelnen Arten absoluter Participialconstruction in der neuhochd. Sprache nachzuweisen und zu beurtheilen, um daran ein Resultat für die Geltung und den Werth derselben zu knüpfen.

Wie im Lateinischen ein Unterschied gemacht zu werden pflegt zwischen der eigentlichen absoluten Participialstructur, in welcher ein mit einem Nomen im Ablativ verbundenes Particip in einem bestimmten Zeitverhältnisse als das Prädicat eines Nebengedankens auftritt, z. B. victo Pompejo, exorta tempestate, sole oriente und jenem adverbialen Ablativ, welcher ohne alle temporale Beziehung nur einen begleitenden Nebenbegriff ausdrückt, so daß ein etwa hinzugefügtes Particip stets attributiv zu verstehen ist, z. B. rebus adversis, provecta aetate, anno praeterito, animo perturbato: ebenso scheint es im Deutschen angemessen zu sein, die beiden Fälle, in denen ein mit einem Particip verbundener absoluter Casus auftritt, zu sondern. Einen absoluten Genitiv enthalten Ausdrücke, wie stehenden

Fußes (Schiller, Don Carlos I, 2. Wallenst. Tod I, 7. V, 11), eilenden Laufes (Schiller, Die Bürgschaft), schwebenden Schritts (Schiller, Der Tanz), vorkommenden Falls, gesetztes Falles (Goethe), gesenkten Blicks, gestärkten Arms (Göthe Faust II, Act 1), verdrehten Halses (Faust II, Act 5), abgeredeter Maßen, welche alle den rein adverbialen Charakter ebenso deutlich aufweisen, wie die Menge derjenigen, in denen anstatt des Part. ein ursprüngliches Adjectiv gesetzt ist, als: festen Schrittes, leichten Herzens, freien Fußes. Zwar hat Grimm, wie es scheint in bloßer Berücksichtigung der Form, jene zu den absoluten Participien gerechnet; da aber der Genitiv in der deutschen Sprache wie in der lat. der Ablat. der eigentliche Casus für das Adverb ist, so können absolute Genitive, mögen sie mit einem Part. verbunden sein oder nicht, sämmtlich als adverbiale Ausdrücke gelten. Einige derselben, z. B. folgender Maßen (sequenti d. i. hoc modo) drücken nicht einmal einen begleitenden Nebenumstand aus, geschweige eine eigentliche Handlung; andere wie unbesonnener Weise, unverrichteter Dinge*) enthalten, streng genommen, selbst formell kein Particip. Der Gebrauch des präpositionell gewordenen Part. während gründet sich auf absolute Genitivconstruction: „während des Friedens" ist entstanden aus „währendes Friedens" (vgl. Grimm, Gramm. III, 269) gleichsam pace durante (span. durante la paz, s. Diez, Gramm. III, 172).

Besser als der Genit. ist ein anderer Casus im Nhd. geeignet, sich, unabhängig von dem übergeordneten Satze, mit einem Part. zu verbinden, für den Ausdruck eines Nebengedankens mit mehr oder weniger bestimmt ausgeprägter temporaler Beziehung. Dies ist derselbe Casus, den noch heute die romanischen Sprachen zu demselben Zwecke mit dem größten Vortheil benutzen, der Accusativ**), im Gothischen ein nur seltener Stellvertreter des in Hinsicht auf absolute Participialverbindung überwiegend herrschenden Dativs. Zwar werden Constructionen wie „ausgeschlagen alle Sorg" (Hutten), „kaum geredet das Wort" (Voß) insgemein nicht nur zu den größten Seltenheiten gerechnet, sondern der Nachahmung ausdrücklich

---

*) Herling, Syntax der deutsch. Spr. Seite 348 erklärt auffallend, als die Sachen noch nicht geschehen waren.

**) Diesem Casus hatte sich bereits das Mittellatein hingegeben. Vgl. Diez, Gr. III, 242.

entzogen; eine Verbindung wie die folgende: „Wenn Menschen aus allen Kreisen und Zonen, abgeworfen jede Fessel der Künstelei und der Mode — ihrer selbst und der Welt vergessen“ (Schiller) gleich allen übrigen durch die Ellipse des Hülfsverbs habend erklärt, als ob es — nicht zu gedenken der bekannten Mißlichkeit von dergleichen Annahmen im Allgemeinen — nicht unschicklich wäre, auch da von Ellipse zu reden, wo durch die Ergänzung ein sprachwidriger Ausdruck (abgeworfen habend) entsteht; ja selbst der Gebrauch des Part. ausgenommen auf denselben Behelf zurückgeführt*), trotzdem daß hier sogar eine Verschiedenheit des logischen Subjects Statt findet. Aber die Analogie anderer Sprachen, mehr noch die reichlich vorliegenden Beispiele aus dem älteren und ältesten deutschen Sprachschatze, vorzüglich die Schwierigkeit, zum Theil Unmöglichkeit, die in Rede stehende Construction auf anderem Wege zu deuten, drängen zu der Annahme, daß absolute Participialverbindungen, wie der lat. Sprache im Ablat. anderen in einem anderen Casus, so der neuhochd. im Accus., wenn auch weder in übereinstimmender Weise noch in gleichem Umfange, völlig gerecht und genehm sind. Daß dieselben bei schicklicher Anwendung durch die Kürze des Ausdrucks die Kraft der Darstellung zu erhöhen besonders geeignet sind, ist wohl zu keiner Zeit zweifelhaft gewesen. Aus den Schriften J. Grimms, der mit sichtbarer Vorliebe absolute Participien zu pflegen scheint, mögen folgende Beispiele verglichen werden: Vocale nach orientalischer Weise für gleichgültig angesehen, in den Consonanzen harte, zu keiner Zeit erlaubte Wechsel zugelassen, kostete es — (Gramm. II, 67) den Ablaut aller deutschen Wortbildung zum Grund gelegt, offenbaren sich — (Gr. II, 73) i und ë zusammengenommen und den a, e entgegengestellt, zeigt sich — Gr. I^{3}, 147) zu goth. ái lat. und gr. Wörter gehalten, erscheint — (Gr. I^{3}, 67) hinzugenommen die Zeugnisse für die Heiligkeit des Weihen, wird das hohe Alter — (Gesch. der deutsch. Spr. S. 52) Jede der vier Jahrszeiten in zwei Hälften zerlegt, erwachsen — (zu Andr. u. Elene, S. 171; vgl. Gesch. d. deutsch. Spr. S. 74) Unsichere, mit andern zusammenfallende und unorganische abgerechnet, dagegen die Wörter zweiter Anomalie hinzugefügt,

*) Vergl. Heyse, Gramm. II, 722; Becker, Gramm. II, 228; Herling, Grundregeln §. 121.

bleibt die Zahl — (Gramm. I^2, 1032) Auf solche Weise alle Veränderungen entfernt, stellt sich — (Gramm. I^3, 164), Die deutsche Adjectivdeclination mit der lateinischen verglichen, ergiebt sich — (Gr. III, 125) wie wenig, für sich erwogen und den Gehalt ihrer Denkmäler redlichst angeschlagen, unsere Sprache — (Gesch. d. deutsch. Spr., S. 7) näher zugesehen, bricht aber die Analogie durch (das. S. 73) scharf genommen, sagen alle drei etwas verschiedenes aus (Gr. IV, 4) mäßig gebraucht, bei unzweifelhaftem auxiliare, mag es hingehn auszulassen (Gr. VI, 174) Dies Alles vorausgesandt, kann ich — (Gesch. d. d. Spr., S. 846) dies vorausgeschickt, lasse ich — (Gramm I^2, 156; vgl. II, 759. IV, 895) dies vorausgestellt, kann ich — (Gr. I^2, 520) letzteres eingeräumt und zugegeben daß — ist jedoch — (Gr. III, 684) Wenn, die Partikel abgelöst, das einfache Subst. nicht bestehen kann (Gr. II, 704). — Auf gleiche Weise bediente sich Opitz der Participialconstruction, z. B.: Auch dieses übergangen, hielt Ephialtus nicht —? Doch dieses auch gelassen, wer hat —? mein Roß darzugezehlt u. s. w. Aus anderen Schriftstellern können hinzugefügt werden: Dieses auf die vierte Scene des dritten Actes angewendet, wird man — (Lessing 24, 18) so daß, dies beachtet, sich — (Blume, Progr. Brandenb. 1845, S. 21) diese einstweilen angenommen, handelt es sich — (das. S. 6) Mit zwei Worten diesen (Inhalt) bezeichnet, enthält die Schrift — (Nitzsch in Gersdorffs Repertor. 1853, B. II, H. 5) Unser Gepäck auf die Maulthiere geladen, zogen wir aus (Goethe) Kaum die Augen ausgerieben, Kinder, langeweilt ihr schon? (Faust II, Act 3) So die Sache betrachtet (Schifflin in Herrigs Archiv III, 2, 297) dies Alles zusammengenommen, bleibt es — (Freund in N. Jahrb. XIII, 1, 9)

Es dringt in dich der Griechen Ungeduld,
Der Schiffe müß'ge Last zurückgesandt,
In Aulis länger unnütz nicht zu rasten.
(Schiller, Iphig. II, 2.)

Den Participien angenommen, gesetzt (den Fall), vorausgesetzt, zugegeben, zugestanden, abgesehen, abgerechnet, nicht gerechnet, (ungerechnet) pflegt ein Satz mit daß als Stellvertreter des Substantivs zu folgen, z. B. angenommen, daß die

Nachricht wahr ist = die Wahrheit der Nachr. angen.*) Angesehen (unangesehen) gilt als veraltet**). Das präpositionelle ungeachtet (unerachtet) ist ursprünglich der absolute Accus. des negativen Particips, nicht Genitiv, wie Becker, Gr. 1, 351 angiebt; unbeschadet, unbesehen***) und andere, welche Grimm, Gr. IV, 911 aufzählt, verhalten sich ebenso. Der Ausdruck mir unbewußt macht Schwierigkeit. Ein absoluter Dativ ist abzuweisen, trotz des lateinischen me inscio; der persönliche Dativ scheint vom Part. abhängig zu sein. Aber wie ist dieses selbst zu verstehen? Grimm bespricht die Frage nicht; Olawsky, Progr. Lissa 1852, S. 32 Anmerk. nennt unbewußt einen unregierten Casus, nimmt also absoluten Accusativ an. Aus zwei Gründen kann dies bedenklich erscheinen a) alle jene formelhaften mit un componirten Part. Prät. absoluter Geltung regieren den Genitiv und haben alsdann präpositionale Natur angenommen; b) bewußt und unbewußt haben bei gleicher Rection fast die Bedeutung von bekannt und unbekannt. In dem Satze: „er verdiente sich, mir unbekannt wie, das Geld" wird man nicht leicht ein absolutes Part. erkennen, ebenso wenig in: „sie haben sich, unbegreiflich warum, selbst angegeben" oder „er wird es, einerlei durch welche Mittel, bald vollbringen". Nahe liegt vielmehr der Vergleich mit dem syntaktischen Gebrauche von nescio quomodo, mirum quantum u. dergl., s. Krüger, Gramm. §. 611 Anmerk. 5. Das Beispiel „mir unbewußt verstrich die Zeit" erlaubt sogar, einen vom Hauptverb abhängigen Dativ und das Part. als Attribut zu verstehen: mihi non sentienti. Die active Bedeutung des Part. ist unbestritten, z. B. Unbewußt der Freuden, die sie schenket — dient sie — (Schiller, Götter Griech.). — In einem gewissen Gegensatze zu der großen Menge von Participien, welche durchaus jeder verbalen Kraft sich entäußert haben und zu Adjectiven geworden sind, scheint es, daß diese mit un zusammengesetzten Participialformen, denen nach neuhochd. Gesetze jede verbale Bedeutung abgehen müßte, sich vorzugsweise auf die Handlung beziehen. Wörter dieser Art sind in

---

*) Vergl. im Franz. vu, pourvu, posé, supposé, attendu, bien entendu que.

**) Anderes unangesehen: Wilhelm, Zeitschrift f. d. österr. Gymnas. 1852. H. 3, S. 206.

***) Der Eidespflichten unbeschadet, Schill. Piccol. III. 1 ihrer Verwandtschaft unbeschadet, Grimm, Gr. IV, 151, unbesehen des Werkes, Schiller, Briefw. m. Goethe.

einer Zeit entstanden, in welcher die Vorsilbe un sich auch an reine Verbalformen, vorzüglich an Participien fügte. Ungerechnet steht daher st. nicht gerechnet, unangesehen st. nicht angesehen d. i. ohne anzusehen.

Aehnlich wie die passiven Part. in den Redensarten „näher zugesehen, streng genommen, abgesehen davon, genau betrachtet*)" verhalten sich die activen betreffend (veraltet anbetreffend) und anlangend (veraltet anbelangend), jene ziemlich verbreitet (Lehmann, Goethes Spr. u. ihr Geist, S. 34 führt drei Beispiele aus Goethe an), diese seltener. (Grimm, Gesch. d. d. Spr. S. 374 die Zahlwörter anlangend, so aspiriren tri und chwech.) Vergl. im Franz. concernant, touchant, im Engl. concerning (touching), welche unter den Präpositionen aufgeführt werden. Auf actives Particip gründen sich auch die französ. Präpos. nonobstant und die engl. Conjunct. notwithstanding. Zugegeben, zugestanden heißen im Engl. allowing, granting (mit folgendem Accus. c. Infinit.); vorausgesetzt supposing, aufrichtig gesprochen honestly speaking, neben except, excepted gelten excepting, saving für ausgenommen. Den beiden altclassischen Sprachen fehlt es ebenfalls nicht an absoluten Participien, welche, ohne grammatische Anlehnung an ein Nomen, erst durch die Beziehung auf den folgenden Satz prädicativ zu verstehen sind, als exposito, adjuncto, cognito; *παρόν*, *προσῆκον*, *εἰρημένον* **).

Der verbreiteten Ansicht, daß ein participialer Ausdruck wie dies gesagt auf einer Ellipse von habend beruhe***), kann, außer dem bereits oben angeführten Umstande, daß im Deutschen das Hülfsverb

---

*) Wenn Lehmann Goethes Spr. S. 34 in dem Satze „genau betrachtet, erscheint es uns klar, daß —" das Part. grammatisch auf es und somit auf den von daß eingeleiteten Nebensatz bezieht, dagegen in der danebenstehenden Verbindung „genau besehn, hat der Künstler —" ein absolutes Part. anzuerkennen sich genöthigt sieht; so trennt er zwei Ausdrücke, die sich so ähnlich sind, daß man sie verwechseln darf: genau betrachtet, und genau besehn. Beide enthalten vielmehr die absolute Participialstructur.

**) Unstreitig sind dies Accusative, nicht Nominative.

***) Lehmann S. 17 schwankt zwischen der Deutung durch Ellipse und einer anderen, welche neu zu sein scheint. Er meint nämlich, vielleicht sei das Part. in passivischem Begriffe ein hinter das Subst. gesetztes Adjectiv, z. B. unser Gepäck geladen sei gleich unser geladenes Gepäck, nämlich habend oder mit uns führend. Also doch das unvermeidliche habend!

in dieser Form durchaus ungebräuchlich ist, besonders ein Vergleich mit dem Franz. entgegengehalten werden, welches bei absoluten Participialstructuren eine Ellipse von ayant niemals annimmt, während doch gerade die franz. Sprache wie die romanischen überhaupt die Verbindung eines Particips mit dem Part. des Hülfsworts zu einer bekannten syntaktischen Construction verwendet*). Man vergleiche z. B. cela reconnu il sortit mit ayant (après avoir) rec. cela il sort. Gilt demnach der franz. Ausdruck cela fait für ebenso absolut, wie der gleichbedeutende lateinische quo facto und der altdeutsche demo getanemo: sollte das genau entsprechende dies gethan einer elliptischen Aushülfe bedürfen? In dem Gebrauche des Part. ausgenommen hat sich mit Rücksicht auf die Stellung ein Unterschied geltend gemacht, der im Franz. noch durch die Flexion hervorgehoben wird, z. B. la tête exceptée den Kopf ausgenommen, dagegen excepté la t. ausgenommen der K.**). Im Englischen sondern sich except und excepted ebenfalls nach der Stellung; vgl. Archiv 1843. H. 2, S. 174.

Eine Betrachtung der für absolute Participialverbindung bereits angeführten neuhochd. Beispiele läßt zwar die geringere Ausdehnung derselben, namentlich der griechischen und lateinischen, so wie der goth. und althochd. Sprache gegenüber, nicht verkennen, da einestheils das Part. Präs. fast ganz ausgeschlossen ist, anderntheils mehr abstracte Verben, als rechnen, nehmen, setzen u. dgl. für den Gebrauch geeignet zu sein, die Mehrzahl dagegen, besonders diejenigen, welche die Sinnenwelt betreffende Handlungen ausdrücken, sich gegen denselben zu sträuben scheinen — man versuche die Nachahmung von Dione interfecto, victo Pompejo —: allein auch die franz. Sprache, deren Empfänglichkeit für absolute Participialstructur doch unbestritten ist, vermag nur in den wenigsten Fällen mit der lateinischen Schritt zu halten; s. Höchsten Progr. Coblenz 1845, S. 25.

Unterdessen stellt sich im Nhd. eine überaus vortheilhaft eingerichtete Participialverbindung, deren sich manche Sprache fast gar nicht, keine in gleichem Umfange bedienen kann, der Untersuchung dar.

---

*) Den romanischen Gebrauch hat auch die englische Sprache angenommen.

**) Streng genommen, muß es daher nicht heißen: „die Reduplication der Verba ist im Kelt., Slaw., Litth. u. Deutschen (ausgenommen das Gothische) verloren gegangen" (Körner, Kelt. Stud. S. 15), sondern entweder „ausg. im Goth." oder „das Goth. ausg."

Diese Construction ist vornehmlich dann wohl angebracht, wenn an dem Subjecte eine äußere in die Sinne fallende Erscheinung, sie beziehe sich auf die Haltung des Körpers, auf die Kleidung oder auf eine andere Ausstattung geschildert werden soll, z. B.

Und wild kam Plump, den Zaum verhängt,
Wie weit voran dahergesprengt. (Bürger, d. Entführung.)

Und sie singt hinaus in die finstre Nacht,
Das Auge von Weinen getrübet. (Schill., Piccol. III, 7.)

Stand, mit fliegender Röthe die Wange bis gegen den Nacken
Uebergossen. (Goethe, Herm. u. Doroth. 9.)

Die auf der Hand schwebt des ewigen Vaters,
Ewig die Schwingen zum Siege gespannt.
(Schill., Braut v. Mess.)

Der Anmuth Gürtel umgewunden
Wird sie zum Kind. (Schill., d. Künstler.)

O laß
Mich nach so langer Trennung, Brust an Brust
Geschlossen, dich umarmen! (Schill., Iphig. III, 3.)

Wo Kassandra mit wilder Geberde,
Die Schläfe mit grünendem Lorbeer umlaubt —
(Das. im Chor.)

Laß, deine Hand in meine Hand gelegt,
Das neue Bündniß glücklich uns beginnen! (Das. IV, 2.)

So mag sie kommen, züchtiglich,
Das Aug' mit edler Freiheit aufgeschlagen! (Das. IV, 3.)

Wo an der Straße sogleich der wohlumzäunete Weinberg
Aufstieg steileren Pfads, die Fläche zur Sonne gekehret.
(Goethe, Herm. u. Dor. 4.)

Hier lag das Kind, mit warmem Leben
Den zarten Busen angefüllt. (Goethe, Faust I.)

Aug' und Brust ihr zugewendet,
Sog ich an den milden Glanz. (Faust II, Act 3.)

Im Felde schleich' ich still und wild
Gespannt mein Feuerrohr. (Goethe, Jägers Abendlied.)

Da sinkt er an's Ufer und weinet und fleht,
Die Hände zum Zeus erhoben. (Schill., die Bürgschaft.)

In einem Erker standen wir, den Blick
Stumm in das öde Feld hinaus gerichtet.
(Schill., Piccol. III, 3.)

Indessen wird durch eine Schaar von Hirten
Die Hände auf dem Rücken zugeschnürt,
Mit lärmendem Geschrei ein Jüngling hergeführt.
(Schill., Zerstör. v. Troja.)

Da kam — ein gräßlich Schlangenpaar,
Den Schweif gerollt in fürchterlichem Bogen,
Dahergeschwommen. (Das.)

Den Bart befleckt, der Locken schönes Wallen
Gehemmt von blut'gem Leime, stand er da,
Den Leib besät mit jenen Wunden allen — (Das.)

Denkt euch eine melancholisch verdrießliche Figur, von Grillen aufgefressen, den weiten Schlafrock zwei- oder dreimal umhergeschlagen (Goethe). Der Graf, eine hagere Gestalt, das Gesicht durch die Blattern entstellt (Goethe).

Diese Participialconstruction eignet sich noch weit weniger für elliptische Erklärung; ja bei mehreren der verzeichneten Beispiele würde die Zugabe des Hülfsworts sogar den Sinn entstellen, z. B. deine Hand in meine Hand gelegt, wobei Niemand ernsthaft an die Beziehung laß (du) gelegt (habend) oder laß uns gelegt (habend) denken wird. Am allerwenigsten aber läßt sich die Behauptung Heyse's Gr. II, 721, daß der Accus. von dem transitiven Verb, welches dem Part. Prät. zum Grunde liegt, regiert werde, durchführen; in sehr vielen, wohl den meisten Fällen ist dies sogar ganz unthunlich, wie: die Wange übergossen, das Auge getrübet, die Fläche gekehret, das Gesicht entstellt, den Busen angefüllt, die Hände zugeschnürt. Hat das Mädchen die Wange mit Röthe übergossen? das Auge getrübet? der Weinberg die Fläche zur Sonne gekehrt? der Graf das Gesicht entstellt? das Kind den Busen angefüllt? der Jüngling die Hände zugeschnürt? Es ist zu verwundern, daß selbst Grimm, Gr. IV, 910 die Möglichkeit dieser Fassung hingestellt hat; anders freilich lautet das Urtheil S. 917 *). — Schärfer erscheint die Deutung Herlings

*) Beispiele dieser Structur im Englischen bietet Wagner, Sprachl. §. 845, Anmerk. 3. Eines derselben aus dem Vicar of Wakefield lautet: Down came my wife and daughters, their hair plaistered up with pomatum, their faces patched to taste, their trains bundled up into a heap behind and rustling at every motion. Wagner lehrt, daß nicht having, aber being zu ergänzen sei. Eine wichtige Erinnerung für das Deutsche zugleich! Mag nun being ergänzt werden, was sich bestreiten läßt, oder nicht: eine conjunctive

Synt., S. 330 u. 332, daß in der Verbindung „er trat, seinen Arm mit einem Schwerte bewaffnet, herein" der Accus. eine Beschränkung (= am Arme) bezeichne. Dies würde mit griechischer Weise übereinstimmen, welche auch von Ulfilas nachgeahmt worden ist, z. B. δεδεμένος τοὺς πόδας καὶ τὰς χεῖρας, gabundans handuns jah fôtuns, Luther: gebunden an Füßen und Händen. Allein diese für manche Beispiele nicht unschickliche Erklärung scheitert an eben so vielen anderen, wie „den Zaum verhängt, den Schlafrock umhergeschlagen, das Auge aufgeschlagen", wo eine conjunctive Beziehung des Part. als eines passiven auf das Subject unleidlich wäre; es müßte denn dem deutschen Sprachgeiste eine den griechischen in dieser Hinsicht fast überschreitende Vorstellungsweise zugeschrieben werden. Schon die lat. Grammatik redet deshalb von einem Accusativus graecus *), um anzuzeigen, wo er eigenthümlich zu Hause ist. Der neuhochd. Sprache muß er als eben so fremd gelten, wie den romanischen und der englischen Sprache.

Die absolute Participialstructur „den Zaum verhängt" ist wenig unterschieden von dem adverbialen Ausdrucke „mit verhängtem Z." (à bride abattue); das lateinische capite inclinato Ahd. nidargiheilditemo houbite (s. Graff, Sprachsch. IV, 896) Mhd. geneigetes houbetes wird entweder durch „gesenkten Hauptes" oder „mit ges. H." oder durch „das H. gesenkt" (la tête baissée) übersetzt. Wie sich hier das absolute Part. und der adverbiale Casus berühren, ebenso im Lat. der absolute Abl. mit dem modalen, s. Krüger Gramm. §. 397 Anm. 1 und §. 500 Anmerk. 3. — „Die Hände gefaltet" (les mains jointes) steht dem Ahd. fingarum kifaldanem (Graff, III, 526) zur Seite; vergl. „mit gefaltenen Händen" (à mains jointes). Statt der absoluten Verbindung „den Arm gestützt" (adverb. mit gest. A.) steht auch die relative oder conjunctive „mit dem A. gestützt" (Goethe, Herm. u. Dor. 4), richtig, weil sogar der Mensch den Arm stützt, als der Arm den Menschen.

An diesem Orte mag die Beurtheilung einer andern, mit Rücksicht auf den Gebrauch sehr verwandten Construction, die freilich

Beziehung des Part. auf das Subject des übergeordneten Satzes bleibt ausgeschlossen. Darauf kommt es am meisten an.

*) Lateinische Dichter haben ornatus tempora, laniata sinus (die Schläfe geschmückt, den Busen zerfleischt). Bach, N. Jahrb. V, 1, 76 giebt Beispiele aus Tacitus.

eines Part. gänzlich ermangelt, deswegen eingefügt werden, weil sie einestheils durch dieselbe Ellipse wie die vorhergehende erklärt zu werden pflegt, anderntheils aber in der That auch der entgegengesetzten Auffassung ein grammatisches Verhältniß darbietet, welches dem eben besprochenen nahe zu stehen scheint. Es ist dies diejenige Structur, in welcher ein Substantiv mit einer Präposition, in der Regel als Ausdruck eines Ortsverhältnisses, sich mit dem bloßen Accus. des Objects ohne participialen Zusatz verbindet:

Zu Dionys dem Tyrannen schlich
Möros, den Dolch im Gewande. (Schiller, d. Bürgschaft.)

Weltuntergang in ihrer Mitte,
Naht sie heran. (Schill., d. unüberwindl. Flotte.)

Die, eine Glorie von Orionen
Um's Angesicht, — (Schill., d. Künstler.)

Grüne Kronen in dem Haar —
Kommt auch der Centauren Schaar. (Iphig. IV, im Chor.)

Da kommt sie selbst! — Den Christus in der Hand,
Die Hoffahrt und die Weltlust in dem Herzen.
(M. Stuart I, 1.)

Schulter an Schulter, Knie an Knie;
Hand in Hand wiegen sie sich. (Goethe, Faust II, Act 3.)

Unter sich die steile Höhe,
Hinter sich des Feindes Nähe. (Schill., d. Alpenjäger.)

Nach dem heil'gen Grab sie wallen,
Auf der Brust das Kreuz. (Schill., Ritter Toggenburg.)

Stille Hoffnung im Gesichte,
Saß er da allein. (Das.)

Bin ich, als edler Junker, hier —
Die Hahnenfeder auf dem Hut. (Faust I.)

Ich eile fort ihr ew'ges Licht zu trinken,
Vor mir den Tag und hinter mir die Nacht,
Den Himmel über mir und unter mir die Wellen. (Das.)

Das Schwert im Herzen,
Mit tausend Schmerzen
Blickst auf zu deines Sohnes Tod. (Das.)

Gebete lalltest,
Halb Kinderspiele
Halb Gott im Herzen! (Das.)

Ich selbst sah, Mord im Blick, den Achilleiden
Am Eingang stehn. (Schiller, d. Zerstör. v. Troja.)

Die überwundnen Götter in der Hand,
Am Arm den kleinen Sohn, flieht er betäubt zum Strand.
(Schill., die Zerst. v. Troja.

Und aus den Lüften schwang ein Adler sich
Herab, ein zitternd Reh in seinen Fängen.
(Schiller, Braut v. Messina.)

Von des Brudermords Händen entseelt,
In dem Busen die gräßliche Wunde. (Das.)

In ihrem Fleisch das Rohr des Todes. (Schill., Dido 13.)

Sie kommen sämmtlich riesenhaft.
Den Fichtenstamm in rechter Hand
Und um den Leib ein wulstig Band. (Faust II, Act 1.)

Und wandle rasch, im eigensten Entzücken,
Das Helle vor mir, Finsterniß im Rücken. (Das. Act 2.)

O wie gern gehen wir hin,
Eilenden Fußes;
Hinter uns Tod,
Vor uns abermals
Ragender Veste
Unzugängliche Mauer. (Das. Act 3.)

Es mag nahe liegen, wiederum das Part. von haben*), diesmal zwar nicht vom Hülfsverb, sondern vom selbständigen Verb, welches in allgemeinem Sinne auch halten, tragen bedeutet, zu ergänzen; wie denn wirklich die beiden altclassischen Sprachen in der Regel**) ein solches Part. hinzufügen, z. B. ἔχων, φέρων; vergl. Nep. Datam. III. ipse agresti duplici amiculo circumdatus hirtaque tunica, gerens in capite galeam venatoriam, dextra manu clavam, sinistra copulam (auf dem Kopf eine Jägerhaube, in der rechten Hand eine Keule, in der linken einen Strick): — allein, wenn es mit der oben behaupteten Construction von „den Zaum verhängt, das Haupt geneigt u. s. w." seine Richtigkeit hat, womit zu weiterer Veranschaulichung verglichen werden mag, daß in den romanischen

*) In einem bekannten Jägerliede heißt es:
Den treuen Hund zur Seite,
Wenn ich den Wald durchschreite,
Dann hat es keine Noth.

Ein hinzugedachtes Part. habend würde kein Subject finden; aber der absolute Accus. stimmt zur Construction. Die Präpos. mit wäre gleich passend: Mit dem treuen Hund zur Seite hat es keine Noth.

**) Ausnahmen sind selten; s. Bach, N. Jahrb. XI, 1, 23.

Sprachen anstatt des Part. ein Adjectiv gesetzt werden kann, z. B. il se retire les mains vides*), ein Gebrauch, der auch deutschen Dichtern keinesweges fremd ist**); — so ist es vielleicht nicht zu gewagt, jene dem Nhd. bequeme Construction so zu erklären, daß das Subst. mit der Präpos., z. B. „im Gewande" als das Attribut des Accus. „den Dolch" zu verstehen sei, in der Weise wie so oft ein derartiges Subst. den Werth eines attributiven Adj. hat. „Den Dolch im Gewande" ließe sich darnach mit „den Dolch versteckt" d. i. „mit verstecktem Dolche" zusammenstellen. Der Ausdruck „Thränen im Auge" scheint sich in der That grammatisch nicht anders zu verhalten, als der umgekehrte „das Auge in Thränen": in jenem werden die Thränen, in diesem das Auge durch ein Attribut des Ortes erweitert; vergl. „einen Thaler in der Tasche" und „die Taschen ohne Geld."

Daß in gleicher Bedeutung mit dem Accus. die Präp. mit gebraucht wird, kann zu weiterer Unterstützung der absoluten Erklärung dienen: „mit Fackeln in den Händen, mit Thränen in den Augen", Ausdrücke, welche schon dem Ahd. nicht unbekannt gewesen sind, z. B. mit gertun in henti Otfr. III., 14, 93***). Mit drückt hier, wie oben, die Begleitung aus, ohne in jedem einzelnen Falle dem lat. cum zu entsprechen. Aber vielleicht liegt darin Zusammenhang, daß, wenn das Object ohne attributive Bekleidung steht, mit wie im Lat. cum gesetzt wird, z. B. mit dem Schwerte, cum gladio; bei einer Erweiterung durch ein Adj. oder Part. dagegen die Präpos. entbehrlich ist, z. B. das Schwert gezückt, gladio stricto.

Wenn Grimm, Gr. IV, 910 bemerkt, daß es nahe liege, in Participialverbindungen wie „da stand er, die Hand an das Ruder gelehnt" einen wirklich vom Part. Prät. regierten Accus. mit der Ergänzung von habend anzunehmen; so spricht er sich S. 917 in ganz anderer Art aus, und veranlaßt, wie es den Anschein hat, durch

---

*) Vergl. Diez, Gr. III, 110.

**) Goethe Faust II, Act 2 Geschwärzt vom Ohre bis zur Nasen, die Augen roth vom Feuerblasen. Akt 5 Die Arme strack, die Klauen scharf gewiesen. Act 2 Arme straff, gekrümmt den Rücken. Klopstock: Sträubendes Haars, feurig den Blick.

***) Im Engl. ist with die gewöhnliche Beziehung, z. B. with a stick in his hand, with tears in her eyes, with the scorching sun over their heads, with a money bag under each arm.

die bestimmte Ausprägung des absoluten Charakters im Romanischen, erklärt er sich lieber für absolute Fassung der neuhochd. Ausdrücke. Jetzt darf der Versuch gemacht werden, ebenso für diejenigen Participialstructuren, welche Grimm zur Unterstützung seiner erstgenannten Ansicht verglichen, vorher S. 87 geradezu durch Ellipse gedeutet hat, den absoluten Werth geltend zu machen. Zahlreiche Beispiele liegen vor, sowohl von Transitiven als von Intransitiven:

Wohl auf, Kameraden, auf's Pferd, auf's Pferd,
In's Feld, in die Freiheit gezogen! —
Drum frisch, Kameraden, den Rappen gezäumt!
Die Brust im Gefechte gelüftet! (Schill., Wallenst. Lag.)

Auf Matrosen, die Anker gelichtet,
Segel gespannt, den Kompaß gerichtet! (Schifferlied.)

Ihr, ihr dort außen in der Welt,
Die Nasen eingespannt! (Schill., Graf Eberhard.)

Rosen auf den Weg gestreut
Und des Harms vergessen! (Hölty.)

Herr Doctor, nicht gewichen! Frisch! —
Nur zugestoßen! Ich parire. (Faust I.)

Frisch an ihn herangegangen! (Faust II.)

Den Mantel her,
Und um den Ritter umgeschlagen! (Das.)

Nur die Augen aufgethan! (Das.)

Geschwind! Nur grad' herausgesagt! (Faust I.)

Frau Baubo vor! und angeführt! (Das.)

Das Schwert gezogen, Herzog! — Gegen wen? —
Das Schwert gezogen! Ich durchstoße Sie!
(Schill., D. Carl. II, 8.)

Besetzt das Thor! Das Volk zurückgehalten!
(Wallenst. Tod V, 10.)

Nur weiter fortgefahren! (Piccolom. II, 7.)

Frisch! Unterschrieben! (Das. IV, 7.)

Nicht lang gefeiert! Frisch! Die Mauersteine
Herbei! Den Kalk, den Mörtel zugefahren! (Tell I, 3.)

Solche Imperativausdrücke, welche sich durch viele andere aus der täglichen Umgangssprache vermehren lassen, als: *Aufgeschaut! Aufgepaßt! Platz gemacht! Nichts geschont!* Nicht lange *gesäumt! Ausgetrunken! Eingeschenkt! Ruh' gehalten!* Frisch *gewagt!* u. s. w. beschränken sich fast ganz auf das Nhd.

Es wird angenommen*), daß bei Transitiven der Imperativ von haben, bei Intransitiven von sein oder werden**) ausgefallen sei, z. B. und mit Freude (sei) an dein Werk gegangen, und (habe) ein Lied gesungen! und dann (sei) flugs und fröhlich eingeschlafen! (Luther) s. Grimm a. a. O. Dem steht entgegen a) daß Verbindungen wie „habe gesungen, sei eingeschlafen", welche Grimm umgeschriebene Imp. Prät. nennt***), erst zum Zwecke dieser Ergänzung erfunden zu sein scheinen, b) der Umstand, daß, wo mit dem Part. eines transit. Verbs ein Substant. verbunden steht, dieses immer im Accusativ, niemals im Nominativ auftritt. Wenn es statthaft ist, den Imperat. von sein oder werden bei dem Part. des Intransitivs zu ergänzen; woher kommt es, daß dies bei Transitiven, deren Passiv gerade jener Hülfsverben bedarf, nicht möglich ist? Warum sagt man nicht: der Hut abgenommen! der Finger aufgehoben! †) Gleichwohl scheint „der Hut werde abgenommen!" noch erträglicher zu sein als „habe den Hut abgenommen!"

Bekanntlich haben die Griechen, vorzüglich ihre Dichter, häufig den Infinitiv in imperativischer Bedeutung angewendet; und daß in der neuhochd. Umgangssprache bisweilen derselbe Gebrauch Statt findet, zeigen Beispiele wie: nicht anfassen! erst aufsagen, dann schreiben! Geschichten erzählen! ††). Die altfranzös. Sprache scheint sogar den negativen oder prohibitiven Imperat. am liebsten durch den Infin. ausgedrückt zu haben †††). Zur Erklärung dieses Infin., welcher der älteren Grammatik stets elliptisch galt, hat man in neuerer Zeit, namentlich mit Rücksicht auf das Griechische,

*) Außer Grimm a. a. O. vergl. Becker, Gr. II, 84, Heyse, Gr. I, 776, II, 60. Einen Widerspruch enthält die Bemerkung Götzingers, Gr. I, 514: „Bezieht man die imperativische Aeußerung auf gar kein Subject, so bedient man sich des Part., dem wohl nur das Hülfsverb (habe) fehlt."

**) Vergl. Herling Syntax S. 160, Teipel N. Jahrb. XXVIII, 2, 135.

***) Das englische be gone! fort! pack' dich! steht ganz vereinzelt da.

†) Heyse urtheilt willkürlich, daß in dem Ausdrucke „Achtung gegeben!" das Substantiv Nominativ sei; auf den Accusativ drängen alle Beispiele, in welchen das Subst. ein Mascul. Sing. ist, die einzige Form, in welcher die Unterscheidung äußerlich erkennbar ist.

††) Laube, Gottsched u. Gellert II, 3 Fertig machen, Cato! Die Suppe auftragen! Die Frau Professorin rufen! V, 4 Dies in Couvert schlagen! An des Königs Majestät adressiren! —

†††) s. Diez, Gr. III, 194, Grimm, Gr. IV, 87.

selbst beim praktischen Unterrichte, jedwede Ergänzung abzuweisen für nöthig erachtet. Mit Recht! Der Infin. allein steht so kräftig und bedeutsam, daß durch Hinzufügung von allerlei Neben- und Hülfswerk der Empfindung des Ausdrucks wohl jedes Mal Abbruch geschieht. Die herrliche Einfalt der homerischen Sprache vereinigt sich hier einigermaßen mit der Weise unserer Kinder, denen jeden Augenblick ein imperativischer Inf. auf der Zunge liegt. Und so wie Kinder den Begriff desjenigen, was nach ihrem Wunsche von Seiten des Angeredeten geschehen soll, durch die infinitive Form als die eigentliche Trägerin des Verbalinhaltes, naturgemäß ausdrücken; ebenso thun es Erwachsene, wenn sie im Affecte sind, dem von jeher in allen Sprachen besondere, die Form überwiegende aber selbstständige Ausdrücke zu Gebote gestanden haben.*) — Sowie überhaupt die beiden Mittelwörter des Verbs, der Infin. und das Part., deren allernächste Verwandtschaft im Allgemeinen nicht sowohl auf der Form als auf dem Inhalte beruht, sehr oft entweder in derselben oder in verschiedenen Sprachen theils einander gradezu vertreten, theils sehr ähnliche syntaktische Functionen aufweisen: so liegt es in diesem besonderen Falle überaus nahe, dem imperativischen Infin. ein imperativisches Particip an die Seite zu stellen. Nichts angerührt! drückt wie nichts anrühren! entfernt von jeder personalen und temporalen**) Beziehung, also ganz unbestimmt, eben

*) Manches Andere läßt sich hierherziehen, z. B. der Acc. c. Infin. im Ausrufe: *ἐμὲ παϑεῖν τάδε, φεῦ, ἐμὲ παλαιόφρονα κατὰ γᾶν οἰκεῖν*! Aeschyl. Eumen. 835 te nunc jacere in lacrimis et sordibus idque fieri mea culpa! Cic. Fam. 14, 2; im Deutschen zu ähnlichem Zwecke der bloße Infin., z. B. Mir vorzuschreiben mit dem Schwert! Schiller, Wallenst. Tod, III, 19. In Kaisers Gegenwart sich hinzuräkeln! Goethe, Faust II, Act 1, schon im Ahd. üblich: thû unsi thanne bredigôn! vgl. Grimm Gramm. IV, 90; ferner der Infin. in Fragen, z. B. *πόσ' ἴμεν;* Hom. Odyss. X, 431. Franz. Où aller? Wohin gehen? Was thun? Schill. Theil. der Erde. Und warum leiden, Prinz? — Warum denn nur die Augen ihm versagen, womit er seine Siege sieht? Don Carlos II, 8; vgl. Piccol. I, 3 zweimal; Wallensteins Tod III, 18. IV, 7. V, 2. V, 5.

**) Soll indessen auf das Prät. Rücksicht genommen werden, so liegt dieselbe Erklärung bereit, deren man sich auch bei der Ellipse zu bedienen hat. Der Wunsch oder Wille richtet sich auf die Zeit nach der Handlung, indem die Gedanken bei der Vollendung derselben, als auf einem gewünschten Zustande, verweilen. Hiermit ist ein bekannter Gebrauch im Latein. zu vergleichen, nämlich die Verbindung des Part. Prät. mit velle, nolle, cupere, facere, habere etc. für die bestimmte Bedeutung vollendeter Thätigkeit, z. B. omnes vos oratos volo, patriam ex-

nur den Inhalt des Verbalbegriffes aus. Dieser Begriff, welcher in des Sprechenden Seele liegt, erhält nur dadurch die imperativische Bedeutung, daß er in eine besondere Beziehung zu dem Angesprochenen tritt. Wenn es Piccolom. I, 2 heißt: „frisch mitten durchgegriffen", so ist das ein bloßer Begriff; es folgt der Zusatz: „das ist besser!" allein ausgesprochen, kann er sehr bezeichnend eine Aufforderung an einen Zögernden oder Vorsichtigen ausdrücken. Wer sich eines alten Aberglaubens (aus Grimms Mythologie) erinnert: „Feuer auf den Heerd gemacht ist gut für Gewitter," der mag wohl, wenn er selbst abergläubisch ist, unter Donner und Blitz der Magd zurufen: Feuer auf den Heerd gemacht! In der bekannten Abschiedsformel „Gott befohlen!" ließe sich bei oberflächlicher Betrachtung allerdings höchst bequem sei oder seid ergänzen; allein die ganz abweichende richtige Deutung zeigt der Accusativ der Person, den man in älteren Schriften dabei gesetzt findet, s. Grimm Gr. IV, 910. Freilich bleibt der Ellipsensucht auch hier noch der Ausweg: Ich wünsche dich (euch) Gott befohlen. Es heißt aber doch wahrlich den Geist der Sprache verkennen, wenn man für einen bloß formellen Zweck, der noch obendrein in der Regel sich auf Irrthum gründet, einem einfach verständlichen, nicht selten charakteristischen Ausdrucke allerlei Beiwerk, bisweilen sogar unverträgliches und unleidliches, anzuheften bemüht ist.

Auch ohne Particip läßt sich ein imperativischer Ausdruck in absoluter Nominalform darstellen, z. B. die Binde um mein Angesicht! Schiller, d. Kindesmörderin. Zum Teufel erst das Instrument, zum Teufel hinterdrein den Sänger! Goethe Faust I. Freunde der Ellipse werden in jenem Beispiele den Imp. lege ergänzen wollen; aber man fühlt, daß der ganze Ausdruck, wenn ein Verbalbegriff soll hinzugesetzt werden, weit eher auf das Part. gelegt hinweist. Das zweite Beispiel erlaubt eine Ellipse von ich wünsche nicht. Keinen Wunsch spricht Valentin aus, vielmehr eine Aufforderung seiner selbst; daher sagt er, nachdem er die Zither des Gegners zerschlagen hat: Nun soll es an ein Schädelspalten! Was könnte also hinzugefügt sein? Etwa das Part. geworfen. In beiden Fällen

stinctam cupit, missum te facimus, s. Krüger lat. Gramm. §. 496 c). Auch der lat. Inf. Prät. nach juvat, pudet, satis habeo etc., wie man oft fälschlich sagt statt des Infin. Präs., gehört hierher; vergl. Haase zu Reisig's Vorles. über lat. Sprachwiss. Anmerk. 453.

erschiene denn doch wieder der absolute Participialausdruck. Viel lieber indessen unterbleibt eine Ergänzung, da dem Accus. selbständige Kraft innewohnt, ganz unabhängig den bloßen Gegenstand der Vorstellung zu bezeichnen.*)

Nachdem nunmehr die der deutschen Sprache mit Rücksicht auf Participialverbindung mit absolutem Charakter zu Gebote stehenden Mittel besprochen und die Anwendung derselben beurtheilt worden ist, mögen übersichtlich die einzelnen Arten hier zusammengestellt werden. Abgesehen von der Structur des absoluten Genitivs mit attributivem Part. als eines rein adverbialen Ausdruckes, unterscheiden sich für den Gebrauch des absoluten Part. (im Accus.) vier Hauptarten: a) gewöhnliche Verbindung eines Nomens und eines prädicativen Particips mit temporaler Beziehung, b) alleinstehende Part. α) als Prädicate von Sätzen mit daß, β) mit Genitivrection, c) Verbindung eines Nomens mit einem Part. Prät. zum Zwecke einer Schilderung, d) dieselbe Verbindung in imperativischer Bedeutung.

Zwar soll den Versuchen einiger Uebersetzer altklassischer Prosa**) fast alle griech. und lat. Participialconstructionen dem Deutschen aufzudrängen, das Wort nicht geredet werden; ebenso wenig können längere Satzverbindungen, welche wegen Ueberladung von Participien mehr oder minder dunkel und unverständlich, jedes Mal ungefällig und unrhythmisch sind, gebilligt werden: aber die Hauptanklage trifft im Allgemeinen nicht den Gebrauch, sondern den Mißbrauch der Part. Mehrere der oben aus Grimm mitgetheilten absoluten Participialstructuren mögen Manchem allzu kühn und wenig nachahmenswerth erscheinen, ganz abgesehen von älteren Beispielen: gegen conjunctive Constructionen dagegen wie: die Nachricht erhaltend gieng

---

*) Will man den Accus. im Ausrufe z. B. *ὢ ἐμὲ δείλαιον! δεινόν γε τὸν κήρυκα!* me miserum! o poetam egregium! elliptisch erklären? Wie nahe liegt er dem oben berührten Acc. c. Inf.! Im Mhd. war wol mich eine sehr gewöhnliche Verbindung, owê mich selten. S. Grimm Gr. IV, 764. Ist es zu glauben, daß der Casus von dem interjectionellen Subst. abhängig ist? Eher dürfte man alsdann den Dativ erwarten, der freilich bei wê der üblichere ist. Nicht unschicklich betrachtet man den Accus. als absolut. Das Lateinische benutzte ihn auch bei Trinksprüchen z. B. bene Messallam! vgl. Krüger Gr. §. 333, welcher geneigt ist habere (valere) jubeo zu ergänzen. Absolut verstanden, bezeichnet auch dieser Accus. den Gegenstand, auf den die Vorstellung gerichtet ist.

**) Vergl. Hacke's oder Ricklef's Uebers. des Tacitus in mehreren Anführungen bei Heyse.

er auf die Reise (Herling, Synt. S. 373) erst im Allgemeinen das düstere Schicksal der Pelopiden bezeichnend, erörtert Herr F. dann u. s. w. (Recens. in N. Jahrb. XXIV, 3, 249) wird nicht immer Verwahrung eingelegt. Dennoch dürfen jene nicht allein als vollkommen gerecht gelten, sondern verdienen ausdrücklich nachgeahmt zu werden: die andere Weise aber kann nicht mit dem Mangel eines Part. Prät. Act., der ja auch die lateinische Sprache trifft*), entschuldigt werden. Während Lehmann Goethe's Spr. S. 33 in dem von Götzinger angeführten Satze „von den Römern verbannt, nahmen die Volsker den Coriolan auf" die Beziehung des Part. auf das Object des Satzes als etwas Fehlerhaftes bezeichnet**), bemüht er sich, das Beispiel aus Goethe: „Erst knieend laß die treue Widmung dir gefallen" (Faust II.) so zu erklären, daß die Wörter von mir (oder meiner) ausgelassen seien, auf diese aber sich das Part. knieend beziehe. Dieser Deutung mögen einfach folgende Beispiele aus anderen Schriftstellern entgegengestellt werden: Hauptsache ist also, das Urtheil über ihre Bedeutung noch offen haltend, erst aus den ältesten Quellen den Unterschied sicher zu stellen, Grimm Gr. II, 309. Den Betheurungen der Köchin trauend, daß unmöglich Schierling könne unter das Gemüse gekommen sein, wurden die sorgfältigsten Untersuchungen über die genossenen Speisen angestellt, Heims Leb. v. Keßler. In dem Hauptwege in der Mittagssonne auf und ab gehend, kam das Gespräch auf Schelling: Eckermann, Gespräche mit Goethe. Auf dem Trottoir der Hohenwegstraße zu Potsdam mit einem Adjutanten gehend, springt dieser hervor, Eylert Leben Fr. Wilh. III. Alle diese Beispiele haben das mit einander gemein, daß ein Part. Präs. allein, ohne grammatische Anlehnung an ein

*) Im Lateinischen ist dergleichen Mißbrauch fast unerhört. Welch ein Unterschied zwischen librum legens und libro lecto in villam introii! s. Krüger, Gr. §. 494, b Anm. 1.

**) Der Fehler trifft schwerlich die Beziehung, welche in jeder Sprache natürlich erscheinen muß. Die deutsche hat, wie die Menge von Beispielen aus den besten Schriftstellern darthun, sie nicht ängstlich vermeiden wollen. Schiller, die Kraniche des Ibykus:

Und bald, obgleich entstellt von Wunden,
Erkennt der Gastfreund in Korinth
Die Züge, die ihm theuer sind.

Tadelnswerth ist allein, wie überall, die absolute Zweideutigkeit.

Subst., aber mit einer durch den Zusammenhang gegebenen logischen Beziehung auf ein persönliches Subject, einem anderen Gedanken untergeordnet ist. In den zuletzt angeführten Stellen ist sogar die Möglichkeit conjunctiver Beziehung auf ein im Hauptsatze zu ergänzendes Subst. ausgeschlossen. Wie die Structur bei Eckermann verstanden sein will, lehrt eine ähnliche desselben Schriftstellers: „Heute bei Goethe bei Tisch, kam die Rede bald wieder auf das Dämonische.“ Daß dergleichen Participialverbindungen der Sprache angemessen sind, soll nicht behauptet werden; aber es ist bemerkenswerth, daß auch Grimm sich denselben nicht ganz entzogen hat. Wie übrigens dort das Part. Präs., ebenso steht das Part. Prät. in folgender Structur: Eine Reihe von Jahren mit der Leitung der Studiendirection der königl. Kadettenanstalten Allerhöchsten Orts beauftragt, gehörte auch Verbesserung des geographischen Unterrichtszweiges im umfassendsten Sinne mit in die Reihe der allgemeinsten berufsmäßigen Bestrebungen, Ritter, Vorrede zu v. Roons Grundzügen der Erdkunde. Die Beziehung auf ein fehlendes sachliches Subst. enthält das Beispiel: Dem Könige zur Genehmigung vorgelegt, antwortete er sogleich — Eylert a. a. O.

Als eine kühnere bezeichnet Lehmann a. a. O. folgende Construction aus Goethe:

Entfernt von dir, von ihm gefangen, schmachtend
Eröffnet sich mein mattes Aug' dem Licht.

meint indessen, daß die Part. nicht als absolute Casus betrachtet werden können. Der Fall scheint in der That sehr gewöhnlich zu sein. Weder ganz noch halb absolut stehen die Part., sondern in Relation auf das Pron. mein, als den Stellvertreter eines Genitivs*). Ebenso Schiller, die Zerstörung von Troja:

Ganz Göttin, ganz umflossen von dem Lichte,
Worin sie steht vor Jovis Angesichte,
Durchschimmerte ihr Glanz die Dunkelheit.

Goethe selbst sagt: „Nicht von großer aber gewandter Gestalt versprach sein Gesicht und sein ganzes Wesen eine rasche Entschlossenheit.“

---

*) Vergl. Horat. Sat. I. 4, 33. Quum mea nemo scripta legat vulgo recitare timentis.

Merkwürdig endlich nennt Lehmann a. a. O. die Stelle:

Zum Bleiben ich, zum Scheiden du erkoren,
Giengst du voran und hast nicht viel verloren.

indem er annimmt, daß zum Bleiben ich (erkoren) durchaus absolut stehe, während zum Scheiden du erkoren nicht absolut zu verstehen sei, sondern sich auf das folgende du beziehe; nur die innige und äußerlich durch das gemeinschaftliche Part. erkoren markirte Verbindung und Entgegensetzung des ich und du habe die bedeutende Unregelmäßigkeit veranlaßt. Man darf eine andere Erklärung wagen? Gerade jene innige Verbindung des ich und du spricht gegen die Scheidung in absolute und nicht absolute Geltung; ferner sträubt sich das doppelt gesetzte du wider eine gewöhnliche conjunctive Structur. Der Sinn ist klar: Von uns Beiden, die wir, ich zum Bleiben, du zum Scheiden erkoren waren, giengst du voran. — Sollte nicht Aehnlichkeit stattfinden mit jenem altclassischen Schema, in welchem anstatt eines partitiven Genitivs ein Nominativ als erster das Ganze bezeichnender Subjectscasus auftritt, dem sodann ein zweites Subject als Ausdruck des Theilbegriffes nachfolgt? vergl. Sallust Jugurth. 104: Mauri impetratis omnibus rebus tres Romam profecti, duo ad regem redeunt.

Zum Schlusse noch eine Bemerkung mit Rücksicht auf das Subject der absoluten Participialverbindung. Es wird von allen Seiten hervorgehoben, daß, während in anderen Sprachen das Particip sich auch auf ein von dem Subjecte des Hauptsatzes verschiedenes Subject beziehen könne, z. B. Troja diruta Aeneas in Italiam venit. My arm still continuing painful, the doctor wrote a prescription. Les débris des Russes ne se montrant pas, le czar parut sans ressource, dies im Deutschen im Allgemeinen unzuläßig sei. Allerdings lassen sich die eben genannten Structuren in der deutschen Sprache nicht nachahmen; aber eine Betrachtung der vielen oben mitgetheilten Beispiele lehrt, daß gleiches Subject im Haupt- und Nebensatze keineswegs erforderlich ist. Nur in der Minderzahl der im Anfange aus Grimm angeführten absoluten Constructionen ist das Subject dem Subject des übergeordneten Satzes gleich, z. B. „Dies vorausgeschickt, lasse ich —,“ die meisten enthalten ein verschiedenes, z. B. „Wenn, die Partikel abgelöst, das einfache Subst. nicht bestehen kann,“ in der Regel das unbestimmte man. Ebenso ist in Sätzen wie:

Und sie singt hinaus in die finstre Nacht,
Das Auge von Weinen getrübet.

das Subject des Participialsatzes ein anderes als das des Hauptsatzes. Die Annahme der Ellipse ändert aber in allen Fällen die Auffassung; daß sie in keinem einzigen statthaft ist, hat in der vorhergehenden Darstellung behauptet werden sollen.

Dr. **Andresen.**

Ueber die Auswahl des Uebungsstoffes und der Beispiele in den franz. Elementarbüchern und Grammatiken.

Für die Jugend ist das Beste gut genug.

Man hat über den Gegenstand, auf den die folgenden Bemerkungen sich beziehen, schon mancherlei gesagt, jedoch meist nur gelegentlich bei Besprechung einzelner latein. oder franz. Elementarbücher oder Grammatiken. Die Recensenten haben an diesem oder jenem Buche die Auswahl der Sätze getadelt, die Verfasser sie zu rechtfertigen und in Schutz zu nehmen versucht. Dabei sind denn verschiedene, zum Theil entgegengesetzte Ansichten zum Vorschein gekommen, je nachdem man auf den Inhalt der Sätze mehr oder weniger Gewicht gelegt hat. Die Einen verlangen lauter „inhaltreiche" Sätze und wollen mit der Erlernung der fremden Sprache zugleich den Nebenzweck verbinden, Verstand und Herz zu bilden und das Gedächtniß mit allerhand nützlichen (historischen, geographischen 2c.) Kenntnissen zu bereichern. Andere dagegen meinen, auf den Inhalt der Sätze komme wenig an: der Knabe habe, wenigstens im Anfange, genug zu thun mit den sprachlichen Formen; diese nähmen seine Aufmerksamkeit und Kraft so in Anspruch, daß er auf den Inhalt der Sätze wenig achten könne. Wenn man fürchte, den jugendlichen Geist dadurch zu ermüden, so verkenne man seine Bedürfnisse und verwechsle sie mit denen eines reiferen und anspruchsvolleren Alters.*) Der Knabe sei in dieser Beziehung leicht zu befriedigen; er habe seine Freude an der reinen Form, ähnlich wie an den Abstractionen und theoretischen Lehrsätzen der Geometrie. Der Inhalt könne sogar störend wirken, indem er die Aufmerksamkeit von der Sprache ablenke und sie zersplittere. Bis zu diesem Extrem möchten es indeß wohl nur Wenige treiben. Die Meisten geben vielmehr zu, daß man mit

*) Vergleiche die Vorrede in Dr. Ph. Schifflin's Anl. zur Erlernung der englischen Sprache. I. Cursus.

Recht auf einen passenden Inhalt in den Sätzen dringe, allein diese Forderung sei leichter aufgestellt als erfüllt. Man müsse bei der Beurtheilung Rücksicht nehmen auf die Schwierigkeiten, mit denen die Verfasser solcher Elementarbücher dabei zu kämpfen hätten, und in der That, diese Schwierigkeiten sind nicht gering und verdienen wohl mit in Anschlag gebracht zu werden. Es wäre z. B. eine sehr ungerechte und verkehrte Forderung, wenn man in einem Büchlein nach der Seidenstücker-Ahnschen Methode gleich in den ersten Uebungsstücken inhaltreiche Sätze verlangen wollte. Denn mit 20, 30, 40 Vokabeln läßt sich nicht viel anfangen. Auch hat man es hier ja allerdings noch mit Kindern von 9—12 Jahren zu thun, die eine leichtere Kost haben wollen und deren Aufmerksamkeit durch die Form fast allein schon hinlänglich beschäftigt wird. Hier kann man es durchaus nicht tadeln, wenn etwas leeres Stroh mit unterläuft. Das Streben nach einem *tieferen* Gehalte wäre hier durchaus nicht angebracht*). Manche freilich können auf der andern Seite den Knaben nicht zeitig genug mit philosophischen Wahrheiten und geistreichen Gedanken und Reflexionen füttern**). Sie überschütten ihn schon auf den ersten Seiten mit Sätzen, deren Inhalt mehr auf den Lehrer als auf den Schüler berechnet zu sein scheint. Allerdings ist dieser Fehler seltener als der entgegengesetzte, allein er findet sich immer auch oft genug, und wir werden unten viele Beispiele der Art aus verbreiteten Schulbüchern beibringen. Im Allgemeinen bemerken wir ihn mehr in den Elementarbüchern der beiden alten klassischen Sprachen als in denen der modernen Sprachen, die in der Regel eher am entgegengesetzten Mangel leiden. Diese Erscheinung hat ihren guten Grund.

*) Wohl aber kann man, wie wir weiter unten sehen werden, auch hier schon nach einem *passenden*, dem Kindesalter angemessenen Inhalte streben.

**) Als Beispiel sei es mir verstattet, hier einige Sätze aus einem lateinischen Elementarbuch (Dr. W. H. Blume Thl. I, Potsdam 1852) anzuführen. Communis utilitas societatis maximum vinculum est. S. 3. Beneficium et gratia semper erunt vincula concordiae. Societatis humanae vinculum ubique est ratio et oratio. Omnis ars est imitatio naturae. Corporis morbi sunt perniciosi, animi perniciosiores. Was soll ein Sextaner mit solchen Sätzen beginnen? Deren aber giebt es in dem genannten Buche unzählig viele, ganz abgesehen von den nicht minder zahlreichen Sätzen mit gelehrten (mythol., geschichtl.) Beziehungen, wie Musarum parens domusque Pieria. Caesar Dejotaro tetrarchiam eripuit. Sacro nemore nobilia fuere Tempe. Pyrrhi temporibus jam Apollo versus facere desierat. Arma fecit Vulcanus Achilli et Aeneae und Anderes der Art.

Denn bei den letzteren ist die Erlernung der Sprache selbst und ihr praktischer Gebrauch Hauptzweck des Unterrichts: der Knabe soll in möglichst kurzer Zeit franz. oder englisch lesen, schreiben und sprechen lernen. Wie er dazu kommt und an welchem Stoffe er sich die geforderte Sprachfertigkeit erwirbt, das thut nach der Ansicht der meisten nicht viel zur Sache; es erscheint um so gleichgültiger, je entschiedener der praktische Zweck vorherrscht. Daher ist man denn in der Auswahl des Lese- und Uebungsstoffes nicht so ängstlich. Woher sonst die geistlosen Gespräche über Witterung, Befinden 2c. oder die kraft- und saftlosen Anekdoten, die uns in den praktischen Anleitungen zur Erlernung besonders des Französischen geboten zu werden pflegen? Man will vor allen Dingen Gewandtheit im praktischen Gebrauch der Sprache, namentlich in der Umgangssprache erzielen. Das sieht man denn auch theils an den einzelnen Wörtern und Ausdrücken, die der Schüler zuerst und hauptsächlich lernen muß — denn sie beziehen sich meist auf die Verhältnisse und Bedürfnisse des alltäglichen Lebens, — theils auch an der Auswahl der Sätze und Uebungsstücke, die den nämlichen Charakter zu tragen pflegen. Anders verhält es sich mit den alten klassischen Sprachen. Hier hat man zunächst keinen praktischen Zweck der Art vor Augen. Denn sonst würde ja dieser Unterricht bei den meisten Schülern seines Zweckes ganz verfehlen, da sie zu einer solchen Anwendung ihrer Kenntnisse im Lateinischen oder Griechischen im spätern Leben durchaus keine Gelegenheit haben. Man sucht daher den Nutzen besonders des latein. Unterrichts in etwas Höherem, in Verhältniß wozu die Sprache bloß als Mittel anzusehen sei. Dies Höhere ist die geistige Bildung überhaupt. Der Unterricht im Latein. soll, namentlich auf der untersten Stufe, gleichsam eine Gymnastik des jugendlichen Geistes sein; durch ihn sollen die geistigen Kräfte geweckt und in methodisch fortschreitendem Gange ausgebildet werden. Denn die Sprache ist ja der unmittelbarste und treueste Abdruck des Geistes, und die Grammatik kann man als eine angewandte Logik betrachten. Darum kommt es hier auch nicht darauf an, sich möglichst schnell und bequem der materiellen Seite der Sprache zu bemächtigen, sondern den Segen des latein. Unterrichts — wenn überhaupt von einem solchen die Rede sein soll — hat man weniger im Besitz als im Erringen, weniger am Ziele als auf dem Wege zu suchen. Ebendeßhalb legt man denn auch auf die Methode und auf den Stoff ein viel größeres Gewicht, und wie man

dabei überall die geistige Gymnastik des Schülers im Auge hat, so pflegt man auch bei der Auswahl der einzelnen Sätze, an denen die grammatischen Formen und Regeln eingeübt werden sollen, mehr Rücksicht zu nehmen auf einen geeigneten, dem höheren Zwecke angemessenen Inhalt. Darum findet man in den latein. Elementarbüchern verhältnißmäßig weniger, aber inhaltreichere Sätze, und während man in den französischen Büchern der Art oft in schnellem Laufe ganze Seiten hintereinander durchnehmen kann, da es hier mehr auf schnelle Aneignung der Formen und des Wörtervorrathes ankommt, sind die lateinischen Sätze gewöhnlich auf einen viel langsamern Gang berechnet. Jeder einzelne Satz soll hier nach Form und Inhalt gleichsam zu einem Turngeräth für den Geist gemacht werden, an dem dieser seine Kraft zu üben und zu stärken hat*).

Bei dem Französischen dagegen, wie beim Englischen, pflegt man einen ganz andern Maßstab in Anwendung zu bringen, den rein praktischen; aber so geläufig und natürlich dieser dem Laien erscheinen mag, so ist er vom Standpunkte der Pädagogen aus doch nicht zu rechtfertigen, denn er verträgt sich nicht mit der hohen Bestimmung eines organischen Schulunterrichts. Insofern nämlich das Französische und Englische Glieder eines geordneten Organismus sind, dessen Ziel und Bestimmung die harmonische Ausbildung aller Geisteskräfte ist, müssen sie sich diesem höheren Zwecke unterordnen; die höhere Bedeutung und Weihe aber, die der Unterricht in diesen Sprachen dadurch erhält, wird sich, wie in der ganzen Behandlung desselben, so namentlich auch in der Auswahl des Stoffes zeigen, an dem die sprachlichen Formen eingeübt werden sollen. Darum ist man berechtigt, auch für diese Sprachen, sofern sie Gegenstand des Schul-, insbesondere des Gymnasial-Unterrichts sind, eine sorgsamere Auswahl des Uebungsstoffes zu verlangen, nur daß man dabei allerdings nach etwas anderen Grundsätzen wird verfahren müssen als bei jenen. Immer aber sollten die Sätze wo möglich von der Art sein, daß sie durch ihren Inhalt den Schüler gleichsam belohnen für die Anstrengung, die sie von ihm fordern; er muß unter der fremden Hülle einen Kern

*) Man verkennt daher unsrer Ansicht nach den Zweck des latein. Unterrichts, wenn man bloß darauf ausgeht, durch recht häufige Extemporalien und andere Uebungen eine gewisse Routine im Gebrauch der latein. Sprache und eine oft ziemlich mechanische Fertigkeit in der Anwendung der grammatischen Formen und syntaktischen Regeln bei dem Schüler zu erreichen.

finden, dessen er sich erfreuen kann. Dies ist auch zum Behuf des Memorirens sehr wünschenswerth, aber gerade in dieser Beziehung lassen manche französische Elementarbücher viel zu wünschen übrig. Ganze Seiten hindurch findet sich kaum ein Satz, der sich dazu eignete. In einigen Büchern (z. B. in Fr. Rempels franz. Uebungsbuche 1. Abthl. Essen 1851) ist für dies Bedürfniß durch einen besondern Anhang mit inhaltreicheren Sätzen (Sprichwörtern u. dgl.) gesorgt, und dies ist ganz zweckmäßig, kann aber unsre Forderung in Betreff des Ganzen nicht aufheben.

Indem wir nun näher auf unsern Gegenstand eingehen, suchen wir zuerst zu zeigen, wie die Sätze nicht sein sollen, dann wie sie sein sollen, beides an möglichst vielen Beispielen aus gangbaren französischen Uebungsbüchern oder Grammatiken. Zum Schluß folgen einige Bemerkungen über die deutschen Uebersetzungsbeispiele, in denen oft der deutschen Sprache allzu große Gewalt angethan wird.

I. Wie sollen die Sätze nicht sein?

1. Hier müssen wir uns vor allen Dingen gegen alle unvollständigen Sätze erklären, wie la porte que je ferme; les fenêtres que j'ouvre; la femme de qui je tiens cette nouvelle*). Weil es hier dem Grammatiker zunächst nur auf Beispiele für das Relativ ankam, so glaubte er sich das Prädicat und damit Raum ersparen zu können, allein eine solche Ersparniß ist hier nicht am rechten Orte, weil der Schüler, dadurch verleitet, leicht einen halben Satz für einen vollständigen halten und in seinem Begriffe vom Satze irre werden kann. Noch näher liegt diese Gefahr bei Sätzen folgender Art: il serait malade. Il lui aurait donné ce livre. Quoique je lui doive beaucoup d'argent et de bons conseils. Malgré que cette musique ait étourdi nos oreilles. En cas qu'il ne soit pas chez lui. Supposé qu'il n'eût pas guéri ce malade.... Läßt man hier den Nachsatz weg, so vernichtet man geradezu die Eigenthümlichkeit dieser Sätze und macht es dem Schüler unmöglich, sich eine richtige Vorstellung von der Bedeutung der Conjunctionen quoique, malgré que oder solcher Ausdrücke wie en cas que, sup-

*) Diese wie die zunächst folgenden Beispiele sind aus Fr. Herrmanns Lehrbuch der französischen Sprache. 6. Aufl. Berlin 1845.

posé que etc. zu verschaffen. Man könnte solche unvollständige Sätze nur damit entschuldigen, daß man sagte, der Schüler solle in jedem einzelnen Falle genöthigt werden, das fehlende Satzglied selbst zu ergänzen.

2. gehören hierher die inhaltlosen Sätze. Diese Klasse von Sätzen ist in manchen Elementarbüchern sehr zahlreich vertreten, aber wenn man von uns eine bestimmte Definition des Begriffs „inhaltlos" verlangt, so bringt man uns dadurch in einige Verlegenheit. Wir nehmen das Wort in einer etwas ausgedehnten Bedeutung und meinen unter jenen Sätzen auch und zwar vornehmlich solche, die nur einen scheinbaren Inhalt haben, in Wahrheit aber ganz oder doch ziemlich hohl und leer sind. Denn es kann hier freilich immer nur von einer relativen Leere die Rede sein; etwas Inhalt läßt sich am Ende, wenn man es darauf anlegt, aus jedem Satze herauspressen, ähnlich wie man bei der Luftpumpe auch niemals einen absolut luftleeren Raum, sondern immer nur sehr verdünnte Luft unter der Glasglocke hat. Darum ist es hier aber auch so mißlich, eine bestimmte Grenze für die Leere anzugeben. Denn wo der Eine nichts sieht als Worte, da wird der Andere immer noch etwas Inhalt, vielleicht selbst einen passenden, entdecken. Um indeß doch ein Kriterium zu haben, können wir uns auf den zweiten Theil unsrer Abhandlung beziehen und als inhaltlos im Allgemeinen alle diejenigen Sätze bezeichnen, die ihrem Inhalte nach in keiner der dort aufgeführten Klassen unterzubringen sind. Es sind dies solche Sätze, die auf diesen ehrenvollen Namen eben weiter keinen Anspruch haben, als daß sie aus einer Anzahl von Wörtern bestehen und darunter das vorschriftsmäßige grammatische Subject und Prädicat aufzuweisen vermögen. Sätze der Art finden sich z. B. in Phil. Schifflin's Anl. zur Erlernung der franz. Sprache, Cursus I., in großer Menge. Es ist kaum nöthig einzelne Beispiele auszuschreiben, da ganze Abschnitte fast durchgängig hierher gehören: vergl. Lect. 16. 18. 19. 20. 21. 22. u. s. w. Es werden mit den zu Gebote stehenden Wörtern alle nur möglichen Combinationen und Permutationen vorgenommen und nicht immer die glücklichsten. Es gehört eine nicht geringe Sorgfalt und Geschicklichkeit dazu, wenn bei solchen Wörterverbindungen nicht manches Unpassende und Gehaltlose zu Tage kommen soll. Wir werden indeß im 2. Theile sehen, daß man auch mit geringen Mitteln in dieser Beziehung et-

was Gutes leisten kann. Ahn (prakt. Lehrg. der franz. Sprache, Curs. I. 25. Aufl. Köln 1851) hat darin jedenfalls mehr Glück gehabt. Man vergleiche z. B. folgende Sätze: Schiffl. Le chien est fidèle et le chat est utile. Le chien qui est fidèle a trouvé le chat qui est utile. Je suis fidèle, tu es utile. La maison est grande, elle est aussi utile. Mon père a perdu sa maison et ma mère a perdu son jardin. Tu aimes ton lapin, j'aime mon frère . . . Ahn: Le chien est utile à l'homme. Le chien est l'ami de l'homme. Le chien est plus fidèle que le chat. Mon ami a un petit chien qui est très fidèle. Cet homme a perdu ses amis et cette mère a perdu ses enfans. Les maisons de cette ville sont très hautes. Notre jardinier a perdu sa bonne mère; il a pleuré toute la nuit . . . Ich habe diese Sätze ohne besondere Auswahl herausgegriffen, aber man wird sogleich den Unterschied erkennen. So einfach die letzten Sätze sind, so liegt doch in jedem ein ganz bestimmter Gedanke oder eine Anschauung. Wie sonderbar, unpassend, selbst unlogisch sind dagegen die Zusammenstellungen in der ersten Reihe von Sätzen. Es würde nicht schwer halten, dies Verzeichniß durch viele andere Beispiele zu vermehren: ta tante a-t-elle donné à mon frère un lapin ou un livre? Il a acheté un bon canif pour mon frère, mais il a vendu son chien. Elles ont perdu le livre qu'elles ont acheté, mais elles ont trouvé ce canard qui est blanc. Votre fleur est belle, mais votre vin est mauvais. Tous les chevaux du roi sont noirs et tous les chevaux de la reine sont petits. Notre jardin est utile, notre soeur est petite, notre maison est grande. Ton frère a mon bon livre, sa soeur a mon grand livre, et ton père a mon petit livre. Notre père est content et notre mère est heureuse. Notre oncle a envoyé à notre mère une belle pomme de terre. On a apporté à la reine trois pigeons et huit pigeonneaux. Nous avons envoyé la brebis à Paris. La paysanne avait vendu vingt-cinq oeufs qui n'étaient pas bons; elle en avait vendu treize qui n'étaient pas mauvais.... Die Gegenstücke zu solchen theils inhaltlosen, theils ganz verunglückten Zusammenstellungen werden wir später kennen lernen. Außer Ahn hat namentlich auch Dr. Plötz (Elementarbuch der franz. Sprache. I. 4. Auflage. Berlin 1853) in der Auswahl und Bildung ganz anspruchsloser und ein-

facher Sätze sehr viel pädagogischen Takt bewiesen, wie denn überhaupt das genannte Buch vor den meisten seiner Art den Vorzug verdient.

Wir rechnen also zu den inhaltlosen Sätzen auch diejenigen, in denen heterogene und fremdartige Dinge untereinandergemischt oder ganz äußerlich mit einander verbunden werden. Dies findet man häufig in den Beispielen zu grammatischen Regeln. Man will hier recht viel (z. B. alle Ausnahmen von einer Regel) in einem oder in wenigen Sätzen anbringen und zieht deßhalb oft die verschiedenartigsten Vorstellungen förmlich bei den Haaren herbei und verbindet sie zu einem Satze. Ein solcher Satz sieht dann freilich oft etwas bunt aus, und wenn man etwas Sinnreiches darin findet, so liegt dies höchstens in der Art der Verknüpfung des Widerstrebenden. Oft ist diese Verbindung aber auch ganz roh und ungeschickt. Man nimmt seine Zuflucht zu allgemeinen Ausdrücken wie: il parle, il a donné etc., woran sich dann alles Mögliche anknüpfen läßt. Il parle du mouton, du boeuf et du noyer du fermier, du visage et du ventre du singe et du sang du coeur. Il parle de l'écurie de l'auberge, de l'espace de l'étable, de l'origine de l'agriculture et de l'habileté de l'orphelin. Elle a donné une toilette à une fille, une corbeille à une soeur, une montre à une nièce et une tasse à une servante. Il parle d'une lyre, d'une invitation et d'une description d'une fontaine. Il préfère du vin à du marbre, et du papier à du bois.

„Er spricht von der Eitelkeit des Reichthums, von der Nothwendigkeit der Wahrheit, von dem Stolze des Adels und von dem Ruhme der Nation. Er spricht von einer Blume, von einer Nation und von einem Veilchen. Er spricht von den Kirchen der Stadt, von der Einrichtung dieses Gartens und von dem Fleiße der Schüler. Er spricht von dem Gesicht des Affen, von dem Stamme des Apfelbaums, von dem Hammel des Hirten und dem Hirsche des Grafen. Er spricht von der Meinung des Freundes, von der Genauigkeit der Geschichte und von der Ungerechtigkeit der Advokaten. Er spricht von den Schildern der Wirthshäuser und von den Vortheilen der Freundschaft. Ich habe gegeben die Fliege der Henne, das Veilchen der Schwester, das Bier der Dienerin und den Brief der Königin. Er hat gegeben die Geigen und die Mützen den Vettern, die

Peitschen und die Schnüre den Knaben und die Blumensträuße den Hirten*).

In solchen Sätzen wird der Inhalt offenbar dem grammatischen Interesse (hier Einübung des Genitiv und Dativ) vollständig zum Opfer gebracht. Man vergl. hierzu: J'avais perdu le chat, tu avais perdu le chien et votre père avait perdu le livre; nous avions trouvé le cheval, vous aviez trouvé le canif, les servantes avaient trouvé le papier et la plume. Nous avions les canifs de l'oncle, vous aviez la plume de l'enfant, les frères avaient les licous du cheval u. a. (Schiffl.) Zuweilen werden die Sätze durch eine complicirte Form, z. B. durch viele von einander abhängige Genitive nebenbei auch noch unverständlich gemacht: Hier le jardinier du voisin a vendu ce canard au frère de mon père (warum nicht à mon oncle?). — Ders. —

Zu den Sätzen, wie sie nicht sein sollen, gehören:

3. alle diejenigen Sätze, deren Inhalt vollständig außer oder über dem Horizonte des Knaben liegt. Dahin rechnen wir:

a) Sätze mit philosophischem oder abstractem Inhalt, sowie solche, deren Verständniß eine gereifte Lebenserfahrung voraussetzt. —

Es ist unglaublich, welche Mißgriffe nach dieser Seite hin gemacht und welche Dinge den Knaben zugemuthet werden. Am meisten ist uns dies aufgefallen an dem franz. Sprachbuch von Dr. Mager, aus dem die folgenden Beispiele entlehnt sind (wenn nicht das Gegentheil ausdrücklich bemerkt ist.)

Penser c'est vivre. Je pense, donc j'existe. Voir et sentir c'est être, réfléchir c'est vivre. Nous ne sommes des êtres moraux que parceque nous sommes des êtres raisonnables, intelligens. L'étude de plusieurs langues mène à celle de la grammaire générale qu'on peut appeler aussi philosophie de la langue. La nature de dieu est d'être infini; nul être ne peut partager l'infini avec lui. Toute vertu est une science qui s'augmente par l'exercice et la méditation; tout vice une erreur qui, par sa nature, doit produire tous les autres vices. L'homme vertueux est essentiellement bon, l'homme d'honneur peut être

*) Alle Beispiele, die französischen wie die deutschen, sind aus Herrmann.

égoiste et dur. Le sentiment de la divinité est une source intarissable de consolations. Les passions déréglées inspirent les mauvaises actions, mais les mauvaises maximes corrompent la raison même et ne laissent plus de ressource pour revenir au bien. Un être intelligent est celui qui sait adopter les moyens les plus propres à la fin qu'il se propose. La bonne politique ne diffère pas de la saine morale. Le consentement général des nations doit être pris pour la voix de la nature. L'homme véritablement libre est celui qui est dégagé de toute crainte et de tout désir. L'Eternel en nous faisant participer de lui par l'intelligence nous fait participer à son immortalité. Les moralistes et les théologiens qui déclament contre la science tout en demandant aux hommes de la moralité ne savent pas ce qu'ils disent et rendent malheureux ceux qui les écoutent. La vraie philosophie est de voir les choses telles qu'elles sont*). Voulez-vous rendre l'esprit juste, instruisez-le à voir les objets sous toutes les faces, à les comparer entr'elles, à les réunir peu à peu, à examiner si rien ne lui est échappé; alors il juge plus ou moins promptement, mais sûrement. Les peuples les plus éclairés sont les plus faciles à gouverner. Dans les prêtres comme dans les peuples l'ignorance est bien plus à craindre que les lumières. La providence conduit les peuples à une liberté toujours plus grande, afin qu'ils deviennent toujours meilleurs. La vertu procréatrice de la nature ne se détruit jamais*). Il faut être bien ridicule ou bien neuf pour s'étonner de ce qui arrive dans le cours de la vie. Toute justice vient de dieu; lui-seul en est la source. L'éducation affaiblit le penchant au mal et fortifie le penchant au bien. Parmi les causes qui exercent une influence utile sur les progrès de l'esprit humain, l'instruction publique est sans doute l'une des plus puissantes. Le fanatisme religieux est ennemi des arts aussi bien que de la philosophie. Le plus grand homme ne peut pas insulter impunément aux préjugés de son siècle. Le sage respecte tout ce que les hommes adorent et à quoi ils attachent leur bonheur. Il est sage pour une nation de tenir

*) Die beiden mit *) bezeichneten Sätze sind aus dem Elementarkursus der franz. Sprache von Michaelis, Guben 1849.

au régime qu'elle a, lorsqu'elle le tient de sa propre nature et du temps. Le salut de tous est dans l'harmonie sociale et l'anéantissement de l'esprit de parti. La religion peut suppléer à toutes les vertus que la nature nous a refusées.

Nahe verwandt mit den eben bezeichneten sind:

b) solche Sätze, die geistreiche Bemerkungen aller Art, Wortspiele und dergleichen enthalten oder deren Verständniß durch eine rhetorische oder poetische Ausdrucksweise erschwert ist.

Wir lassen wiederum Beispiele aus Dr. Magers Buche nebst einigen aus Michaelis und Herrmann folgen.

Du sublime au ridicule il n'y a qu'un pas. Voulez-vous savoir la différence entre une bête et un sot? La voici: la bête ne voit pas ce qui est, le sot voit ce qui n'est pas. Le sage ne se repent pas, il se corrige; le peuple ne se corrige pas, il se repent. Ceux à qui tout le monde convient, conviennent rarement à tout le monde. C'est le triomphe de la raison de bien vivre avec les gens qui n'en ont pas. Quand on veut plaire dans le monde et y réussir, il faut se résoudre à se laisser apprendre beaucoup de choses qu'on sait par des gens qui les ignorent. Une femme auteur n'a rien à espérer que la haine de son sexe et la crainte de l'autre. (Herrm.) — Heureux le peuple dont l'histoire est ennuyeuse. (Mich.) Le conquérant appelle héroisme la voracité de son humeur usurpatrice. (Mich.) — Les grands évènemens sont presque toujours des événemens imprévus. Le pouvoir illégitime est nécessairement despotique. Les hommes à prétentions sont désagréables, mais les hommes à préjugés sont insupportables. La vertu est un manteau qui reste toujours dans le mauvais temps. Une memoire active et fidèle double la vie. Les consolations sont pour la santé de l'âme ce qu'est l'eau-bénite contre les tentations du diable. Montesquieu disait que l'Allemagne était faite pour y voyager, l'Italie pour y séjourner, l'Angleterre pour y penser, et la France pour y vivre. La puissance du travail et de la réflexion est l'un des traits distinctifs de la nation Allemande. La monarchie absolue est incompatible avec la societé civile. L'expression des plus nobles sentimens n'est que de l'algèbre pour ceux qui n'ont pas d'âme.

La fleur donne le miel; elle est la fille du matin, le charme du printemps, la source des parfums, la grace des vierges, l'amour des poètes. La vie humaine assiégée de douleurs et pleine de misères commande à chaque homme le sentiment de la pitié. Les arts utiles sont les aînés des arts agréables, il faut qu'ils les précèdent. Les louanges, disait Pindare, sont le prix des belles actions: à leur douce rosée les vertus croissent, comme les plantes à la rosée du ciel; mais il n'appartient qu'à l'homme de bien de louer les gens de bien.

c) Sätze mit gelehrten (geschichtlichen, mythologischen, antiquarischen, literarischen) Beziehungen und solche, die eine Bekanntschaft mit anderen, dem Knaben unzugänglichen Wissenschaften voraussetzen *).

Ségrais, le traducteur français de Virgile, a mieux trouvé le génie de ce poète que pas un des auteurs français. Le code civil français est mieux fait que le code pénal. La religion prend le caractère de l'homme: Fénelon brûlait de l'amour pur de dieu, Bossuet ne concevait que l'amour intéressé. Exilé de sa patrie qu'il avait célébrée par ses vers Xénophanès vint s'établir en Sicile. Sitôt que Rome vint à se corrompre, les Romains quittèrent la tragédie et se dégoûtèrent de voir au théâtre une image de l'ancienne vertu. L'accessoire chez Cicéron, c'était la vertu; chez Caton, c'était la gloire. Corneille habille les Romains à l'espagnole, et Racine à la française. Corneille excelle dans le genre admiratif. (Herrm.) Ci-gît Piron qui ne fut rien, pas même Académicien. (Mich.) Le diable boiteux récompensa largement son libérateur. (Herrm.) Simonide était peintre et philosophe. Homère paraît avoir composé l'Odyssée dans un âge avancé; on croit le reconnaître à la multiplicité des récits, ainsi qu'au caractère paisible des personnages, et à une certaine chaleur douce, comme celle du soleil à son couchant. L'action de l'Odyssée ne dure que quarante jours; mais à la faveur du plan qu'il a choisi, Homère a trouvé le secret de décrire toutes les circonstances du retour d'Ulysse. On dépeuplerait le Parnasse, si l'on en chassait les

*) Die Sätze, bei denen die Quelle nicht angegeben ist, sind aus Magers Sprachbuch.

imitateurs. — Le bruit est en général toute émotion de l'air qui se rend sensible à l'organe auditif.

Zum Schluß dieses Abschnittes noch einige Bemerkungen:

1. Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß es nicht unsere Meinung sein kann, alle Sätze mit historischem, mythologischem oder selbst literar-historischem Inhalt auszuschließen. Vieles auf diesen Gebieten ist auch dem Knaben schon zugänglich und verständlich. (Vgl. unten Nr. 2 und 5.)

2. Eine bestimmte Grenze zu ziehen zwischen dem Passenden und Unpassenden, zwischen dem was in und dem was außer dem Gesichtskreise des Knaben liegt, ist schwer; jedenfalls werden Ansichten darüber oft verschieden sein. Deshalb legen wir auch kein besonderes Gewicht darauf, wenn Jemand in Betreff dieses oder jenes einzelnen Satzes mit uns nicht einverstanden sein sollte.

3. Halten wir es nicht für überflüssig, uns gegen einen möglichen Verdacht hinsichtlich der Auswahl der Beispiele zu verwahren. Wenn wir nämlich dieselben bei den einzelnen Abschnitten vorwiegend und oft fast ausschließlich aus diesem oder jenem Buche genommen haben, so möge man darin keine Absichtlichkeit erblicken. Uns kam es nicht darauf an, die Vorzüge oder Mängel der einzelnen Bücher dieser Art zu beurtheilen, sondern nur darauf, Beispiele für unsere Ansicht zu finden, und wir haben diese genommen, wo wir sie gerade fanden. Auf die Brauchbarkeit des betreffenden Beispiels im Ganzen kann hieraus allein durchaus noch kein Schluß gezogen werden.

II. Wie sollen die Sätze sein?

> Da ich ein Kind war, redete ich wie ein Kind
> Und war klug wie ein Kind. —

Diese Frage erscheint vielleicht Manchem nach Beantwortung der ersten als ziemlich überflüssig, da sich aus dem Negativen das Positive fast von selbst ergebe. Das ist jedoch nur zum Theil richtig. Allerdings, wenn die Sätze nicht unvollständig, nicht inhaltlos und nicht von der Art sein sollen, daß ihr Inhalt über oder außer dem Horizont des Knaben liegt, so ergiebt sich daraus von selbst, daß sie vollständig sein müssen, daß sie einen gewissen Inhalt haben und daß dieser im Gesichtskreise des Knaben liegen muß; aber es handelt sich jetzt darum, die Art dieses Inhalts genauer

zu bestimmen und die Kreise anzugeben, in denen man sich bei der Auswahl oder Bildung der Sätze vorzugsweise zu bewegen hat.

Man wird übrigens bei der folgenden Classificirung einen in der Sache selbst liegenden Fortschritt vom Leichteren zum Schwereren, vom Einfachen zum Zusammengesetzten, vom Naheliegenden zum Entfernteren bemerken, und ein solcher Stufengang wird im Allgemeinen auch bei der Anordnung des Stoffes in den betreffenden Büchern zu beobachten sein. Doch ist damit natürlich nicht gemeint, daß zuerst nur Sätze der ersten Kategorie und dann so weiter zu wählen seien, vielmehr werden in der Ausführung die verschiedenen Klassen in und mit einander fortgehen, nur daß im Anfange die erste und dann weiterhin die folgenden Klassen überwiegen werden.

Zu den Sätzen, wie sie sein sollen, rechnen wir aber:

1. Diejenigen Sätze, die auf sinnlichen Anschauungen (aus der Natur, dem Menschenleben ꝛc.) beruhen und geeignet sind die Phantasie zu beschäftigen und zu bereichern.

Will man hier noch weitere Unterabtheilungen machen, so kann man zuerst nehmen die Anschauungen von ruhenden Gegenständen, denen sich dann die Anschauungen von Zuständen und Handlungen anschließen würden — eine Eintheilung, auf die indeß kein besonderes Gewicht zu legen ist.

a. Cette maison est haute*). Les maisons de cette ville sont très hautes. Les arbres de notre jardin sont plus grands que les arbres de votre jardin. Les peupliers portent leurs têtes superbes jusque dans les nues (R.) Dans votre maison il y a quatorze chambres. Dans cette chambre il y a deux tables et douze chaises. Votre voisin a cinq enfans: deux fils et trois filles. Nous avons un chat et deux chiens. Ces deux grandes maisons sont à notre oncle. Le chien du marchand est noir, mais son cheval est blanc. (Schiffl.) Mon frère est grand, mais ma soeur est petite. (Ders.) Ses cheveux sont blancs comme la neige. (Rempel, Uebungsb. Abthl. I.) Le ciel est serein, l'air est calme. (Ders.) Mille petits ruisseaux d'une onde pure arrosent ces beaux lieux. (Ders.)

Cet homme a beaucoup de fleurs dans son jardin. Le roi

*) Die Sätze, bei denen nichts bemerkt ist, sind aus dem 1. Cursus des Lehrbuchs von Dr. Ahn.

a un beau chateau. (Schiffl.) Notre roi a beaucoup de soldats. Il a aussi beaucoup d'argent. Le pauvre a peu d'amis. J'ai moins d'argent, mais j'ai plus de livres que vous. J'ai reçu de mon père une montre, un canif, six plumes, trois crayons et deux écus. Ma soeur aime les oiseaux; elle a beaucoup d'oiseaux. Le feu et l'eau sont utiles à l'homme. Les chevaux sont très-utiles; ils sont plus utiles que les chiens. Il y a des animaux qui sont plus grands que les chevaux. Le boeuf, la vache et le veau nourrissent l'homme de leur chair. (Mich.) Le chien est le gardien de nos maisons et de nos troupeaux. (Rempel.) Le lion est le roi des animaux. Il y a dans cette ville des marchands qui sont très riches. Dans cette corbeille il y a des fruits et des fleurs. Chez le libraire on trouve des livres, des plumes, du papier, de l'encre, des crayons et des canifs.

b. Le garçon pleure. (Rempel.) L'étoile brille. (Derselbe.) Le valet attache le cheval. La servante prépare le lit. L'ouragan bouleverse l'arbre. La pluie abreuve les plantes et les herbes. (Sämmtlich aus Rempel.) Les cigognes mangent les grénouilles. La cigogne s'établit sur les combles des édifices. (Mich.) Le menuisier fait des tables et des chaises; le cordonnier fait des souliers et des bottes. Ce marchand vend du sucre et des citrons.

Ces enfans sont tristes; car la mère de ces enfans est très malade. Notre jardinier a perdu sa bonne mère; il a pleuré toute la nuit. Ma tante a envoyé trois écus à cette pauvre femme. J'ai prêté mon canif à l'ami de ton frère. Henri a donné son argent à l'enfant de ce pauvre homme. Ces enfans ont été malades toute la semaine; ils ont mangé trop de fruits dans le jardin du roi (marchand). Vous battez toujours mes soeurs; elles ont beaucoup pleuré. Pourquoi vous affligez-vous? Je m'afflige de la mort de mon cousin. Nous sommes maintenant pauvres: car les soldats ont pillé nos villages et nos villes. Le vent poussa impétueusement la flamme de maison en maison. (R.) Les brigands s'avancèrent droit à nous. On crie: point de réponse! On crie plus fort: même silence! On heurte fortement à la porte: peine inutile! (Rempel.)

Die Rücksicht auf die Grammatik und die Einübung der gram-

matischen Formen läßt sich hiermit wohl vereinigen, ja man wird gerade bei diesem Gange am einfachsten und leichtesten zum Ziele kommen. Die Sätze der untersten Stufe (a) sind besonders geeignet zur Einübung der Hilfsverba avoir und être, sowie der einfachsten Casusverhältnisse, der Adjectiva und Zahlwörter; an den Sätzen unter (b) mit vorwiegender Handlung werden sich die Conjugationen und die Pronomina am besten einüben lassen. Das Geschick in der Auswahl wird sich gerade darin zeigen, daß man das grammatische und lexikalische Interesse mit einem passenden Inhalt zu vereinigen versteht. Soll also z. B. der Theilungs-Artikel eingeübt und zugleich eine möglichst große Anzahl von dahin gehörenden Wörtern gelernt werden, die wenig Verwandtschaft unter einander haben, sich also schwer in einen oder wenige Sätze zusammenfassen lassen, so wird es darauf ankommen, eine bindende Idee, gleichsam einen Mittelpunkt zu finden, um den sich viele dieser Wörter oder vielmehr Begriffe mit Leichtigkeit ordnen und zu einem Ganzen verknüpfen lassen. Dazu darf man aber nicht so allgemeine und vage Ausdrücke wie il parle, il a acheté, il a vendu etc. nehmen, sondern man muß eine lebendige, innere Einheit erstreben. Was wir damit meinen, wird sich am besten aus einem Beispiel ergeben. Als solches diene folgender Satz aus Rempels franz. Uebungsbuch: Robinson commence une perquisition du navire: ici il trouve des tonneaux de biscuit, de riz, de farine, de blé, de vin, de poudre, de balles, de grénailles; là il voit des canons, des fusils, des pistolets, des épées, des couteaux de chasse; ailleurs un grand nombre de haches, de scies, de forets, de rabots, de marteaux, de clous, de couteaux, de ciseaux, d'aiguilles; plus loin des pots, des plats, des écuelles, des assiettes, des cuillers, des pincettes et des soufflets. Enfin il trouve là des caisses remplies d'habits, de linge, de bas, de souliers, de bottes et d'une infinité de choses ... Wie viele und verschiedenartige Dinge sind hier durch die Idee des Robinson und seine Entdeckung zu einem lebendigen Ganzen verknüpft. Nun hat dies Alles für den Knaben ein ganz anderes Interesse: er sieht vor sich nicht mehr einen ungeordneten Haufen von Vocabeln, vor dem sein Geist zurückschreckt, sondern ein Bild, bei dem seine Phantasie mit Vergnügen verweilt und das er auch in seinen Einzelheiten sich deutlich zu machen sucht. Man vergleiche hiermit folgenden Satz aus

dem Elementarbuch von Dr. Plötz (I. Cursus), der ebenfalls auf Einübung des Article partitif berechnet ist: Les Phéniciens furent le peuple le plus commerçant de l'antiquité. Leurs navires ont apporté des marchandises de toute espèce dans leurs ports: ils ont été chercher de l'argent en Espagne, de l'étain en Angleterre, de l'ambre jaune sur les côtes de la mer Baltique. Ils ont fondé des colonies dans presque tous les pays où ils ont été. Leurs caravanes ont apporté de l'Arabie des drogues, de la cannelle, de l'ivoire et de l'or. Ils ont acheté et vendu des esclaves et des chevaux, du fer et de l'acier. Les Phéniciens avaient des fabriques et des manufactures; ils ont fait du verre, de la toile et de la laine, et ils ont inventé la pourpre... So in allen andern Fällen. Sind z. B. Ausnahmen von einer Regel zu lernen, so ist es gut, wenn man sie auf solche Weise in einem oder einigen Sätzen anbringen kann. Oder gilt es die Einübung der Zahlwörter, so verräth es nicht eben viel pädagogisches Geschick, wenn man lauter solche Sätze bildet, wie il a apporté trois pigeons et huit pigeonneaux. Le paysan avait vendu au jardinier de mon père un coq, cinq poules et douze poulets etc.... Hier bietet sich zunächst die Geschichte zur Aushilfe an, obwohl man auch auf andern Gebieten Beispiele genug wird finden können. Man vergl. folgende Sätze aus Dr. Plötz öfter genanntem Buche: trois cents Lacédémoniens, dont deux cent quatre-vingt-neuf sont morts sur le champ de bataille, ont défendu le défilé des Thermopyles contre une grande armée des Perses. Un seul est retourné dans sa patrie, couvert de honte. Le chef de ces héros fut Léonidas, roi des Lacédémoniens. Ce combat eut lieu en 480 avant J.-Chr. La première croisade a commencé en mil quatre-vingt-seize. Godefroi de Bouillon était à la tête de quatre-vingt-dix mille guerriers. Tous les princes qui étaient de la première croisade avaient ensemble cent mille cavaliers et deux cent mille fantassins. — L'année a quatre saisons, dont voici les noms: le printemps, l'été, l'automne, l'hiver. Le vingt-un mars est le commencement du printemps, le vingt-un juin celui de l'été etc.... L'an a douze mois; la semaine a sept jours.... Oder zugleich zur Einübung der Ordnungszahlen: La confédération germanique est composée d'un empire, de cinq royaumes, d'un électorat, de sept grand-duchés,

de huit duchés etc.... L'autriche qui est un empire est le plus grand des états de la conf. germ. Le premier royaume de la conféd. est la Prusse; le deuxième, la Bavière; le troisième, le Hanovre; le quatrième, le Wurtemberg; le cinquième, la Saxe. L'Allemagne est située entre le quarante-cinquième et le cinquante-quatrième degré de latitude nord. (Plötz). — Zur Einübung der pronoms eignen sich vor Allem kleine Gespräche: vergl. d. Buch von Plötz S. 85. Die regelmäßigen Verba bedürfen in dieser Hinsicht keiner besonderen Sorgfalt, da sie fast in jedem Satze angebracht werden können. Mehr Veranlassung zur Auswahl hat man bei den unregelmäßigen Verben, wo es darauf ankommt, recht viele Sätze zu finden, wie: César écrivit au sénat une lettre qui ne contenait que ces trois mots: je vins, je vis, je vainquis. (Plötz.)

Dies führt uns

2. auf die Sätze geschichtlichen Inhalts. Diese verdienen eine ganz besondere Berücksichtigung und sind vorzüglich geeignet für die zunächst höhere Bildungsstufe, bei der man schon einige Bekanntschaft mit der Geschichte voraussetzen kann. Die Auswahl muß natürlich auch hier dem Alter angemessen sein; die Sätze dürfen sich Anfangs nur auf allgemein bekannte und für den Knaben interessante geschichtl. Persönlichkeiten, Thaten und Ereignisse beziehen. Einige Beispiele dieser Art aus der alten und mittleren Geschichte sind oben bereits angegeben. Wir fügen folgende hinzu:

Par la mort de Codrus les Athéniens ont remporté la victoire sur leurs ennemis. (Remp.) Darius envoya en Grèce demander la terre et l'eau. (Mich.) Xerxès fit donner des coups de fouet à la mer, parceque son pont de bateaux avait été rompu par une tempête. (Ders.) Thémistocle annonça à Xerxès, que s'il ne se hâtait pas d'attaquer les Athéniens, il perdrait l'occasion d'anéantir leur flotte. (Ders.) Socrate que ses juges ont condamné à mort a été un citoyen vertueux d'Athènes. (Plötz.) Philippe embrassa son fils Alexandre: mon fils, cherche-toi un autre royaume. (Schiffl.) Après la mort d'Alexandre, ses capitaines songèrent à se rendre maîtres de son empire par les armes; ils immolèrent à leur ambition toute la famille d'Alexandre, son frère, sa mère, ses enfans, et jus-

qu'à ses soeurs. (Remp.) — Brennus, à la tête de ses Gaulois, se rendit maître de la ville de Rome l'an 363 de sa fondation. (Derſ.) César expira après avoir reçu vingt-trois coups de poignard. (Derſ.) Auguste voulut gouverner le monde et ne sut pas gouverner sa maison. (Mich.) En l'an 79 la ville d'Herculanum fut ensevelie sous les lavas du Vésuve. (Remp.) L'empereur Adrien fit aux Juifs une guerre cruelle, dans laquelle périrent 586,000 Juifs. (R.) — Charlemagne fut proclamé empereur d'Occident le jour de Noël en 800. Il descendit dans la tombe le 28. janvier 814; il était dans sa 72. année. Ce prince avait régné 47 ans sur les Francs et 14 comme empereur d'Occident. (Remp.) Henri l'Oiseleur fit entourer de murailles la plupart des villes d'Allemagne. (Mager.) Henri IV. d'Allemagne a été fort mal traité par Grégoire VII. (Mager.) Conrad III. fit grâce aux hommes de Weinsberg en faveur des femmes. (Mich.) Le malheureux Conradin fut vaincu par Charles d'Anjou qui lui fit trancher la téte sur le marché de Naples, l'an mil deux cent soixante-huit. (Remp.) Un Allemand, nommé Guttenberg, a inventé l'imprimerie. Un autre Allemand a inventé la poudre. (Plötz.) Christ. Colomb et Vasco de Gama ont fait chacun une découverte importante: celui-là a découvert l'Amérique, celui-ci le chemin des Indes. (Plötz.) A la première arrivée de Colomb en Amérique on donnait aux sauvages des bonnets rouges, des grains de verre, des épingles, des couteaux, des sonnettes, et ils donnaient de l'or et des vivres. (Remp.) Ferd. Cortez n'avait que 600 hommes et 14 petits canons, lorsqu'il s'embarqua pour attaquer un des plus grands empires de l'Amérique. (Plötz.) — Le dix-huit jaevier en 1701 l'électeur Frédéric premier se couronna roi de Prusse dans la ville de Königsberg. Frédéric II., roi de Prusse, naquit le 24. janvier 1712, et mourut le 17. août 1786. (Remp.) — Après avoir été longtemps victorieux, après avoir planté ses étendards sur toutes les capitales, après avoir, pendant dix ans, augmenté son pouvoir et gagné un royaume à chaque bataille, un seul revers a réuni le monde entier contre Napoléon, et il a succombé en prouvant que rien n'est plus funeste qu'une ambition qu'on pousse trop loin. (Rempel.) Blücher était

le nom de notre général dans guerre contre les Français. (Plötz.)

Noch anregender können die historischen Sätze werden, wenn man hin und wieder die Frageform anwendet: Qui a inventé l'imprimerie?... la poudre? Qui a découvert l'Amérique? Thémistocle de quelle manière a-t-il gagné la bataille de Salamis? Quelle fut la mort de César?... de Conradin? Quel fut le mérite principal de Henri l'Oiseleur?... Qu'est-ce que vous savez de Codrus, roi des Athéniens?... de Brennus?... de Vasco de Gama? — Frédéric II., roi de Prusse, dans quelle année est-il mort? A qui a-t-il fait la guerre? Cette guerre, combien de temps a-t-elle duré?...

3. In den beiden Klassen von Sätzen, die wir bisher kennen gelernt haben, sind schon die ersten Elemente zu kleinen Erzählungen und Schilderungen gegeben. Denn jeder historische Satz ist eigentlich ein Bruchstück einer Erzählung. Um daher das Verständniß für größere zusammenhängende Erzählungen und Schilderungen vorzubereiten und anzubahnen, wird es gut sein, hin und wieder einzelne kleine Bruchstücke von bekannten, dem Jugendalter angemessenen Fabeln, Erzählungen und Beschreibungen gleichsam als Keime und Ansätze für die spätere Lectüre zwischen den einzelnen Sätzen einfließen zu lassen. Einige Bruchstücke der Art sind:

Le loup dit au renard: Montre-moi quelque chose à manger ou je te mange. Le renard répondit: Attendez un peu; je vous montrerai q. ch.; allons, suivez-moi!... *)

Une grénouille vit paître des boeufs auprès de son marais; elle s'imagina devenir aussi grande que le plus grand boeuf, si elle enflait son corps. Mais elle ne réussit pas, et dans le zèle de s'enfler elle creva.

Lorsque les hommes s'augmentèrent, ils bâtirent une tour dans la plaine de Babylone; car ils eurent le dessein d'y demeurer ensemble. Mais le Seigneur n'y consentit pas: il troubla leur langage; alors les hommes se dissipèrent dans toute la terre.

Une femme romaine riche n'avait point de bijoux, lors-

*) Die ersten 7 Beispiele sind aus Curtmann's Vorschule des franz. Unterrichts.

qu'on lui en demanda, elle répondit: mes enfans ce sont mes bijoux.

Le jeune voyageur dit en lui-même: Quand le jour finira, je serai chez moi; quelle joie, quand je surprendrai mes parens et mes soeurs; ils ne me reconnaîtront pas après une absence si longue. Eh bien, je veux me hâter...

Quel enfant n'attend pas avec joie la fête de Noël! Que recevrai-je? demande chaque enfant aussi bien dans la ruëlle que dans le palais. Quand on a oui la sonnette, quand on entre dans la chambre parée, quand on voit briller tant de lumières, quelle charme! C'est une belle fête, ce Noël, que nos aieux ont fondée....

Au matin les laboureurs sortent pour travailler; ils mêlent leur chant à celui de la caille et de l'alouette. Après le travail, ils retournent avec leur bétail fatigué sous leur toit de paille où ils prennent quelque nourriture et se reposent jusqu'à l'après-midi....

Guillaume Tell lève ses yeux vers le ciel et demande à parler à son fils. Il embrasse son fils, répète ses dernières paroles et pose la pomme sur la tête de l'enfant chéri. (Ders.)

Tout à coup une noire tempête enveloppa le ciel et irrita toutes les ondes de la mer. L'eau entre de tous côtés; le navire s'enfonce; tous les rameurs poussent des cris douloureux.... (Rempel.)

Das sind zum Theil gleichsam kleine Genre-Bilder voll Leben und Wahrheit, durch welche die Phantasie des Knaben auf eine angemessene Weise beschäftigt und angeregt wird. Bei den Schilderungen, wie bei den Fabeln und Erzählungen, ist es durchaus nicht störend, daß es nur Bruchstücke sind, vielmehr liegt gerade darin ein besonderer Reiz; es sind gleichsam Gemälde mit unbegrenzter Perspective, die ja auch oft etwas außerordentlich Fesselndes für den Beschauer haben, weil sie der Einbildungskraft einen unbegrenzten Spielraum eröffnen. Sind es Bruchstücke von bekannten Fabeln, so mag man den Knaben veranlassen, selbst den Schluß hinzuzufügen.

4. Einfache religiöse und sittliche Wahrheiten, Lebenserfahrungen, Lebensregeln, besonders in Sprichwörtern, Aussprüche weiser Männer und Vorschriften verschiedener Art.

Während die vorhergehenden Klassen von Sätzen vorzugsweise auf das Anschauungsvermögen und die Phantasie berechnet waren, enthalten diese die erste passende Nahrung für den Verstand und die Urtheilskraft. Sie erwecken das Nachdenken über die umgebende Welt und ihre Erscheinungen, öffnen das Auge für deren richtige Würdigung und Beurtheilung und können auf diese Weise dazu beitragen, in den jugendlichen Seelen den ersten Grund zu legen zu einer richtigen Lebensanschauung, zur Befestigung sittlicher und religiöser Grundsätze und zur Bildung des Charakters.

Dieu est le père des hommes. (Ahn.) Dieu a donné la vie à l'homme. (A.) La vie de l'homme est courte. (A.) Dieu a créé tous les hommes et tous les animaux qui sont dans ce monde. (A.) Le corps est mortel, mais l'âme est immortelle. (A.) Nous ne sommes pas égaux devant les hommes, mais nous sommes égaux devant dieu. (Schiffl.) Il n'y a point de bonheur durable. (Sch.) Des hommes vicieux sont souvent heureux, des hommes vertueux sont souvent malheureux. (Sch.) Dans ce monde le juste est souvent opprimé et le méchant triomphe. (Sch.) Le roi et le berger sont égaux après la mort.

Les hommes passent comme les fleurs qui s'épanouissent le matin et qui, le soir, sont flétries et foulées aux pieds. Sans l'espoir en dieu l'homme est trop faible pour supporter le poids de ses adversités. Il faut moins de force d'âme pour braver la mort que pour l'attendre. Ce n'est pas toujours la marque d'un véritable courage que de s'exposer aux périls sans nécessité. Les plus grands maux viennent souvent de l'abus des plus grands biens: la religion et la liberté. La religion est la chaîne d'or qui suspend la terre au trône de l'Eternel.

Les grands et les riches ne sont pas toujours les plus heureux. Le bonheur est, comme la santé, indépendant du rang qu'on occupe dans le monde. L'on peut vivre aussi heureux dans une maison de bois, même sous un toit de chaume que dans un palais de marbre. Les soucis habitent plus ordinairement le palais que les chaumières. (Remp.) Les hommes ne peuvent pas tous être riches et puissants, mais tous peuvent être honnêtes et utiles. (Plötz.) Les enfans des pauvres sont souvent plus contents que les enfans des riches. (A.) La soif

du bonheur ne quitte jamais le coeur de l'homme. Il est difficile de convaincre quelqu'un de l'utilité de son malheur.

Celui qui ne suit pas ses parens dans sa jeunesse, suivra le bourreau dans sa vieillesse. Les enfans qui désobéissent à leurs parents dans la jeunesse, désobéiront plus tard aux lois de leur pays. L'occasion de faire du mal se trouve cent fois par jour et celle de faire du bien une fois dans l'année. Toujours médire des autres c'est médire de soi. Un homme qui juge de tout méjugera souvent. La médisance et la calomnie nuisent même à ceux qui les écoutent. De deux maux il faut éviter le pire. Il ne faut jamais plaisanter de la religion, du gouvernement et des malheureux. La compassion qui accompagne l'aumône est un don plus grand que l'aumône même. Pardonner aux méchans c'est nuire aux bons.

Dieu nous a donné deux oreilles et une seule bouche, afin que nous écoutions beaucoup et que nous parlions peu. D'ailleurs il nous a donné deux mains et une seule bouche, pour travailler plus que manger. Enfin nous avons deux yeux et une seule bouche, afin que nous voyions beaucoup et que nous ne babillions pas de toutes choses. (Curtm.) Sois sincère envers tes parens! Ne leur cache ni tes fautes ni tes desseins. (C.) Un homme qui ne rend pas une chose prêtée n'est pas meilleur que celui qui vole. (C.) Quand un ami vous confie q. ch. sous le sceau du secret, que devez-vous faire? (C.) La promesse rompue déshonore celui qui l'a donnée. (C.) Une parole prononcée une fois ne revient jamais, et un verre cassé une fois ne peut pas être réparé. (C.) Les honnêtes gens rougissent de leurs fautes, mais les méchants en rient et se vantent de leur méchanceté. (C.) Que ton coeur et ta langue soient toujours d'intelligence. (R.) On ment, quand on parle sciemment contre la vérité des choses. (Mich.) Le menteur n'est pas cru, même s'il dit la vérité. (Mich.)

Ne faites rien que votre ennemi ne puisse savoir. (Mich.) Agissez toujours comme si vous aviez mille témoins! (Mich.) Soyez prudents comme les serpents et simples comme les colombes. (R.) Tu aimeras ton dieu par-dessus toute chose et ton prochain comme toi-même. (Mag.) *)

*) Bibelstellen wie diese beiden sind ganz passend, dagegen hüte man sich

La nuit porte conseil. (R.) L'homme propose et dieu dispose. (R.) La fin couronne l'oeuvre. (R.) L'orgueil est l'avantcoureur de la chute. (R.) Le répentir est le printemps des vertus. (R.) La perte du temps est irréparable. (R.) Qui sème au printemps, aura du fruit en hiver. (C.) Le mal a des ailes et le bien marche à pas de tortue. (R.) Les murailles sont le papier des fous. (R.) Plusieurs peu font un beaucoup. (R.) Pauvreté n'est pas vice. (R.) L'habit ne fait pas le moine. (R.) Une hirondelle ne fait pas le printemps. (R.) A cheval donné on ne regarde pas à la bride. (R.) Un bon renard ne mange jamais les poules de son voisin. (R.) Rome n'a pas été bâtie en un jour. (R.) — Les honneurs changent les moeurs. (R.) La belle cage ne nourrit pas l'oiseau. (R.) L'écolier prétend enseigner son maître. (R.) Battons le fer pendant qu'il est chaud. (R.) Les tonneaux vides rendent le plus de son. (R.) Le moine répond comme l'abbé chante. (R.) Quand l'arc est trop tendu, il se rompt. (R.) Celui qui est aux écoutes entend souvent sa propre honte. (R.) Les yeux sont le miroir de l'âme. (R.) Chacun récueille ce qu'il a semé. (Mich.) Il faut être ce qu'on veut paraître. (Mich.) La paresse est la mère de la pauvreté. L'habitude est une seconde nature. Rien ne sèche plus vite qu'une larme. On connaît les bonnes sources dans la sécheresse et les bons amis dans l'adversité. Un homme sans abri est un oiseau san nid.

Vous éprouverez des suites funestes, si vous gâtez votre santé; car nul médecin ne rétablira la force et l'agilité de votre jeunesse, ni nul regret ne soulagera les douleurs de vos membres. (Curtm.) Les cheveux blancs du vieillard sont une couronne dont le temps a orné sa tète. Le temps n'est long que pour ceux qui ne travaillent pas. Les jours sont bien courts pour ceux qui aiment à travailler. Ceux qui ont beaucoup de connaissances ont ordinairement peu d'amis. Le sot a un grand avantage sur l'homme instruit: il est toujours content de lui-

---

das Heilige zu entweihen durch Aufnahme von Sätzen wie: buvez en tous; car ceci est mon sang. (Mich.) u. dgl. Zu den passenden gehört auch: la mémoire des justes est en bénédiction, mais le nom des méchans sera flétri. (Remp.) Celui qui sème le vent, moissonnera la tempête. (Ders.) Heureux ceux qui pleurent, car ils seront consolés. (Mich.) u. a.

même. L'incertitude est, après le désespoir, l'état le plus difficile à supporter pour le coeur humain.

Les faux amis sont des oiseaux de passage qui viennent à la belle saison et s'en vont à la mauvaise. Une plante n'est pas plus sûrement reconnaissable à son feuillage qu'un homme à son habit. La faim regarde quelquefois à la porte de l'homme laborieux, mais elle n'ose pas y entrer. La loi doit être comme la mort qui n'épargne personne. Zénon pensait qu'un ami est un autre moi-même. On n'entre dans le temple de la gloire qu'après avoir passé par celui de la vertu.

Man lasse mit diesen Sätzen die mannichfachsten Verwandlungen vornehmen, indem man z. B. bei dem Satze On ment, si l'on parle sciemment contre la verité des choses den Schüler fragt: Wie würdest Du sagen, wenn Du von Dir selbst sprächest? Wie, wenn zu Deinem Nachbar N. N.? Wie, wenn von demselben? Wie, wenn von euch beiden? u. s. w. Auf dieselbe Weise lasse man anderswo statt des Sing. den Plur., statt eines Masc. ein Femin., statt des Posit. den Comparat. oder Superl., statt des Prés. das Fut. oder irgend ein anderes Tempus, statt der Affirmation die Negation, statt der Behauptung die Frage setzen und was sich sonst noch bei den einzelnen Beispielen für Veränderungen anbringen lassen.

5. Sätze aus anderen, dem Knaben nahe liegenden wissenschaftlichen Gebieten.*)

L'Europe est la plus petite partie du monde et l'Amérique la plus grande. (A.) Un célèbre Ecossais a calculé que, si toute la terre habitée était peuplée comme la Hollande, elle aurait 24,720 millions d'hommes, si comme la Russie, 455 millions seulement. (Mag.) La terre nous offre à sa surface des hauteurs, des profondeurs, des plaines, des mers, des marais, et des fleuves. (R.) En hiver il est presque impossible de passer le mont Cénis. (Mag.) Les canaux établissent des communications avantageuses pour le commerce. (R.) Vis-à-vis Stralsund, dans la mer Baltique, est l'île de Rugen. (R.) Nantes est une des villes les plus considérables, les plus commerçantes et les plus riches de la France. (R.) On admire à Londres la majestueuse église de Saint-Paul; cette cathédrale est la plus spacieuse, la plus magni-

*) Mehrere Beispiele siehe oben unter Nro. 1, gegen Ende.

fique et la plus régulière de toutes les églises protestantes du monde. (R.) — Un voyageur qui ferait une lieue par heure, emploierait 175 jours, pour faire le tour de la terre. (Mich.) Toutes les planètes reçoivent du soleil la lumière dont elles brillent. (Mich.) Les planètes sont des corps opaques qui tournent autour du soleil, d'où elles tirent la lumière et la chaleur. (R.) Toutes les planètes sont d'une figure pareille, mais d'une grandeur fort inégale. (Curtm.) — Les oeuvres de Schiller sont repandues dans toute l'Allemagne. (Mag.) Racine est un des plus illustres poètes des Français; il est mort en 1699; il était né en 1639. (Schiffl.) — La septième journée était une journée de repos chez les Juifs, parceque Dieu avait fini la création du monde à la septième journée. (Curtm.) — Plusieurs animaux ont des sens plus parfaits que les nôtres. (M.) Les hiboux ont presque tous les animaux pour ennemis. (R.) L'éléphant est le plus gros des quadrupèdes; il habite les climats chauds de l'Asie et de l'Afrique, et recherche les forêts épaisses, les bords des fleuves et les lieux humides. Ses défenses sont des armes terribles qui épouvantent les plus féroces animaux; elles fournissent une matière précieuse, appelée ivoire. (R.) Le rhinocéros a la tête oblongue, grosse et assez semblable à celle du sanglier, excepté le museau qui est rond; les yeux petits, mais vifs; les oreilles semblables à celles d'un cochon, larges et hautes de onze pouces. Sa peau est d'un gris brun; elle est très-épaisse et couverte partout, excepté à la tête et dessous le ventre, de durillons fort semblables à des boutons d'habit. (R.) — Les caractères de la race blanche sont la peau blanche, les cheveux longs, la face ovale; les principaux caractères de la race nègre, répandue sur la plus grande partie de l'Afrique, sont la couleur noire, les cheveux crépus, le front convexe et les lèvres épaisses. (R.) — Dans le microscope solaire une puce paraît plus grosse qu'un mouton. (R.) Par la mixtion de la couleur bleue à la couleur jaune résulte le vert. (Curtm.)

Anhang.

Ueber die deutschen Uebungsbeispiele.

In den deutschen Uebungsbeispielen thut man oft der Muttersprache im Interesse der fremden, deren Eigenthümlichkeiten man genau nachahmen will, allzu viel Gewalt an. Es gilt dies

1. von der Wortstellung. Man bemerke hier namentlich folgende Fälle:

a) Unterlassung der Inversion des Nachsatzes.

Wenn ich ankommen werde, Heinrich und Jakob werden sein ausgegangen. (Mag.) Wenn ich werde sein groß, ich will sein Arzt. (Ders.) Alsdann, wenn du wirst sein krank, ich dich werde heilen. (Ders.)

b) Unterlassung der Inversion in Sätzen, die mit einem Adverb oder einer adverbiellen Bestimmung anfangen.

Gestern der Lehrer fragte Karl, der nichts geantwortet hat. (M.) Heute man spielt die Stumme von Portici. (Ders.)

c) Man ahmt nach die franz. Stellung der persönl. Fürwörter.

Ich mir rufe zurück das. (Mag.) Sie sich dutzen. (Ders.) Ich mich langweile. (Ders.) Alles Uebrige mir ist gleich. (Ders.) Einige Freunde mir haben stark empfohlen dieses Buch. (Ders.) Verschiedene Ursachen mich haben verhindert zu machen diese Reise. (Ders.) Das Eisen uns ist nöthiger als das Gold. (Ders.)

d) Man trägt die Stellung von en und y auf das Deutsche über:

Wir daselbst kamen an den 6. September. (Mag.) Die Musik ist eine Wohlthat des Himmels. Sie davon ist herabgestiegen. (Ders.) Alle Welt spricht Politik (d. h. über P.), gewöhnlich ohne davon verstehen das erste Wort. (Ders.)

c) Man setzt das Adject., wie im Franz., hinter das Subst.

Es war eine Frau kräftige. (Mag.) Das ist ein Mann abscheulich. (Ders.) Ziehet zwei Linien gleiche. (Ders.) Die Seele menschliche ist unsterblich. (Ders.) Ich spreche von allen Menschen ohne Ausnahme irgend eine. (Ders.) Studirt Tag und Nacht die Sprache griechische, welche ist &c. (Ders.) Die besten Bücher sind unnütz dem Leser unaufmerksamen. (Ders.) Die civilisirte Welt ganze bewundert &c. (Ders.)

f) Man ahmt nach die franz. Wortstellung der Hilfsverba in den zusammengesetzten Temporibus, bes. in Verbindung mit Infinitiven.

Wer würde haben gekonnt glauben, daß Du so unverschämt lögest. (Mich.) Man würde müssen sein ungeheuer reich, um zu folgen allen neuen Moden. (Mich.) Jeder Krieg endigt womit er würde haben müssen anfangen (= hätte anfangen müssen), dem Frieden. (Ders.) Ich hoffe mit der Arbeit meiner Hände zu können verdienen mein Brot und das meines Kindes. (Mich.)

Hierzu kommt dann noch in vielen Beispielen die franz. Stellung des Objects in ihrer gezwungenen Steifheit und einzelne andere Eigenheiten, die sich weniger leicht unter bestimmte Rubriken bringen lassen. Alle solche Gewaltthätigkeiten gegen die Muttersprache würden sich aber nach unserer Ansicht nur dann rechtfertigen lassen, wenn man den Zweck, den man dabei im Auge hat, auf keine andere Weise erreichen könnte. Das ist aber nicht der Fall. Da die Uebungsbeispiele doch meistentheils unter der Leitung des Lehrers übersetzt werden, so reicht es hin, wenn dieser den Schüler vor der Uebersetzung jedes einzelnen Satzes dieser Art nöthigt, denselben mündlich so umzugestalten, wie es die franz. Wortfolge verlangt. Hält man dies aber nicht für hinreichend, so mag man die Wortfolge in der fremden Sprache durch kleine über die einzelnen Worte gesetzte Ziffern andeuten, wie dies Plötz u. A. gethan haben. Man vgl. z. B. bei Plötz: Nach den punischen Kriegen hat [5]sich das [1]Gebiet [2]des [4]römischen [3]Reichs fast alle Jahre [6]vergrößert. Wo die Abweichung geringer ist, wird es kurz in Parenthese beigefügt: Diese Woche habe ich (franz. ich habe) .... Die Andeutung durch Ziffern wird namentlich in Sätzen, wo viele Pronomina vorkommen, an ihrer Stelle sein: [1]Ich [4]habe [3]es [2]Euch [5]gegeben.

Dies gilt ferner

2. von gewissen Gallicismen im Ausdruck, die man auf das Deutsche überträgt.

Hierher gehören z. B. folgende Sätze: Solche (= von der Art) war die Kriegszucht der Römer. (Mich.) Die Hasen schlafen die Augen geöffnet (= mit offnen Augen). (Mich.) Mein Bru-

der seit acht Tagen nicht gewesen seiend in der Schule, fing an sich zu langweilen. (Ders.) Die Hunde und Katzen werden geboren insgemein (habend) die Augen geschlossen. (Ders.) Die römischen Frauen glaubten nicht, daß man könnte schön sein ohne zu haben die Augenbraunen (soll heißen Augenbrauen!) schwarz. (Ders.) Es ist traurig, daß Millionen von Spielern zu Grunde gerichtet worden seien (= sind) durch die Lotterien. (Ders.) Bei der Salbung Hugo Capets gab es nicht eine einzige Stimme die sich erhöbe (= erhoben hätte) gegen ihn. (Ders.) Wir würden antworten, wenn er spräche mehr laut (= lauter). (Mag.) Ich habe angetroffen heute einen Kaufmann, welcher sprach stark gut (= sehr gut) das Italiänische. (Mag.) Mein lieber Doctor, sagte Napoleon, nach meinem Tode will ich, daß Ihr machet die Oeffnung meines Leichnams (= m. L. öffnet). (Mich.) Schicket mich nicht zu essen in die Küche; ich ziehe vor zu machen meine Mahlzeiten ganz allein. (Mich.) Ich gehe mich zu ruhen einen Augenblick in meinem Zimmer. (Mich.) Die Eber sehen, hören und riechen von sehr weit. (Mich.) Es ist im Thiergarten daß wir machen unsere Spaziergänge. (Ders.)

Ganz entschieden aber müssen wir uns

3. gegen diejenigen Sätze erklären; in denen man dem Französischen zu Liebe unserer Sprache die gröbsten grammatischen Fehler aufbürdet, wie dies in folgenden Beispielen geschieht:

Welches von diese Bücher ist dem Karl? (Mag.) Welches von diese Häuser denkt Ihr kaufen (= zu kaufen). (Mag.) Welchen von meine Brüder hast Du angetroffen. (Mag.) Ein Haufen Kinder spielte vor die Schule. (Ders.) Es ist ein Zankapfel zwischen ihn und mich. (Ders.)*) Er sprang über die kleine Mauer weg und gelangte glücklich jenseits der Grenze (= über die Grenze). (Herrm.)

Wir würden ausgehen, wenn wir davon hätten die Erlaubniß. (Mag.) Der Weise schämt sich seiner Fehler, aber er schämt sich nicht,

*) Die Rection der Präpositionen ist ohnehin schon eine crux für den deutschen Unterricht; warum also das Falsche durch den Druck gleichsam noch sanctioniren? Denn was der Knabe gedruckt vor sich sieht (schwarz auf weiß!), ist er nur allzugeneigt für richtig und unfehlbar zu halten.

sich davon zu bessern. (Ders.) Arbeitet Euch zu bessern von euren Fehlern. (Mich.) Nicht zu billigen sind auch Sätze wie: Ich glaube zu hören Schreie (als Plural) und Aechzen. (Mich.) Das Laster und das Glück sind unvereinbare. (Mag.)

Zum Schluß des Ganzen erlaube man uns noch eine Bemerkung in Betreff der allgemeineren und ausgedehnteren Geltung und Anwendung der soeben aufgestellten Grundsätze und Forderungen. Wenn wir nämlich auch im Obigen zunächst nur das Französische im Auge gehabt haben, so hat doch das Meiste von dem, was wir hier gesagt und nachgewiesen haben, eine viel allgemeinere Bedeutung und wird sich, wenigstens der Hauptsache nach, leicht auch auf die Elementarbücher anderer Sprachen anwenden lassen.

Luckau. **Fr. A. Wagler.**

Dramaturgische Blätter.

1. Lessing's Minna von Barnhelm.

In der „Minna von Barnhelm" wird der Triumph einer reinen und felsenfesten, auf Natur und Gesinnung gebauten Liebe über die störenden Wechselfälle des äußerlichen Geschickes und über die Bedenklichkeiten eines grillenhaften Ehrgefühls gefeiert. Das Gebiet, welchem auch diese Dichtung angehört, ist das bürgerliche Drama, dessen Wurzeln in dem geheiligten Boden der Liebe, der Freundestreue und der Ehre liegen. Das Ewig-Menschliche kündigt sich nirgends schöner und reizender an, als in der schlichten Hülle, und der Genius braucht nicht in romantische Ferne auf Beute auszugehen oder die Paläste der Könige zu durchwühlen, um die ächten Goldadern der Dichtung zu entdecken. Gerade in der Durchdringung des Nächsten und Unmittelbarsten findet er Gelegenheit, seine größte Stärke zu beweisen. Lessing erwarb sich also durch diese meisterhafte Behandlung eines bürgerlichen Stoffes den wohlverdienten Dank seiner Nation und traf ihr das Herz durch die Enthüllung eines Gemäldes, in welchem sie ihre theuersten Heiligthümer aufgestellt und verklärt sah. Jeder Zug des Werkes ist von der ursprünglichsten Deutschheit der Empfindung eingegeben, jeden Laut durchweht die heimathliche Luft, und nicht die leiseste Ahnung eines Gedankens verletzt unsere Sitte, unser Zartgefühl und unsern Glauben. Mit tausend geheimen Banden fesselt uns diese glorreiche Dichtung an unser Vaterland, zu dessen Ehrendenkmälern sie gehört. Aber auch mit dem Vaterlande des Menschengeschlechtes verkettet sie uns durch den Glauben an menschliche Liebe und Treue, den sie in uns bewahrt und aufrecht erhält. Die einfache, treffende und geflügelte Sprache, die Fülle geistreicher Gedanken, die Lebendigkeit des Gespräches, die Leichtigkeit und Verständlichkeit des Planes und vor Allem die Gediegenheit der Charakterzeichnungen drücken ihr das Siegel dichterischer Vollendung auf, und die darin bewährte theatralische Kunst und bühnengerechte Gestaltung läßt sie auch aus dem praktischen

Gesichtspunkte bewunderungswürdig erscheinen. Im Allgemeinen gehört sie mehr den idyllischen Schauspielen oder den dramatischen Gemälden abgeschlossener Lebenskreise, als den Komödien an. Denn die vorherrschende Stimmung, die sie in uns erregt, beruht in der wohlthuenden Ausgleichung eines würdigen Ernstes mit der anmuthigsten Laune und schließt die tiefere Verneinungskraft der Komik von sich aus.

Der Grundzug in Tellheim's Charakter ist ein scrupulöses Ehrgefühl, das jedoch in der Anerkennung der Welt nur den Abglanz der inneren Geradheit und Reinheit erstrebt. Er entwickelt eine Strenge der Grundsätze und eine Beharrlichkeit in ihrer Durchführung, die sich bis zur abstoßenden Schroffheit steigern könnte, wenn sie nicht mit der aufopferndsten Güte und dem feinsten Zartgefühle vereinigt wäre. Durch diese Züge verwandelt sich unsere zurückhaltende Ehrfurcht in ein wohlthuendes Vertrauen, und zugleich bezaubert uns Tellheim's treuherzige Gutmüthigkeit durch ihre kindliche Naivetät. Es ist ein Anblick zum Entzücken, wie er bei dem tiefsten Mißtrauen, zu dem ihn die Menschen gezwungen haben, doch immer wieder in die liebevollste Hingebung an sie verfällt. In Gefahr ein Menschenfeind zu werden, steigert er seine Menschenliebe zu immer höherem Grade. Der Soldatenstolz hat sich in ihm zu jener wackeren Mannhaftigkeit veredelt, die Anderen Alles bietet, aber nichts von ihnen annehmen will. Dabei ist er von eitelem Dünkel so weit entfernt, daß er Andere ohne Bedenken in das Geheimniß seiner Armuth einweiht. Er versetzt lieber einem geschwätzigen Wirthe seinen Brautring, als daß er dem Nothleidenden seine Hülfe versagt. Während er in höchster Noth sich sträubt, von seinen Freunden etwas anzunehmen, scheint er sein Vermögen als Gemeingut zu betrachten. Dieß Alles aber kostet ihn keine Ueberwindung, kein Nachdenken; es ist die reine Natur, die ihn zu einem solchen Handeln antreibt. Während er über seine Fehler nachgrübelt, bleiben ihm seine Tugenden verborgen. Immer seine Schwächen beobachtend, thut er das Gute wie ein unschuldiges Kind. Und daß er bei seiner rührenden Güte so frei von aller Empfindsamkeit, so ganz trocken und nüchtern erscheint, setzt seiner Liebenswürdigkeit die Krone auf. Seine Denkungsart über das Verhältniß zu den Frauen könnte nicht zarter und edler sein, und dieß muß ihm um so höher angeschlagen werden, da unter der Decke seiner Zurückhaltung ein glühendes Feuer verborgen ist. Es ist nicht Schwäche oder Pedanterie, was ihm den Sieg über seine

Neigungen erleichtert; vielmehr steht sein ganzes Wesen in der Unmittelbarkeit des Lebens, und rüstige Manneskraft macht ihre Forderungen bei ihm geltend. Dieselbe Reizbarkeit, die ihm das feinste Mitgefühl für fremde Zustände und das zarteste Erbarmen mit dem Unglücke eingibt, verleiht ihm auch die höchste Empfänglichkeit für alle Zauber des Daseins, und auf seine tapfere Brust wirkt die magnetische Kraft der weiblichen Natur um so stärker ein. Minna ruft in gerechtem Entzücken über ihn aus: „Nein! ich kann es nicht bereuen, mir den Anblick Ihres ganzen Herzens verschafft zu haben! — Ach! was sind Sie für ein Mann!" In der That finden wir Alles in diesem Manne vereinigt, wodurch ein Mädchen von dieser ursprünglichsten Weiblichkeit beseligt werden kann. Es ist der frischeste Hauch des männlichen Sinnes, der uns aus jedem Worte Tellheim's entgegenweht. Die Einfachheit und Anspruchslosigkeit seiner Rede, die gründlichste Klarheit über seine Lebenszwecke bei einer heißen, aber mit fester Hand gebändigten Leidenschaftlichkeit macht ihn unwiderstehlich.

Eine glücklichere Wahl aber hätte unser Dichter nicht für ihn treffen können, als in Minna von Barnhelm. Ihre ganze Natur scheint darauf angelegt zu sein, jede seiner Vortrefflichkeiten mit der feinsten Beobachtung und dem zartesten Gefühle in sich aufzunehmen. Sie sucht ihn zuerst auf und wählt ihn, bevor sie ihn gesehen hat. Die Erzählung von einem Beweise seiner hochherzigen Gesinnung macht sie begierig, ihn kennen zu lernen. Sie kommt uneingeladen in die erste Gesellschaft, wo sie ihn zu finden glaubt; sie kommt nur seinetwillen; sie kommt mit dem festen Vorsatze, ihn zu lieben, — sie liebt ihn schon! — Mit dem festen Vorsatze ihn zu besitzen, wenn sie ihn auch so schwarz und häßlich finden sollte, als den Mohr von Venedig! Sie wählt ihn eigentlich nicht, sondern folgt willenlos dem Gestirne, von dem sie zu ihm hingezogen wird. Dieß ist ein Beweis für die Gründlichkeit ihrer weiblichen Natur, in welcher Liebe und Schicksal nicht von einander zu trennen sind. Und ein wahrhaft köstlicher Zug ist die Beharrlichkeit, womit sie das ihr vorgesteckte Ziel verfolgt und jede angekünstelte Scheu ablegt, um den ihr bestimmten Mann zu gewinnen. Dieß verleiht ihrer Liebe etwas Eroberndes und Kriegerisches, was in der weiblichen Hälfte des Helden nicht fehlen durfte. Nachdem sie durch den Wechsel der Kriegsgeschicke von dem Geliebten getrennt worden ist, sucht sie,

durch sein Schweigen beunruhigt, ihn wieder selbst auf. Obgleich er, in peinlicher Verzweiflung an sich und seiner Ehre, sie mit dem Gedanken martert, daß er der Ihrige nicht werden könne, noch dürfe, obgleich er sie beinahe von sich stößt und sogar in einem Anfall des Mißtrauens schwer beleidigt, so läßt sie doch von ihren Bemühungen nicht ab, sich ihn ganz und für immer anzueignen. Sie lebt eben in der völligen Gewißheit, daß er ihr beschieden sei, daß ohne ihre Vermählung mit ihm das Leben für sie und für ihn keine Bedeutung habe.

Bei allen Kämpfen, die sie mit den Bedenklichkeiten des Geliebten zu bestehen hat, ist sie durch und durch heiter. Ihre rosige Munterkeit fließt über von schalkhaften Einfällen und neckischer Laune. Während ihr Herz vor Liebe wallt und zittert, scheint sie mit dem Gegenstande der glühendsten Neigung ein anmuthiges Spiel zu treiben. Im Frühling ihres Mädchenthumes weiß sie sich, bei allem Ernste der Lebensverhältnisse, vor muthwilligem Frohsinne nicht zu fassen. In allen Kämpfen wird sie von der sicheren Ahnung des Sieges getragen, und der Geliebte scheint ihr schon in den Armen zu liegen, bevor es ihm seine Grundsätze erlauben, sich ihr zu ergeben. Hinter ihren Worten lauert der köstlichste Uebermuth, den die Liebe im Gefühl ihrer vollkommenen Berechtigung üben darf.

Beiden Hauptgestalten sind Vertraute beigegeben, die zur Enthüllung ihrer verborgenen Eigenthümlichkeiten mitwirken. Das freundschaftliche Verhältniß zwischen dem Wachtmeister und dem Major offenbart uns die unbegränzte Anhänglichkeit, die sich Tellheim bei seinen Untergebenen zu erwerben wußte. Ein würdevoller Ernst, im Vereine mit liebreicher Bescheidenheit, und vor Allem die durch die That bewiesene Fähigkeit, sich für den Geringsten unter den Seinigen aufzuopfern, dient dazu, ein Band der brüderlichen Freundschaft zwischen dem Major und den Soldaten zu knüpfen. Für einen solchen Mann sind sie bereit durchs Feuer zu laufen. „Habe ich Sie," fragt ihn Werner, „nicht hundertmal für den gemeinsten Soldaten, wenn er ins Gedränge gekommen war, Ihr Leben wagen sehen?" Vorher aber redet er ihn, da er ihm die Annahme seiner Unterstützung verweigert, in edler Entrüstung mit den Worten an: „Sie wollen mein Schuldner nicht sein? Wenn Sie es aber schon wären, Herr Major? Oder sind Sie dem Manne nichts schuldig, der einmal den Hieb auffing, der Ihnen den Kopf spalten sollte, und ein andermal

den Arm vom Rumpfe hieb, der eben losdrücken und Ihnen die Kugel durch die Brust jagen wollte?"

Es liegt eine liebenswürdige Naivetät darin, daß Tellheim's nächster Freund sein Wachtmeister ist, daß er in seiner Verlegenheit nur bei ihm Hülfe sucht, daß gerade in einem Stande, der den Unterschied des Ranges mit der größten Strenge abstuft und begrenzt, die verwandten Gemüther aus so entlegenen Sphären sich anziehen, sich festhalten, einander unentbehrlich werden müssen. Das Verhältniß zwischen Werner und Tellheim ist nach dieser Seite hin so rührend und zugleich so erhebend, daß wir seiner Entwickelung durch das Drama auf einige Augenblicke folgen müssen. Da Werner die Noth erfährt, in welche der Major gerathen ist, so sucht er ihm unter einem sehr klug erdachten Vorwande eine Summe von hundert Dukaten aus dem Erlöse eines verkauften Gutes aufzubringen. In einem dadurch entstandenen Wettstreite bemüht sich der Major, den Liebesdienst, den ihm der Freund erzeigen will, zu vereiteln. Werner, der seinen Edelmuth durchblickt und seine Lage kennt, erwiedert Tellheim's verletzende Bemerkung, es zieme sich nicht für ihn, der Schuldner Werner's zu sein, mit den schönen Worten: „Ziemt sich nicht? — Wenn an einem heißen Tage, den uns die Sonne und der Feind heiß machte, sich Ihr Reitknecht mit den Kantinen verloren hatte, und Sie zu mir kamen und sagten: Werner hast Du nichts zu trinken? und ich Ihnen meine Feldflasche reichte; nicht wahr, Sie nahmen und tranken? — Ziemte sich das? — Bei meiner armen Seele, wenn ein Trunk faules Wasser damals oft nicht mehr werth war, als alle der Quark! Nehmen Sie, lieber Major! Bilden Sie sich ein, es ist Wasser. Auch das hat Gott für Alle geschaffen." Aber Tellheim besteht, selbst da ihn Werner daran erinnert, daß er bereits, und in weit höherem Grade, sein Schuldner sei, daß er ihm zweimal das Leben gerettet habe, eigensinnig auf seinem Entschlusse. Das Einzige, was Werner endlich von ihm erpressen kann, ist das Versprechen, im Falle der dringenden Noth sich zuerst und allein an ihn zu wenden. Der Major hält Wort und nimmt nun, durch Rücksichten auf die Geliebte genöthigt, den Freund sehr bedeutend in Anspruch. Als Werner einen Theil des verlangten Geldes bringt, hat das in Tellheim erwachte Mißtrauen gegen die Braut den höchsten Gipfel erreicht, und er vergißt sich in der Gereiztheit seines Gemüthes so weit, daß er den Beistand des ehrlichen Helfers erst unsanft und

dann schnöde zurückweist. Werner wirft ihm hierauf den Geldbeutel vor die Füße. Glücklicher Weise sieht der Major alsbald seine Ungerechtigkeit gegen Minna ein, und so wie die Klarheit in sein Inneres zurückgekehrt ist, bittet er den Wachtmeister um die andere Hälfte des Antheils. Sobald nun Werner seine Freundschaft wieder in Anspruch genommen sieht, ist auch seine gute Laune schon wieder hergestellt, und er vergißt das Vorgefallene so schnell, daß er den Major bittet, nur keinen Groll gegen ihn zu hegen. „Groll?" ruft Tellheim aus, indem er ihm die Hand drückt, „lies es in meinen Augen, was ich Dir nicht Alles sagen kann. — Ha! wer ein besseres Mädchen und einen redlichern Freund hat als ich, den will ich sehen!"

Schon aus den obigen Zeilen erkennt sich das Bild des durch und durch biederen und treuen Wachtmeisters, der mit der gründlichen Ehrenhaftigkeit des Majors eine stets muntere Laune und die seinem Stande eigenthümliche Derbheit verbindet, aber durch ein natürliches Zartgefühl vor jeder Rohheit bewahrt wird. Einen Anflug von Prahlerei wird man ihm, weil sie so ehrlich der lächelnden Beobachtung sich selber Preis gibt, gerne verzeihen. Seine große Gediegenheit kann, wie die des Majors, ihre ungesuchte Wirkung auf ein reines Mädchenherz nicht verfehlen. Franziska sinkt ihm zuletzt mit dem Ausrufe: „Ja gewiß, es ist ein gar zu guter Mann! — so einer kommt mir nicht wieder vor," in die Arme.

Franziska steht zu der Geliebten des Majors im Verhältniß der größten Vertraulichkeit, ohne sich dadurch jemals über ihre Schranken zu verirren. Ihre Gutherzigkeit, ihr gewandtes Wesen, ihre feine Beobachtung macht sie zu einer höchst angenehmen Freundin. Die Heiterkeit ihres Sinnes ist ganz unverwüstlich. Ihr neckischer Muthwille fließt von schalkhaften Bemerkungen über, die aber nur als augenblickliche Einfälle genommen sein wollen, wie denn ihre ganze Natur auf solche Einfälle angelegt ist. Ihre Naivetät vereinigt sich mit einer großen Entschiedenheit; daher ist sie in ihrem Urtheile sehr bestimmt, sie erklärt sich entweder für oder gegen eine Persönlichkeit und vermag es weder, an einem schlechten Menschen die gute, noch an einem guten Menschen die böse Seite aufzusuchen. In der Liebe ist sie bald mit sich einig, und bei der unverdorbensten Jungfräulichkeit gar nicht verlegen, den Wachtmeister, den sie kaum erst kennen gelernt hat, in ein trauliches Gespräch zu ziehen. Wie Minna, schreitet sie am Schlusse, von Werner's Vorzügen überwältigt, ohne

Weiteres zum Angriffe. Es muß heraus, wie lieb sie ihn hat; mit verschämter Schüchternheit nähert sie sich ihm und ermannt sich endlich zu der Frage: „Herr Wachtmeister — braucht Er keine Frau Wachtmeisterin?" Und hiermit ist auch dieses Bündniß der Glücklichen schon geschlossen.

---

2. Lessing's Emilia Galotti.

„Emilia Galotti" steht unter den Lessingischen Dramen insofern oben an, als wir darin die bedeutendsten Ansätze zu einer höhern, ächt tragischen Charakterzeichnung finden, als einzelne Stellen durch Töne des tieferen Seelenlebens und durch den mächtigeren Schwung der Lyrik sich über die Nüchternheit der andern Stücke weit erheben, und als namentlich der Plan und Grundgedanke, trotz der Verwirrung, in die er hineingeräth, ein unverkennbares Gepräge der Großartigkeit an sich trägt. Die ersten Scenen, vorzüglich die Unterredung zwischen dem Prinzen und dem Maler, worin die eben erst erwachte Liebesgluth des Einen und die Kunstbegeisterung des Andern einen Glanz der Verklärung über jedes Wort verbreiten, lassen sogar ein dichterisches Meisterwerk erwarten. Aber vom zweiten Akte an ermattet die schöpferische Bildkraft immer mehr und muß die kalte Betrachtung zu Hülfe rufen, wodurch der Genius des Drama's sich selbst entfremdet wird. Die Zauberkraft, mit welcher das im Anfange entworfene Grundbild auf den Schöpfer zurückgewirkt und seine Darstellungsgabe entfesselt hat, verschwindet plötzlich, und die Poesie läßt nur noch einzelne Streiflichter über die folgenden höchst bühnengerechten und mit feinem Verstande durchgeführten Scenen dahingleiten. Aus dieser baldigen Erschöpfung der Phantasie entspringen große Irrthümer in der Charakterzeichnung und eine auffallende Dürftigkeit in der Benutzung der fruchtbarsten Momente. Was nun insbesondere die sinnliche Färbung des Ganzen betrifft, so vermißt man den Hintergrund der italienischen Natur, die Gluth des südlichen Himmels und namentlich die feste und gediegene Darstellung der Volksthümlichkeit, wenn auch mancher vereinzelte Zug der Charaktere bald an das Modern-Italienische, bald an das Römische der alten Zeit erinnert.

Emilia begegnet uns gleich Anfangs als ein Mädchen voll Unschuld, Liebreiz und Bescheidenheit, von den Aeltern zärtlich geliebt,

von dem Verlobten angebetet. Sie ist einfach, von weiblicher Eitelkeit frei, sie sucht für ihre Schönheit keinen Schmuck. In frommer Kindlichkeit ist sie mit der Mutter noch ganz verwachsen und kennt ihr gegenüber keinen eigenen Willen. Ihr Herz ist gewohnt, in jedem wichtigen Lebensaugenblicke seinen Gott zu suchen und in den heiligen Abgrund der Gnade sich zu versenken, um hier vön jedem sündhaften Gedanken sich zu reinigen und den Engel ihres Mädchenthumes zu bewahren. Auch am Tage der Vermählung erhebt sie sich in frommem Gebete zu dem ewigen Führer durch das Leben und lauscht seinen Verkündigungen im Gotteshause. Aber ihr Sinn ist verwirrt und getheilt; das Bild des irdischen Freundes drängt sich zwischen den Freund, der über den Wolken thront, und ihre Gedanken. Eine Welt voll Seligkeit thut sich im glühenden Roth des Lebensmorgens vor ihr auf, die Erde hat das Ewige in sich hereingenommen und haucht es ihr aus ihren brennenden Blumen entgegen. Sie soll ihren Himmel in die Arme schließen, sie soll an der Brust des Geliebten von der Qual der Einsamkeit, von der Bangigkeit der inneren Leere genesen. Da zerschmettert ein Blitz ihr Alles und schleudert sie in den schauderhaften, bodenlosen Abgrund der Verzweiflung. Aber sie findet keine Zeit, die ganze Tiefe ihres Jammers zu ermessen; ein zweites Elend rüttelt sie aus dem Wahnsinn des Schmerzes empor. Sie fühlt sich von teuflischen Gewalten umsponnen, die ihr durch die süßesten Lockungen das wohlbewahrte Kleinod der Ehre rauben wollen. Hier beginnt der Dichter von der Klarheit seiner Grundidee vollkommen abzufallen. Emilia bittet ihren Vater um den Dolch, damit sie dem erwachten Taumel der Sinnlichkeit nicht erliege. Die Kugel des Mörders hat kaum ihren Geliebten getroffen, und schon wird ihr bange darum, dem Elenden, den sie bei seinen ersten Bewerbungen kalt zurückgewiesen hat, und der ihr die vom köstlichsten Blute gefärbte Hand entgegenstreckt, auf die Dauer nicht widerstehen zu können. Ein Herz, das die furchtbarste Todesweihe empfangen hat, fürchtet die verlockende Gestalt eines Teufels!

Ihr Vater Odoardo, von dem sie die Ader des Ehrgefühls und der Entschlossenheit geerbt haben soll, ist mit Folgerichtigkeit gezeichnet, bis auf den Hauptpunkt, auf die eigentliche Probe seines Charakters. Warum hat dieser sonst so heftige, dieser so frei gesinnte Mann, der dem Fürstenstolze auftrumpfen möchte, keinen Zorn gegen

den Mörder? Warum stößt er, wenn ihm einmal die That des tragischen Mordes aufgebürdet werden soll, die Tochter nieder und nicht ihn, dessen Tod alle Gefahr für ihre Ehre und Tugend beseitigen würde? Aber auch hiervon abgesehen, ist sein Bild zwar, wie gesagt, mit Folgerichtigkeit, doch ohne wahres Leben durchgeführt. In einzelnen Stellen entdeckt man allerdings bedeutsame Züge. Ein alter Degen, stolz und rauh, sonst bieder und gut, ein freier Mann, der vor keinem Mächtigen den Nacken krümmt; ohne Furcht; eifersüchtig auf die Ehre seines Hauses; ein Cato an Strenge des Sittenrichteramtes; furchtbar im Zorn; das Muster jeder männlichen Tugend; und wenn auch unfähig der Thränen, doch unter der eisernen Römerbrust von treuer Gatten- und Vaterliebe glühend; ein ächt christlicher Ritter in frommer Verehrung der Frauen. Aber diese Züge sind nichts als Bruchstücke, die der Magnet des Dichtergeistes erst anziehen und zu einem lebendigen Ganzen gestalten müßte. Am Schlusse führt uns das Streben des Dichters, die feierliche Kürze und erhabene Gefühllosigkeit des Römers auf die Spitze zu treiben, in eine Region, wo wir uns, wie in Dante's unterster Höllentiefe, aus den Flammenqualen der Schmerzen in das Eis der Erstarrung verlieren.

Der Graf Appiani schwebt nur ganz flüchtig an uns vorüber. Sein Schicksal rührt und erschüttert uns um so tiefer, da er in völliger Unschuld vom Tode erreicht wird. Die schwermüthige Stimmung, worin er — nicht den Freuden der Hochzeit, sondern dem ausgespannten Mordnetze zueilt, gehört zu den wenigen Stellen des Schauspieles, die uns ein dichterisches Geheimniß enthüllen. Appiani erscheint als ein ehrenhafter, durch Reichthum und Schönheit bevorzugter, junger Mann, der aus reinster und freiester Neigung sich ein stand- und vermögensloses Mädchen zur Gattin gewählt und den Entschluß gefaßt hat, an ihrer Seite, vom Weltgeräusch entfernt, nur sich selbst zu leben.

Das zweite Schlachtopfer der fürstlichen Verdorbenheit und Gewissenlosigkeit, die Gräfin Orsina, ist als ein durchaus erhabener und großartiger Charakter gedacht und weit lebendiger als der obenerwähnte ausgeführt. Ihr Geist strebte aus einem ursprünglichen Drange nach Erkenntniß der ewigen Wahrheit, ihr tiefsinniger Ernst lebte sich in eine Bücherwelt hinein, und ihr bitteres Mißgeschick machte sie zur Philosophin. Da sie den Prinzen wohl nur durch

sinnliche Reize gefesselt hatte und ihre edle Gesinnung, gepaart mit einer Bewußtheit, durch welche sie schon ursprünglich über die Schranken der Weiblichkeit hinausgeführt wurde, das Gemüth des Prinzen von ihr entfernt halten mußte, so ist es begreiflich, daß ihre Verstoßung in dem Augenblicke entschieden war, wo er eine weit glänzendere Schönheit kennen lernte. Daß sie keine Buhlerin des Prinzen gewesen, sondern ihn wahrhaft geliebt hat, beweist der Todesstoß, den ihr seine Untreue versetzt. Seit diesem Augenblick finden wir sie in ihrem Herzen völlig gebrochen, ihre innere Welt zerstört, und glanzlos starrt ihr Auge in ein Leben hinein, das ihr nichts mehr, als den Abgrund des Wahnsinns eröffnet. Die Tiefe ihres Denkens und die Stärke ihrer Empfindung gestatten es ihr nicht, sich durch Leichtsinn oder Verstandesweisheit zu retten; die Ursprünglichkeit ihrer weiblichen Seele, die ja nur in der Liebe wurzeln kann, beweist sie eben dadurch, daß sie, durch keinen Schimmer des Trostes getäuscht, in der Nacht der Selbstvernichtung untergeht. Der einzige Trost, der ihr noch geboten werden könnte, wäre die furchtbarste Rache an dem Verräther, und in der That! sie erholt sich, sie lebt auf, sie jubelt, wenn sie das Bild dieser Rache mit den schwärzesten Farben sich ausmalt. Aber ihr edler, erhabener, durch Gottesfurcht geweihter Sinn würde den Dolch zurückhalten, den sie auf die Brust des Schändlichen gezückt hätte; — sie ist zur Liebe, nicht zum Hasse geboren. Die entsetzliche Verwirrung und die namenlose Qual ihrer Seele verlangen unsere Nachsicht für die Bosheit und Verleumdung, zu der sie sich auf einen Augenblick gegen ihre Nebenbuhlerin fortreißen läßt.

Der Prinz ist das gelungenste Charakterbild der ganzen Dichtung. Jugendlich schön und liebenswürdig, vollkommen leichtsinnig, doch nicht ohne fürstliche Haltung, in Lüsten unersättlich, aber auch höchst empfänglich für die wahre Schönheit, ebenso heiß in Leidenschaft erglühend, als fühllos und eisig, wo er zu lieben aufgehört hat, ein Liebhaber auf dem Throne und ein Despot in der Liebe, erinnert er an jene sinnlich-grausamen Tyrannen Italiens, doch ohne die Fülle des südlichen Farbenglanzes und ohne die ganz verkörperte Gewissenlosigkeit solcher Naturen, selbst mit einem Anfluge deutscher Gemüthlichkeit. Hier und da glaubt man der beweglichen Genialität des deutschen Studenten zu begegnen. Gehen wir etwas näher auf die einzelnen Züge seines Bildes ein, so finden wir, daß er als

Fürst zwar die Erbärmlichkeit seiner Umgebung im Ganzen durchschaut, aber durch seine Oberflächlichkeit, die nur auf sinnlichen Lebensgenuß bedacht ist, von den nothwendigen Folgerungen dieser Einsicht zurückgehalten wird. Er beklagt sich darüber, „daß ein Fürst keinen Freund besitze und besitzen könne," und übersieht den Grund dieser Erscheinung, der darin liegt, „daß Fürsten keinen Freund haben wollen." Darum hält er gerade Seelen, wie den alten Galotti von sich ferne und haßt sie, während er von einem elenden Schmeichler und nichtswürdigen Intriguanten wie Marinelli, sich so eng umgarnen läßt, daß er in den wichtigsten Lebenslagen, die Freiheit zu beschließen und zu handeln an ihn abtritt. Von dem Ernst und der Verantwortlichkeit der Fürstenpflichten hat er keine Ahnung; er behandelt ein Todesurtheil mit der Wichtigkeit, die eine Frage über das Hofceremoniell hat. Desto eifriger geht er seinem eigentlichen Lebensberufe, der Kunst zu lieben, nach und bringt es darin zu einer so großen Ausbildung, daß er selbst einer Emilia gefährlich werden kann. Die Liebe zu ihr führt allerdings die Vollendung seiner Schlechtigkeit herbei; aber sie erscheint in ihrem Ursprunge als sein guter Engel, der in einem Augenblick ihn retten möchte, wo die Ungunst des Zufalls und die Rachegeister seiner Sünden sich vereinigen, um ihn gerade von dieser Seite her sittlich zu vernichten. Das Mädchen nämlich, durch das der Prinz zu fesseln und zu bessern war, mußte seinem ächt italienischen Schönheitssinne genügen, und dazu war Orsina, das stolze Weib mit dem großen Auge, mit der sanften Schwermuth der lächelnden Miene, nicht geschaffen. Sie war für ihn zu bewußt, zu sehr auf Grundsätze gebaut, zu wenig aufflammend, fast zu männlich. Er verlangte nach der süßen, unschuldigen, ganz naiven Mädchenhaftigkeit, nach der aufknospenden Rosengluth, nach der blendenden Perle in der anspruchslosen Schale, nach einer pflanzenartigen Seele, die den Lebensgehalt nicht denkt, sondern einathmet und bewußtlos in das Dasein webt. Sein ganzes Wesen war auf die Befreiung durch eine Emilie angelegt, daher blieb seine Neigung zur Orsina immer nur sinnlich und oberflächlich; er spielte mit ihr, er liebte sie nicht. In ihren Armen war er leicht, fröhlich, ausgelassen; aber sein Herz blieb kalt. Sobald er Emilien kennen lernte, wurde er plötzlich aus seinem Behagen herausgerissen, er wurde ernst und schwermüthig; ja er wurde besser. Er träumte sich nun Stunden und Tage lang mit der Innigkeit der ersten Liebe

in dieses Bild voll Unschuld und Schönheit hinein und überließ sich ungetheilt und ohne Rücksicht seinen unaussprechlichen Zaubern. Der jungfräuliche Himmel ihrer Seele spiegelte sich hell wie die Sonne des Tages in dem Krystall ihrer Augen; er schwelgte voll Entzückens in dem Anschauen dieser Verklärung, er vergötterte sie. Aber die Furien der von ihm gemordeten Herzen schreien um Rache und verlegen ihm den Weg zur Rettung. Seine Liebe bleibt die Sehnsucht des Teufels nach dem verlorenen Paradiese. Und sobald ihm dieß zum klaren Bewußtsein gekommen ist, betritt er mit wachsender Nichtswürdigkeit und Frechheit den Pfad des Verbrechens. Mit hämischer Kälte und schnöder Verachtung stößt er die unglückselige Orsina von sich und scheut selbst den Mord nicht, um in Emiliens Armen seine verruchten Lüste büßen zu können. Nachdem das Verbrechen verübt ist, sucht er zwar die Mitschuld heuchlerisch von sich abzuwälzen. Aber so schlecht ist er noch nicht geworden, um die Maske lang ertragen zu können. Er macht zuletzt, durch seine fürstliche Unverletzlichkeit geschützt, keinen Hehl aus der begangenen Schandthat mehr. Doch von Reue zeigt sich bei ihm keine Spur. Erst durch den Anblick der geliebten Leiche wird er aus dem Sündenschlafe aufgeschreckt. Er betrachtet sie mit Entsetzen und Verzweiflung, und als Marinelli, der seine Rolle ausgespielt sieht, sich an dieser Stätte entleiben will, reißt er ihm den Dolch aus der Hand, damit sein Blut sich mit dem ihrigen nicht mische. Dann verbannt er den Elenden auf ewig.

Marinelli ist mit wenigen, ganz einfachen Strichen, aber mit fester Hand gezeichnet. Ein Sklave des Fürsten, ein feiler Höfling, dem die nichtswürdigsten Schmeicheleien geläufig sind, sieht er mit der Verachtung eines eingefleischten Aristokraten auf Alles herab, was nicht der Adelskaste angehört. Bei seiner eigenen Schlechtigkeit nimmt er die ganze Welt für schlecht. Sein Urtheil über die Frauen gibt uns den schlagendsten Beweis für seine Niederträchtigkeit. Er versinkt in völlige Gewissenlosigkeit, wenn er die Verbrechen der Fürstenwillkür als Kleinigkeiten, den Mord als das Unschuldigste von der Welt bezeichnet, wenn er die schwärzeste Unthat, die auf seinen Anlaß verübt worden ist, für eine bloße Nachlässigkeit erklärt, der ein Verweis gebühre. Das Jammern und Zetern der Elenden, deren Lebensglück er mit kalter Bosheit zertrümmert hat, reizt ihn noch zu gräßlichem Spotte, zu entsetzlichem Hohngelächter. Aber in

den tiefsten Höllenschlund versinkt er durch den Schmerz, den er um den gemordeten Grafen erheuchelt, und durch das Vorgeben, von dem Sterbenden zum Rächer bestellt worden zu sein. — An der Zeichnung dieses Charakters ist vorzüglich die Mäßigung des Dichters zu rühmen, womit er sich vor der Ausmalung des Abscheulichen gehütet hat. Durch die Kürze und Kälte in Marinelli's Reden wird uns die folternde Qual erspart, die eine gründliche Selbstzersetzung des Bösen vor unseren Augen hervorrufen müßte. Denn im Reiche des Schönen darf das Böse nur als das Verschwindende erscheinen.

Worms. Dr. **G. Zimmermann.**

Ueber den provenzalischen Dichter Guiraut Riquier.

Der vierte Theil der Werke der Troubadours, herausgegeben von C. A. F. Mahn (Berlin 1853), deren erster Band im Jahre 1846 erschienen ist, enthält die Werke eines der umfangreichsten Troubadours, vollständig und zwar zum ersten Male in einer kritischen Bearbeitung. Ueber das kritische Verfahren des Herausgebers Dr. Pfaff wollen wir nachher sprechen; vorläufig einige Andeutungen über die Bedeutung des Dichters, Guiraut Riquier.

Sein Leben ist von Diez (Leben und Werke der Troubadours, 1829) ausführlich behandelt worden. Zwar ist uns von den Handschriften keine Biographie des Dichters aufbewahrt, indeß wird dieser Mangel reichlich ersetzt durch den Umstand, daß seine Gedichte datirt und in authentischen Abschriften erhalten sind. Guiraut Riquier wird allgemein der letzte der Troubadours genannt, ähnlich wie in der deutschen Poesie Konrad von Würzburg der letzte Minnesänger, mit dem er in der Zeit vollkommen stimmt und auch sonst in vieler Beziehung große Aehnlichkeit hat. Was namentlich die beiden Dichter zu einem passenden Gegenstande der Vergleichung macht, ist die ungemeine Ausbildung der Form, die sie vor allen ihren Zeitgenossen und Vorgängern voraus haben, auch hierin die Grenze der Kunst bezeichnend, über die hinaus, ja zum Theil in der schon die Geschmacklosigkeit liegen muß.

Seinem dichterischen Charakter nach ist Guiraut Riquier moralischer Dichter. Er erkannte die Aufgabe des Dichters darin, Sittenprediger seiner Zeit zu sein, deren Sittlichkeit auf eine schreckenerregende Weise gesunken war. Mit großem sittlichen Ernste steuert er diesem Ziele zu, allein er hat noch einen andern Zweck im Auge: er wollte die Dichtkunst, die zum Theil durch ihre eigene Schuld, zum Theil durch die Ungunst der Verhältnisse und die Kargheit der Großen so tief gesunken war, wieder zu der Höhe und dem Ansehen erheben, in dem sie etwa ein Jahrhundert vor ihm gestanden hatte. Freilich, abgesehen selbst davon, daß auch die edelste Kraft eines Einzelnen dem hereinbrechenden Strome

nicht zu widerstehen vermag, war er nicht der dichterische Genius, der noch einmal eine Blüthenzeit heraufführen konnte. Mehr Verstandes- als Gefühlsdichter besaß er nicht Schöpferkraft genug, der Poesie einen neuen, anziehenden Inhalt zu geben; was er daher that und thun konnte, war die Veredlung und Verfeinerung der Form. Zwar zeichnen sich auch dem Inhalt nach seine Werke durch jenen schon erwähnten sittlichen Ernst vortheilhaft vor den Werken der Zeitgenossen aus, allein dieser ist es auch, der seine Liebeslieder durchklingt und ihnen den Schmelz der Empfindung raubt. Er bewegt sich in den gewöhnlichen Vorstellungen, die einmal Gemeingut der Poesie geworden waren; seine Sprache ist bilderarm und abstrakt; nur zu häufig enthalten seine Lieder Klagen über den Verfall der höfischen Liebe. Auch bilden die lyrischen Werke dem Umfange nach den geringeren Theil seiner Hinterlassenschaft, am umfangreichsten sind seine Episteln, von denen einige in literarischer Beziehung wichtig sind; so namentlich die an König Alfons X. von Castilien gerichtete Denkschrift über den Namen der Troubadours und Jongleurs, worin er den König bittet, die verschiedenen Klassen der Dichter und Sänger durch besondere Namen zu unterscheiden; auch ist uns des Königs Antwort darauf erhalten (S. 163 ff., 182 ff.). Die übrigen Episteln sind meist Trostbriefe an seine Freunde, moralischen Inhaltes und von geringerer Bedeutung. Statt des gewöhnlichen, vier Hebungen enthaltenden jambischen Verses, den sonst alle Dichter und auch er in zweien (69. 70) bei Briefen anwenden, gibt er ihm nur drei Hebungen. Die Reime sind in den Briefen durchgängig gebrochen d. h. ein Reimpaar ist durch den Sinnesabschnitt getrennt; woraus sich die Eigenthümlichkeit ergibt, daß am Schlusse immer ein reimloser Vers übrig bleibt; dadurch erscheint das Ganze nie abgeschlossen, weil man noch etwas erwartet.

Die Mannigfaltigkeit seines lyrischen Strophenbaues ist sehr groß; er hat Verse von 1 — 11 Sylben. Seine Strophen lassen sich fast alle in drei Theile zerlegen, die beiden ersten nach deutscher Weise gleichen die Stollen, der dritte der Abgesang genannt. Man hat bisher noch nicht daran gedacht, die dreitheilige Strophe in der provenzalischen Poesie nachzuweisen. Die Dreitheilung ist so tief im Wesen der mittelalterlichen Poesie begründet, daß man schon von vorn herein sie auch bei den romanischen Völkern vermuthen kann. In der That findet sie sich auch bei den altfranzösischen Lyrikern;

nicht minder bei den Provenzalen. Nur tritt hier meist die Eigenthümlichkeit hervor, daß die beiden Stollen die Reime in rückwärts gehender Ordnung haben. So L. 21:

1. penedens: revenir:
2. falhir: plazens
3. poderos: vos: marrida.

L. 30: 1. perilhar: regidors:
2. amors: far:
3. enveyos: iniquitatz: possessios.

L. 52: 1. plazens: Amalric:
2. Aymeric: jauzens:
3. capdellatz: honratz: guerra.

Seltener ist in den Stollen Uebereinstimmung der Reimordnung.

L. 36: 1. privatz: mentaugutz:
2. viatz: brutz:
3. cabals: conort: tort.

L. 42: 1. guerrciar: destrutz:
2. esforsar: dechazutz:
3. drechuriers: torturiers: temensa: conoyssensa.

Zweitheiligen Strophenbau haben außer einer Liedergattung, dem Descort, wovon Guiraut Riquier nur ein Beispiel hat, nur wenige Lieder.

L. 35: 1. sens: desdire: parvens: aucire: obediens.
2. malanans: amaire: ans: maltraire: tans.

L. 51: 1. nomnat: via: podia: vertat.
2. amor: valensa: crezensa: peccador.

Was die Verszahl seiner Strophen betrifft, so haben die längsten (es sind Pastorellen, die überhaupt durch lange Strophen in kurzen Versen sich auszeichnen) 16 Zeilen.

Die Cäsur der zehnsilbigen jambischen Verse trifft bei Guiraut Riquier häufig dem Sinne nach hinter die sechste Silbe. Oft geschieht es auch, daß durch die Cäsur zusammengehörige Begriffe getrennt werden:

L. 18: del vescomt' En | Amalric de Narbona.
L. 22: si per mon Belh | Deport me fos grazitz.
L. 42: mas qui fetz totz | los besque pogra far.
L. 58: le vostre Belhs | Deportz no l'amatz gaire.

Ebenso finden sich durch den Schluß des Verses, also eine noch stärkere Cäsur, zusammengehörige Begriffe auseinandergerissen.

L. 11: d'amara
Mort.
L. 35: ab mans
Bos faitz.
L. 41: quo
Fo e quon es.

Dadurch machen seine Verse häufig den Eindruck von sprachlicher Unbeholfenheit und gereimter Prosa.

Die weibliche Cäsur nach der fünften Silbe findet sich sehr selten im zehnsilbigen Verse. Mir ist nur vorgekommen:

L. 52: per capitani | car sey enemic.

An zwei Stellen ist das angelehnte Personalpronomen durch die Verscäsur zum folgenden Verse hinübergezogen, nämlich:

L. 86: En Gr. de temor branda —
l fis enamoratz.
und L. 92: Lo rossinhol per semblansa —
us d'on que vieu ab alegransa,

wo Pfaff fälschlicherweise conjecturirt. Diese Art der Verstrennung, wodurch das angelehnte Pronomen in dem einen Falle als einzelner Buchstabe stehen bleibt, ist nur zu erklären, indem man beide Verse ohne Pause rasch hintereinander lies't.

Die Strophenzahl der Lieder betreffend, spricht sich in ihr das Prinzip der Dreitheilung in der ungleichen Zahl fast durchgängig aus. Die meisten Lieder haben entweder fünf oder sieben Strophen. In dem eigenthümlichen Baue gewisser Strophen liegt es, daß manche Lieder gleiche Strophenzahl haben; doch ist es auch hier nicht durchgängig der Fall. Wenn nämlich die Reime eines Liedes von zwei zu zwei Strophen entweder wechseln (d. h. neue eintreten) oder sich ablösen (d. h. dieselben Reime in eigenthümlicher Stellung von zwei zu zwei Strophen wiederkehren), so ist es von selbst verständlich, daß die Lieder gleiche Strophenzahl haben. Dann haben auch manche Liedergattungen ihrem Wesen nach gleiche Strophenzahl, nämlich die Pastorellen und Tenzonen, von deren Gesprächsform die Gleichheit bedingt ist.

Dem Liede schließt sich das Geleit (tornada) an, welches nur bei einigen Liedern fehlt, wo es dann auch meist von den Handschrif-

ten bemerkt ist, wie L. 35: aissi no cap tornada, und L. 61: noy hac tornada. In einer redonda canson (über deren Eigenthümlichkeiten nachher) sagt der Dichter selbst (L. 27):

Lay, chansos, tey via,
Pero not daria
Tornada.

Ebenso fällt das Geleit in einer Liedergattung, der retroenza, weg. L. 54. 55. 56.

In den meisten Fällen umfaßt das Geleit den Abgesang der Strophe. So L. 2. 5. 6. 7. 8. 10. 12. 13. 15. 16. 17. 18. 20. 21. 25. 26 ꝛc. Das zweite Geleit ist gewöhnlich kürzer als das erste, selten an Verszahl gleich. Drei Geleite finden sich nicht oft. L. 24. 36. 38.

Der Refrain, welcher manchen Liedergattungen wie der Alba, Serena und Retroenza eigen ist und ihnen nicht fehlen darf, findet sich außer in diesen Fällen bei Guiraut Riquier nicht. Als Spur des Refrains ist es zu betrachten, wenn ein Wort oder auch mehrere in der Mitte der Strophe an bestimmter Stelle (meist als Reimwort) durch alle Strophen wiederholt wird. Gewöhnlich giebt dieser wiederholte Begriff dann das Thema des ganzen Liedes an, welches so überall durchklingt. Dieser Art sind L. 18 in einem Klagelied auf Amalric von Narbona die Wiederholung des Wortes Narbona in jeder Strophe im Reim. L. 23: ames. L. 24: cosselh. L. 29: amor und sabor, ebenfalls im Reime, den Inhalt des Liedes gleichsam in sich schließend. In demselben Liede auch im Reim: Belh Deport, der Versteckname der Geliebten, durch alle Strophen. L. 52 in einem kriegerischen Sirventes am Schlusse jeder Strophe das Wort guerra. Die größte Mannigfaltigkeit entwickelt Guiraut Riquier im Reim.

Reime, die nicht in derselben, sondern erst in der folgenden Strophe gebunden werden, nennt man in der Kunstsprache der deutschen Poesie Körner. Guiraut hat sie häufig. Einmal sind alle Reime der Strophe Körner und zwar kehrt auch immer dasselbe Reimwort wieder; nicht wie gewöhnlich, ein darauf reimendes. Dies gehört also gewissermaßen in das Gebiet jener Art von Refrain, von der wir oben sprachen, wie auch die meisten der dort angeführten Beispiele hierher zu ziehen sind. Die Form der Strophe (L. 7) erinnert übrigens an die Sextine, nur daß sie hier acht Zeilen hat

und die Reimworte nicht in eigenthümlichem Wechsel auftreten, wie bei der Sextine. Im Geleit dieses Liedes sind dann alle acht Worte (auch wie in der Sextine) in drei Versen zusammengestellt und zwar so, daß drei in die Reimstelle, drei in die Cäsur, die beiden andern zwischen Reim und Cäsur fallen. Andere Fälle von Körnern sind: L. 8., wo eins bei einer neunzeiligen Strophe, L. 9., wo 5 bei siebenzeiliger, L. 23., wo 3 bei siebenzeiliger Strophe sind. Die Körner bleiben gewöhnlich ohne Rücksicht auf den Reimwechsel durch alle Strophen an ihrer Stelle und zwar immer ein und derselbe Reim; nur L. 11. wechseln auch die Körner von zwei zu zwei Strophen, wie die übrigen Reime es thun.

Sehr häufig hat Guiraut Riquier den Reim innerhalb des Verses, woraus Pfaff meist zwei Verse macht und dadurch die Regelmäßigkeit, namentlich der Dreitheilung, dem Leser erschwert. Gewöhnlich fällt der Binnenreim mit der metrischen Betonung zusammen, also in jambischen Versen (wenn er wie gewöhnlich männlich ist) nach der 2. 4. 6. Silbe; in trochäischen nach der 1. 3. 5. Silbe; selten wie L. 26. in jambischen Versen von vier Hebungen nach der dritten Silbe:

Káritátz ét amórs e fés,

wodurch sich der Vers in einen drei- und einen fünfsilbigen trochäischen zerlegt.

Beispiele des Binnenreims sind: L. 14. 17. 26. 28. 29. 37.*) — L. 47. ist ein zehnsilbiger jambischer Vers, sogar zweimal gebrochen:

No puesc per ren loben que conosc far.

Der Reim ist meist durch alle Strophen durchgeführt; oft findet ein Wechsel der Reime von zwei zu zwei Strophen statt. L. 1. geschieht der Wechsel so, daß Str. 1—3 sich von Str. 4—6 durch den Reim unterscheiden. Der Reimwechsel von zwei zu zwei Strophen ist bei den Tenzonen sehr gewöhnlich; einmal (L. 57) treten nach moderner Weise in jeder Strophe neue Reime ein.

Sehr häufig ist es, daß dieselben Reime sich durch zwei Strophen ablösen, so daß also St. 1, 3, 5 und Str. 2, 4, 6 gleiche Reime haben. In diesen Fällen ist auch die begleitende Musik ver-

---

*) In allen unterstrichenen Liedern hat Pfaff zwei Verse aus dem gebrochenen gemacht.

schieden; Zeugniß darüber giebt die Einleitung zu L. 35.: pueys tota la cansos canta se aissi: la primeira e la tersa e la quinta d'una maneira, e la segonda e la quarta e la sexta d'autra maneira; ebenso L. 46.: e canta se aissi quon la cobla primeira la tersa e la quinta et aissi con la segunda la quarta. Gewöhnlich geschieht die Ablösung so, daß die zweite Strophe den Schlußreim der ersten aufnimmt, die dritte den der zweiten, der wieder der Anfangsreim der ersten ist: z. B. L. 16.:

1.	2.
valer	leos.
trobars	singulars
tener	bos
afars	cars
entendemen	sen
onor	melhor
lanzor	valor
enten	manen
Anfos.	dever.

Andere Beispiele sind L. 23. 24. 30. 31. 35. 38. 39. 43. 48. 51. In Lied 19 hat Str. 2 die Reime von Str. 1 rückwärts.

Mitunter treten an die Stelle eines oder mehrerer ausfallenden neue Reime. Ein Beispiel möge die Sache anschaulich machen. L. 27:

1.	2.	3.	4.	5.	6.
faria	apella	badiva	preyada	comensa	caramida
novella	autiva	senada	agensa	guandida	sia
agradiva	honrada	bevolensa	partida	volria	castella
podia	sembella	celiva	camjada	sufrensa	grazida
capdella	pliva	vegada	temensa	falhida	tria
alriva	agrada	vensa	guida	dia	renovella
viva	nada	fallensa	vida	auria	gragella
bella	adoniva	amada-	plevensa	cumplida	via
sagella	preziva	dada	sovinensa	chauzida	daria
aiziva	sazada	sabensa	abelhida	tenia	revella
esquiva	— —	valensa	sazida	plazia	escantella
ysnella.	nominativa.	privada.	parvensa.	crida.	mentria.

Das Verfahren ist also dieses: es werden von der ersten Strophe die Reime aufgenommen, nur an die Stelle des einen tritt ein neuer und so fort durch alle Strophen, bis in der letzten die Reime der

Gedichte 57; quo 14. 41 und con 78; guara 11. 57 und gart 73; essen 38 und essenh 48; captenha 50 und tenga 81; plassa 3. 61 und plaia 58. 64; ere 71 und crei 72; dir 33 und dire 35; (kommt bei allen Dichtern vor) ad verbia auf — mens 5. 10. 17. 22 und auf — men 6. 19. 28. 38; tug 79. und totz ib. autrus 81 und autrui 84; esta 84 und estai 6; fai 86 und fa 84; mi, si neben me, se etc.

In einigen Fällen hat G. Riquier unrichtige Betonung im Reime. So L. 37.: nostrés: ples. L. 38.: pairés: fes. L. 62.: poiríatz: faríatz: vezíatz: auziríatz. L. 71. 311. 312: estaríam: cazíam. Einmal reimt er L. 97.: mê: essien, vielleicht muß gebessert werden: m'en.

Die Lieder G. Riquier's sind uns in zwei Handschriften überliefert, von denen 7226 entschieden den Vorzug verdient. Der Herausgeber hat mit Sorgfalt copirt und folgt im Allgemeinen den Lesarten von 7226 (A.) Er hat die Werke in drei Bücher: Lieder, Episteln und Tenzonen getheilt.

Einzelne Besserungen, die mir bei der Lectüre aufstießen, will ich hier beifügen:

L. 1, 24: haben A B esjauzir; der Herausg. liest e jauzir, weil er fal für falh nimmt; es ist aber fa-l (cf. 4, 40) und der Sinn: so macht mich das Glauben froh sein.

L. 1, 39: l. l'ay für lay.

L. 1, 41: ist das Komma nach escuelh zu streichen.

L. 3, 87: l. l'engoyssos für l'engoys sos.

L. 7, 21: l. vers für ver.

L. 13, 71: l. ioyos für ioys.

L. 23, 36: ist vielleicht herzustellen:
S'al rey degnes dire que ieu l'ames.

L. 27, 21 oder 22: fehlt ein Vers.

L. 39, 21: lies mit B apres für cortes, des leoninischen Reimes sia pres wegen.

L. 59, 57: l. toza, nom cossire für toz', a n'om.

L. 64, 27: l. mor für m'or.

L. 85, 5: l. et an Raimon Yzarn für et an Yzarn.

L. 89, 19: tilge den Punkt nach vassalatie.

L. 92, 26: l. es fals für e fals.

L. 92, 38: meint der Herausgeber sei verstümmelt. Dies ist nicht der Fall; us ist das angelehnte Pronomen vos und bildet nie eine besondere Silbe; man lese die Verse rasch hintereinander:

lo rossinhol per semblansa —
us d'on que vien | ab alegransa.

der Sinn ist: die Nachtigall gebe ich euch als Beispiel.

L. 86, 33: l. En Gr. de temor branda —
l fis enamoratz;
derselbe Fall wie L. 92, 38.

L. 93, 23: l. l'an für lan.

L. 93, 39: l. trastot l'an für tras tot la n'.

L. 96, 57—64: ist zusammenzufassen in eine Strophe.

L. 76, 80: l. seria für sera.

L. 83, 94: l. letz für l'etz.

L. 24, 50—56: ist in zwei Geleite abzutheilen, von V. 50—53, V. 54—56.

Abgesehen von diesen kleinen Mängeln ist die Ausgabe zu empfehlen und wohl geeignet, dem Studium der provenzalischen Sprache und Literatur neue Freunde zu gewinnen.

Berlin. Dr. **C. Bartsch.**

Ist eine Philosophie der Sprache möglich?

Vom Standpunkte der Philosophie aus ist die Antwort auf den ersten Theil der Frage nicht zweifelhaft. — Wollte die Philosophie nicht mal über das System der Sprache Rechenschaft geben, so hätte sie sich das Armuthszeugniß ausgestellt. Die Philosophie, als das nothwendige Wissen, muß auch von dem mit Nothwendigkeit wissen, in welchem es weiß. Wir denken in der Sprache, und nicht ohne sie; folglich hat das philosophische Denken auch eine Philosophie der Sprache, welche an sich in der Philosophie enthalten ist, an ihrem Platze des Reiches der Philosophie für sich zu entwickeln. — Also im Munde der Philosophie ist eine Philosophie der Sprache nicht bloß möglich, sondern sogar eine philosophische Nothwendigkeit. Aber wie vom Standpunkte der Sprachwissenschaft aus? — Sie hat einzig die Antwort zu geben, die sie bisher gegeben hat! — Sie hat bisher keine Philosophie der Sprache gegeben; folglich ist eine solche bis heute auch nicht möglich gewesen, eben weil sie nicht wirklich geworden. — Was jene Wissenschaft bisher geleistet hat, das ist dieselbe auch: denn wie Alles, so ist auch sie eben nur dasjenige, was sie hat. — Die Sprachwissenschaft war also bisher eine unphilosophische. Oder etwa nicht philosophische? Vor den Augen der Philosophie ist Eins wie das Andere! da ist nichtphilosophisch auch unphilosophisch — also **unwahr!** Mag manches Resultat ein richtiges sein, deshalb hat es nicht die Wahrheit, die nur in einer einzigen Weise existiren kann, nämlich mit Nothwendigkeit aus dem Anfang geboren zu sein. — Unsers Wissens ist die Sprachwissenschaft aber noch nirgends aus dem Anfange geboren; selbst nicht in der ewigen Ruhmes werthen Entzifferung der Sanskrit-Wurzeln, und zwar deshalb nicht, weil man nirgends beim Anfange angefangen hat, sondern (und deshalb) beim festverschlossenen Ende. Denn nur der Anfang ist offen und einfach, von selbst klar; — das Ende, so mannigfaltig und „anschaulich" es sei,

ist verschlossen, weil es im Anfange eingeschlossen, dort nur seine Vernunft hat.

Ich kenne keine Grammatik, die tiefer zum Anfange gedrungen wäre, als zum Gedanken. Becker sagt: „der Mensch spricht, indem er seine Gedanken in Worten ausdrückt.“ Wozu gehört denn, wenn ein Kind seiner Mutter ruft: „Mutter! Kuchen!“ Fällt es da wohl irgend Jemand ein zu fragen, „was „spricht“ das Kind?“ — Die Sprache geht also weiter, als zum Sprechen; sie geht bis zum Rufe, Ausrufe, zum Nothschrei, zum Seufzer, und man hätte erst sagen müssen, wie man es mit dem „Gedanken“ in diesen Dingen wollte gehalten haben. Wenn außerdem „die Sprache eine natürliche Verrichtung des Menschen als eines denkenden Wesens ist,“ wie ist denn im denkenden Wesen eine bloß natürliche Verrichtung, da das Denken sogar **über** seine eigene Natur denkt und geht — und was will man mit solchen Worten gesagt haben?“ Daß die Sprache von selbst entsteht, als Naturgabe! — Wer dies weiß, warum entwickelt er das nicht! — Es gäbe ja keine bessere Grammatik, als welche diese Naturgabe in ihrem Entstehen uns gäbe; die Production wäre einfach, natürlich, und es wäre jede Regel, jeder Casus, jede Form des Zeitworts, das Relativ in der Natur begründet.

So käme das Wort „verstehen“ zu seinem Rechte in der Wissenschaft als vernünftiger Doctrin! — Denn nur das ist verstanden von mir, was von mir erstanden, aus mir geboren oder wiedergeboren ist. — Dazu ist aber nicht beim Gedanken, gar beim Satze anzufangen. Geht auch dem Denken „nichts“ vorher, so geht dem fertigen Gedanken doch der Anfang des Denkens und auch das nicht unbedeutende „Nichts“ vorher. — Eben dieses Nichts macht die Sprache zu etwas Anderem, als zum Ausdrucke des Gedankens, nämlich zum Ausdrucke der lebendigen Wirklichkeit, als dem Anfange des wahren und wirklichen Seins im Gegensatze zum vorhergehenden Nichts. Erst in seinem Anfange werden wir den Gedanken, und von dort aus seine lebendige Entwickelung verstehen: der vom Anfange bloße Gedanke ist eine gewaltthätige Lostrennung, Abstraction von seinem Lebensblute, der ihn gebärenden Mutter, der mächtigen Wirklichkeit, und wird zum todten, hohlen Schattenbilde, dessen Arme und Beine man mit den Drähten des willkürlichen Schattenspieles einzig zu regen im Stande

ist, der aber sich nicht selbst zur lebendigen Sprache zu entwickeln im Stande wäre. Mit einem Anfange der Sprachwissenschaft: „der Mensch spricht, indem er seine Gedanken ausdrückt," wären also wir ohne Weiteres darauf angewiesen, für „unsere Gedanken" auch unsere Zeichen zu **erfinden**, und einen Rath der Alten zu ernennen, der die Jungen die Zeichen lehrte, und nicht bloß dies, sondern auch die Gedanken. Wie er das Letztere bewerkstelligen möchte, müssen wir demselben überlassen. — Man läßt auch dem Gedanken den Begriff vorhergehen — und nennt das Wort das Zeichen für einen Begriff. Also wieder, das Zeichen für den subjectiven Begriff. Was ist denn dieser Begriff? und wo hat er seinen Anfang? Ist er die subjective Vorstellung, so sind wir mit seiner Entwickelung auf die subjective Willkür angewiesen — und mit seinem Inhalte auf den Inhalt einer Verstandes-Abstraction. — Der abstracte Begriff „Baum" recht sehr abstract geworden, ist noch weniger als ein trocknes Stück Holz — denn wer wird dem subjectiven Begriffe z. B. wirkliche Schwere beilegen? Wie mag sich der bloß subjective Begriff „Baum" zu Blüthen und Blättern entwickeln? Wie mag die bloße Vorstellung eines Tigers einen Menschen zerreißen? Mit dem bloß subjectiven Begriffe ist man (und auch dieses noch mit einem gewaltigen Sprunge über den zwischen Wirklichkeit und bloßer Subjectivität gähnenden Abgrund) bis zu den „Anschauungen der Ruhe und Bewegung gekommen, und **giebt** dem Dativ die Macht, das Wo? zu bezeichnen, dem Genitiv das Woher?, dem Accusativ das Wohin? — „Dem Baume seine Blätter" bezeichnet, daß sie am Baume ruhen. — Weshalb denn nicht: „dem Baume seine Vögel" gesagt, wenn sie eben da sitzen, wo seine Blätter! Weshalb „des Baumes Blätter!", da sie doch stille am Baume sitzen! Und endlich, was geht's den Baum an, ob Etwas bei ihm ist, zu ihm geht, oder von ihm kommt! Das ist nur Sache des kommenden, gehenden, seienden Etwas, und eher hätte der Nominativ im Dativ zu stehen, als der Dativ Baum rc.! — Und wo hat der Begriff seinen Anfang? Im Begreifen. So begreife er doch sich selbst mal als subjectiven Begriff! — Ich will noch nicht sagen, in seiner weiteren Entwickelung, sondern in seinem Entstehen! Denn auch dort muß er bloß subjectiv sein. Der Begriff wird in der That nicht begreifen, wie er zu seiner Macht und Herrlichkeit gekommen ist, die er hat, da er doch bloß subjectiv sein soll? Denn wer einen

guten Begriff vom Kriege hat, und glücklicher Soldat ist, wird häufig deshalb Generalfeldmarschall! Nicht aber der Maler, welcher schönere Schlachtenbilder malt, als jener Feldherr je gefochten hat! —

Der Begriff kann also sein eigenes Vermögen nicht begreifen, weil er nicht weiß, von wem er es geerbt hat.

Wer zeichnet außerdem in weiterer Entwickelung dem Begriffe seine Wege? wenn er subjectiv ist! Er nur sich selbst. Sein Reich ist also das der Willkür, die Wissenschaft des Begriffes wenigstens das Reich des Aeolus, der nicht mal vom Jupiter geboren ist, und dessen Welt in ein Chaos bläs't! — Er verleidet das Schicksal des verlorenen Sohnes, der seiner Eltern vergessen hat! — Er ist außer sich selbst gerathen, weil er nach Inhalt greift, den er in sich nicht hat, und folglich nicht mehr weiß, woher? und wohin? Also muß auch dem Begriffe das vorhergehen, was er begreifen soll — und die Sprache muß sich zu diesem Vorhergehenden mitversteigen, was der Begriff greifen soll. Nur der Fieberwahnsinn aber greift nach Nichtwirklichem, weil er nicht weiß, daß es nicht wahr sei. Der wahre Begriff greift nur nach dem, was er in aller Ruhe als Wahres zu sich nehmen kann. Das Wahrnehmen geht also dem Begreifen vorher; und dem Nehmen das Geben, und zwar Letzteres als ausgehend von einer Macht, die der Begriff sich selbst gegenüber als berechtigt anerkennt und zwar deshalb, weil sie sich erkühnt, ihn aus dem „Nichts, welches dem Denken vorhergehen soll," aufzuwecken. Dem freien Nehmen selbst geht also noch die von der Aeußerlichkeit dem Begriffe beigebrachte Affection vorher, die Begriff und Welt vereinigt, die Welt als eine wirkende Welt. In dieser Wirklichkeit haftet also das Leben des Geistes, und man sollte meinen, wenn die Sprache eine vernünftige wäre, auch die Sprache; in dem vernünftigen, lebendigen Begriffe, der, als vernünftig, ebenso lebendig, wie die lebenvolle Wirklichkeit ist, der adaequate, nothwendige, **gedachte Theil der Wirklichkeit.**

II. Der Begriff.

Die Sprachwissenschaft hat noch über den Begriff hinaus sich zu versteigen, um zu ihrem Anfange zu gelangen, und dem lebenden Safte ihre Röhren zu öffnen. — Sollte das, was in den Seelenthätigkeiten dem Begriffe vorhergeht, nicht auch Element der Sprache sein! Sie wäre dann nicht der „Natur" adaequates, na-

türliches Erzeugniß des denkenden Menschen. — Und auch selbst der Begriff ist für die Wissenschaft und die Welt nicht eher, als bis er geworden ist, d. i. bis er aus seinem Anfange sich zu seinen wirklichen Wesenheiten entwickelt hat: ein subjectiv fertiger Seelenbegriff ist eben ein abgeschlossenes, fertiges, todtes, hohles Bild, kaum Vorstellung zu nennen, selbst ohne Raum und Zeit, um so mehr ohne Wirklichkeit, wirkliches Leben, wirkliche lebendige Macht. Die Sprachwissenschaft hat aber bisher größten Theils die Sprache als eine fertige, nicht als eine entstehende behandelt — daher sind die Worte zu fertigen, undurchsichtigen Zeichen geworden ersundener Begriffe des Verstandes, der von dem absieht, was das Leben dieser Zeichen ausmacht, der lebendige Begriff als die lebendige wirkende und gewordene Wirklichkeit. — Das Wort „Baum" ist der Sprachwissenschaft nicht der Begriff „Baum", der ebenso lebendig ist und wirklich ist, wie der wirkliche Baum mit seinem Safte, der sich im Sonnenlichte gerne zu Blüthen und Blättern entfalten will (the rose will blossom), welches Wollen (die an sich seiende Disposition) durch das wirkende Sonnenlicht zu einem Sollen des Werdens wird, (when the sun shines, the rose shall blossom. — Wenn du die Blume begießest, soll sie schon blühen). „Die Blätter des Baumes" sind nicht, welche (nach dem Verstandesbegriffe der anschaulichen Bewegung) von dem Baume kommen; sie sind die Erscheinung des lebendigen Begriffes „Baum", wie das Kind die nothwendige Erscheinung des in seinem wirklichen, lebendigen, ganzen Wesen gefaßten Begriffes der Mutter (also auch in ihrem wirklichen Verhältnisse zum Vater) ist. Da geht das Sein des Begriffes Mutter über sich hinaus, und das Kind kommt als Erscheinung der Mutter, nicht von der Mutter; (das thut es erst später, wenn es zum Vater etwa geht). — Der wirkliche Begriff hat mehr Inhalt, als bloß Bewegung und Ruhe: der Baum selbst als abgehauener hat sogar noch Schwere, und die Macht, meinen Fuß aus einem consistenten Sein zu einem flüssigen, zerschmetterten Werden zu verwandeln, welcher deshalb vom Baume zerschmettert wird. Nicht ihren Worten glaube ich es, sondern ihren Rosenwangen. Diese Rosenwangen der Sprache sind nicht todte Farben; sie sind der lebendige Begriff, warm wie die Wangen, frisch wie sie, verlangend wie sie, daß ich ihnen glaube, denen mein Glaube, als der Anregung bedürftige Handlung entsteht, und ihrem Verlangen (auch an sich

seiendes Verlangen) zur Befriedigung gereicht. — „Die Knaben hören mir aufmerksam zu". Diese hören nicht vor mir, bei mir zu —, sondern meinem Einflusse auf die Knaben entsteht ihre Thätigkeit, und ich als Lehrender werde von ihrer Aufmerksamkeit wieder influirt. — Wir sprechen also nicht, was der Verstand bloß denkt, sich vorstellt: das wäre hohles Hirngespinst, sondern wir sagen, was und wie es wirklich ist; wir sprechen nicht abstracte Begriffe, sondern die lebendige Wirklichkeit, wie wir sie für wahr genommen haben, nachdem wir von ihr affizirt worden waren. Schon der Satz: „ich meine es so", geht über den Verstandesbegriff hinaus, weil ich die **wirkliche Sache** doch meine, freilich einstweilen als noch bloß meine, nicht als **gewiß** der Wirklichkeit entsprechend vorbringe. Wie viel mehr „ich kaue das Brod". Bei einer bloßen Verstandesvorstellung stehen geblieben (wohin? oder was?) würde das Brod nicht zu einer flüssigen, dem Magen paßlichen Nahrung zubereitet werden, und es wäre kein Uebergang aus dem selbstständigen, in sich consistenten, also kräftigem Subjecte panis zu dem seine Subjectivität verlierenden, in die flüssige Thätigkeit des Kauens als flüssiges Object aufgehenden panem zu finden. — Der Begriff nur als Bedeutung der **lebendigen**, wahren und wirklichen Wirklichkeit hat die Macht, sich in natürliche, durchsichtige Formen zu entwickeln, nicht weniger, aber auch nicht mehr, als die Wirklichkeit selbst, deren bis ins Kleinste adaequater Ausdruck er ist. — Ein wahres Wort ist ebensoviel werth, als die Wirklichkeit; und die Wirklichkeit nicht besser, als die Wahrheit. — Wer den bloßen (Verstandes-) Begriff von einem Löwen hat, nicht darin implicirt die wesentlichen Qualitäten desselben, seine Stärke, seinen Edelmuth ꝛc., zumal sein wirkliches Sein, hat wohl eine Vorstellung desselben, aber keinen wahren Begriff davon. Erst die ganze Wirklichkeit des Löwen, selbst die heiße Luft Afrikas, dessen Wiederhauch sein heißer Athem ist, macht seinen Begriff, und dieser Begriff das Wort. — Ein Kind hat den philologischen Begriff vom Tiger, „der das Wort entstehen ließ". Es hält ihm seine Hand hin, und man wird zu spät gewahr, wie weit man mit solcher Philologie komme. — Der bloße Begriff „Mädchen" ist ein todtes Bild: der lebendige, in mir gleich seiende und wirkliche Begriff, wie das Mädchen da draußen wirklich ist, ist ebenso mächtig, sich als Liebe in mir zu manifestiren — ebenso der durchdachte, lebendige Tugendbegriff:

türliches Erzeugniß des denkenden Menschen. — Und auch selbst der Begriff ist für die Wissenschaft und die Welt nicht eher, als bis er geworden ist, d. i. bis er aus seinem Anfange sich zu seinen wirklichen Wesenheiten entwickelt hat: ein subjectiv fertiger Seelenbegriff ist eben ein abgeschlossenes, fertiges, todtes, hohles Bild, kaum Vorstellung zu nennen, selbst ohne Raum und Zeit, um so mehr ohne Wirklichkeit, wirkliches Leben, wirkliche lebendige Macht. Die Sprachwissenschaft hat aber bisher größten Theils die Sprache als eine fertige, nicht als eine entstehende behandelt — daher sind die Worte zu fertigen, undurchsichtigen Zeichen geworden erfundener Begriffe des Verstandes, der von dem absieht, was das Leben dieser Zeichen ausmacht, der lebendige Begriff als die lebendige wirkende und gewordene Wirklichkeit. — Das Wort „Baum" ist der Sprachwissenschaft nicht der Begriff „Baum", der ebenso lebendig ist und wirklich ist, wie der wirkliche Baum mit seinem Safte, der sich im Sonnenlichte gerne zu Blüthen und Blättern entfalten will (the rose will blossom), welches Wollen (die an sich seiende Disposition) durch das wirkende Sonnenlicht zu einem Sollen des Werdens wird, (when the sun shines, the rose shall blossom. — Wenn du die Blume begießest, soll sie schon blühen). „Die Blätter des Baumes" sind nicht, welche (nach dem Verstandesbegriffe der anschaulichen Bewegung) von dem Baume kommen; sie sind die Erscheinung des lebendigen Begriffes „Baum", wie das Kind die nothwendige Erscheinung des in seinem wirklichen, lebendigen, ganzen Wesen gefaßten Begriffes der Mutter (also auch in ihrem wirklichen Verhältnisse zum Vater) ist. Da geht das Sein des Begriffes Mutter über sich hinaus, und das Kind kommt als Erscheinung der Mutter, nicht von der Mutter; (das thut es erst später, wenn es zum Vater etwa geht). — Der wirkliche Begriff hat mehr Inhalt, als bloß Bewegung und Ruhe: der Baum selbst als abgehauener hat sogar noch Schwere, und die Macht, meinen Fuß aus einem consistenten Sein zu einem flüssigen, zerschmetterten Werden zu verwandeln, welcher deshalb vom Baume zerschmettert wird. Nicht ihren Worten glaube ich es, sondern ihren Rosenwangen. Diese Rosenwangen der Sprache sind nicht todte Farben; sie sind der lebendige Begriff, warm wie die Wangen, frisch wie sie, verlangend wie sie, daß ich ihnen glaube, denen mein Glaube, als der Anregung bedürftige Handlung entsteht, und ihrem Verlangen (auch an sich

seiendes Verlangen) zur Befriedigung gereicht. — „Die Knaben hören mir aufmerksam zu". Diese hören nicht vor mir, bei mir zu —, sondern meinem Einflusse auf die Knaben entsteht ihre Thätigkeit, und ich als Lehrender werde von ihrer Aufmerksamkeit wieder influirt. — Wir sprechen also nicht, was der Verstand bloß denkt, sich vorstellt: das wäre hohles Hirngespinst, sondern wir sagen, was und wie es wirklich ist; wir sprechen nicht abstracte Begriffe, sondern die lebendige Wirklichkeit, wie wir sie für wahr genommen haben, nachdem wir von ihr affizirt worden waren. Schon der Satz: „ich meine es so", geht über den Verstandesbegriff hinaus, weil ich die **wirkliche Sache** doch meine, freilich einstweilen als noch bloß meine, nicht als **gewiß** der Wirklichkeit entsprechend vorbringe. Wie viel mehr „ich kaue das Brod". Bei einer bloßen Verstandesvorstellung stehen geblieben (wohin? oder was?) würde das Brod nicht zu einer flüssigen, dem Magen paßlichen Nahrung zubereitet werden, und es wäre kein Uebergang aus dem selbstständigen, in sich consistenten, also kräftigem Subjecte panis zu dem seine Subjectivität verlierenden, in die flüssige Thätigkeit des Kauens als flüssiges Object aufgehenden panem zu finden. — Der Begriff nur als Bedeutung der **lebendigen**, wahren und wirklichen Wirklichkeit hat die Macht, sich in natürliche, durchsichtige Formen zu entwickeln, nicht weniger, aber auch nicht mehr, als die Wirklichkeit selbst, deren bis ins Kleinste adaequater Ausdruck er ist. — Ein wahres Wort ist ebensoviel werth, als die Wirklichkeit; und die Wirklichkeit nicht besser, als die Wahrheit. — Wer den bloßen (Verstandes-) Begriff von einem Löwen hat, nicht darin implicirt die wesentlichen Qualitäten desselben, seine Stärke, seinen Edelmuth 2c., zumal sein wirkliches Sein, hat wohl eine Vorstellung desselben, aber keinen wahren Begriff davon. Erst die ganze Wirklichkeit des Löwen, selbst die heiße Luft Afrikas, dessen Wiederhauch sein heißer Athem ist, macht seinen Begriff, und dieser Begriff das Wort. — Ein Kind hat den philologischen Begriff vom Tiger, „der das Wort entstehen ließ". Es hält ihm seine Hand hin, und man wird zu spät gewahr, wie weit man mit solcher Philologie komme. — Der bloße Begriff „Mädchen" ist ein todtes Bild: der lebendige, in mir gleich seiende und wirkliche Begriff, wie das Mädchen da draußen wirklich ist, ist ebenso mächtig, sich als Liebe in mir zu manifestiren — ebenso der durchdachte, lebendige Tugendbegriff:

the love of the girl, amor virtutis, l'amour de la fille. Die in der Wirklichkeit **gedachte** Tugend wird zur **Liebe** als Erscheinung. Amo al hombre; bato al caballo, pero el asno. Dieser nirgends erklärte Dativ der spanischen Sprache scheitert am philologischen Verstandesbegriffe. — Wenn aber der Mann, das Pferd als bewußte, edle Geschöpfe sich nicht in die Thätigkeit des Subjectes aufgehen lassen, wenn sie in ihrem Werthe Subject außer der Thätigkeit bleiben, (nicht ganz Object werden) denen also meine Thätigkeit bewußt geschieht, und zwar dies auch in meinem subjectiven Wissen, die also, als meine Liebe, meine Schläge **wissend**, (mir gegenüber) wieder auf mich einwirken, meine Liebe, meine Schläge qualifiziren, (ähnlich: ich schenke dem Manne meine Liebe, d. i. dem von mir wirklich gedachten Begriffe des Mannes, der sie auch annimmt; ich gebe dem Pferde Schläge, d. i. dem in seinem aufspringenden Muthe gedachten, wirklichem Begriffe des Pferdes, welches sie übelnimmt); so scheint der Dativ schon hier fast an seiner Stelle zu sein, nicht aber bei dem asno (Esel), welcher die Schläge ruhig hinnimmt, und ein geprügeltes, der Subjectivität bares Object wird. Becker sagt: „Wir unterscheiden bei Betrachtung der Sprache das Ding an sich von dem Begriffe des Dinges, und das Wort von dem Begriffe, den es ausdrückt. Da übrigens das Wort der Ausdruck des Begriffes (gleichsam) („nicht gleichsam"!) der lautgewordene Begriff selbst ist, so verwechselt man häufig Begriff und Wort miteinander und sagt z. B. ein Wort regiere, was man „eigentlich" nur vom Begriffe sagen kann". Weshalb „unterscheiden wir" denn das Wort vom Begriffe? Es wäre unnöthig gewesen: denn der bloße, flache Verstandesbegriff ist in der That nur ein Wort unter Wörtern. — Und wenn der Begriff regiert, wodurch regiert er anders, als durch seine Identität mit dem lebendigen, wirklichen Dinge! Oder etwa, wie oben gesagt, durch den Verstand von Willkür's Gnaden! Er schreibt keine Gesetze, die den Werth hätten, sich danach zu richten; viel weniger wird er für Milliarden vernünftiger Menschen die gediegene, werthvolle Münze schlagen, für welche dieselben auf dem Markte des Lebens das Werthvollste eintauschen, das sie besitzen: Wahrheit und Wirklichkeit. Der Ruf „Es brennt" würde nicht die Stadt zusammenrufen, wenn nicht dem Begriffe das Sein in der Wirklichkeit beiwohnte, mehr als der Stubendenker ihm zulegt, wenn er auf seinem Stuhle sich fragt:

was ist wesentlich die dritte Person Singular, „es brennt"? — Und jene zusammenlaufenden Tausende haben e voce populi mehr Recht, als der eine Stubendenker.

III. Das Bewußtsein.

Also müßte es wenigstens heißen: Wir sprechen, indem wir ausdrücken, was wir wahr und wirklich denken. — Doch setzt dieses immer noch eine Reflexion voraus, die also — dem Denken in obiger Form — vorhergehend zu bezeichnen ist, wie auch dasjenige, aus welchem es sich reflectirt. — Wenn Denken auch an sich in der Wahrnehmung ist, so bezeichnen wir als Wahrnehmende, doch nicht das, was wir denken; das bezeichnete Denken würde ein Gedanke sein, und seine wirklichen Elemente würden in diesem Begriffe verschlossen sein. — Die die Wahrnehmung gebende Wirklichkeit ist mit gebärendes Element der Sprache, als das dem Begriffe Vorhergehende auch in der Entstehung der Sprache mit in Anschlag zu bringen. — Wäre die Sprache nur der Ausdruck unseres Begriffes, so wäre es in der That zu verwundern, wie so vielerlei Sprachen in dieser Welt existirten. Der Verstand ist überall derselbe — ein Hase überall ziemlich derselbe — er müßte also in jeder Sprache Hase heißen, wenn wir nicht etwa auf die willkürliche Bildung der Sprache im Wirbel des Verstandes zurückfallen sollen. — Aber, sagt man, die Völker haben verschiedene Organe, Eigenthümlichkeiten! Gut! Sie haben Zunge, Lippen, Athem ꝛc., etwas dicker, etwas dünner — die Grundlage des „Hasens" bliebe doch — wenn der bloße Verstand der Meister bliebe. Und zwar einfach, weil eben jene Organe ꝛc. wieder als bloße Verstandes-Dinge, abstract von ihrem Wesen, genannt sind. Die Lippe ist aber nicht bloß Lippe, zwei Fleischstreifen — der Athem nicht bloß Luft, die Zunge nicht bloß der Lappen im Munde — sondern als Organe sind sie Theile unseres innersten Wesens, lebendig, fühlend wie das Herz, wie wir selbst, die nicht als unbetheiligte Instrumente die Sprache bilden, wie etwa der Tischler mit einer Säge das Holz schneidet. Doch auch dieser Vergleich ist noch zu voll Inhalt, da die Säge mit Absicht Behufs Schneiden eben ihre Form hat — sondern wie etwa ein Knabe einen Stein nimmt, und Fenster einwirft — obwohl auch dies noch vernünftig im Vergleich zu jener Lippen-, Gaumen- ꝛc. Sprachbildung ist. — Die Lippe ist nur

die Aeußerung des wirklichen Begriffes „Mensch“: also selbst der lebendige Mensch: die sprachbildende Lippe also das seine eigene Affection, sein eigenes Leben äußernde, sprechende, lebendige Organ.

Die Sprache ist also der natürliche Ausdruck des affizirten Geistes, welche Affection sich vom einfachen in sich schlummernden Bewußtsein der Psyche zum höchsten geistigen Urtheile aus sich entwickelt. — Die affizirte Seele ist aber keine subjective, sondern sie ist in unmittelbarer Einheit mit der affizirenden Wirklichkeit, und ihre Affection eben äußerlich die die Affection hervorbringende Qualität der Aeußerlichkeit. Da dieser Affection eben der noch schlummernden Seele Nichts vorhergeht, als die bloß fähige Seele, so ist hier auch von keinem in freier Subjectivität gebildeten Begriffe die Rede, der der Aeußerlichkeit entsprechen könnte, oder auch nicht; sondern erst von der bloßen, sich in die Aeußerlichkeit vertiefenden Anschauung, vorhergehend der nach ihr eintretenden Wahrnehmung, welche ihre eigene Affection außer sich hat (daher An-schauen), wie die Affection zugleich innerlich ist. — So liegt schon im Beginne des Denkens die Identität der Objectivität und Subjectivität, und die Sprache wird auf die Wirklichkeit und ihr Verhältniß zum denkenden Subjecte als nothwendiges Gesetz angewiesen, welches der Begriff, trotz aller stubendenkerischen Bocksprünge, nicht umzustoßen vermag; als Ausdruck der lebendigen Wirklichkeit, bestehend aus dem lebendigen Subjecte und dem lebendigen, wirklichen Objecte, wie der erkannten Identität beider, hat sie eben nur die Wirklichkeit auszudrücken, kann es nur, und braucht, nach Erkenntniß des Inhalts der Wirklichkeit, auch nichts Weiteres — für diese Erde. Daher ist die Verschiedenheit der Sprachen bei den verschiedenen Völkern erklärlich — da eben jedes Volk seine eigene psysiologische, klimatische, geschichtliche Wirklichkeit hat, äußerlich und innerlich demnach der adaequate Ausdruck danach verschieden sein muß. — Die „verschiedene Constitution“ der Völker beruht auf einem Uebergewicht der einzelnen Organe als wesentlicher Seiten des menschlichen Wesens, wonach die Affection durch die Wirklichkeit eben dem vorragendsten Organe sich überall leicht mittheilt, und danach das angeregte Organ überall sich ausdrückt. Es drückt sich im Tone der modifizirten Lebensäußerung, dem modifizirten Athem, Vokale aus; der Vokal ist also erst Mittel, und das sich ausdrückende Organ ist das sich im Consonanten regende. Daher nicht der Vokal als

erster Beginn des Wortes, sondern als solcher der Consonant anzusehen ist. Das Thier drückt sich in Vokalen aus, da es in unmittelbarer Einheit, jedem Eindrucke gegensatzlos hingegeben, nur als den einigen Ausdruck des ganzen animalischen Lebens, den modifizirten Athem hat; daher der Ausdruck der Leidenschaft im Ausrufe sich meist in Vokalen findet.

Das Wort als Affect, nicht des ganzen Menschen, sondern einer Seete desselben, wonach alsbald der dieses ausdrückende Mensch dahinter tritt (wenn auch noch im unreflectirten **Bewußtsein**), beginnt im Consonanten: daher mit Fug als die Sanskrit-Wurzeln die Consonanten aufgeführt sind. — Dennoch besteht jedes Wort aus Vokal und Consonant — als Einheit der Subjectivität und Objectivität von vorneherein. Die Affection ist, obschon eine im Organe bewußtwerdende, dennoch zugleich eine wirkliche Affection des ganzen Menschen, also zugleich in unmittelbarer Einheit mit dem affizirenden Objecte — und der Ausdruck hiefür der sich auslassende innerlich affizirte Mensch — der sich hören lassende Athem — der Vokal. — Die subjective Bestimmung dieses Eindruckes in dem bewußt affizirten Organe, vom bewußten Menschen aus also in einem seiner Theile, geschieht durch den Ausdruck eben jenes Organes — den Consonant. Und die Einheit des Subjects und der in der einigen Psyche ruhenden affizirenden Objectivität ist das Wort. — Der Ausdruck der befriedigenden Affection als (um es so zu nennen) objective Affection ist dem Deutschen — ah! — Die Befriedigung wird dem Kinde am Busen seiner Mutter im Theile seines Wesens, den vom Busen affizirten Lippen, welche im „M" die Befriedigung leise und wiederholt aufnehmen: daher der befriedigende Gegenstand dem Kinde der mütterliche Busen (mama) oder die ganze „Mama" ist. Die im „M" einmal lebendig gewordene Lippe ergeht sich im Spiele freier, eigener Regung weiter im nicht mehr bloß eigennützigen Nehmen, im B und P, und wird zum Ausdrucke des von dem Kinde nicht eingenommenen, sondern ihm äußerlich entgegentretenden, froh erregenden Gegenstandes — zum Papa. — Mit dem Hauche lustiger Heiterkeit, dem sich gehen lassenden Athem (Menschen) zum Flöten der Lippen im F, und zum Ausdrucke weniger von sich gehenden Stimmung im Weinen im W. Die Grundbedeutung der Consonanten läßt sich in dieser Weise feststellen, für weiteren Kreis ahnen — ist jedoch durchaus physiologisch,

psychologisch zu behandeln und zwar in eigener Abhandlung, welche nicht hier ihre Stelle hat.

Die Grundbedeutung der Vokale liegt in den Interjectionen gegeben — der weitere Fortschritt von da gehört auch nur für eigene Abhandlung. U! ist der Ausdruck der innerlichsten Affection, des tiefsten Schmerzes und der tiefsten Freude, beides an sich, ohne Reflexion, der heißesten Sehnsucht nach Athem wie des Wegdrängens tiefen Schmerzes im Athem. — O! ist das reflectirte, zum bewußten, mittheilenden Laute gewordene U; A! der Befriedigung, welche im au! zum als nur augenblicklichen, vorübergehenden bewußten, deshalb belachten Schmerze wird; — Eh! das in der höheren Oberfläche affizirte Seelenleben, dem im Gegensatze die freie bewußte Innerlichkeit bleibt und I! die sich aus der affizirenden ganz frei hervorhebende, zurücknehmende Seele, welche im „Ich" den eigenen Hauch des „H" zum „ch" wieder in eigene Brust zurückholt. Kurz die Sprache beginnt in der Affection als der Einheit der Subjectivität und Objectivität, und hat sich von hier aus an der des Bewußtseins fähigen menschlichen Seele zu entwickeln. Die Thätigkeit der Sprachbildung ist, als Ausdruck der Affection, die unmittelbare Thätigkeit der menschlichen Seele auf ihren verschiedenen Stufen, welche in der gebildeten Sprache reflectirt sich wiederfindet.

Ein kurzer Abriß dieser Entwickelung der gebildeten Sprache finde als einstweiliger Beweis, daß die Philosophie der Wirklichkeit sich practisch bewähre, hier seine Stelle. Ausführungen für die einzelnen Felder der Wissenschaft werde ich in Kürze, so Gott mir Gesundheit und Kraft läßt, folgen lassen.

1) Die erste Regung der schlummernden Seele ist die Affection durch die Aeußerlichkeit, welche in der in der Anschauung seienden unmittelbaren, gegensatzlosen Einheit zwischen Subject und Object ruht. Sie ist an sich innerlich wie sie äußerlich ist und umgekehrt — ist aber für das Subject nur eigene Affection, ohne selbst schon eigenes Sein zu haben. Heiß, warm, hell ꝛc.! — Adjectiv — der Begriff an sich. Die in der einigen Anschauung liegende unmittelbare Einheit trennt sich am Bewußtsein des Nichts, welches der Affection vorhergeht, zum Gegensatze der Aeußerlichkeit gegen die Innerlichkeit, des Affizirenden und Affizirten, des Angeschauten und Anschauenden; das Affizirende erhält im Gegensatze gegen das Nichts selbst die Qualität des Seienden; es entsteht der seiende Begriff dem Bewußtsein ge-

genüber das Substantiv. — Der seiende Begriff; Adjectiv mit Concretions-Endung; Copula. An sich liegt in dem Uebergange vom Nichts zum Sein schon der Begriff des Werdens, des energischen Werdens enthalten. Doch auch vor der Reflexion liegt im Gegensatz der Qualität, jetzt als affizirender Eigenschaft auch des seienden Begriffes, gegen das Nichts, gegen das negative (leere) Ich, das Werden der Qualität zu einer werdenden, fortgesetzt thätigen Qualität, und der Begriff zu einem thätigen Begriffe. Zeitwort — der thätige Begriff hell, hellen; blink, blinken.

2) Die wiederholte Anschauung wird zur Wahrnehmung desselben in dem Gedächtnisse ruhenden Begriffes — zur Wiederholung dem subjectiven Begriffe gegenüber als Einzelnheits-Artikel — mit reflectirten Inhalte des Gegenstandes als des wirklichen Begriffes — der Besonderungs-Artikel (bestimmter Artikel). Ueberall erscheint hier von selbst, daß dem wahren Begriffe als niedrigste Qualität auch das wirkliche Sein zukommt, von vorneherein begründet im Gegensatze der Innerlichkeit und Aeußerlichkeit selbst der affizirten Innerlichkeit im Gegensatze zum früheren Nichts. Das Verbum war gegensatzlos die sich fortsetzende Qualität im bloßen Bewußtsein — also das gegensatzlose Unendliche — der bloß in infinitum sich fortsetzende thätige Begriff — Infinitiv — der thätige adjective Begriff — also der Infinitiv als Adjectiv zu betrachten ist, und nicht als Substantiv.

Rückkehrend zu seinem Anfange, reflectirt sich der Begriff gegen das Subject (Innerlichkeit) oder auch das Nichts, das negative Ich zum seienden thätigen Begriffe — dem 1. Particip, und von da rücksehend auf das durch das Werden in der Wirklichkeit des Fortschrittes Gewordene entsteht der reflectirte Inhalt des Begriffes der Thätigkeit als durch die seiende Thätigkeit present wirklich geworden; 2. Particip; also nicht Particip der Vergangenheit noch des Passivs: ich werde — geschlagen —, ich habe — gelaufen.

3) Die seiende Thätigkeit wird aber dadurch zur Kraft, sich gegen ihre Negation (das Nichts sowohl wie das Andere) Geltung, Plätz im Dasein zu verschaffen, wie sie auch in sich ihren Zweck als subjective Energie in sich enthält. — Die Ruhe des bloßen Seins des Begriffes hört hier auf, und es tritt die Energie der Subjectivität in ihrer einzelnen Thätigkeit auf. Der thätige Begriff macht sich wirkend Platz unter den um ihn existirenden Dingen, und wird

zur selbstständigen Einzelnheit: Pronomen der Subjectivität. Ich — du — er.

Die Subjectivität in ihrem Sein ist die Energie der einzelnen Thätigkeit — Verbum finitum, welche entweder eine wirkliche ist — Praesens oder als Inhalt bewußter, erinnerter Wahrnehmung reflectirt ist — Relatif — Imperfect.

Endlich im Reflexe auf das Subject, als vollbrachtes Streben der Subjectivität, die beruhigte Subjectivität ist in deren Haben; sich reflectirend in dem Inhalte als Erinnerung. (Denn die Subjectivität ist nicht bloß, sondern wie sie über sich hinausgeht, so bleibt sie doch selbstständiges Subject, und hat sogar ihre eigenen Qualitäten, ebenso den gewordenen Inhalt ihrer Thätigkeit als ihre gewordene, durch freie Handlung gewordene Qualität. — Von einer bloß vergangenen Thätigkeit als Form der Sprache kann keine Rede sein; da das, was bloß vergangen ist, nicht mehr ist, also auch keine Thätigkeit mehr ist.)

Die zu ihrem vollen allgemein wirklichen Inhalte reflectirte Subjectivität (da die Subjectivität über sich hinausgeht) ergreift als reflectirter allgemein wirklicher Begriff der wirklichen Thätigkeit ihre freie Macht, in dem Kreise ihrer Allgemeinheit, das Beherrschen der einzelnen Aeußerlichkeiten Seitens der sich bewußten Subjectivität — modus idealis oder als bloßes subjectives Urtheil — modus subjunctivus (denn die thätige Subjectivität urtheilt sich überall wenigstens als selbstständig) — (There I have another bad match — a bancrupt, a prodigal, who dare scarce show his head on the Rialto. Hic est alter sceleratus, qui non audeat ostentare se in Rialtone.) in der Identität der Objectivität und Subjectivität, bewußter Allgemeinheit, welche das „Nichtwagen" selbst zu einem nothwendigen bewußten, reflectirten Gedanken des Schlingels macht. Der bloße Begriff hat sich bisher zu seiner wirklichen Macht im Subjecte erhoben, und ist sich seiner bewußt geworden, die Objectivität als seine betrachten zu können.

Der Sprache, als dem Ausdrucke auch der allgemein bewußtgewordenen Wirklichkeit, des reflectirenden Begriffes bleibt hier noch übrig, dem sich in allgemeiner Kategorie auf den durchlaufenen verschiedenen Stufen erkennendem Begriffe das Wort zu leihen; die allgemeinen Formen des Begriffes in seiner Entwicklung zu bezeichnen.

1) Der bloß seiende Begriff ist der Reflexion gegenüber die Einheit und ihre Wiederholung — Zahl.

2) Der qualitativisch bestimmte Begriff hat die Bestimmungen des Raumes und seines Unterschiedes durch die Form darin — Demonstratif — dieser, jener: — der Zeit — der erstere, der letztere der Qualität selbst — solcher.

Der zum eigenen Subject bewußt gewordene Begriff, sich auch in der Aeußerlichkeit habend und wissend, und von dort zurücknehmend, die Durchdringung des verschiedenseitigen Wesens des Subjects durch eigene Energie der Subjectivität — das Pronomen reflexivum — Selbst.

Hiemit schlägt wiederum der Begriff zum wirkenden, die Objectivität durchdringenden subjectivenergischen Begriffe um, und es entsteht der zweite Theil der Sprache als Ausdruck der nicht mehr bloß seienden, sondern wirkenden Wirklichkeit. — Die Objectivität beginnt hier zu **werden**, also als eine vernünftige, vom Begriffe flüssig gemachte, ihre Starrheit zu verlieren, und das Reich des Subjectes als wirkenden Begriffes abzugeben. Die Wirklichkeit.

1) Das Object hört auf ein selbstständiges zu sein, und wird zu einem Werden des zu seinem Inhalte gewordenen Begriffes der Thätigkeit — Accusatif.

2) Damit ist das qualitativisch gewordene Object in seinem So-geworden sein — Erscheinung des Begriffes in der Wirklichkeit — Genitiv. Des Vaters Sohn — an sich seiend (The father's son.) oder als bewußtes solches Verhältniß der Form zum Inhalte. The kingdom of Prussia — des Aeußern zum Innern — the generosity of his sentiments — der Aeußerung zur Kraft (Alles reflectirt) amor virtutis — the love of the girl. — Des Theiles zum Ganzen. Ihrer sieben. Seven of them, als vom wirklichen Begriffe des Ganzen durchgedrungene Theile: „Dieser Dummen waren sieben 2c." Casus des Subject-Objectes.

3) Das Object als Erscheinendes **ist** aber immer noch objectiv und damit auch selbstständig, also rückwirkend auf die Energie der Subjectivität. Die Mutter gebiert das Kind, der Sohn ist zwar der Mutter Kind, aber als ja zum freien Leben intendirte Erscheinung der Mutter gehört er — zur Befriedigung — der

Mutter. Die gegenseitige Wirklichkeit der Datif, Casus des Object-Subjectes. Die hiedurch entstandenen Formen des Begriffes sind

I. der das Object zu seiner Macht machende Begriff — Pronomen possessivum;

II. die Erscheinung des Begriffes als seine erscheinende Form — Adverbium.

1) Der Zahl, ein, oft, einmal, nur 2c.

2) der Qualität.

a) Des Raumes da, dort 2c.

b) der Zeitfolge — jetzt, dann, nachher 2c.

c) der Qualität selbst, so, mehr, weniger 2c.

3) Die Form der bewußten Subjectivität, deren sich dieselbe zu ihrer Erscheinung bedient — Ja, nein, Interjectionen, und additionelle, begründende Conjunctionen; deshalb 2c.

III. Die Form der Gegenseitigkeit selbst, als vom wirklichen Begriffe lebendige, erfüllte Form der gegenseitig wirkenden Wirklichkeit — Praeposition.

Es liegt schon in der Gegenseitigkeit gegeben, daß von einer bloßen „örtlichen Anschauung" bei den Präpositionen keine Rede sein kann; wäre „vor" nur das örtliche vor, so stände der Baum, der vor dem Hause meines vis-à-vis wohnenden Nachbars stände, auch vor meinem Hause, und weiterhin in Amerika auch. Die Seiten der Wirklichkeit verhalten sich eben **vor** dem in seinem mächtigen Wesen in seiner Energie der Subjectivität wirkenden oder rückwirkenden Begriffe; sonst würde Niemand, der nach der Kirche ginge, zur Kirche gelangen.

Germania in vastas regiones patescit (Tac.) würde ohne Auffassung der wirklich mächtig wirkenden Beziehung zwischen dem gebärenden Innern (Germ.) und dem werdenden Aeußern (vastae regiones), beides zugleich in eigener Selbstständigkeit also Gegenseitigkeit, keinen Sinn haben; wie „die Rose entfaltet sich in ihre Blätter". Und „gehe ans Lernen!" würde, örtlich genommen, sonderbare Resultate liefern.

NB. Diese auf classischem Boden zumal von meinem hochgeschätzten, der Wissenschaft leider zu früh durch den Tod entrissenen Lehrer Wüllner, Gymnasial-Director zu Düsseldorf, vertretene Raumtheorie (cf. Wüllner's sprachlichen Casus und Modi: Münster bei Coppenrath) fühlte sich gleich bei ihrer Geburt unheimlich in der Geisterwelt

des Begriffes. — Wüllner selbst fühlte sich nicht befriedigt, da sein scharfer Geist den warmen Begriff ahnte, welcher in der Form verhüllt war. (Vorrede). Belli peritus erklärte er: vom Kriege aus erfahren: die Erfahrung kommt vom Kriege, und zwar örtlicher Anschauung; — als wenn „Kommen" eben nichts zu sagen hätte, etwa nicht mehr als Gehen und Laufen, Bewegen rc. — und nicht der innerlich wirkende Begriff der Ursache rc. der Meister wäre, der eben diese Form des Werdens baute, und sie auch in der Reflexion beseelte. — Daher war Wüllner, der jede Ellipse in der Sprache verwarf, gezwungen, überall diese äußerlichen hohlen Anschauungen in die Sprache elliptisch hereinzutragen, welche der wirkliche Begriff, als Subject und Object gleich belebend, beide zusammen und in einander kettend, nicht nöthig hat, und die er nicht eher gebraucht, als bis er mit Gewalt in das starre Sein hinunterzusteigen hat, be-hind, about (a-be-out) inner-halb, auß-er-halb.

Dritter Theil. A. In der gegenseitig wirkenden Wirklichkeit liegt der einheitliche Begriff implizirt, welcher in seiner Wirklichkeit die beiden Seiten zusammenhaltend zu Seiten eines wirklichen Seins macht. Es tritt die Identität des Begriffes und der Wirklichkeit ein. A sober mind bears an equal regard to all the good: ein reines Gemüth hegt gleiche Achtung zu allen Guten — die Aeußerlichkeit all the good gestaltet sich im reflectirten Begriffe (to) zur einigen, vom reflectirten Bewußtsein jenes Begriffes geförderten freien Handlung. Derselbe Begriff ist in doppeltem Verhalten: 1) in der Reflexion über all the good und zweitens in der Hochachtung, und zwar als der einige, uns reflectirt bewußt derselbe.

Das doppelte Verhalten wird deshalb zur mehrfachen Erscheinung desselben Begriffes. — Er ist hier in einem Falle der reflectirende (regard to all the good), in anderem Falle der sich in der Handlung äußernde — A sober mind bears. Die doppelte Erscheinung wird deshalb zur Qualität des Wesens desselben reflectirten allgemeinen Begriffes. Wilhelm hat das Fieber, Wilhelm schläft, werden nur dadurch, daß Wilhelm in der höheren Allgemeinheit seines begriffenen Wesens hervortritt, als Erscheinungen desselben um ihn zu vereinigen sein. — Die einzelnen Erscheinungen der objectiven Wirklichkeit kehren also zu ihrem bewußt gewordenen allgemeinen Begriffe zurück, und die Herstellung der Identität des Objectiven mit seinem bewußten allgemeinen Begriffe (Subjectiven)

findet seinen Ausdruck in den reflectirenden Sprachen im Relatif-Pronomen.

Es ist das eigentliche Pro-nomen, da es statt des Namens, (der Einzelnheit) also das Wesen zu bezeichnen hat.

Die schöne Dame, welche in dieser Loge sitzt, erzieht ihre Kinder schlecht — ist, wenn das Relativ das bedeutete, worauf es sich bezieht, eine Unmöglichkeit, da sie ja eben im Stuhle sitzt. Der höhere Begriff der schönen Damen ist aber ihre allgemeine bewußte menschliche Subjectivität, welche ich „durch ihre Kinder erziehen" näher bestimmen will — und eben diese ihre All-Gemeinheit (All-Wirklichkeit) im Begriffe — hat also auch die Bestimmung des relativen Satzes aufzunehmen, da der relative Satz ja Attribut zu jenem Wesen der schönen Dame ist, und diese Bestimmung mit den weiteren Bestimmungen desselben Wesens zu vereinigen. S. Anm. Schluß.

NB. „Welche" kann auch nicht die schöne Dame bedeuten, weil es eben „welche" bedeutet.

Das Relativ ist also der Ausdruck des im Verschiedenen der Objectivität qualificirten seienden allgemeinen Begriffes, und begleitet den Begriff durch die Stufen des Feldes des Begriffes bis zum sich bewußt gewordenen Begriffe in der Subjectivität — entsprechend dem ersten Theile. —

Die Formen der Allgemeinheit als solcher haben sich in der Reflexion ergeben

1) als die Form des bloßen Seienden „Etwas"; relativ was, what;

2) als die Form der bloß daseienden Einzelnheit, also auch im Relativ nur aufzuzeigen, der, that; —

3) die Form des qualitativischen Wesens, solcher, so-ich (such) entsprechend dem relativen who-ich, which, welcher, lequel, elcual;

4) die Form der bewußten Subjectivität — (er) wer — (he) who — qui.

B. Die Objectivität wird zur Erscheinung des höheren allgemeinen Begriffes, indem sie es ist. — Der Begriff wendet sich im Selbstbewußtsein reflectirt nach Innen zu seiner die Verhältnisse zusammenfassenden Macht; er wird sich damit das eigene Maaß der Wirklichkeit, läßt die Wirklichkeit als seine Weise werden (bewußt für sich), wie sie in der That seine Weise ist. Die Wirklichkeit als

werdende und gewordene wird zum Reiche des Begriffes in seinem Selbstbewußtsein — der Begriff stellt die Identität seines wirkenden bewußten Inhalts mit der werdenden Wirklichkeit her — die Identität der bewußten Subjectivität mit der in ihrem Werden erkannten Objectivität, im Felde der Wirklichkeit, entsprechend Theil II. — die Verbindung zwischen Vernunft und einzelner Wirklichkeit — Conjunction. Wie das Relativ nicht ohne Fassung der allgemeinen Form des substantivischen Begriffes (der Kategorie des Seins) zur zweiten Erscheinung treten konnte, um sie als Bestimmung des ja schon anderweitig ebenfalls bestimmten Substantivs zu tragen, ebenso kann die Conjunction nicht ohne Fassung der im bestimmten, also abgeschlossenen Werden liegenden allgemeinen Form der Kategorie dieses Werdens zur ebenso abgeschlossenen Vorstellung des zweiten Werdens treten.

Wie die Präposition die wirkliche Beziehung zwischen zwei wirkenden Dingen ist und sie als Außenseiten des zwischen beiden liegenden wirklich beziehenden Begriffes der Thätigkeit zur wirklichen Einheit vereinigt, so führt die Conjunction zwei thätige, werdende Seiten der Wirklichkeit aus der separaten Weise des Werdens auf die Gedankeneinheit der dieses Werden der Wirklichkeit erkennenden allgemeinen Kategorie als zugleich objectiv wahres und subjectiv bewußtes — in der Identität wirkliches Urtheil. — Der Conjunctions-Satz trägt die bewußte Bestimmung der Kategorie des Werdens (wie das Relativ den allgemeinen Begriff des Wesens) — der Conjunctions-Satz ist somit keine gebundene einzelne Thätigkeit, sondern es ist in ihm das allgemein Wesentliche, die Kategorie dieses Werdens gefaßt.

„Da wir nahe der Heerstraße wohnten, so hatten wir oft Besuch von Fremden, As we lived near the road, we often had the traveller visit us“ — hier erhält as, da, nicht nur diese **ganze** Weise des Wohnens, welche im Einzelnen auch die Besuche der Fremden werden läßt (wodurch der Nachsatz eben zu einem begründeten „so“ und das ganze Verhältniß zu einer gewordenen, also begründeten Weise wird) — sondern as, da, enthält über diese Weise hinaus den Begriff der Weise selbst als allgemeine erkannte Kategorie, die nach dem Inhalte des gewordenen Erkennens wie der gewordenen Wirklichkeit in der **Weise** gegensätzlich thätiges **Wesentliche** voraussetzt. — Ist ebenso das eine Werden in der Kategorie der Wirkung

aufgefaßt, so implizirt sie den Begriff der Ursache im andern Werden — Bedingung und Folge ꝛc. stehen sich kategorisch entgegen.

NB. Die Sprache ist der Ausdruck der Wirklichkeit, im Subjecte lebendig geworden, wie reflectirt von demselben im Werden als vernünftig erkannt; sie hat also auch im Ausdrucke sich in ihrem innersten reflectirten Wesen auszudrücken, also auch in ihren Grundbegriffen, in ihrer Grundwirklichkeit des Seins, Daseins, Wesens ꝛc. — Oder anders: was wir mittheilen, ist nur als Theil der Wirklichkeit verständlich und allen gemein, und implicite hat jeder Theil der Rede als Sprachform schon an diesen allgemeinen Formen zu partizipiren. Daher: glücklich als subjectiv thätiges Adjectiv — schon am Ich partizipirt, bonus an der Concretion des Seins; — um so mehr also in der Sprache reflectirender Völker auch jene allgemeinen Kategorien des Begriffes ihren Ausdruck zu finden haben, ohne welchen in allgemeinen Gedankenbestimmungen für den die allgemeine Wirklichkeit denkenden Geist kein Fortkommen sein würde. Schon bei den Präpositionen kommt das geheime Wirken der mächtigen Vernunftkategorien überall zum Vorschein. Warum heißt es in der Englischen Sprache: Innocence sleeps as quietly on down as upon straw? (Unschuld schläft so ruhig auf Daunen wie auf Stroh!) Ohne tieferes Eingehen in das Wesen der Wirklichkeit erkläre Jemand und begründe den Unterschied zwischen on und upon. — Doch hier im Allgemeinen würde es mich zu weit führen.

Schon oben im Ausdrucke der Subjectivität haben wir die bloß additionellen Conjunctionen (und, deshalb ꝛc.) angeführt. Sie sind dort Theil des an sich bewußten Erkennens, und kehren hier als Ausdruck der als werdenden vernünftigen Wirklichkeit, und des ihr adaequat noch werdenden fortschreitenden Erkennens wieder.

I. Als Ausdruck der erkannten Mannigfaltigkeit des im Grunde Gleichen (und) — desselben als Mannigfaltigkeit desselben — (auch) — die Mannigfaltigkeit als andere Seite — (übrigens — besides); der Gegensatz des weiteren Werdens im Aufhören — (nur) ꝛc.

Als Ausdruck der Wirklichkeit als Entfaltung, also auch Erscheinung, im Grunde auch Schein — entweder — oder — doch.

NB. Bei welchen Conjunctionen es so lange sein Bewenden hat, als die Wirklichkeit noch im Werden an sich begriffen, z. B. ein einzelner in der Concretion gebundener Grund als Erzählung,

Ereigniß aufgeführt wird. „Sehr gerne hätte Philipp die Spanier im Lande behalten: er ließ deswegen Nichts unversucht, dem Zudringen der Reichsstände auszuweichen". Durch die Inversion des Subjectes: deswegen ließ er etc. würde die Sache eine andere Form erhalten.

II. Durch die Aufhebung des Scheines geht die Wirklichkeit zu ihrem Grunde zurück, und die allgemeine Kategorie des Werdens wird der Conjunction zur Begeistigung mehrerer concreten Werden übergeben — daher relativische eigentliche Conjunction

a) in der Form der Zahl — welche sich nur als Weise reflectiren kann — wie oft, wie immer etc.

b) der Weise

des Ortes wo; wohin, woher;

der Zeit — bevor, als, wann, nachdem etc.;

der Weise selbst wie, obgleich, als etc.

c) Der in der Objectivität reflectirten Subjectivität, der Ausdruck bewußter vernünftiger Subjectivität als wirkliches Maaß der Wirklichkeit ist das bewußte wirkliche Urtheil der erkannten, vom Subject (seinen vernünftigen Kategorien) beseelten Wirklichkeit. Jenseits dieser Form hört die Sprachforschung auf, weil sie in das Erkennen der Wirklichkeit selbst überzuschlagen hätte, (nicht mehr ihres Ausdruckes).

Die Sprache hat sich als die vernünftig erkennende Macht gestaltet — als aus der Wirklichkeit entstandene ihr adaequate lebendige Form, welche die Wirklichkeit zum Eigenthume des Geistes macht, deren reflectirten Inhalt er fernerweit in jener Form zu erkennen hat. — Was an sich die Sprache geboren, wird in sich reflectirt durch die Sprache dem Geiste als reflectirter Inhalt sich entwickelnd wiederkehren.

1) Die bewußte Subjectivität als identisch mit der vernünftig werdenden Wirklichkeit ist die Wirklichkeit in Absicht und Zweck — „damit" etc. oder seiende Absicht oder seiender Zweck — als erkannte wesentliche Bedingung, „wenn".

2) Die reflectirte Subjectivität als identisch mit der gewordenen Wirklichkeit ist die Ursache erkannt in der Welt — ist nur eine — und als solche bewußt gesetzte Ursache — da — because.

III. In selbstischer Identität mit der Objectivität, der Aufhebung der Gegenseitigkeit in der wirklichen Identität des allgemeinen

Begriffes ist die ihren eigenen Grund des Wissens (als vernünftig sich und den Inhalt des Sich's aussprechend) explicirende Subjectivität — die Zerlegung der Wirklichkeit in Wirkliches und Gedachtes, und die **Aufnahme** des Gedachten in die Wirklichkeit — die in der Vernunft berechtigte, allgemein gültige Aufzeigung zur **Mittheilung** — daß, that. (Ich weiß, daß **Cäsar** der Begründer des Römischen Kaiserthums ist) des erkannten vernünftig Wirklichen in der Wirklichkeit — Alles, was die Sprache zu leisten hat.

W. Hornay.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Das deutsche Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm, kritisch beleuchtet von Dr. Daniel Sanders. Hamburg bei Hoffmann und Campe. 1. Heft 1852. 2. Heft 1853.

Herr Daniel Sanders hatte nach dem Erscheinen der ersten Lieferungen des großen Grimm'schen Wörterbuchs bald genug erkannt, „daß das Werk in seiner ganzen Anlage und großentheils auch in seiner Ausführung durchaus verfehlt ist." Folgt man lediglich im Interesse der Sache, sine ira et studio, seinen bald längeren bald kürzeren Bemerkungen, so wird man ihm Schärfe des Urtheils, große Umsicht auf dem Gebiete des Neuhochdeutschen und gründliche Einsicht in den Bau und das Material desselben, endlich und vor Allem eine tüchtige, von ungewöhnlichem Fleiß und Geschick zeugende Belesenheit nicht absprechen können. Ja dergleichen ließ sich nach den früheren Leistungen des Verf. mit Bestimmtheit erwarten.

Um so unangenehmer berührt die ganze Art und Weise, mit der das Werk der großen, um Deutschland so hoch verdienten Männer, ja man muß sagen, diese Männer selbst angegriffen werden. Diese spitzige, scharf einschneidende, höhnend abthuende Manier den edlen, bescheidenen und großen Männern gegenüber, die, wenn irgend Jemand, nach Wissen und Können einem solchen Riesenwerke gewachsen waren, die selbst mehrfach Jeden, der Beruf und Kraft in sich trage, Mitgenosse der Arbeit zu sein, eingeladen hatten, hat etwas tief Verletzendes, und man braucht nicht „ein auctoritätsgläubiger Philister" zu sein, um dies frei und offen zu gestehen.

Der Verf. durfte sich daher auch nicht wundern, daß seine Kritik hie und da scharf abgefertigt wurde, und daß man, wo die Sache mißliebig war, auch der Person näher rückte, und dieser Dinge vorhielt, die ebensowenig dem Ernst und der Würde der Wissenschaft angehören, als jener erste grelle Auf- und Anschrei der Kritik. Das zweite Heft beginnt mit einer Abwehr gegen solche, wie Herr Sanders sagt, unverdiente Angriffe. Leider geht auch hier wieder, indem er den Zügel schießen läßt, das Roß mit dem Reiter davon; „die fromme Wuth der Philister und das Kopfschütteln der eifrigen Jünger der Gebrüder Grimm" sind im Grunde nichtssagende Ausdrücke, die nur einer krankhaft gereizten Stimmung wohl anstehen. Und was beabsichtigt Herr Sanders mit dieser heftigen Abfertigung, mit dem groben Geschütz, das er aufführt? Die vorlauten Rufer im Streit, die flüchtigen, oberflächlichen Stimmen der Unterhaltungsblätter und Zeitungen haben doch nur geringe Bedeutung, geringen Erfolg. Die Männer der Wissenschaft trifft er aber sammt und sonders nicht; denn außer gelegentlichen Andeutungen Fr. Pfeiffers und Müllenhofs ist uns Nichts zu Gesicht gekommen, was als eine Beurtheilung seiner Hefte zu betrachten wäre.

Trotz alledem ist auch dies zweite Heftchen, die unerquickliche und für die Wissenschaft völlig werthlose Polemik abgerechnet, voll der anziehendsten, feinsten und scharfsinnigsten Bemerkungen. Die einzelnen Artikel sind abgerundeter, reicher, zusammenhängender, als im ersten Heft. — Wie sehr wir nun auch wünschen müssen, daß Herr Sanders diese Art und Weise der Kritik aufgeben möge, so drängt sich uns doch der Wunsch lebhaft auf, daß er im Interesse der Wissenschaft selbständig als Lexicograph auftreten möge. Würde auch seine Arbeit, so viel sich aus diesen vorliegenden Heftchen schließen läßt, zunächst nur das Neuhochdeutsche umfassen, so

würde doch der Gewinn für die Wissenschaft unserer Sprache sicher ein erklecklicher sein.

Daß das Urtheil J. Grimms in der Vorrede des ersten Bandes des Deutschen Wörterbuchs über Herrn Sanders ein nicht glimpfliches sein werde, ließ sich erwarten. Wenn Recensent von seinem Standpunkte aus auch nicht allen Worten des verehrten Mannes beitreten kann, so stimmt er doch gern und aus vollem Herzen der Behauptung des edlen, sich gekränkt fühlenden Mannes bei, daß Keiner ein Recht habe, sein Werk, das reiche Vorräthe öffne, zu verlästern und daß keine Kraft im Stande sei, es in seiner Wirkung aufzuheben oder auch nur zu schmälern.

Berlin. Dr. **Sachse.**

Wörterbuch zu der Nibelunge Not, von August Lübben. Oldenburg 1854. 8.

Im Jahre 1836 kündigte das Titelblatt von Lachmanns reichem Sammelwerk: Zu den Nibelungen und zur Klage zugleich ein Wörterbuch zu den Nibelungen von W. Wackernagel an. Der Titel zu diesem Wörterbuche wurde als letztes Blatt den Anmerkungen mit auf den Weg gegeben. Mit welch freudiger Erwartung haben wohl Viele mit dem Unterzeichneten diesem wichtigen, oder richtiger: wichtigsten, — Hülfsmittel zu sicherer Hebung des alten Nibelungenhortes entgegengesehen! Es vergingen vier Jahre, da wurde die Hoffnung zuversichtlich erneuert durch Lachmanns bedeutungsvolle Worte, mit denen er seine zweite Ausgabe der Nibelungen dem Publicum übergab: „er hoffe, daß diese zweite verbesserte Ausgabe in Vereinigung mit den Anmerkungen wohlwollenden Lesern genügen werde, besonders aber das Wörterbuch, mit welchem ein Freund wolle seiner Unfähigkeit zu Hilfe kommen." — Und dennoch ist diese Erwartung bis jetzt nicht erfüllt worden, und nichts berechtigt uns, so scheint es, der Erfüllung jenes Versprechens ferner entgegenzuharren. Die Worte des Biographen Lachmanns: „das Wörterbuch selbst wird noch heute erwartet," sind zu unbestimmt, um mit Fug daran eine erneuerte Hoffnung anzuknüpfen.

Es ist daher das Unternehmen des Herrn Lübben in jedem Falle ein zeitgemäßes, „diese Lücke, die von Vielen (der Verf. dürfte ohne Scheu sagen: von Allen) bisher gefühlt worden sei, auszufüllen." Aus dem kurzen Vorworte ersehen wir noch, daß er bei seiner Arbeit die Ausgabe Lachmanns zu Grunde gelegt; daß er die Bedeutung der Wörter theils nach Lachmann, dessen Vorlesungen er zu hören das Glück gehabt, theils nach Benecke (muß heißen: Benecke-Müller. Vgl. Vorrede des Wörterbuchs p. IX.) theils nach Wackernagel, theils nach eigenen Vergleichungen festgestellt hat. Daraus würde zu schließen sein, daß der Verf. weder Ziemanns Wörterbuch noch die wenigen Speciallexica und Glossarien, die wir besitzen, benutzt habe, was freilich in mancherlei Weise zu bedauern ist. Auch Lachmanns Anmerkungen zu den Nibelungen hat er merkwürdig genug nicht zu Rathe gezogen.

Gehen wir nun bei der Beurtheilung des Wörterbuchs zunächst von dem Gesichtspunkte aus, den der Verf. selbst an die Spitze gestellt hat, dem praktischen, so erscheint uns sogleich als ein Uebelstand und sehr unpraktisch der zu große Umfang und danach der zu hohe Preis des Buches, der unfehlbar der allgemeineren Verbreitung desselben hinderlich sein muß. Schulbücher müssen möglichst billig sein, und der Verf. kann doch unmöglich andere Leser des Nibelungenlieds, als die Schüler der ersten Klassen unserer Gymnasien und Realschulen, allenfalls auch Studirende gemeint haben. Diesem Uebelstande hätte auf die leichteste Weise können abgeholfen sein. Da der Verf. doch nicht nach dem Vorgange Benecke's zum Iwein alle Stellen, in denen ein Wort vorkommt, anführt, so konnte er sich bei der Anführung von Citaten wenigstens so beschränken, daß nicht durch ein Citat oft, sehr oft eine ganze Zeile weggenommen wird. Noch mehr Raum wäre zu ersparen gewesen, wenn der Verf. es unterlassen hätte, mehrere Stellen des Gedichts, oft

ganze Sätze als Beispiele für den Gebrauch eines Wortes ohne Verschiedenheit der Bedeutung hintereinander aufzuführen. Wo er die Stelle übersetzt, wo eine wesentliche Differenz des älteren und jetzigen Sprachgebrauchs eingetreten, da finden wir die Ausführung ganz in der Ordnung. Seitenlange Artikel würden bei der angedeuteten Beschränkung mindestens auf die Hälfte reducirt, viele, bei denen nichts weiter, als höchstens die einmalige Angabe der Bedeutung und des Vorkommens nöthig war, um das Vier- bis Sechsfache verkürzt werden sein. Dabei ist die Inconsequenz auffallend, daß die durch Verschleifung und Zusammenziehung entstandenen Wörter und Wortformen bald mit, bald ohne Citat gegeben sind; und daß von letzteren wiederum einige unter einem der Wörter, aus denen die verkürzte Form entstanden ist, bald ohne Citat angeführt sind, sehr oft aber auch nicht. Es ist wahrscheinlich, daß der Verf. dabei nach einem gewissen Prinzip verfährt, es wäre aber zu wünschen gewesen, daß er sich darüber näher ausgesprochen hätte.

Erscheint uns nun einerseits diese Ueberfülle an Citaten und citirten Stellen unzweckmäßig, ja oft überflüssig, so finden wir andrerseits fast überall in sachlicher Hinsicht zu wenig gethan. Kann das Nibelungenlied nach seiner ganzen sprachlichen und sachlichen Bedeutung als das Hauptbuch der deutschen Literatur des Mittelalters betrachtet werden, so verdient dasselbe doch auch vorzugsweise, möglichst gründlich verstanden zu werden. Und zu diesem Verständniß gehört das Sachliche nicht minder, als das Sprachliche. Ferner darf nach dem oben angedeuteten Standpunkte der Leser des Nibelungenliedes die Beziehung zur Wissenschaft nicht ganz ausgeschlossen sein. Soll die Lectüre wesentlich nachhaltigen Nutzen gewähren, so muß sie anregend sein, so muß sie Grundlage werden für weitere Studien, sie muß wissenschaftliches Interesse erregen. Das kann sie nur, wenn sie die Hilfsmittel, welche die Wissenschaft bietet, gehörig benutzt und die Leser zu denselben hinführt. —

Wir hätten also aus zwiefachem Grunde gewünscht, daß zu gründlichem Verständniß bei vorkommender Gelegenheit auf die Hauptzwecke der deutschen Philologie hingewiesen werden wäre, daß die vielen Einzelheiten, welche dem Gebiete des Mythus, der Sage, der Geschichte, dem Leben des Volks nach Sitte, Recht, Gewohnheit und dgl. angehören, angedeutet, mit einem Worte, daß Alles, was nach dem Standpunkte der Wissenschaft erklärt werden kann, erklärt worden wäre, daß wenigstens namentlich auf die Hauptwerke der deutschen Philologie und deren Verfasser hingewiesen wäre. Dadurch würden Kenntnisse mitgetheilt, das Verständniß erleichtert, der Blick erweitert, und das Interesse für das ganze Studium, das mehr als irgend ein anderes Aufmunterung und Förderung verdient und mehr als alle anderen darniederliegt, lebendig erregt sein. Nur einmal, und zwar bei einer Berichtigung auf dem letzten Blatte, beruft sich der Verf. auf Grimms Mythologie zur Erklärung des Namens lint wurm, dessen ersten Theil er doch schon bei dem Namen Siglinde richtig gedeutet hatte. Und doch war gerade hier schon Vieles von Wackernagel zu entnehmen, dem der Verf. sonst überall und vorzugsweise da, wo Benecke-Müllers Arbeit nicht vorlag, folgt, in der Regel ängstlich, Wort für Wort. Das ist bei der Auctorität, die Wackernagel gewährt, keineswegs auffallend oder zu tadeln, giebt aber doch bei vielen Artikeln Anlaß zu ernstem Bedenken. Begreiflicher Weise hat Wackernagel bei seinen Erklärungen immer die Stellen im Auge, die im Lesebuche stehen und natürlich also vorzugsweise die Bedeutung, welche an den verhältnißmäßig wenigen Stellen für das Verständniß am Besten paßt. Dies hat der Verf., wie es scheint, zu wenig, oft gar nicht berücksichtigt und nun für das ganze Wort eine Bedeutung usurpirt, die es an den wenigsten hat. Vgl. z. B. neve, œheim, palas. Manches was auffiel, findet sich doch im Wackernagel anders und rührt von unrichtiger Auffassung oder zu flüchtiger Uebertragung her. Die Wörter schilt und krone werden beide gleich Anfangs als Symbole angegeben, jener als das des Ritterthums, diese als das der königlichen Würde, während im Wackernagel das Richtige steht, zuerst die sinnliche Bedeutung angegeben ist, und dann bei schilt vor den Beweisstellen „als Symbol des Ritterthums" zu lesen ist. Ueberhaupt hat der Verf. seine Erklärungen und Bemerkungen oft nicht umsichtig und scharf genug gegeben. Warum z. B. ist mac durch Seitenver-

wandter übersetzt, da nach juridischem und allgemeinem Gebrauch Verwandter überhaupt besser ist. — Daß maere und maget gewöhnlich im Plural ständen, ist nicht eine Eigenthümlichkeit des Wortes oder Sprachgebrauchs, sondern Erforderniß des Sachlichen. — kamere, Kammer, Schatzkammer, in Parenthese: „für Geld und Kleider." Warum nicht auch für andere Sachen, Waffen, Kostbarkeiten u. dgl.? kameraere, Schatzmeister (über Geld, Kleider, Waffen) ein Hofamt (!) kebesen, zum Kebsweib machen; wohl richtiger: als Kebse behandeln. keiser, der (Deutsche) Kaiser. Wozu das parenthetische Beiwort? kein, numer. Adj. Pron. (aus dehein). dehein st. dekein ist wohl an dieser Stelle ein Druckfehler. Das Adjectivpronomen ein zählendes zu nennen, rührt von Wackernagel her, der auch iht ein zählendes Pronominalsubstantiv nennt. Immer noch besser, als der Verf., der daraus zählendes Pron. Subst. macht. Das Quantitative liegt dem Worte mehr zum Grunde, als das bloß Zählende. kêre, Gang hin und zurück (Tour). Wackernagel hat hier nur Wendung und, wie auf der Hand liegt, das allein Richtige. Ich glaube, diese Beispiele werden genügen, um die oben ausgesprochene Behauptung zu rechtfertigen und zu begründen. Dabei habe ich absichtlich eine Seite aus der Mitte herausgegriffen, und nicht hie und da Artikel, in denen Mangel und Unzureichendes zu vermuthen waren, herausgelesen.

Noch auffallender, als alles Berührte, ist, daß der Verf. neben den Völkernamen Ländernamen angiebt, die in der alten Zeit nicht existirt haben und der Natur der Sache nach nicht wohl existiren konnten. Es sind dies z. B. die Namen Hessen, Düringen, Burgonden, Niblunge(n), Sachsen u. dgl. Unbegreiflich ist dies um so mehr, da Wackernagel nicht im Entferntesten an das Vorhandensein solcher Ländernamen erinnert, und aus Grimms Grammatik IV. 290 und 261 und anderwärts das Richtige zu ersehen war.

Ueberhaupt ist es zu bedauern, daß der Verf. bei dem großen Fleiß, den eine solche Arbeit immer nothwendig macht, und bei dem gesammelten Material, nicht einen Schritt weiter gegangen ist und dem Ganzen eine vollendetere Form gegeben hat.

Daß in einem lexicalischen Buche Druckfehler nicht zu vermeiden sind, lehrt die tägliche Erfahrung. Es bieten sich ihrer auch in diesem Wörterbuche eine ziemlich beträchtliche Anzahl ungesucht dar; es lohnt indessen nicht der Mühe, hier ein Verzeichniß derselben zu geben. Sollte das Buch über kurz oder lang eine neue Auflage erleben, so wird der Verf. dieselben schon zu beseitigen wissen. Daß aber jenes geschehe, ist der aufrichtige Wunsch des Unterzeichneten, der aus diesem Gesichtspunkte hauptsächlich sich der Arbeit unterzogen hat, mehr das seiner Meinung nach an dem Werke Verfehlte, als das Gelungene hervorzuheben.

Berlin. Dr. **Sachse.**

König Monmouth. Ein Drama von Emil Palleske. Berlin, Fr. Duncker. 1853.

Die Erwartungen, mit welchen die gebildete Welt dem Erscheinen der Palleske'schen Tragödie entgegensah, waren mit Recht hochgespannt. Herr Palleske hatte sich durch seine Kritik von Griepenkerl's Robespierre, so wie durch verschiedene andere dramaturgische Aufsätze als einen Mann kund gegeben, der durch die strenge Schule des klassischen Alterthums hindurchgegangen seinen Geschmack an den ewigen Musterwerken der attischen Bühne geläutert und sein Urtheil durch ernste philosophische und ästhetische Studien gestählt hatte. Sein nur in engeren Kreisen bekannt gewordenes Drama „Achilleus" zeigte ferner, wie er sich diese Lehren und jene Muster innerlichst zu eigen gemacht, und die eigne poetische Schöpferkraft durch das Maß der Anmuth zu zügeln gelernt hatte. Kam nun hinzu, daß Herr Palleske selbst ein bedeutender Schauspieler, daß er mit den technischen Bedürfnissen der modernen Bühne genau bekannt war, daß er seine tiefste und engste Befreundung mit dem größten aller dramatischen Dichter durch seine geistvollen Shakspeare-Vor-

lesungen seit Jahren auf das rühmlichste bewährt hatte, so mußte ein so äußerst seltner Verein günstiger Voraussetzungen zu großen Hoffnungen berechtigen.

„König Monmouth" ist seitdem erschienen. Er hat schon viele öffentliche Beurtheilungen erfahren. Die Recensenten haben bald dies bald jenes daran auszusetzen gehabt. Aber alle Urtheile kommen darauf hinaus, daß es eine sehr bedeutende Production sei. Ref. hat das Drama zum Theil vor seinen Augen entstehen sehen, es hat ihn der frische Schöpfungs-Odem von den tragischen Gestalten angeweht, die sich vor ihm aus dem Nichts in das Dasein rangen; er hat somit ein persönlich warmes Interesse an diesem Werk, und hielt es daher für seine Pflicht, sein Urtheil darüber so lange zurückzuhalten, bis die Zeit und die Einwendungen der Kritik seinen Enthusiasmus gekühlt und auch ihm die kritische Stimmung einem äußerlichen ihm fremden Objecte gegenüber zurückgegeben hätte. Zuerst nun erregte es ihm ein peinliches Gefühl, daß fast in allen Beurtheilungen die Größe und Bedeutung des neuen Drama's zwar zugestanden, aber dem Urtheil der Kritiker gewissermaßen gegen ihr Gefühl abgerungen erschien. Er glaubte darin die Selbstverdammung blasirter Tadelsucht zu erkennen, die sich vor dem Ausspruch nicht scheut: „das Werk ist groß und bedeutend; aber ich kann mich dafür nicht begeistern, nicht erwärmen, denn Größe begeistert und erwärmt mich längst nicht mehr." Damit stimmten denn auch die Clauseln und Beschränkungen, die doch zuletzt nichts bewiesen, als was Jeder von selbst zum voraus weiß, daß nämlich hienieden nichts vollkommen ist; daß man bei dem größten Erzeugniß von Menschenkunst und Menschenwitz, wenn man nur recht eifrig sucht, gewiß diese und jene kleine Schwäche finden wird. Aber eben daß Du, wenn ein Löwe vor Dir steht, nur das Insect in seinen Mähnen siehst, daß Du verlernt hast, Dich zu freuen, zu genießen; daß Du Dir den Genuß der Bewunderung selbst verdirbst durch superkluges Besserwissen unerheblicher Kleinigkeiten — das ist zugleich Deine eigene Schande — und Deine eigene Strafe.

Dies unmuthsvolle Urtheil, das durch manche Erscheinung unserer Zeit auf dem Gebiet der Literatur sowohl als im öffentlichen Leben Unterstützung findet, hatte Ref. schon fertig. Es schien ihm lediglich die Schuld der Zeit und des Publicums, daß man die Bedeutung des Monmouth nur gezwungen und unter Beschränkungen anerkennen, sich nicht von ihm „packen" lassen wollte, wie er sich selbst im innersten bei den ersten Lesungen ergriffen gefühlt hatte. Da er aber auch ähnliche Aeußerungen von unbefangenen und natürlichen Menschen vernahm, denen er hyperkritische Motive unterzuschieben in keiner Weise berechtigt war, so suchte er mit spürender Aufmerksamkeit nach den Gründen dieser Erscheinung, welche ihm durch die bisherige Kritik und ihre Ausstellungen durchaus nicht erklärt schien.

Die sorgfältigste Analyse hat ihn nun immer mehr von dem ausgezeichneten Werth dieser Kunstschöpfung überzeugt, sie hat ihn überzeugt, daß seit dem Ableben unserer classischen Literatur kein dramatisches Gedicht von so allseitiger Gediegenheit unserer Bühne dargeboten ist.

Zunächst erscheint uns die Wahl des Stoffes eine überaus glückliche. Da wir hier sofort gerade auf die lebhaftesten Entgegnungen treffen, so ist es unsere Pflicht, dies Urtheil etwas ausführlicher zu begründen.

Zwei gleichberechtigte Forderungen stehen sich im historischen Drama gegenüber, daß der Charakter der darzustellenden entfernten Zeit und fremder Nationalität treu innegehalten, und daß dennoch der Mitwelt ihre Ideale, ihr Spiegel darin entgegengetragen werde. Hieraus entspringt für die Wahl des tragischen Stoffes eine Schwierigkeit, die für den Erfolg der ganzen Leistung verhängnißvoll werden muß. Vereinfacht wird die Aufgabe allerdings, wenn der Dichter sich an die Vorzeit des eigenen Volkes anlehnt. Außerdem wird er durch eine solche Wahl das eigene Bedürfniß seines Gemüthes befriedigen, und einen dankbareren Hörerkreis sich gewinnen. Das historische Drama hat somit die natürliche Tendenz, sich mit nationalem Inhalt zu erfüllen — oder genauer, es wird da, wo es unter natürlichen Bedingungen erwachsen ist, von selbst als nationales Drama auftreten. Damit ist die obige Schwierigkeit zwar auf ein einfaches Dilemma gebracht, dieses Dilemma aber noch keineswegs gelöst. Denn nirgends sonst auf der Welt ist es

den Tragikern so gut geworden wie in Griechenland, wo der dichtende Volksgeist es selbst übernommen hatte, eine Fülle dramatischer Stoffe in einer bereits idealisirten Geschichte der Vorzeit, im Mythus, für die Bühne zu präformiren. Der Dichter durfte nur hineingreifen in jene Schatzkammer ohne Sorge um den schon ohne sein Zuthun ausgeglichenen Widerspruch zwischen Vergangenheit und Gegenwart. Schlimmer aber als alle übrigen Nationen sind in dieser Beziehung die Deutschen berathen. Die glänzende Entwicklung unseres nationalen Lebens im Mittelalter wurde vollständiger als irgendwo durch die verheerenden Stürme der Religionskriege gebrochen. Es dehnt sich zwischen der Vergangenheit und Gegenwart unseres Volkslebens eine Kluft oder richtiger eine wüste Oede, welche die Romantiker vergebens zu überspringen versucht haben. Wir blicken zu jener Periode wie zu einer völlig fremden Welt hinüber, die wir studiren müssen, um sie zu verstehen, für deren Charaktere und Situationen, für deren ganze Anschauungsweise sich allerdings in exclusiven Kreisen Interesse erregen, unmöglich aber der Kern der Nation, die Gesammtheit derer, die auf der mittleren Bildungslinie ihrer Zeit stehen, begeistern läßt.

Wir müssen die Einwände, die uns hier von links und rechts entgegentreten, im Stillen beantworten, um unser nächstes Ziel nicht aus den Augen zu verlieren, und bemerken nur, daß unsere großen Dramatiker, daß Schiller und Göthe selbst den Weg angedeutet haben, auf dem unsere historische Tragödie auch außerhalb des „geographischen Begriffes" Deutschland sich mit nationalem Stoff erfüllen könne. Die deutschen Stämme der Rhein-Niederung wie des Alpenlandes, die Niederländer sowohl wie die Schweizer, wenn auch früh von dem großen Körper des Reichsverbandes losgelöst, sind nichts destoweniger unsere Landsleute, „Egmont" und „Wilhelm Tell" sind nationale Dramen. Es liegt sogar in dem Umstande, daß jene Bruchtheile unserer Nationalität in politischer und volksthümlicher Entwicklung dem Stammlande vorangeeilt sind, ein handgreiflicher Gewinn für die scenische Behandlung ihrer Geschichte von Seiten des deutschen Dichters. Es erscheinen uns ihre Kämpfe und Siege ungesucht und von selbst in idealem Lichte.

Durchaus ähnlich ist unsere Beziehung zu England. Denn ob auch der angelsächsische Stamm schon seit vorgeschichtlicher Zeit seine eigenen Wege gegangen ist, ob er durch die Versetzung mit normännisch-französischen Elementen uns eine Zeitlang noch mehr entfremdet schien, so wird doch sein im innersten Wesen durchaus deutscher Charakter von Tag zu Tag bei uns deutlicher erkannt und inniger empfunden. Shakspeare ist seit mehr als einem halben Jahrhundert das gemeinsame Eigenthum beider Völker.

Das täglich allgemeiner werdende Studium der englischen Sprache, die friedliche Völkerwanderung nach Westen, die jenseits des Oceans die Fusion der Stämme im großartigsten Maßstabe immer von neuem vollzieht, der gesteigerte Handelsverkehr, die Verbreitung und Schätzung der deutschen Literatur bei den Engländern, die Wechselwirkung aller dieser Umstände hat jenes Bewußtsein geistiger und sittlicher Solidarität zwischen England und Deutschland steigern helfen. Fast haben wir uns schon gewöhnt, für bedeutendere literarische Productionen von jenseits des Canals sofort nach ihrem Erscheinen wie selbstverständlich unsern Mitbesitz in Anspruch zu nehmen. Macaulay's Geschichte kann kaum daheim mehr Aufsehen erregt haben als bei uns. Wir erkannten in der Vergangenheit Englands, wie sie hier in objectivster, greifbarster Lebendigkeit uns vorgeführt wurde, das Spiegelbild unserer eigenen Zeit, unsere Hoffnungen, unsere Täuschungen, unsere Lehre, unsern Trost. Ein Wink für jeden tragischen Dichter, der des Shakspeare'schen Ausspruches über den letzten und höchsten Selbstzweck des Drama's eingedenk war, to shew the very age and body of the time its form and pressure.

Herr Palleske hat sich diesen Wink nicht entgehen lassen, und wir müssen ihn dafür preisen.

„Aber Monmouth, der schwache Monmouth, er paßt nicht für den Helden einer Tragödie." Dieser Einwurf ist seltsam oder vielmehr er kommt zu spät. Sind Richard II., Hamlet, Lear, Egmont nicht auch schwache Charaktere? Oder wenn Egmont nicht gelten soll, wen haben jene Shakspearischen Dramen nicht

„gepackt," trotz der Schwäche ihrer Titelhelden — oder vielleicht gerade darum? In der That ist es für das moderne Drama durchaus nicht ein solches Bedürfniß wie für das antike, daß die Handlung um den Mittelpunkt des Hauptcharakters in positiver Kraft-Aeußerung gipfle. Wir verlangen keine Götter und Halbgötter auf der Bühne. Die „imperfect characters", wie Fielding sie für den Roman in Anspruch nimmt, sind überhaupt eine Eigenthümlichkeit des modernen Kunstcharakters. Die „Emancipation der Leidenschaft" ist das specifische Unterscheidungs-Merkmal unseres heutigen Drama's vom griechischen. Was dadurch an idealer Hoheit und Ruhe seiner Gestalten verloren geht, das wird durch die tiefe Erschütterung des Gemüthes und durch die gesteigerte Theilnahme an den Schicksalen des der Wirklichkeit und somit uns selbst näher stehenden Charakters reichlich ersetzt. „Furcht" wie „Mitleiden" steigert sich so zu dem denkbar höchsten Grade. Die „home-trusts", die der Hörer von der Bühne aus empfängt, vollziehen in seinem Gemüthe die „Reinigung der Leidenschaften" gründlicher, als es die stille Einfalt der Alten unserer Zeit gegenüber vermöchte. Es versteht sich, daß die Anlage eines Charakters edel sein muß. Wenn dann, wie bei Hamlet, die Schwäche selbst seine einzige schwache Seite ist, die ihn zum imperfect character macht, die Schwäche nur, die den gewaltigen Anforderungen eines großen Geschicks nicht gewachsen ist, wenn diese Schwäche dann seine Schuld — sein Untergang wird, — wer sollte dieses Verhängniß nicht als ein tragisches erkennen, wer von ihm nicht erschüttert werden?

„Aber der kräftigere Held, Oranien, steht ja im Hintergrunde neben Monmouth. Warum wählte Palleske jenen, nicht diesen für sein Drama?" — So steht bei Shakspeare der kräftige Normann Fortimbras im Hintergrunde, um die „aus den Fugen gegangene Zeit einzurahmen" und die Aufgabe zu lösen, an der Hamlet zu Grunde gegangen war. Warum wählte doch Shakspeare nicht Fortimbras, sondern Hamlet zum Helden des Drama's? — Mit einem Worte, Palleske hat sich eben das Ziel gesetzt, einen mit glänzenden Eigenschaften ausgerüsteten Geist zu schildern, der aber nicht seine Zeit bewegte und in dem Uebermaß seiner Kraft sich überstürzend unterging, sondern der von den Wogen der Bewegung um und unter ihm getragen, in und durch diese Wogen in demselben Momente untergeht, wo sie an dem Bollwerk der noch zu festen despotischen Gewalt des katholischen Königthums brauden, zerstieben. Wenn man will, so ist allerdings in diesem Stücke ein anderer Held als der des Titels — das Volk. Zunächst die Emigration in allen ihren verwerflichen und ehrenhaften Abstufungen, deren meisterhafte, typische Fixirung von dem feurigen Ehrenmann dem Schotten Fletcher abwärts bis zu dem seltenen Beispiel des „fanatischen Schurken" Ferguson schon allein Palleske's Beruf zu dramatischer Charakteristik in hohem Maße bezeugen würde. Dann aber das Volk im edelsten Sinne, repräsentirt durch die prächtige Gestalt des Lootsen Andrew, das ehrliche, gläubige, treue, dem der Name Monmouth als die Verkörperung seiner Ideale gilt, des protestantischen Königthumes, der Freiheit — von Folter, Rad und Halseisen, von Claverhouse's und Churchill's Dragoner-Uebermuth. Die Emigration geht unter, theils weil sie für das Unrecht aller ihrer Elemente solidarisch leiden muß, theils durch die Ueberschätzung ihrer Mittel. Denn bei einem so gefährlichen Wagniß, wo das Wohl und Wehe von Millionen auf dem Spiele steht, ist der Mensch für seine Rechnungsfehler sittlich verantwortlich. Selbst wenn der Kampf mit den ehrlichsten Mitteln für die beste Sache geführt wird, muß Leichtsinn und Unbesonnenheit vor einem höhern Richterstuhl als Sünde gelten. Auch der verführte Theil des Volkes, der in dieses Pathos mit hineingerissen wird, muß dafür leiden. Nicht bloß nach dem alten Grundsatz, daß die Achiver zahlen müssen, was die Könige verbrechen, sondern weil die Leichtgläubigkeit auch ihren Theil der sittlichen Schuld trägt. Hier liegt aber sofort der Wendepunkt. Das Volk stirbt nicht. Andrew selbst erkennt es in der tiefen Auffassung seines ehrlichen Puritanerglaubens, daß es zunächst gar keines Sieges, sondern nur des „Zeugnisses" bedürfe, als eines Pfandes künftiger Siegesgewißheit; und das Volk um das Schaffot herum, dem der Name „Monmouth" eben ein Princip, sein Princip ist, glaubt nicht an seinen Tod, glaubt, daß ein anderer statt seines Lieblings untergeschoben ist. Denn wie kann auch ein Princip sterben!

So werden wir mit der Bitterkeit des Geschicks durch die Hinweisung auf die Zukunft versöhnt. Das Drama Monmouth erscheint als ein Vorspiel jenes großen historischen Drama's, dessen befriedigenden Abschluß der Geschichtskundige schon anticipirt, aber auch der Dichter mehr als ahnen läßt.

Es geht aus dem Gesagten aber zugleich hervor, daß Monmouth in diese Volksbewegung kein bloßes Accidens, nicht schlechthin einer der Verschworenen, sondern daß er der erste und bedeutendste, der Erste unter den Griechen ist. Zwar setzt er die Expedition nicht selbstständig ins Werk, ist nicht ihr eigentlicher Leiter, sondern wird von ihr getragen, sogar fortgerissen, aber doch wäre sie ohne ihn nicht möglich, doch muß er den Mittelpunkt derselben bilden. Und darum concentrirt mit Recht der Dichter um ihn und in ihm das tragische Interesse. Und nun ist Palleske's Monmouth, wenn auch in sofern der Geschichte treu gehalten, daß er, kein Ideal der Kraft, dem Princip, für dessen Vertretung er sich berufen hält, nicht gewachsen erscheint, dennoch nicht der feige Schwächling, als welchen der geschichtskundige Leser ihn sich zu denken gewohnt ist, der kopflose erniedrigte Abenteurer, der bei dem katholischen James weinerlich um sein Leben bettelt. Von diesen gemeinen Schwächen hat ihn der Tragiker — und mit vollem Rechte — gereinigt. So weit war ihm die Idealisirung gestattet, ja sogar seine Pflicht, denn es wird dadurch keineswegs ein wesentlicher Zug der historischen That alterirt. Vielmehr erscheint gerade Monmouth's wirkliches Verhalten nach dem Verunglücken der Expedition als eine Abnormität in seinem sonstigen Charakter, fast wie die Folge einer Geistesstörung. Hier mußte also Palleske den dichterischen Reinigungsproceß eintreten lassen.

Monmouth ist in der That ein ritterlicher Held, ein braver Soldat, ein gewandter General. Er ist nicht einfach in derselben Situation wie die übrigen Emigranten. Der sehnsüchtige Wunsch, das Vaterland von seiner „Krankheit, dem katholischen König" zu befreien, steigert sich bei ihm durch die Ueberzeugung von seinem Rechtsanspruch, seiner legitimen Abstammung von Carl II. zur Pflicht. Die sanguinischen Versicherungen der Londoner Verschwörer müssen ihm zuverlässig erscheinen, da er sich vom Volk abgöttisch verehrt weiß. So glaubt er einer allgemeinen Schilderhebung zu seinem und des Protestantismus Gunsten gewiß zu sein. Somit ist der Weg, auf den Ehre, Pflicht und Sehnsucht nach der Heimath ihn weisen, ihm auf das bestimmteste vorgezeichnet. Aber auf der andern Seite bindet ihn sein Manneswort. Allerdings ein abgedrungenes Wort, aber nicht abgedrungen durch Gewalt, sondern durch die überzeugenden Gründe der Staatsweisheit aus dem Munde des weisesten, besten, größten Mannes seiner Zeit — Oraniens. So steht das Zünglein über der Wagschale der Pflichten genau mitten inne und scheinbar unbeweglich. Aber es bedarf nur des leisesten Anstoßes, um herüber oder hinüber zu schlagen. Dieser Anstoß kommt von einer andern Seite. Monmouth hat in der Liebe zu Harriet Wendworth die Befriedigung eines Herzensbedürfnisses gefunden, welche ihm die in seiner Kindheit aufgedrungene conventionelle Ehe mit der kalten und hochmüthigen Erbin des Hauses Buccleuch für immer zu versagen schien. Der Bruch der durch Gesetz und Kirche geheiligten Verpflichtungen erscheint als eine neue Schuld, die einst am großen Zahltage mit in Rechnung kommen muß. Aber es ist keine gemeine, es ist eine tragische Schuld. Jene Verpflichtungen waren dem Kinde, das weder Willen noch Einsicht in seine künftigen sittlichen Bedürfnisse hatte, aufgedrungen. Dieses Bündniß dagegen ward von der allgemeinen Stimme gebilligt. Aber noch mehr. Die Herzogin hatte ihre Pflicht zuerst gebrochen, da sie ihrem Gemahle in die Verbannung zu folgen sich weigerte. Lady Wendworth dagegen hatte mit Aufopferung aller ihrer irdischen Güter, ihres Namens, ihres Vermögens, ihrer Familienbande mit dem Geliebten sein Unglück getheilt. Sie war seine Gattin vor Gott. Dem bürgerlichen Gesetz stand so das allgemeine menschliche, dem kirchlichen das göttliche gegenüber, und Monmouth konnte, nachdem er durch sein Oranien gegebenes Wort zur politischen Unthätigkeit verurtheilt war, Harriets Opfer nur durch vollständige Hingabe an sie belohnen. Er lebte fortan nur für sie.

Heilige Liebe und häuslicher Frieden mag das Leben genügsamer und be-

schränkter Erdenmenschen ausfüllen. Aber Harriet glaubt ihren Geliebten zu Höherem berufen. Sie glaubt ihn nur dann glücklich, wenn er die vom Geschick ihm gestellte Aufgabe erfüllt. Aus Liebe zu ihm (nicht nur Ehrsucht) möchte sie ihn zu des Lebens höchsten und gefahrvollen Höhen klimmen sehn. Es ist ihres Herzens geheimster aber heißester Wunsch. Sie verschließt ihn vor Monmouth. Aber Monmouth ahnt ihn, erräth ihn; und in demselben Moment fällt das ganze Gewicht seiner Liebe in die Wagschale des zaudernden Entschlusses: Monmouth geht nach England! Wir versagen es uns ungern, die Verkettung der beiden Hauptmotive zu einer einheitlichen Handlung, die unerbittliche Dialectik des tragischen Geschicks, welche den Helden, sammt Allen die mit ihm „in seines Schicksals Schiff gestiegen," von der ersten Peripetie bis zur Katastrophe gewaltsam fortreißt, endlich die besondern Reflexe, mit welchen der allgemeine Conflict in den verschiedenen Charakteren bis zu dem unbedeutendsten herab sich wiederspiegelt, in's Einzelne zu verfolgen. Aber der unserer Kritik zugewiesene Raum nöthigt uns, das Resultat unserer Analyse in dem allgemeinen Urtheil zusammenzufassen, daß nächst der Anlage des Ganzen die meisterhafte Gestaltung des Details besonders unsere Bewunderung verdient.

Die schöne Sprache des Drama's ist von allen Beurtheilern gleichmäßig anerkannt. Mit diesem Zugeständniß pflegt man freigebiger zu sein als man sollte. Es soll oft nur als eine wohlfeile Ueberzuckerung des Tadels gegen vermeintlich wichtigere Momente der Kunst gelten. Das ist ein großer Irrthum. Die Sprache ist kein Lack, keine lose Schaale, die um einen ihr fremden Kern sitzt. Schön ist eine Form nur, wenn sie durch ihren Inhalt vergeistigt wird. Das sinnliche Medium der Darstellung für die Poesie aber, das Material in welcher die Idee sich ihre Form schafft und zum Ideal wird, ist die Sprache. Es giebt daher keine schöne Sprache ohne würdigen Inhalt. Denn eben dadurch nur wird sie schön, daß sie sich mit der durch sie auszudrückenden Idee vollkommen und ohne Ueberschuß oder Niederschlag deckt. Eine verzerrte, häßliche Vorstellung in schöner Sprache ist derselbe Widerspruch, wie ein schöner Satyr oder Thersites. Ein Beispiel statt aller aus dem vorliegenden Gedichte mag zum Belag des Gesagten dienen. Monmouth stützt sich, um die Sicherheit seines Erfolges zu beweisen, auf seine Erfahrungen von der gränzenlosen Anhänglichkeit und Verehrung des englischen Volkes für ihn:

Wenn ich um Mitternacht nach London kam,
Verkehrten auf Befehl der Aldermänner
Die Wächter ihren kurzen Stundenruf
In: „Monmouth kommt!" und dieses Zauberwort
Riß Greise, Kinder aus den warmen Betten.
Selbst zarte Frau'n, mit leicht bedecktem Busen
Vergaßen Schaam und Rauhigkeit der Luft
Und stellten zitternd frohe Lichter auf.
Die Fenster leuchteten, die Straßen flammten,
Selbst in der Kathedrale alte Nacht,
Die staunend ihre Thore öffnen mußte,
Drang Jubelruf aus fernen, öden Straßen,
Bestieg die Thürme, läutete die Glocken —;
Und rollte nun, mit klingendem Geschirr,
Umdonnert von den Hufen vieler Rosse,
Die alle Erben stolzer Ahnen trugen,
Mein Wagen durch die aufgeregten Gassen:
Wie strömten sie daher zu Hunderten!
Die krank und leidend sich kaum schleppen konnten,
Erfochten sich mit Krücken einen Zugang,
Erhaschten einen Zipfel meines Kleides,
Um durch Berührung meiner zu gesunden,
Als wär' ich unser Meister Jesus Christ.
War das nicht Glauben an mein Königthum,

War das nicht Anwartschaft auf ihre Treue?
Wenn sie dem Prinzen Königskräfte liehn,
Wie werden sie, nun, da in ächter Kraft
Ihr König naht, mit welcher Liebe sich
Zu der Berührung ihres Königs drängen,
So fest mich schließen ein in Herz und Arm,
Daß ich und sie und Engelland gesunde
Von dieser Krankheit, dem kathol'schen König.

Hier ist die ganze Wucht des bedeutenden Moments nicht in leeres Spectakel-Pathos verpufft, sondern in die lebendigste Anschaulichkeit wirklich erlebter Triumphe verlegt, die der Hörer zum zweiten Mal miterlebt, und es daher vollkommen begreift, wie der Redende aus ihnen eine ebenso lebendige Hoffnung künftiger Triumphe anticipirt. Der Ausdruck ist schön, weil er durch und durch anschaulich und wahr ist, so wahr, daß er fast wie eine nur durch die Forderungen des Affects und den Schwung des Verses potenzirte Uebersetzung des Geschichtsschreibers erscheint. Man höre Macaulay (ed. Tauchn. I, p. 248):

When Monmouth arrived in London ad midnight, the watchmen were ordered by the magistrates to proclaim the joyful event through the streets of the City: the people left their beds: bonfires were lighted: the windows were illuminated: the churches were opened: and a merry peal rose from all the steeples. — — He was escorted from mansion to mansion by long cavalcades of armed gentlemen. Cities poured forth their whole population to receive him . . . To such a hight were his pretensions carried that he not only exhibited on his escutchion the lions of England and the lilies of France — —, but ventured to touch for the kings evil. Man erkennt wiederum an diesem Beispiel, wie der wahre Tragiker gerade mit den einfachsten Mitteln das Bedeutendste leistet.

Kehren wir nun zum Schluß auf die Frage zurück, warum ein Drama, dessen Stoff so glücklich gewählt, dessen Anlage so durchdacht und wohl gegliedert, dessen Sprache so edel und ergreifend ist, nicht gleich bei seinem Erscheinen so hinreißend gewirkt hat, wie man es als nothwendigen Erfolg der bedeutendsten und beinahe erschöpfenden Requisite der Tragödie erwarten sollte, so scheint uns die einzige Antwort, daß es an dem sofortigen Verständniß des Stückes als eines Ganzen und speciell des Zusammenhanges seiner Theile gemangelt habe. Das ist nun kein Vorwurf gegen das Publicum, sondern in der That gegen den Dichter. Wir haben nie in das Lob der Dunkelheit, auch wo sie sich auf die Tiefe des Gedankens berufen durfte, einstimmen können." Auf jeden Fall ist es aber des Redenden Fehler, denen unverständlich zu bleiben, für die er zu reden unternommen hat. Bei Palleske liegt nun die Unverständlichkeit, wie aus dem oben Gesagten zur Genüge erhellen muß, keineswegs im unklaren oder gar verworrenen Ausdruck. Sie entspringt vielmehr aus der zu großen Feinheit, mit der er namentlich die Uebergangspartieen behandelt, und die der Dramatiker gerade mit breitem Pinsel anlegen sollte, da sie die Gelenke des Gliederbaues bilden, dessen Bewegung ohne sie dem Betrachtenden unbegreiflich bleibt. Der Dichter des Epigramms oder geistreicher Concetti mag seine Pointen nur in feinen Andeutungen geben. Wir können ihn deswegen sogar loben. Denn wir haben nichts vor- nichts nachher zu denken; wir können unsere ganze Aufmerksamkeit auf den einen vorliegenden Gedanken concentriren, und zur Noth das Gedichtchen noch einmal lesen. Das geht beim Drama nicht. Der Hörer stößt bei einer feinen Andeutung an, die er nicht versteht. Aber der Gang der Handlung rollt weiter, während der denkende Hörer immer noch mit dem vorher Unverstandenen sich abquält, und nun erst recht auf dem besten Wege ist, das Folgende und zuletzt das Ganze nicht zu verstehen. Schon bei minder wichtigen Partieen ist das störend; sogleich in der ersten Flüchtlingsscene, wo Graf Grey die vermeinte Frivolität Monmouths tadelt und allerdings ganz in dem Hofmannston der Restauration, die dem feingebildeten Grafen sehr wohl ansteht:

„Glühend wie eine Rose fährt er eben auf dem Schlittschuh in einem schwebenden Bouquet der reizendsten Hofdamen. Allerliebstes Ankränkeln, Mr. Ayloffe!

— Sie haben diesem Amor vor einigen Wochen die Beine gestellt, diese schönen Charitinnen, und jetzt tanzt er auch auf dem Eise sich in alle Herzen, nach allen Regeln der Kunst, Mr. Avloffe!

Rumbold.

Hol der Henker das schlüpfrige Thun!

Grey.

Zur Revanche sind die Lehrerinnen in der kalten Zone seine Schülerinnen in einer wärmeren Zone geworden. Amor Monmouth übt den Damen unsern Contretanz ein" u. s. w.

Es mag sein, daß die Stelle gerade dadurch verständlicher wird, daß wir sie aus dem Zusammenhange gerissen haben — nach unserer obigen Theorie von den Concetti. Aber bei dem Vorlesen haben wir noch keinen Hörer gefunden, der über das „Beinestellen" und über „die kalte und heiße Zone" sofort im Klaren gewesen wäre.

Anders schon ist es in der Hofscene, wo es gerade auf dergleichen Feinheiten abgesehen ist, und die von dieser Seite betrachtet meisterhaft gehalten, und wahrhaft hinreißend ist. Aber dennoch glaube ich, daß die tiefen Intentionen, die hier der Dichter absichtlich mit großer Sauberkeit unter der spielenden Oberfläche versteckt, den meisten Zuhörern, und nicht bloß denen von mittlerer Auffassungsgabe verloren gehen müssen — wiederum zum Schaden des allgemeinen Verständnisses.

Am verhängnißvollsten erscheint aber diese saubere Filigran-Arbeit in dem Mittelpunkte des Stückes, recht in der eigentlichen Peripetie. Monmouth ist in Brüssel in unfreiwilliger Muße, und zerstreut sich durch Uebungen in der Malerei. Er fühlt sich unbehaglich, denn er ahnt, auch Harriet gönne ihm eine männliche Thätigkeit. Er wünscht zu wissen, „was sie im tiefsten Grund der Seele als seinen Wunsch sich wünscht" . . . Dieser in nuce dreifach reflectirte Wunsch — gewiß psychologisch durchaus richtig — ist doch schon zu fein zugespitzt, dicht vor dem Hauptschlag, der das Schicksal der ganzen Tragödie — einer Welt — entscheiden soll. Harriet tritt leise ein; sie stehen beide vor Oraniens Bildniß. Monmouth nennt es „ein herrlich Antlitz," Harriet (leichthin): „Einen gescheidten Kopf." Wiederum ein feines Vorspiel, und wie uns dünkt, diesmal nicht bis zur Unverständlichkeit. Weiter weist Harriet auf Monmouths Frage entschieden die Möglichkeit zurück, Oranien, der ihm beim Abschied vom Haag reich beschenkte, habe ihn dadurch bestechen wollen. Alsdann:

Monmouth.

Du weißt, was diesem edeln Mann
Ich jüngst versprach.

Harriet.

Ich weiß.

Monmouth.

Willst Du so gütig sein
Mir jenen frühen Zweig zu pflücken?
(Harriet bringt einen Blüthenzweig, sieht Monmouth befremdet an)
Dank!
O süßer Duft — nimm Deine Laute nun
Und wenn Du spielst, so sag' ich Dir ein Wort.
(Harriet spielt).

Monmouth.

Harriet, ich geh' nach England.

Harriet.

(läßt die Laute fallen, freudig erstaunt.)
James!

Diese Stelle ist so zart, und in ihrer Zartheit so wahr aus der Natur edel empfindender Seelen gedacht, daß es uns fast grausam erscheint, dies feine Gewebe

kritisch zu zerreißen. Aber eben seine Zartheit ist seine Schwäche. Ref., der so glücklich war, bei der ersten Lesung die Intention des Verf. zu kennen, konnte darüber keinen Augenblick im Unklaren sein; er bewunderte nur die Zartheit und sah die Schwäche nicht; er muß aber fürchten, daß kein anderer Leser, oder gar der Zuschauer vor den Brettern ohne jenen Vortheil sich sofort in den Gedanken hinein finden wird, daß, wie und warum nun und an dieser Stelle der Gang der Tragödie ein für allemal entschieden sei. Es muß ihn diese Unklarheit durch das ganze Stück verfolgen, beunruhigen und nicht zum Genuß und Verständniß des Ganzen kommen lassen. — Allerdings werden in der Wirklichkeit die wichtigsten Entscheidungen und Entschlüsse unter fein fühlenden Menschen gewiß am häufigsten mit wenigen Worten, oft nur mit Blick und Händedruck gefaßt. Aber der Dichter, der selbst den einsamen Gedanken seiner Helden in Monologen Ausdruck zu verleihen das Recht und die Pflicht hat, dem die Sprache, wo nicht das einzige, doch das allerhauptsächlichste Mittel zur Darlegung der innern Seelenzustände ist, zumal wo dieselben im gegenseitigen Verkehr zweier Personen sich aneinander entwickeln, der Dichter muß in diesem Falle von der Wirklichkeit abweichen, um die Wahrheit und Harmonie des Ganzen zu retten. So ließen die griechischen Bildhauer die Stirn und Brauen ihrer Statuen stärker prominiren, als es bei menschlichen Köpfen in Wirklichkeit der Fall ist, damit die kräftigere Wirkung des Schattens dem Ausdruck des Auges zu Hülfe komme, dessen lebendiger Glanz dem Marmor versagt ist.

Wir schließen mit diesen Andeutungen. Sie entsprangen aus dem lebhaften und herzlichen Wunsche, wo möglich etwas dazu beizutragen, daß Herr Palleske bei seiner rüstigen und unverdrossenen Arbeit künftig nicht nur durch die innere Befriedigung des Schaffens, sondern durch die volle Anerkennung der Nation belohnt werde. H.

Album aus dem Wupperthal. Herausgegeben von Maler J. Richard Seel. Barmen, 1854. W. Langewiesche.

Der vom Maler Seel herausgegebene gefällig ausgestattete Band poetischer Erzeugnisse aus dem Wupperthal ist von doppeltem Interesse, einem allgemeinen, welches das literarische Deutschland nehmen wird, und einem besondern, welches dies Zeugniß geistigen Lebens den Landeskindern der beiden Städte einflößt. Denjenigen Bewohnern des Wupperthals, die den Ruhm ihrer Vaterstadt oder den Namen ihres Wohnorts auch in andere Kreise tragen möchten, als auf den Markt des Lebens und in den großen Handels- und Volksverkehr, oder in das Stillleben religiös-kirchlicher Anschauungen, so wie allen Freunden geistiger Regsamkeit und frischen Lebens ist das Album eine erfreuliche Gabe, für welche sie dem Herausgeber, der seine Freunde zur Mittheilung ihrer Gedichte veranlaßt hat, und dem Verleger, der in patriotischer Weise stets zu löblichen Zwecken die Hand bietet, um so dankbarer sind, als ihnen bisher noch nicht die Gelegenheit gegeben wurde, eine Sammlung der einzelnen Dichter unsres eigenthümlichen Thales vor sich zu sehen. So weit wir die Dichter kennen, sind sie zur Hälfte Elberfelder und zur Hälfte Barmer, und gehören, den Herausgeber abgerechnet, größtentheils oder alle dem Handelsstande an, was wir mit besonderer Freude anführen. Man ist bisher, namentlich in Deutschland gar, gewohnt gewesen, Literaten und Künstler nur unter den sogenannten studirten Leuten zu suchen und allenfalls unter den Beamten, Aerzten rc. Daß wir sie jetzt, und Freiligrath an der Spitze, auch unter den praktischen Ständen finden, beweist unter Anderm auch, daß die Studien mit der Zeit etwas anderes geworden sind. Naturwissenschaft und Erd- und Völkerkunde, sowie die Geschichte der Gegenwart liefern Bildungsstoffe unendlich reicher Art, und geistige Bildung ist ein Gemeingut, nicht mehr ein Privilegium. Die Muse kehrt ein in die Mußestunden jedes Jüngers, sein Lebensberuf sei, welcher er wolle. Und es

ist in der That nicht poetischer an sich, Urtheile und Verfügungen zu machen, als Waarenberichte und Berechnungen, nicht poetischer, die Wissenschaft an die Jugend zu bringen, den Alten zu predigen und die Heilkunde zu üben, als Maschinen zu bauen und zu handhaben, oder Kunstprodukte zu gewinnen und auszutauschen. Die Poesie tritt freundlich ein, wo sie willkommen ist und verkehrt nur mit keinen Philistern, auch nicht, wenn sie hochgelehrt oder hochbetitelt sind. Gibt sie auch nicht täglich und an jedem Orte Juwelen ersten Preises, so freuen wir uns auch der kleinsten Steine, wenn sie ächt und rein sind, und, wie die Gedichte unseres Albums, durch eignes Licht leuchten.

Unter den 8 Sängern der Sammlung sind A. Schults und Fr. Röber in Deutschland bekannt und haben einen ehrenvollen Namen unter den Dichtern der Gegenwart. Ersterer gibt 2 Romanzen aus seiner epischen Dichtung „Der Huß von Genf", die vielen Freunden der Literatur im verflossenen Winter zu ihrer größten Freude mitgetheilt worden ist und über welche die Kritik bald so urtheilen wird, wie es der Würde und Bedeutung des Gedichts angemessen. Röber ist ein dramatischer Dichter von ausgezeichnetem Talent, kräftiger Sprache und großem Gedankenreichthum, dessen Dramen von dem Geiste der Zeit durchweht sind. Er gibt 4 dramatische Märchen, auf welche die Aufmerksamkeit der Kunstkenner sich in gleichem Maße richten wird, als sie die Leser erfreuen. Es ist eine neue Art, frisch und zart, wie das Vorwort an Else. Die übrigen Dichter sind Lyriker; nur einzelne lyrisch-epische Gedichte befinden sich in der Zahl und sind mehr Reminiscenzen, wohingegen sich freies Leben und eignes Wesen in den Ergüssen der Empfindung bekundet.

Von G. Reinhard hat uns am meisten angesprochen „Du bist im Traume mir begegnet" und von L. Wiese „zwei Wunderdinge." Wir sind aber überzeugt, daß andere Leser nach ihrem Geschmack Andere vorziehen, denn es ist viel Gefälliges unter den Liedern. Carl Georg gibt Sonette und Uebersetzungen aus dem Englischen, so wie unter Anderm eine Probe aus einem Romanzen-Cyclus „Djani", welcher hoffentlich bald ganz veröffentlicht werden wird. Von den beiden Lyrikern Carl Siebel und Emil Rittershaus theilen wir als Beleg für unser zustimmendes Urtheil ein paar kleine Liedchen mit:

Ein Menschenherz, von Rittershaus.

Ein Menschenherz ist wie die Blume,
Die blühend auf dem Felde steht,
Die heute lustig prangt und duftet,
Die morgen schon der Wind verweht.

Die Blumen waren einstens Sterne
Und flammten hell in heil'ger Pracht,
Drum weinen auch die Blumen alle
In sternenheller Sommernacht. —

Ein Menschenherz ist ein vom Himmel
Herabgesunkner, lichter Stern,
Drum fühlt das Herz ein tiefes Sehnen
Nach einer Heimath, die ihm fern'.

Spruch, von Siebel.

Sei deines Strebens dir bewußt,
Und du trägst Gott in deiner Brust.

Die Liebe weih' dein Herze ein,
So wird's ein schöner Tempel sein.

Daß Gott dich nimmermehr verläßt, —
Das sei dein Glaube felsenfest.

Auch unter Angst und Schmerz und Noth
Strahlt dir der Hoffnung Morgenroth.

Und sollt' ein Ziel erreichet sein,
Laß neue Wünsche bei dir ein.

Streb' zur Vollendung früh und spät,
Bis daß dein Tag zur Neige geht.

Sei deines Strebens dir bewußt,
Und du trägst Gott in deiner Brust.

Der Herausgeber selbst tritt als Poet nicht in Worten, sondern in Tönen vor uns und schließt die Sammlung mit der Composition von 6 Gesängen mit Pianoforte-Begleitung. Die Texte von dreien sind von Göthe und Reinik; von drei andern hat er ein Lied von Schults und von Rielo, einem Künstler, der auch in unserm Thale geboren ist und ein andres von Trinette v. G. gewählt, das

ein zu Herzen gehender Ausdruck warmer Leidenschaft ist. Das Album aus dem Wupperthale ist ein erfreuliches Zeichen dafür, daß der Sinn für höhere geistige Genüsse immer mehr unter uns zunimmt, und daß auch die Kunst ihre Jünger zählt. Wir empfehlen diese werthvolle Gabe nicht nur allen Freunden der Dichtkunst in Elberfeld und Barmen, sondern auch allen denen, die durch Handelsverkehr mit dem gewerbreichen Thale in Verbindung stehen, und nennen es vorzüglich ein schönes Geschenk für die vielen, die entweder an der Wupper geboren sind, oder einen Theil ihres Lebens in der reizenden Landschaft zugebracht haben und jetzt, in allen 5 Erdtheilen zerstreut, ihrer Heimath oder Lebensstätte in manchen Stunden gedenken, und der Zusammenhörigkeit ihres Gemüths mit dem alten Vaterland inne werden.

Elberfeld. Dr. **C. A. W. Kruse.**

Deutscher Volksglaube in Sang und Sage. Herausgegeben von N. Hocker. Göttingen, Verlag der Dieterich'schen Buchhandlung. 1853.

Seit einigen Jahren besonders zeigt sich auf dem Gebiete der deutschen Mythologie eine ungemeine Regsamkeit. Da das Verfahren in dieser Wissenschaft hauptsächlich darin besteht, daß die in den Edden aufbewahrten Züge der nordischen Götterlehre mit denen der noch jetzt in Deutschland lebenden Volkssagen verglichen werden, um zu sehen, wie weit die nordische Mythologie auch auf das deutsche Heidenthum Anwendung findet und wie sie für Deutschland zu modificiren ist, so haben sich fast überall in Deutschland Sammler gefunden, deren Jeder sich seiner Aufgabe auf dem gewählten Gebiete mit vieler Neigung unterziebt. Während nun das Kindermärchen an der Kinderwelt immer ein dankbares Publikum haben wird, wird bei dem Sammeln der Ortssagen schon seit Grimms deutschen Sagen fast allgemein über Mangel an Verständniß von Seiten des Publikums geklagt. Mancher Leser möchte jede Sage einzeln erklärt haben, dazu aber reichen ihm die gewöhnlichen, für Kenner berechneten Anmerkungen der Sammler nicht aus, es bedürfte vielmehr für diesen Zweck zu jeder Sage einer eigenen Abhandlung, während jedem, der mit Grimms Mythologie bekannt ist, ziemlich jede Sage von selbst klar ist. Uebrigens gehn die Vorwürfe der Sammler nur dahin, daß das Verständniß für die Poesie der Sage fehlt, und mit Recht, denn man stellt an sie nur zu oft die auf einer gänzlichen Verkennung ihrer Aufgabe beruhende Anforderung, die Sagen auf eine subjective und schöngeistige Manier auszuschmücken, ein Verfahren, das selbst weit unter dem ästhetischen Bildungsgrade der meisten Sammler steht. Mit einer lobenswerthen und weitblickenden Umsicht hatten jedoch die Brüder Grimm bei ihrer Polemik gegen die Sagenverwässerung immer bevorwortet, daß sie nicht gegen die wahrhaft dichterische Behandlung und selbst Umgestaltung der Sage aufträten. Diese ist der Wissenschaft nicht feindlich, sie geht vielmehr mit ihr Hand in Hand, und dies um so mehr, als der wirkliche Dichter, also z. B. der Lyriker, namentlich der jetzige, sich wesentlich darauf beschränkt, nur die in der echten Volkssage liegenden Züge klarer und faßlicher herauszuarbeiten. Er prägt das Silber, aber verfälscht es nicht. So war es denn ein höchst glücklicher Gedanke, durch eine Zusammenstellung der vorhandenen lyrischen Sagenbearbeitungen den Sinn für die Volkssage selbst im Publikum mehr zu wecken, und es charakterisirt die Bedeutung des vorliegenden Buches, daß der eifrige Sagensammler der Mosel, der auch im Feuilleton der Trierschen Zeitung für Volkssage und Alterthumskunde lebhaft thätige N. Hocker diese Sammlung veranstaltet und die Verlagshandlung von Grimms Mythologie sie verlegt hat.

Die namhaftesten Dichter, von denen wir in dem Buche Sagenbearbeitungen finden, sind Bürger, Göthe, Schiller, Carl Immermann (dessen Gedicht: der Student von Prag, wir hier vermissen, und der viele Sagen dichterisch behandelte), Fr. Schlegel, Tieck, Uhland, Schwab, Werner, Hebel, Rückert, Chamisso, Gaudy,

Freiligrath, Mosen, Mörike, Heine, Reinick, Geibel, Simrock, Roquette, Prutz, Kopisch, Kinkel, A. Kaufmann, Schefer, A. L. Follen, Seidl und Vogl. Der Name H. Hoffmann, der bei wissenschaftlichen Arbeiten deutlich genug Prof. H. Hoffmann (v. Fallersleben) bezeichnet, läßt uns hier zweifelhaft, ob dieser oder der Verf. des Struwelpeters gemeint ist, der, wenn wir nicht irren, eben so heißt. Unter den Dichterinnen ist die verstorbene Annette von Droste-Hülfshoff die bedeutendste. Manche Stücke scheinen Originalbeiträge, z. B. einige der interessanten Dichterin Frau v. Plönnies. — Der poetische Werth der einzelnen Stücke ist nach der mehr oder weniger glücklichen Behandlung sehr verschieden.

H. Pröhle.

Lady Tartufe, comédie en cinq actes et en prose, par Madame Emile de Girardin. Représentée pour la première fois à la Comédie franç. le 10. Février, 1853.

Es ist eine alte Erfahrung, daß auch die besten weiblichen Poeten meist sehr mittelmäßige Dramatiker abgeben. Madame Emile de Girardin scheint von dieser Regel keine Ausnahme zu machen. Sie hatte sich zur Zeit, als sie noch den Namen Delphine Gay führte, durch ihre lyrischen Dichtungen nicht bloß in der Heimath, sondern selbst im Auslande verdienten Ruhm erworben. Kaum siebenzehn Jahre alt, reichte sie der Pariser Akademie zwei Gedichte ein, welchen, da die Statuten eine förmliche Krönung nicht zuließen, die Ehre zu Theil wurde, in öffentlicher Sitzung vorgelesen zu werden. Wenige Jahre später und Karl X. verlieh ihr für die poetische Feier seiner Salbung in Rheims eine nicht unbeträchtliche Pension. Auf die Anerkennung des Hofes folgte die des Volks: ihre Verse auf den Tod des Generals Foy fanden in den Reihen der Opposition so entschiedenen Beifall, daß sie von der liberalen Presse als „Muse des Vaterlands" (muse de la patrie) begrüßt wurde. Sie durfte sich einer noch seltneren Auszeichnung rühmen, als sie bei ihrer Anwesenheit in Rom (1829) von der dortigen Tiberakademie zu ihrem ersten und einzigen weiblichen Mitgliede ernannt wurde.

Es ist nicht gerade auffallend, daß diese glänzenden Erfolge die Dichterin bestimmten, sich auch in andern Gebieten der Poesie zu versuchen. Man wird es ebenso natürlich finden, wenn ihre dichterische Begabung, der die kleineren Productionen der lyrischen Gattung einen angemessenen Spielraum darboten, sich für die größeren Compositionen des Romans und des Drama's unzureichend erwies. In der That sind die hierhin gehörigen Arbeiten der Madame de Girardin nicht geeignet, den wohlerworbenen Ruhm der Dem. Delphine Gay zu erhöhen. Die Romane, welche sie namentlich in den ersten 30er Jahren veröffentlichte, haben nach dem übereinstimmenden Urtheile der ästhetischen Kritik nicht den mindesten poetischen Werth. Ihre in jüngster Zeit erschienenen dramatischen Versuche sind, den öffentlichen Berichten zufolge, bis dahin nicht im Stande gewesen, sich bei der Aufführung die Theilnahme des Publikums in einem irgend erheblichen Grade zu gewinnen. Ob auch die Eingangs genannte neueste Schöpfung dieser Art ein gleich ungünstiges Schicksal erfahren hat, ist uns nicht bekannt geworden. Wäre dem so, es sollte uns eben nicht wundern.

Que Molière vous protège, läßt Mad. Girardin (V, 2) dem jungen Manne zurufen, der es unternimmt, die Heldin des Stücks zu entlarven. Möglich, daß sie mit diesen Worten sich selber unter den Schutz des großen Komöden stellen wollte, an dessen Meisterwerke sie zu erinnern die Kühnheit hat. Es war, scheint uns, nicht wohlgethan, der Dichtung einen Titel vorzusetzen, der unmittelbar zu einer für sie vielleicht bedenklichen Parallele herausfordert. Man muß seiner Größe sehr sicher sein, wenn man sich freiwillig der Gefahr aussetzt, an einem so riesigen Maßstabe gemessen zu werden. Zwar sind wir nicht gemeint, dem Genie irgend welche Schranken zu setzen, glauben aber, daß es auch dem größten dramatischen Talente schwer werden dürfte, dem Molière'schen Tartüffe einen ebenbürtigen Doppelgänger

zur Seite zu stellen. Es kann ihm möglicher Weise gelingen, eine Zeichnung zu entwerfen, die durch die Feinheit ihrer Linien und das vollendete Ebenmaß ihrer Theile das künstlerische Interesse in nicht geringem Grade in Anspruch nimmt. Doch würde er schwerlich im Stande sein, seinen Helden jene markirten, ausdrucksvollen Züge des Lebens aufzuprägen, die einzig und allein dem dramatischen Charakter seine durchschlagende Wirkung verleihen.

Der Schein erregt nur dann ein wahrhaftes, nachhaltiges Interesse, wenn das Wesen, dessen Copie er ist, ihm zur Seite steht, oder doch dem Bewußtsein des Beobachters inhärirt. Die heftigen Angriffe, welche Molière in Folge der Aufführung seines Tartüffe erfuhr, hatten nicht bloß in mönchischer Bigotterie oder in dem bösen Gewissen derer, die sich getroffen fühlten, ihren Grund. Es gab in der That eine Menge von einfach frommen Seelen, die es ihm nicht verzeihen konnten, daß er, was ihnen als die höchste Wahrheit galt, als lügnerischen Trug vorzuführen wagte. Man ärgerte sich an dieser Darstellung der religiösen Heuchelei, weil sie die Formen so getreu wiedergab, in welchen sich damals die ächte, aufrichtige Religiosität zu bewegen pflegte. Die Lüge erschien im Gewande und mit den lebensvollen Zügen der allgemein anerkannten Wahrheit. Eben dies setzte sie in den Stand, in den Gemüthern der Menschen einen tiefen und bleibenden Eindruck zu hinterlassen.

Niemand wird zu behaupten wagen, daß das Laster der Heuchelei auf dem Boden der Gegenwart nicht mehr gedeihe. Doch läßt sich nicht leugnen, daß die Verehrer, die es noch findet, meist von etwas schwächlicher Art sind, keinen sehr entschiedenen Charakter verrathen. Ein gelungener Heuchler ist heut zu Tage eine Seltenheit, nur Wenige sind im Stande, die angenommene Rolle mit einiger Consequenz fortzuspielen. Man würde sich täuschen, wollte man diese an sich höchst erfreuliche Erscheinung lediglich der Hebung zuschreiben, welche das sittliche Bewußtsein im Allgemeinen allerdings erfahren hat. Sie ist mindestens ebensosehr eine Folge des Umstandes, daß es gegenwärtig an bestimmten positiven Ueberzeugungen gebricht, unter deren Maske man sich in weiteren Kreisen Geltung verschaffen könnte. Ein Tartüffe im eigentlichen Sinne, ein scheinheiliger Frömmler vom Schlage des Molière'schen Helden ist in einer Zeit der Krise, wie sie die religiöse Entwicklung in unsern Tagen zu durchlaufen hat, vollends kaum denkbar. Zwar fehlt es nicht an Solchen, welche die traditionellen kirchlichen Formen gewissenhaft beobachten und die üblichen religiösen Andachtsübungen getreulich mitmachen, wenngleich sie die einen für inhaltlos und die andern für überflüssig halten. Aber dieses Scheinwesen gilt in der allgemeinen Schätzung ebensowenig für heuchlerisch wie etwa die stereotypen Höflichkeitsphrasen, mit welchen man im gesellschaftlichen Verkehre um sich zu werfen pflegt. Anders steht es mit der praktischen Seite der Religion, die in neuerer Zeit unleugbar mehr und mehr in den Vordergrund tritt. Und hier, auf dem ethisch-socialen Gebiete, dürfte sich noch am Ersten der geeignete Stoff zu einem würdigen Eben- oder Nachbilde des Tartüffe auffinden lassen. Wer gegenwärtig die Grundsätze der Humanität als die seinigen anerkennt, kann der öffentlichen Achtung ziemlich sicher sein. Eine ehrenvolle Stellung in der Gesellschaft ist Jedem gewiß, der es sich zur Aufgabe macht, die Leiden seiner Mitmenschen zu lindern oder seine Thätigkeit der Förderung des Gemeinwohls zuwendet. Ebendarum geschieht es gegenwärtig nicht selten, daß die gewissenlose Selbstsucht sich in das Gewand der Menschenliebe kleidet, der Egoist die Maske des Philanthropen anlegt. Man kann kaum zweifeln, daß, wenn ein Charakter dieser Art, von kundiger Hand gezeichnet, auf der Bühne erschiene, er die gespannteste Aufmerksamkeit auf sich ziehen würde. Freilich hätte der Dichter dieselben Angriffe zu gewärtigen die einst gegen Molière gerichtet wurden; er würde auf die Verwünschungen der Schuldigen wie auf die Vorwürfe der Unschuldigen gefaßt sein müssen.

Daß Mad. Girardin, bevor sie an die Lösung ihrer Aufgabe ging, sich deren Natur und Bedeutung in genügendem Maße klar gemacht habe, möchten wir bezweifeln. Sie wurde, scheint es, von zwei sehr verschiedenen Tendenzen geleitet, die sie nicht füglich zu einem glücklichen Ziele führen konnten. Im Bewußtsein des unbedingten Werthes, den Molière's klassische Dichtung in Anspruch nimmt, glaubte sie sich

diesem ihrem Vorbilde möglichst nahe anschließen zu müssen. Indem sie aber zugleich wenn auch minder deutlich erkannte, daß jeder Charakter in Form und Richtung durch die Zeit bedingt wird, in der er sich entwickelt, fühlte sie sich gedrängt, von dem überlieferten Typus abzuweichen, um ihn mehr oder weniger glücklich umzubilden. So geschieht es, daß ihr weiblicher Tartüffe manche Züge trägt, die offenbar seinem männlichen Vorbilde entlehnt sind und ihn ebendeßhalb einer fernen Vergangenheit zuweisen, aber auch andere zeigt, die ihm eigenthümlich angehören und aus dem unmittelbaren Leben der Jetztzeit entnommen wurden. In dem Charakter der Dem. de Blossar — so heißt die Heldin des Drama's — findet sich ebensowohl die religiöse Heuchelei der Zeiten Molière's, wie die ethisch-soziale Heuchelei unserer Tage. Sie macht ihre Umgebung glauben, daß sie täglich zur Messe geht und, im Interesse ihrer kranken Freunde, neuntägige Andachten abhält. Auch pflegt sie, wenn Gäste zu erwarten sind, sich rechtzeitig auf den in ihrem Empfangzimmer aufgestellten Betstuhl niederzulassen. Andrerseits sind die Nachbarn überzeugt, daß, wenn sie am frühen Morgen ihre Wohnung verläßt, diese Ausgänge armen und betagten Kranken gelten. Ist es ja doch allgemein bekannt, daß sie in einem Vereine, der sich die Unterstützung von Fallsüchtigen zu seiner besondern Aufgabe gemacht hat, den Vorsitz führt. So im Dienste der leidenden Menschheit thätig, ist sie zugleich bestrebt, in ihrem persönlichen Verhalten eine strenge Ehrbarkeit zur Schau zu stellen. Zu dem Ende gibt sie sich, wiewohl sie niemals verheirathet war, für die Wittwe eines Mannes aus, dessen Name der ihres Vaters ist. Als solche lebt sie höchst eingezogen, hält sich fern von allen rauschenden Vergnügungen und beschränkt ihren Umgang auf ältere Personen, deren tadelloser Ruf sie vor jeder Anfechtung sicher stellt.

Man muß gestehen, wenn dies die Wege sind, auf welchen man gegenwärtig — die Handlung unsres Drama's fällt in das Jahr 1851 — in die höheren Kreise der Pariser Gesellschaft Zugang findet, so hat sich deren Charakter sehr zu ihrem Vortheil verändert. Wir sind mit dem in jener Sphäre herrschenden Geiste nicht vertraut genug, um beurtheilen zu können, ob und in wie weit Mad. Girardin ihn richtig gezeichnet hat. Soviel scheint uns indeß gewiß, daß sie der äußerlichen Frömmigkeit, die dort allerdings in der neuesten Zeit Mode geworden, eine zu große Bedeutung beilegt. Wir zweifeln sehr daran, daß die vornehme Pariser Welt sich durch den täglichen Besuch der Messe oder durch das Vorgeben mönchischer Kasteiungen sonderlich imponiren läßt. Ueberhaupt ist es unseres Erachtens ein Mißgriff der Dichterin, wenn sie ihre Heldin in die exclusiven Kreise der hohen Aristokratie gesetzt. Nicht als ob man hier der Täuschung und dem Betruge weniger zugänglich wäre wie in den niedern Schichten der Gesellschaft. Aber man pflegt sich dauernd doch nur von seines Gleichen dupiren zu lassen. Es ist schon möglich, daß Jemand, von dem man nicht recht weiß wer er ist, noch woher er kommt, in diesen Cirkeln für einen Augenblick ein gewisses Aufsehen erregt. Daß er aber eine feste, gesicherte Stellung gewinne, als ein ebenbürtiges Mitglied anerkannt werde, dünkt uns höchst unwahrscheinlich. Wenigstens können wir einen solchen Erfolg nur dann glaublich finden, wenn er in einem gegebenen Falle durch die besondern Verhältnisse plausibel gemacht wird.

Freilich ist nicht zu übersehen, daß Dem. de Blossar insofern den aristokratischen Kreisen angehört, als sie die Tochter eines Edelmannes ist. Aber dieser Rechtstitel verliert durch den Umstand, daß sie aus der, wie es scheint, illegitimen Verbindung mit einer Zigeunerin entsprossen ist, seine ganze Kraft. Auch hat sich die Dichterin nicht veranlaßt gesehen, ihn geltend zu machen. Wir sagten schon, daß die Heldin den Namen ihres Vaters in den ihres verstorbenen Gatten verwandele; sie gibt sich für die Wittwe eines jungen Marineoffiziers aus, der vor Kurzem in Indien getödtet worden. Niemand, so scheint es, setzt in diese ihre Aussage den geringsten Zweifel, wenngleich Jeder zugeben muß, daß ihm die Existenz des unglücklichen jungen Manns bis dahin unbekannt geblieben ist. Man läßt sie ohne Weiteres als das gelten, was sie zu sein vorgibt. Es kommt Niemandem in den Sinn, über ihre Herkunft genauere Erkundigung einzuziehen, während doch, sollte man denken, ihr plötzliches Auftreten in Verbindung mit der un-

gewöhnlichen Lebensweise, welche sie annimmt, zu weiteren Nachforschungen über ihre persönlichen Verhältnisse reizen mußte. Mad. Girardin darf es uns nicht verargen, wenn wir uns nicht überreden können, daß es in Paris einer weiblichen Abenteurerin so leicht gemacht wird, die Rolle der großen Dame zu spielen.

Möglich indeß, daß sie geglaubt hat, die Macht der Heuchelei werde um so stärker hervortreten, wenn dieselbe trotz der verdächtigen Ungewißheit, welche auf der Person ihrer Heldin ruht, deren Ansehen in der Gesellschaft zu begründen vermöge. Diese Voraussetzung wäre an sich vielleicht nicht ganz unrichtig; die Größe des Erfolges gibt immer ein gewisses, wenn auch nur äußerliches Maß für den innern Gehalt des Charakters, der ihn erringt. Damit aber eine solche Wirkung Glauben finde, ist es unbedingt nothwendig, zu zeigen, daß und wie sie erreicht wird. Es wird uns im Verlaufe des Stücks wiederholt versichert, daß die Stellung der Mad. de Blossar ebenso einflußreich wie unangreifbar sei, daß jeder Versuch, ihren fleckenlosen Ruf anzutasten, von dem Kreise, in welchem sie lebt, mit Unwillen zurückgewiesen werde. Aber wir sehen nicht, daß dem wirklich so ist und werden noch viel weniger in den Stand gesetzt, zu begreifen, wie es dahin gekommen. Allerdings läßt die Dichterin eine Reihe von Personen auftreten, welche, indem sie den Schein unbedenklich für Wahrheit nehmen, in der schlauen Intrigantin ein vollendetes Muster der Frömmigkeit verehren. Sie hätte uns indeß nicht zumuthen sollen, diese bornirten Schwachköpfe als vollgültige Vertreter der höheren Gesellschaftskreise anzuerkennen. Ueberhaupt scheint die Dichterin nicht beachtet zu haben, daß die Gewandtheit des Betrügers nicht sonderlich imponiren kann, wenn die Betrogenen gar zu leichtgläubig erscheinen. Auch würde ein sorgfältiges Studium Molière's sie zu der Einsicht geführt haben, daß die Opfer der Heuchelei nur dann ein wirkliches Interesse in Anspruch nehmen, wenn sie ihr nicht aus geistiger Schwäche, sondern weil die Kraft und Wahrheit der eignen Ueberzeugung sie geneigt macht, dieselbe auch bei Andern vorauszusetzen, zur Beute werden. Was sich von selbst versteht, pflegt wirkungslos vorüberzugehen. Es erregt aber nicht das mindeste Befremden, wenn Persönlichkeiten, wie dieser Marschall d'Estigny, dieser Herr von St. Iriex u. s. w. — von ihren weiblichen Schicksalsgenossen gar nicht zu reden — hinter's Licht geführt werden. Man würde sich im Gegentheil wundern müssen, wenn dem nicht so wäre. *)

Mad. Girardin hat es nicht verstanden, uns die Macht der Heuchelei in ihren Wirkungen zur Anschauung zu bringen. Es ist ihr ebensowenig gelungen, das Wesen des heuchlerischen Charakters aufzuklären, seinen Ursprung zu enthüllen und den Fortschritt seiner innern Entwicklung nachzuweisen. Nicht als ob sie nicht versucht hätte, die eigenthümliche Denkweise ihrer Heldin auf bestimmte Motive zurückzuführen; wir glauben vielmehr, daß sie in dieser Richtung des Guten zu viel gethan hat. Niemand erwartet vom dramatischen Dichter, daß er es sich speciell zum Geschäfte mache, eine psychologische Begründung seiner Charaktere zu geben. Seine Aufgabe besteht lediglich darin, sie zu zeichnen wie sie eben sind, und ihre Lebensverhältnisse so zu gestalten, daß sie in ihnen ihren eigenthümlichen Inhalt vollständig auswirken können. Jeder ächte, naturwüchsige Charakter erläutert sich durch sich selbst; der Beweis für seine Wahrheit liegt in seinem Dasein, seine Handlungen müssen von ihm Zeugniß geben. Damit ist indeß nicht ausgeschlossen, daß der Dichter über den Grund und die Weise seiner Entwicklung gelegentliche Andeutungen und Winke einfließen lasse. Macht er es aber zu seinem besonderen Geschäfte, die Existenz der dargestellten Charaktere durch eine eingehende Motivirung zu

---

*) Wir wollen nicht verschweigen, daß unter den Personen des Stücks, welche mit der Heldin in nähere Verbindung gesetzt werden, sich manche befinden, die den im Texte genannten Idioten keineswegs gleichzustellen sind. Aber die höhere geistige Begabung, mit welcher die Dichterin sie ausrüstet, setzt sie auch in den Stand, den Charakter der Heuchelerin gleich Anfangs zu durchschauen. Sie sind daher nicht geeignet, den Inhalt der obigen Bemerkungen aufzuheben, vielmehr dienen sie dazu, ihn von einer andern Seite her zu bestätigen.

rechtfertigen, so stellt er damit seiner poetischen Schöpferkraft ein unzweideutiges Armuthszeugniß aus. Bedenklicher noch ist es, wenn er dann, wie das von Mad. Girardin geschieht, diese Reflectionen der betreffenden Person selber in den Mund legt. Man darf in solchem Falle mit allem Rechte vermuthen, daß man ein Produkt nicht der unmittelbar schaffenden Phantasie, sondern des berechnenden Verstandes vor sich habe.

Wer sich über das Wie und Warum seines persönlichen Charakters in grübelnden Betrachtungen ergeht, gibt damit zu erkennen, daß er über sich selbst im Unklaren ist. Man kann die Frage nach dem Ursprunge des eignen Wesens nicht aufwerfen, ohne sich zugleich über dasselbe zu erheben. Dem. de Blossar ist keine Heuchlerin, weil sie sich Rechenschaft darüber zu geben sucht, wie sie es geworden. Wir erkennen übrigens gern an, daß eine solche Selbsterforschung dem Geiste unserer charakterlosen, aber reflectionsreichen Zeit durchaus entspricht. Und insofern das vorliegende Drama die charakteristische Signatur der Gegenwart an sich trägt, ist es jedenfalls eine ebenso bedeutsame wie interessante Erscheinung. Auch wollen wir nicht leugnen, daß eine depravirte Natur sich veranlaßt sehen kann, nach den Ursachen ihrer Verderbniß zu forschen, weil sie das Bedürfniß empfindet, sich vor sich selber zu rechtfertigen. Sie wird aber immer außer Stande sein, den wahren Grund der Corruption zu entdecken; gewänne sie über diesen ein klares und deutliches Bewußtsein, so würde sie aufhören das zu sein, was sie ist. Hält es der Dichter daher für angemessen, Charaktere dieser Art nach den Motiven ihrer Denk- und Handlungsweise forschen zu lassen, so muß er Sorge tragen, daß sie ihren Zweck nicht verfehlen, daß die Gründe, welche sie als die entscheidenden betrachten, eben nur Scheingründe sind und von dem Leser oder Hörer als solche aufgefaßt werden. Wir werden nun zwar im Folgenden nachweisen, daß Dem. de Blossar, wenn sie ihre Neigung zur Heuchelei zu erklären versucht, auf eine durchaus unzureichende Motivirung verfällt, glauben uns aber nicht zu irren, wenn wir hinzufügen, daß dies nicht ihre, sondern die Schuld der Dichterin ist. Mad. Girardin hat ohne Zweifel die Absicht gehabt, den Charakter der Heldin durch den Mund derselben vollständig zu begründen — ein Vorhaben, das, wie es an sich selbst der Berechtigung entbehrt, auch in seiner Ausführung gänzlich mißlungen ist.

Unseres Erachtens kann das Laster der Heuchelei nur in einer gemeinen Seele Wurzel schlagen; immer und überall sind es die niedrigsten Interessen, aus welchen es entspringt und Nahrung schöpft. Molière's Tartüffe ist auch darum ein vollendeter Typus seiner Gattung, weil er unter dem gleißnerischen Schein der Frömmigkeit und Sittenstrenge eine von den gemeinsten Leidenschaften, den widerwärtigsten Gelüsten beherrschte Natur verbirgt. Wo noch ein Rest des angebornen Seelenadels im Menschen zurückgeblieben, ein wenn auch noch so schwacher Drang zur Erhebung in ihm lebendig ist, da wird die Erniedrigung, welche dem Wesen der Heuchelei als ein untrennbares Moment beiwohnt, unerträglich erscheinen. Um so weniger ist es denkbar, daß eben dieses Streben nach dem Höheren, und träte es auch lediglich in der egoistischen Form der Ehr- oder Herrschsucht auf, eine Quelle der Heuchelei abgeben kann. Dennoch will uns Mad. Girardin glauben machen, daß ihre Heldin wenigstens zum Theil durch den ihr angebornen Trieb nach Rang und Auszeichnung zu dem geworden sei, was sie ist. Als die Tochter einer Edelmanns hat Dem. de Blossar, wie sie selbst versichert, vom Vater „den Stolz auf ihren Namen und die Eitelkeit auf ihren Stand“ ererbt. Sie strebt aus allen Kräften darnach, eine Stellung in der Gesellschaft zu gewinnen, die ihrem natürlichen Hochmuth entspricht und da sie nicht hoffen darf, ihr Ziel auf gradem Wege zu erreichen, greift sie zur Maske der Heuchelei. Nähme sie lediglich zur List, zur Intrigue ihre Zuflucht, wir würden das unter den gegebenen Verhältnissen natürlich finden. Die Intrigue steht mit dem Stolze nicht nothwendig in Widerspruch; man darf im Gegentheil behaupten, daß sie namentlich dem Weibe eine höchst passende, weil naturgemäße Form der Selbsterhebung darbietet. Niemals aber wird sich der Stolz zur Heuchelei herablassen; es ist unmöglich, daß das lebendige Bewußtsein des persönlichen Werthes zur Geltendmachung seiner Ansprüche ein Mittel wähle, dessen Anwendung eine persönliche Erniedrigung einschließt. Mad. Girardin hätte diesen sehr wichtigen Umstand nicht außer Acht lassen sollen. Sie scheint

gar nicht bemerkt zu haben, daß der Charakter des Heuchlers sich von dem des Intriganten wesentlich unterscheidet. In ihrer Heldin sind die Elemente des einen mit den Elementen des andern zu einer trüben Mischung vereinigt — ein Mißgriff, der nur durch die gänzliche Unkenntniß des hervorgehobenen Unterschiedes erklärlich wird.

Die Motivirung eines Charakters verliert nothwendig ihre überzeugende Kraft, wenn sie auf eine Mehrheit von Erklärungsgründen, die mit einander in keinem innern Zusammenhange stehen, basirt wird. Man vermuthet alsbald, der Dichter habe nicht mit sich selbst über die Natur seiner Schöpfungen ins Reine kommen können und zieht aus der Thatsache, daß es ihm nicht gelingen will, den wesentlichen Inhalt seiner Charaktere scharf und bestimmt zu fixiren, mit Recht den Schluß, daß sie der einfachen, natürlichen Wahrheit entbehren. Wenn Mad. Girardin dem vorhin besprochenen Motive noch ein zweites hinzufügt, das mit jenem nichts gemein hat, so dient das nur dazu, den bereits wankenden Glauben an die Existenz ihrer Heldin noch mehr zu erschüttern. Niemand, der das vorliegende Drama einer nähern Ansicht werth hält, wird der Verfasserin einen sehr lebendigen Geist und eine höchst bewegliche Phantasie absprechen. Die ungewöhnlichen Situationen und Verhältnisse, in welchen sie ihre Charaktere auftreten läßt, zeugen von einer seltenen Erfindungsgabe, bei der nur zu bedauern bleibt, daß sie nicht immer durch eine besonnene Rücksicht auf die Gesetze der Wahrscheinlichkeit in den nothwendigen Schranken gehalten wird. Wir hatten bereits Gelegenheit, auf die eigenthümliche Abstammung der Dem. de Blossar hinzuweisen. Nicht minder auffallend sind die Vorgänge ihres späteren Lebens. Ihrer Eltern, wie es scheint — denn ausdrücklich wird es nicht gesagt — schon früh beraubt, hat sie sich vielfach auf eigene Hand in der Welt umhertreiben müssen. Sie kommt u. A. auch nach Schottland, wo sie längere Zeit auf dem Landsitze der alten Marquise Redcastle, vermuthlich einer Freundin oder Verwandten ihres Vaters, verweilt. Hier lernt sie den jungen Hector de Renneville, den Freund Arthur's, des einzigen Sohnes ihrer Wirthin, kennen und — lieben. Leider wird ihre ebenso tiefe wie nachhaltige Neigung nicht erwiedert, was dann — seltsam genug — zur Folge hat, daß sie den leidenschaftlichen Anträgen Arthur's, die sie bis dahin zurückgewiesen hat, Gehör gibt. Es wird verabredet, daß man sich bei der Rückkehr Arthur's von der Jagd im Pavillon des Parks treffen wolle. Kaum aber ist das Stelldichein eröffnet, als das Geräusch nahender Schritte unberufene Zeugen in Aussicht stellt. Arthur, dessen angelegentlichste Sorge es ist, die Geliebte nicht zu compromittiren, entschließt sich, durch das offene Fenster zu entfliehen. Unglücklicher Weise geht in dem Augenblick, wo er den Sprung unternimmt, das in seiner Hand befindliche Jagdgewehr los und von der tödtlichen Kugel getroffen, sinkt er in seinem Blute zu Boden. Der leise Hülferuf, den er an die Geliebte richtet, wird von dieser zwar gehört, aber nicht beachtet. Die Furcht, sich durch ein längeres Verweilen bloszustellen, treibt sie hinweg und der junge Mann stirbt, bevor ihm von anderer Seite Beistand geleistet werden kann.

Wir haben die Erzählung dieser gewiß nicht alltäglichen Begebenheit genau so wiedergegeben, wie sie uns geboten wird. Es ist nicht unsere Schuld, wenn einzelne Momente des Vorgangs nicht hinlänglich motivirt erscheinen sollten. Wir haben es namentlich nicht zu verantworten, wenn die Behauptung, daß Demois. de Blossar, weil sie dem Hülferuf Arthur's keine Folge gegeben habe, die eigentliche Ursache seines Todes sei, der nöthigen Begründung entbehrt. Man sieht nicht recht ab, wie sie die Wirkung der tödtlichen Kugel hätte hindern oder aufheben mögen. Insofern aber noch Hülfe möglich war, konnte diese, scheint es, ganz ebenso wohl von den, wie wir hörten, in der Nähe befindlichen Personen geleistet werden. Geben wir indeß zu, daß die Blossar, wenn sie gleich an dem Tode ihres Geliebten unschuldig war, sich dennoch als dessen Urheberin betrachten und darum von qualvollen Gewissensbissen verfolgt werden konnte. Auch ist es ihrer Natur und der Lage der Dinge ganz angemessen, wenn sie, um dieser steten Selbstanklage zu entgehen, sich „in die fieberhafte Bewegung eines Lebens voller Ränke und Intrigunen stürzt." Wenn sie aber aus diesem Grunde zur Heuchlerin wird, so scheint

uns die Wirkung der Ursache keineswegs zu entsprechen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Heuchelei einen hohen Grad von Selbstbeherrschung voraussetzt. Wer die Form und Haltung eines ihm fremden Wesens annehmen will, muß im Stande sein, die unmittelbaren Ansprüche der eignen Persönlichkeit zurückzuweisen. Das lebendige Bewußtsein der Schuld aber schließt eine solche Freiheit von sich gradezu aus; es ist unmöglich, von sich selbst zu abstrahiren, so lange man in einem inneren Kampfe begriffen ist.

Wir bemerkten vorhin, daß die Erfolge, welche Dem. de Blossar durch ihren scheinbaren Eifer für Tugend und Frömmigkeit in den höheren Kreisen der Pariser Gesellschaft errungen habe, eben nur behauptet, nicht aber bewiesen werden. Hier wollen wir hinzufügen, daß sie die Erreichung oder doch die Annäherung an das Ziel, dem wir sie im Stücke selber zustreben sehen, keineswegs, wie man doch erwarten sollte, ihrem heuchlerischen Charakter verdankt. In dem Augenblicke, wo sie uns zuerst begegnet, ist sie damit beschäftigt, den alten Marschall d'Estigny, in dessen Vertrauen sie sich bereits einzuschleichen gewußt hat, so an sich zu fesseln, daß sie hoffen darf, von ihm zu seiner Gattin erhoben zu werden. Die Mittel, deren sie sich für diesen ihren Zweck bedient, werden nun zwar mit großer Feinheit berechnet und mit nicht geringem Geschick in Anwendung gebracht, entsprechen indeß nicht sowohl ihrem eignen wie dem Charakter dessen, den sie zu gewinnen strebt. Auch ist der Marschall nicht der Mann, auf den ein fromm-religiöser Sinn oder eine streng-sittliche Lebensweise bestimmend einwirken könnte. Was er von seiner Umgebung fordert, beschränkt sich auf jene aufmerksame Theilnahme, welche sein kränklicher Zustand — er leidet an der Gicht — wünschenswerth macht. Gelingt es überdem, den Erzählungen seiner diplomatischen Großthaten, mit welchen er seine Gäste zu langweilen pflegt, mit einem scheinbaren Interesse zuzuhören und der eiteln Selbstgefälligkeit, in der er sich zu spiegeln liebt, rechtzeitig zu schmeicheln, so ist man seiner Zuneigung gewiß und auf dem besten Wege, ihm unentbehrlich zu werden. Wenn die Blossar diese Schwäche des kindischen Alten durchschaut, so bedarf sie dazu keines sonderlichen Scharfsinns. Wenn sie dieselben dann ferner in ihrem Interesse ausbeutet, so kann das recht wohl geschehen, ohne daß sie das spezifische Hülfsmittel der Heuchelei aufbietet. Erinnern wir uns aber, daß die erklärte Absicht der Dichterin dahin geht, uns einen weiblichen Tartüffe zu schildern, müssen wir es so natürlich als ganz ungehörig bezeichnen, wenn die Handlungen ihrer Heldin nicht durch deren heuchlerische Sinnesweise motivirt und bestimmt werden. Es versteht sich von selbst, daß die Motive und Formen der Thätigkeit, welche eine dramatische Person entwickelt, nur aus ihrem eigenthümlichen Charakter entspringen dürfen.

Uebrigens ist zur Zeit, in welcher die Handlung unseres Drama's beginnt, Dem. de Blossar ihrem Ziele schon ziemlich nahe gekommen. Der Marschall hat ihr, um sie stets in seiner unmittelbaren Nähe zu haben, einen Theil seines Hotels zur Wohnung eingeräumt. Sie aber weiß es, namentlich durch eine geschickte Beschränkung ihrer Besuche, dahin zu bringen, daß er ihre zeitweilige Abwesenheit von Tage zu Tage schmerzlicher empfindet. Nur ein Hinderniß, scheint es, stehe der Erfüllung ihres sehnlichsten Wunsches noch im Wege und der mit teuflischer List angelegte, aber schließlich doch mißlingende Plan, es zu beseitigen, bildet den eigentlichen Inhalt des vorliegenden Stücks. Der Marschall nämlich hat eine Nichte, die Gräfin von Clairmont, diese aber eine Tochter, Jeanne, welche sich in Folge ihres kindlich-heitern, naiv unschuldigen Sinnes der besondern Gunst ihres Großonkels erfreut. So lange diese Verwandten in der Nähe des Marschalls sind, darf die Blossar kaum hoffen, das Ziel ihrer Bestrebungen zu erreichen. Es gilt, Mutter wie Tochter dem Alten zu entfremden, zumal die erstere das verdeckte Spiel der Intrigantin längst durchschaut und sich zu ihr in einen feindlichen Gegensatz gestellt hat. Ob die Gelegenheit, welche zur Ausführung dieses Vorhabens benutzt wird, passend gewählt ist, dürfte sich mit Recht in Zweifel ziehen lassen. Wenn Jeanne sich vermählt, so kann das, sollte man meinen, der Blossar nur erwünscht sein; wird sie ja doch durch eine solche Verbindung ihrem Onkel mehr oder weniger entfremdet und dieser eben deßhalb veranlaßt werden, sich seiner Freundin um so enger anzuschließen. Freilich hat die Blossar noch einen zweiten Grund,

der projectirten Heirath entgegenzutreten. Der Verlobte Jeanne's ist derselbe Hector, dessen Gegenliebe sie einst vergeblich zu gewinnen strebte und dem sie — was man nach ihrer seitherigen Denk- und Lebensweise allerdings nicht vermuthen sollte — ihre frühere Neigung ungeschwächt bewahrt hat. Man sieht indeß leicht, daß dieses zweite Motiv zu dem Zwecke, den die Intrigue als solche verfolgt, keine nähere Beziehung hat und deshalb mit Fug und Recht als ein Hors d'oeuvre bezeichnet werden darf. Läßt man dasselbe, wie billig, außer Acht, so begreift man durchaus nicht, warum die Blossar, ihren vernichtenden Streich gegen die Familie des Marschalls zu führen, die Verlobung des Mädchens abwartet. Lag ja doch die Waffe, deren sie sich bei dieser Gelegenheit bedient, schon seit längerer Zeit zu ihrem Gebrauche bereit.

Wir haben schon früher Veranlassung genommen, die Erfindungsgabe der Dichterin rühmend hervorzuheben. Vielleicht bewährt sie sich nirgendwo glänzender wie in der Anlage und Durchführung des Vorgangs, welcher für die Intrigue der Blossar den Ausgangspunkt abgibt. Er überrascht in der That durch die Originalität seiner Erfindung und wird zudem auf so geschickte Weise dargestellt, daß man der Lösung der an ihn sich knüpfenden Räthsel mit wachsender Spannung entgegensieht. — Ein Jahr etwa vor der Zeit, welcher die Handlung unseres Drama's angehört, wohnt die Gräfin von Clairmont mit ihrer Tochter im Hotel ihrer Schwiegermutter zu Blois. Sie wird hier von einem heftigen Fieber ergriffen, das sie an den Rand des Grabes führt. Schon glaubt man alle Hoffnung aufgeben zu müssen, als die Krankheit wider Erwarten eine günstigere Wendung nimmt, sodaß der Arzt erklärt, Rettung sei nicht unmöglich, wenn der ruhige Schlaf, dessen sich die Kranke eben erfreut, auch nur einige Stunden ungestört fortdauere. Jeanne, die in der folgenden Nacht am Bette der Mutter Wache hält, ist natürlich eifrigst bestrebt, jedes, auch das leiseste Geräusch fern zu halten. Plötzlich dringt durch die lautlose Stille das Gebell des Hofhundes zu ihr hinauf. Aengstlich besorgt, daß der Lärm die Mutter aufwecken werde, verläßt sie, da die mitanwesenden Wärterinnen ermüdet eingeschlafen sind, das Zimmer, um den Störenfried zu beruhigen. Im Hofe bemerkt sie einen jungen Mann — es ist Charles Vallenay, der Sohn des Präfecten — der sich bemüht, den auf ihn eindringenden Wächter von sich abzuwehren. Schnell entschlossen, faßt sie den ihr übrigens bekannten Eindringling bei der Hand und führt ihn, um den mißtrauischen Cäsar zu beschwichtigen, unter mancherlei Liebkosungen an die Ausgangsthür des Gartens, um dann so rasch wie möglich an das Bett der Mutter zurückzukehren. Der Gärtner des Hauses, welcher zufällig noch wacht, sieht diesen traulichen Verkehr der beiden jungen Leute, ohne den wahren Grund auch nur im Entferntesten zu ahnen. Er zweifelt um so weniger, daß er Zeuge eines heimlichen Rendezvous gewesen, da er weiß, daß der junge Vallenay sich schon seit geraumer Zeit vergeblich bemüht hat, bei der alten Marquise, die mit seinem Vater auf einem gespannten Fuße lebt, Zutritt zu erlangen. Uebrigens ist er weit davon entfernt, die Erlebnisse der Nacht irgend Jemandem mitzutheilen; im Gegentheil benutzt er in der — freilich etwas weit getriebenen — Besorgniß, daß die Sache dereinst bekannt und er selbst genöthigt werden möchte, gegen Jeanne auszusagen, die erste sich darbietende Gelegenheit, um sich auf ein in der Nähe von Paris gelegenes Landgut der Marquise versetzen zu lassen. Leider ist der treue Diener nicht der einzige Zeuge des Vorfalls; Dem. de Blossar hat ebenfalls Gelegenheit gehabt, mit ihm bekannt zu werden. Sie wohnte zu dieser Zeit in einem an das Hotel der Marquise unmittelbar anstoßenden Gasthofe und konnte aus dem Fenster ihres Zimmers, durch das sie selber den jungen Vallenay so eben entlassen hatte, dessen Zusammentreffen mit Jeanne beobachten. Natürlich war und ist sie in der Lage, das auffallende Benehmen des Mädchens richtig zu würdigen. Dennoch trägt sie jetzt kein Bedenken, den zweideutigen Vorgang zum Verderben ihrer Gegner zu benutzen.

Man darf vielleicht fragen, ob sich denn eine solche wahrhaft satanische Bosheit mit den übrigen Charakterzügen der Blossar vereinigen lasse. Wir unsrerseits glauben, daß, wer eine so intensive Liebe dauernd im Herzen trägt, zu einer so raffinirten Schlechtigkeit unfähig ist. Doch die Dichterin ist anderer Meinung und die Umstände sind so beschaffen, daß Dem. de Blossar alle Aussicht hat, ihren teuflischen

Anschlag gelingen zu sehen. Sie darf sich auf das Zeugniß des Gärtners, dessen gegenwärtigen Wohnort sie kennt, berufen und hat nicht zu befürchten, daß der Einzige, welcher über den wahren Sachverhalt Aufschluß geben könnte, der junge Ballenay, sie dementiren werde. Denn dieser befindet sich im Oriente und wird von seiner Reise nicht so bald zurückkehren. — Unter dem Scheine, Jeanne gegen gewisse nachtheilige Gerüchte, die über sie umlaufen sollen, während in der That Niemand an ihrer fleckenlosen Unschuld zweifelt, in Schutz zu nehmen, macht sie einen ihrer Verehrer, den Herrn de St. Iriex, der zugleich ein intimer Freund des alten de Renneville ist, mit dem oben erzählten Vorfalle bekannt, St. Iriex, hat natürlich nichts Eiligeres zu thun, als das Gehörte weiter zu berichten, was dann zur Folge hat, daß der Vater Hector's in den Augenblicke, wo die Verlobung des Sohnes gefeiert werden soll, zurücktritt. Der Marschall, empört über die Schmach, die ihn in seiner Familie getroffen hat, ergibt sich ganz den Rathschlägen der Blossar, die seinen Zorn gegen die Verwandten geschickt zu steigern und ihn zugleich immer fester an sich zu fesseln weiß. Wir wollen auf Einzelnes hier nicht eingehen, bemerken aber, daß die Scene, in welcher die Intrigantin den Marschall zu dem Entschlusse bringt, seine Verwandten von sich zu entfernen, ihr selber aber seine Hand anzutragen, dem Talente der Dichterin alle Ehre macht. Freilich darf man nicht außer Acht lassen, daß der Marschall ein alter Schwachkopf ist, von dem ein vernunftgemäßes Handeln nicht zu erwarten steht. Man würde sonst nicht begreifen, wie es ihm möglich wird, die Nichte zu verurtheilen, ohne sie vorher gehört zu haben. Nicht ebenso läßt sich die Stellung rechtfertigen, welche die Gräfin von Clairmont ihrer Tochter gegenüber einnimmt. Es dünkt uns höchst unwahrscheinlich, daß eine Mutter, welche die Erziehung ihres Kindes mit liebevoller Sorgfalt von Jugend auf geleitet hat und darum mit dessen Charakter auf das Genaueste bekannt sein muß, sofort dem Zweifel Raum gibt, wenn die Verläumdung seine Ehre anzutasten wagt. Kann sie aber nicht umhin, auf das öffentliche Gerede Rücksicht zu nehmen, so muß es unseres Erachtens ihre nächste Aufgabe sein, die Tochter selbst über den Vorfall, auf welchen die Anklage basirt wird, zu befragen. Die Gräfin von Clairmont schlägt einen andern Weg ein; sie läßt zunächst den Gärtner kommen und wendet sich, nachdem sie durch dessen übrigens vortrefflichen Bericht von der Schuld der Tochter überzeugt worden, erst dann an Jeanne, als Hector, der auch jetzt noch den Glauben an die Tugend seiner Geliebten festhält, darauf besteht, daß diese selber gehört werde. Die Scene, in welcher Jeanne den wahren Verlauf der Sache erzählt, gehört ohne Zweifel zu den besten des Stücks, wie denn überhaupt der Charakter des jungen Mädchens ebenso glücklich erfunden wie durchgeführt ist.

Die Angaben Jeanne's haben ihre Unschuld für die Mutter und den Geliebten natürlich außer allen Zweifel gestellt. Es bleibt nur übrig, daß auch der Marschall dieselbe Ueberzeugung gewinne und zugleich erkenne, wie er von seiner präsumtiven Gemahlin hinter's Licht geführt worden. Mad. Girardin ist ihrem großen Vorbilde und zwar mit allem Rechte auch darin gefolgt, daß sie die Entlarvung der Heuchlerin nicht lediglich durch äußere materielle Beweise ihrer Schuld, sondern vor Allem durch sie selber von Innen heraus bewirken läßt. Die Art und Weise aber, in welcher diese Enthüllung vor sich geht, muß, wenn sie gleich, wie der Charakter der Heldin einmal bestimmt war, nicht füglich eine andere sein konnte, als verfehlt bezeichnet werden. Es wurde schon oben bemerkt, daß die Heuchelei immer und überall in dem gemeinen Egoismus ihre Quelle hat. Soll daher der heuchlerische Charakter in seiner wahren Gestalt heraustreten, so müssen die selbstischen Motive, durch die er in letzter Instanz bestimmt wird, in ihrer ganzen Nacktheit aufgedeckt werden.

Molière's Tartüffe reißt sich selber die Maske ab, indem er nicht länger im Stande ist, seine niedrige Leidenschaft im Zaume zu halten. Bei Dem. de Blossar aber ist es ein an sich edles, durchaus ehrenwerthes Gefühl, von dem sie getrieben wird, die bis dahin gespielte Rolle fallen zu lassen. Die Folge ist, daß die mit ihr vorgehende Aenderung nicht als eine Wirkung ihrer schlechten, sondern als eine Reaction ihrer besseren Natur erkannt und empfunden wird. In dem Augenblicke,

wo sie mit ihrem früheren Geliebten zusammentrifft, erwacht ihre alte Neigung zu neuer Stärke. Sie sieht sich außer Stande, ihm gegenüber an dem Scheinwesen, dem sie so lange gehuldigt hat, festzuhalten. Die Liebe zwingt sie, aufrichtig zu sein, ihre geheimsten Gedanken und Pläne rücksichtslos zu offenbaren. Sie empfindet es sogar als eine Art von Wollust, dem Geliebten ihre mühsam errungene gesellschaftliche Stellung zum Opfer zu bringen. Ohne daß dies irgendwie nothwendig wäre, entschließt sie sich, Hector in dessen Wohnung heimlich zu besuchen, weil es ihr eben Freude macht, ihm zu Liebe ihren guten Ruf auf das Spiel zu setzen. Freilich hegt sie zugleich die Hoffnung, daß es ihr doch noch gelingen werde, den jungen Mann für sich zu gewinnen. Doch darin täuscht sie sich. Hector liebt Jeanne wahrhaft und ist überdem mit einem tiefen Mißtrauen gegen die Blossar, die auch er als die Mörderin seines Freundes betrachtet, erfüllt. Ihm soll die geheime Zusammenkunft nur dazu dienen, die Rechtfertigung seiner Braut zu vervollständigen; er wird, wenn der entscheidende Augenblick gekommen ist, der im Nebenzimmer wartenden Gräfin das Zeichen geben, den Marschall hereinzuführen. Indeß die tiefe glühende Leidenschaft, mit welcher die Blossar auf ihn eindringt, ist schon nahe daran ihn umzustimmen, als die Erinnerung an den verstorbenen Freund ihm zur rechten Zeit die Herrschaft über sich selbst zurückgiebt. Doch kann er sich bei der unbedingten Hingebung, mit welcher die tief erschütterte Sünderin ihr ferneres Schicksal seiner Großmuth anheimstellt, sich nicht entschließen, sie ihren Feinden preiszugeben. Er ist im Begriffe, sie durch eine Nebenthür zu entlassen. Aber eben jetzt tritt Mad. de Clairmont, die diesen Ausgang vorhergesehen hat, mit dem Onkel ein. Der Marschall ist natürlich sehr erstaunt, seine Verlobte in den Zimmern Hector's anzutreffen, beruhigt sich indeß sofort, als diese erklärt, daß nur die Absicht, dem jungen Manne die Beweise für die Unschuld Jeanne's zu liefern, sie hierhin geführt habe. Auch kann er sich von seiner kindischen Neigung selbst dann noch nicht vollständig losmachen, als der nun hinzutretende des Tourbières, ein früherer Vertrauter der Blossar, der sich aber später der Gegenseite angeschlossen hat, den zweifellosen Beweis dafür beibringt, daß die gegen Jeanne gerichtete Beschuldigung auf die Anklägerin selber zurückfalle. Denn die Blossar ist gewandt genug, mit aller Unbefangenheit zuzugeben, daß der Schein gegen sie spreche, indem sie sich zugleich mit der Hoffnung tröstet, daß auch für sie der Tag der Rechtfertigung kommen werde. Es ist ohne Zweifel ein kühner Griff der Dichterin, wenn sie so ihre Heldin ihre Rolle, aus welcher sie für einen Augenblick herausgetreten ist, wieder aufnehmen läßt. Ob aber diese überraschende Wendung nach dem, was vorausgegangen, als wahrscheinlich gelten darf, ist eine andere Frage. Wir möchten die rechtfertigenden Schlußworte des Drama's: l'hypocrite est le seul phénix, qui renaisse de ses cendres, wenn wir ihnen auch eine gewisse Wahrheit nicht absprechen wollen, doch nicht unbedingt unterschreiben.

E. B.

La Jeunesse de Louis XIV., Comédie en cinq Actes et en Prose par Alexandre Dumas, interdite à Paris par la Censure. Bruxelles et Leipzig, Kiessling 1854 in 32 Diamant, 306 Pag.

Der gewandte und fruchtbare Schriftsteller Alex. Dumas, der mit gleicher Leichtigkeit Romane und Bühnenwerke producirt, hat ganz kürzlich sein in Paris von der Theatercensur inhibirtes Stück La Jeunesse de Louis XIV. in Brüssel erscheinen lassen, wo es auch auf dem königlichen Theater zur Aufführung gekommen ist. Die äußeren Schicksale des Stückes sind bekannt. Dasselbe war von der Administration des Théâtre-Français bereits angenommen worden, wurde mit sehr großem Aufwande an Decorationen und Costümen montirt und sollte schon in den letzten Tagen des verflossenen Jahres zur Aufführung kommen, als auf einmal das Veto der Theatercensur dazwischen trat. Man weiß, wie Alex. Dumas sich darauf

in einem an die Administration des Théâtre-Français gerichteten Schreiben erbot, innerhalb 10 Tagen ein anderes Stück La Jeunesse de Louis XIV. zu schreiben, zu dem die für das erstere Stück angeschafften Costüme und Decorationen brauchbar wären, und das, „wenn die Administration auch ihrerseits einigen Eifer für die Scenirung und Einübung des Stückes zeige," nach vier bis fünf Wochen auf der Bühne erscheinen könne. Mit Recht fielen die Journale über dieses Schreiben her, das in der Unumwundenheit, mit der es das literarische Fabrikwesen bloßlegte, fast naiv zu nennen war, und besonders der Charivari ließ es nicht an Persiflage fehlen. Nach den Antecedentien Dumas' konnte freilich ein solches Anerbieten kaum Wunder nehmen; er versah sich diesmal nur gar zu auffallend in Betreff des Adressaten. Er glaubte vielleicht sich an die Direction seines weiland Théâtre historique zu wenden, oder an einen seiner Faiseurs von dieser Bühne, Herrn Xavier de Montépin oder Herrn Michel Masson, für welche die Phrase „pour peu que vous y mettiez quelque empressement de votre part" sehr wohl angebracht gewesen wäre. Der Administration des ersten recitirenden Theaters von Frankreich gegenüber war dieselbe doch wohl nicht an ihrer Stelle, und verdiente den Spott der Presse, wie die Zurückweisung jener genannten Administration.

Nun liegt uns aber das Stück gedruckt vor, und wir haben, ungeirrt von irgend einem theatralischen Erfolge, über seinen literarischen Werth zu urtheilen. Wer Dumas kennt, wird von vornherein ungefähr wissen, was er in dieser Hinsicht zu erwarten hat. Technische Geschicklichkeit, tüchtige Bühnenkenntniß, Gewandtheit des Dialoges, unterhaltende Verwickelungen und das Alles angebracht bei einem Stoffe, dem ein großes, historisches Interesse beiwohnt, — so sind die anderen Bühnenstücke Dumas', eine Christine, Reine de Suède; ein Napoléon Bonaparte; Charles VII; Henri III. et sa cour; Cathérine Howard u. s. w. beschaffen. — Das sind ihre Vorzüge, nach einem höheren Gedanken sucht man vergebens. So ist es auch mit diesem Stücke, eine leitende Idee, ein höherer moralischer Gedanke ist nicht vorhanden. Sucht man aber dennoch nach einem solchen in diesem Stücke, so wird man am Ende auf einen außerordentlich zweideutigen gerathen. Wir sehen nämlich den jungen Ludwig XIV. nach und nach alle Bande der Unterthänigkeit, des Gehorsams, der Pietät, der Zuneigung lösen, welche ihn bisher in einer untergeordneten Stellung am Hofe festhalten, und auf den Trümmern aller dieser Gefühle zum Throne emporsteigen und das Königsscepter mit fester Hand ergreifen. Das fabula docet wäre also, daß alle diese so eben genannten Gefühle einem Herrscher auf seiner Laufbahn nur hinderlich sein können, und von demselben sobald als möglich verläugnet werden müssen. Und das ist gewiß eine sehr traurige Lehre!

Allein mag immerhin Herr Dumas diese Lehre vortragen oder nicht vortragen, wir brauchen nicht zu besorgen, daß eines der regierenden Häupter durch dieselbe unmoralischer werde, und wir anderen bescheidenen Privatleute haben ohnehin keine Gelegenheit, von derselben Gebrauch zu machen. Aber wir müssen leider dem Herrn Dumas etwas weit Schlimmeres nachsagen, als die Aufstellung dieser Lehre, und das ist nichts mehr und nichts weniger, als ein in seiner Art vielleicht unerhörtes Plagiat, uns Deutschen um so empfindlicher, als es an einem jetztlebenden deutschen Bühnenschriftsteller begangen ist, dessen Geisteswerk man wahrscheinlich als ein herrenloses betrachtete. Der große Coup nämlich, durch welchen der Dichter seinen jungen Helden über seine ganze staatskluge Umgebung den Sieg davontragen läßt, ist die Ausbreitung des Gerüchtes, als existire ein geheimer Agent, der ihm von allen wichtigen Staatsangelegenheiten sogleich Kunde erstatte. Diese Idee ist aber, wenn auch vielfach durch Zusätze alterirt und verdorben, einem Lustspiele von F. W. Hackländer entnommen, das eben den Titel führt: „Der geheime Agent." Man wird sich vielleicht erinnern, daß das genannte Stück im Jahre 1851 mit vielem Erfolge namentlich über die Berliner und Wiener Hofbühnen ging, wie es denn auch in demselben Jahre zu Stuttgart bei Adolph Krabbe in Druck erschienen ist. Wir können den Werth oder Unwerth dieses Stückes hier füglich ganz unerörtert lassen; daß ein berühmter Schriftsteller, wie Alex. Dumas, sich der Grundidee desselben bemächtigt hat, zeugt jedenfalls für den er-

stieren. Das Plagiat selbst ist aber in der unverschämtesten Weise begangen, indem sogar ganze Stellen fast wörtlich übertragen sind.

Da es sich hier darum handelt, dem Geistesprodukte eines noch im Schaffen begriffenen deutschen Schriftstellers sein ihm gebührendes Recht zu verschaffen, das um so gefährlicher bedroht ist, als ein berühmter ausländischer Autor, dessen Werke eine weitere Verbreitung haben, als die des Angegriffenen, dasselbe gekränkt hat, so kann es dem Zwecke dieser, dem Studium der neueren Literaturen gewidmeten, Zeitschrift nicht unangemessen erscheinen, die wichtigsten Beweisstücke dieses Plagiats in wörtlicher Vollständigkeit zu liefern.

Da haben wir nun zuerst eine Scene des Geheimen Agenten zwischen der Herzogin-Mutter, die ihrem Sohne, dem regierenden Herzoge, keinen Antheil an der Leitung der Staatsgeschäfte zugestehen will, und diesem selbst, welche sich bis in's Detail in der Jeunesse de Louis XIV. wiederfindet in einem Gespräche zwischen Anne d'Autriche und Ludwig. (Geh. Agent, Aufzug I, Auftritt 6 — Jeunesse de Louis XIV. Acte II. Sc. 3).

Hackländer.

Herzogin: Ein Fremder an unserem Hofe, ein Unbekannter, ein Vertrauter, ein Günstling; man wird es im Lande nicht gerne sehen, man wird ihn anfeinden und Dir vielleicht vielen Verdruß verursachen.

Herzog: Ich habe daran gedacht, Mama, und um dem zu begegnen, wird mein Freund auf das Zurückgezogenste leben, sich nur auf den Umgang mit mir beschränken.

Herzogin: Aber man muß ihn doch bei Hofe, bei der Gesellschaft vorstellen.

Herzog: Das wird nicht angehen, Mama; er ist nicht von Familie, haßt das Gewühl der großen Welt, lebt nur seinen Studien, mit einem Worte: er ist ein Menschenfeind!

Herzogin: Eine komische Grille! Aber wie kannst Du Dich mit solchen Leuten einlassen!

Herzog: Wir kennen uns seit langer Zeit. Er hat mir nicht unerhebliche Dienste geleistet, und was die Ehrenhaftigkeit seines Charakters anbelangt, so bürge ich für ihn, wie für mich selber, denn ich habe ihn von der vortheilhaftesten Seite kennen gelernt.

Dumas.

Anne: Et cet inconnu.... car c'est un inconnu, sans doute?

Le Roi: Pour tout le monde, excepté pour moi.

Anne: Et cet inconnu est déjà retourné d'où il était venu?

Le Roi: Non, Madame, à partir d'aujourd'hui, il reste où je suis.

Anne: Et quelle place occupera-t-il à la cour?

Le Roi: Aucune qui soit remplie, Madame; celle de mon ami.

Anne: C'est un gentilhomme, je présume?

Le Roi: Peu importe, Madame! il n'a la prétention ni d'être présenté, ni de monter dans mes carosses.

Noch weit auffälliger ist die Aehnlichkeit zwischen folgenden beiden Stellen: Geh. Agent, Zweiter Aufzug, erster Auftritt u. Jeunesse Acte III, Sc. 25 u. 30.

Hackländer.

Obersthofmeister: Dreißig Jahre bei Hofe — eine schöne Zeit! Nach einer mäßigen Berechnung zehntausend Tage und in diesen zehntausend Tagen zehntausend Dejeuners, zehntausend Diners — eine unglaubliche Zahl. Und bei diesen zwanzigtausend Dejeuners und Diners dasselbe gesprochen, dieselben Gesichter gesehen, nur mit dem Unterschiede, daß diese Gesichter immer älter, die Conversationen immer langweiliger geworden sind. Dreißig Jahre bei Hofe, und in diesen dreißig Jahren mehrere bedeutende Intriguen glänzend durchgeführt, und während dieser zehntausend Tage der Mitwisser gewesen von Allem, was hier geschehen. Dreißig Jahre Chef der Hofhaltung und erster Kammerherr, vor dessen Blick das ganze innere Getreibe dieses Hofes offen lag, wie ein Glashaus. Mit Stolz kann ich es sagen, während dreißig Jahre wußte ich Alles, was

hier an diesem Hofe vorging und nun — es beschleicht mich eine gewisse Wehmuth, ja ein niederdrückendes Gefühl — und nun steh' ich vor einem Geheimniß, das so fein durch das Verborgene schleicht, daß ich nicht im Stande bin, die Schleier desselben zu lüften. — Ein geheimer Agent — und wozu? — es ist empörend! . . . O das sind Heimlichkeiten, die einen Chef der Hofverwaltung zur Verzweiflung bringen müssen! Ich werde an diesem Geheimniß sterben; aber bevor ich es so weit kommen lasse, bin ich es mir, bin ich es dem ganzen Hofe schuldig, vor den Herzog hinzutreten und ihm zu sagen: Eure Durchlaucht haben einen Schritt gethan, der nicht sowohl Allerhöchstdero Hof und Allerhöchstdero getreueste Räthe und Beamte, sondern auch Allerhöchstdero treugehorsamste Unterthanen tief verletzen muß. So gut Ew. Durchlaucht auch das Incognito Höchst Ihres Agenten zu wahren geruhten, so ist trotz dem von der Vergangenheit dieses Mannes Einiges ins Publikum gedrungen, was man außerordentlich mißbilligend vernommen. Dieser Mann — ja Ew. Durchlaucht — die Vergangenheit dieses Mannes soll eine finstere sein, und schon beginnt man sich aufs Lauteste und Energischste zuzuflüstern, daß der Druck unter der Hand dieser fremden, unbekannten und doch so bekannten Creatur herzoglicher Huld und Gnade anfängt, unerträglich zu werden.

Graf: (der unbemerkt hereingetreten.) So würden Sie sprechen?

Obersthofmeister: (fährt zusammen.) Ah! — Sie sind's? Aber um Gotteswillen, sind denn Euer Excellenz nur in der Welt, die Leute in Schrecken zu versetzen? Ich habe Sie gar nicht hereinkommen hören. —

Dumas.

Acte III, Sc. 25.

M. de Montglat se parlant à lui-même.

Avoir été trente ans à la cour, en moyenne dix mille jours; par conséquent, y avoir fait dix mille déjeuners, dix mille dîners, dix mille soupers; pendant ces dix mille jours, à ces dix mille déjeuners, à ces dix mille dîners, à ces dix mille soupers, avoir vu les mêmes figures, et entendu les mêmes conversations, avec cette différence que les figures devenaient de plus en plus vieilles, et les conversations de plus en plus ennuyeuses; avoir été quinze ans . . . .

unterbrochen durch die Dazwischenkunft einer Person, fortgesetzt Sc. 30.

Montglat.

Avoir été quinze ans grand maître des cérémonies, c'est-à-dire avoir exercé cette charge importante pendant cinq mille jours et cinq mille nuits; avoir constamment su qui entrait chez le roi, et qui en sortait, et qu'il arrive une heure, où un homme inconnu entre et sorte sans que je sache par où ni comment! Voilà une de ces humiliations comme en réservent les nouveaux règnes aux vieux serviteurs! voilà une de ces défiances qui poussent un grand maître des cérémonies au désespoir! (Villequier et Dangeau entrent et s'approchent chacun d'un côté de Montglat.) Aussi cela ne saurait durer, à mon égard du moins, et à la première occasion, je me pose devant le roi, et je lui dis, tout ensemble avec le respect que je lui dois, et la dignité que je conserve pour moi-même . . . .

Villequier: Voyons, que lui dites-vous, Montglat?

Montglat: Ah! c'est vous, Villequier!

Dangeau: Nous écoutons.

Montglat: Ah! c'est vous, Dangeau! Eh bien, je lui dis: „Sire, Votre Majesté a pris une mesure qui remplit de tristesse le coeur de ses fidèles sujets! Sire, Votre Majesté garde scrupuleusement l'incognito de son agent secret; mais, malgré le silence de Votre Majesté, on a vu cet agent, on connaît cet homme, et quelque chose de son passé transpire qui épouvante les amis du roi pour l'avenir! On dit sourdement, que la pression de cette main inconnue devient insupportable; on dit . . . .

Wir denken, das Plagiat ist hier ziemlich vollständig. Eins wird man jedoch bemerkt haben, den Unterschied der deutschen und der französischen Etikettensprache; im

französischen Texte denkt sich ein Hofmann zu dem Beherrscher des mächtigen Frankreich redend und er sagt nur Sire und Votre Majesté, im deutschen Stücke ist es der Regent irgend eines kleinen Herzogthums, an den sich die Rede richtet und es wimmelt von Ausdrücken wie: Allerhöchstdero, Höchst Ihre, Ew. Durchlaucht u. s. w.

Auch andere Scenen bieten weit mehr als entfernte Aehnlichkeiten dar. So findet sich in dem französischen Stücke eine Scene zwischen Louis und seiner Mutter Anne d'Autriche, welche die größte Analogie mit der ähnlichen Scene im Geheimen Agenten darbietet, in welcher der Herzog seiner Mutter die bisherige Unterwürfigkeit in Staatsangelegenheiten aufkündigt. — Die erste Mittheilung, welche Louis seiner Umgebung als vom geheimen Agenten herrührend giebt, betrifft ein hinsichtlich seiner intendirtes Heirathsproject, eine Vermählung mit der Prinzessin Margaretha von Savoyen; die erste Mittheilung, die der Herzog im Geheimen Agenten in derartiger Weise seiner Mutter macht, betrifft seine von derselben betriebene Vermählung mit einer braunschweigischen Prinzessin. — Nur die Einführung des geheimen Agenten geschieht in beiden Stücken in etwas verschiedener Weise. Bei Dumas kommt dem jungen Könige diese Idee von Außen, und zwar ist es niemand anders, als der Dichter Molière, der ihm dieselbe an die Hand giebt, bei Hackländer ist es dagegen der Herzog selbst, der sie faßt.

Im Uebrigen hat der deutsche Dichter, als der ursprüngliche Erfinder, seine Idee weit reiner durchgeführt, als der französische Nachahmer, dem dieselbe zu einfach gewesen zu sein scheint. Nicht zufrieden nämlich mit der Creirung dieser mysteriösen Person, hat Dumas noch allerlei Nebenintriguen erfunden, welche für seinen Helden arbeiten müssen, und dabei zum Theil, wie man es ja auch von ihm gewohnt ist, die Aufstellung der unwahrscheinlichsten Combinationen nicht gescheut. So ist es ein junges Bauermädchen, Georgette, welche ihm die erste Nachricht von der intendirten Vermählung bringt; sie hat dieselbe erfahren, indem sie während einer Sitzung des Staatsrathes — unter dem Conseilstisch versteckt war. (Vielleicht hat Herr Dumas für diesen schwierigen Fall die Hülfe des berühmten englischen Taschenkünstlers Herrn Robin in Anspruch genommen, der das hiesige Publikum in seinen Soirées fantastiques häufig mit dem Verschwinden der Madame Robin amüsirt hat.) Dieselbe Georgette vernimmt späterhin durch Belauschen eines Gespräches zweier Dienstleute Mazarin's die Ankunft des spanischen Gesandten, welche dem jungen Könige um jeden Preis geheim gehalten werden sollte, und theilt ihm diese wichtige Nachricht sofort mit. Auf eine noch unglaublichere Weise gelangt Louis zu einer authentischen Kunde über den Stand des Privatvermögens des Cardinals Mazarin. Herr Poquelin nämlich, Tapezier und Kammerdiener des Königs, überreicht demselben eine schriftliche Klage gegen seinen Sohn, den Schauspieler Molière. In das Papier ist zufällig ein kleiner Zettel hineingerathen, der eine von Mazarin an Herrn Poquelin ausgestellte Schuldverschreibung enthält, auf dessen Rückseite sich jedoch ein genauer Status über Capitalbestand und Disposition des Mazarinschen Privatvermögens befindet. Welche Wahrscheinlichkeit, daß ein Mann, wie der Cardinal, mit einem so wichtigen Papiere in so fahrlässiger Weise umging! — Noch andere wichtige Dinge endlich, wie z. B. die Anwesenheit des verbannten Karl II. von England in Vincennes, wo die Handlung spielt; das früher bestandene Verhältniß seiner bisherigen Geliebten Marie von Mancini zu einem Cavalier seines Hofes erfährt er durch eine nächtliche Wache, die er als verkappter Musketier im königlichen Schloßgarten thut.

So viel über das Verhältniß des Dumas'schen Stückes zu dem Hackländers. Wir wollen ersteres nun auch nach anderen Beziehungen betrachten. Es ist schon erwähnt, daß die bedeutendsten historischen Persönlichkeiten in dieser Komödie auftreten und wir haben bereits auch die meisten derselben genannt, — Louis XIV., Anna von Oestreich, Mazarin, Molière, Karl Stuart, Madame Henriette, jene bekannte Schwester Karls, die oft den Beinamen la grande Mademoiselle erhielt, daneben der Herzog von Anjou, Bruder des Königs, der Oberintendant Fouquet, die Staatsräthe Lyonne und le Tellier, der Herzog von Grammont, und viele andere Hofleute. Die Handlung spielt im Jahre 1658 und huldigt in den Orts- und Zeitverhältnissen nicht gerade hyperromantischen Prinzipien, denn dieselbe geht

während des ganzen Stückes zu Vincennes, wenn auch in verschiedenen Lokalitäten, vor, und begreift nur die Zeit vom 25ten bis 26ten September des genannten Jahres in sich. Doch hat sich Herr Dumas diese Regelmäßigkeit, wenn sie anders beabsichtigt ist, nach dem einst von Voltaire gegebenen Beispiele nicht eben allzuschwer gemacht, denn er hat kein Bedenken getragen, Ereignisse, welche der Historie nach ziemlich weit auseinanderliegen, auf diese 24 Stunden zusammenzuhäufen. Die Heirath Ludwigs XIV. mit Maria Theresia von Spanien fand erst im Jahre 1660 statt; Mazarin, der gegen das Ende des Stückes die Leitung der Staatsangelegenheiten in die Hände des Königs niederlegt, blieb vielmehr am Staatsruder bis zu seinem 1661 erfolgten Tode, und das bekannte Auftreten des jungen Ludwig im Parlamente, das in dem Stücke gleichfalls vorkommt, geschah im Jahre 1654, als Ludwig noch sein 16tes Jahr nicht vollendet hatte.

Indeß werden wir am Wenigsten aus diesem Grunde mit dem Verfasser ins Gericht gehen. Nicht so sehr darin liegt für uns eine Verletzung der historischen Ueberlieferung, sondern weit mehr in der Leichtfertigkeit und Frivolität, mit welcher eminente historische und literarische Persönlichkeiten in diesem Stücke behandelt sind. — Immerhin mag der Cardinal Mazarin habgierig, und eifriger darauf bedacht gewesen sein, den eigenen Schatz, als den Staatsschatz zu füllen, — berechtigt das Herrn Dumas, denselben als Prototyp aller Geizhälse hinzustellen, an dem Molière, wie derselbe an einer Stelle des Stückes ausdrücklich sagt, Studien für seinen Avare machen kann!*)

Noch unwürdiger ist es, daß er diesen großen Staatsmann während des ganzen Stückes das Französische mit untermischten italienischen Exclamationen und im italienischen Accent reden läßt, wodurch derselbe französischen Lesern und Zuschauern, die so sehr auf die Reinheit ihrer Sprache halten, im höchsten Grade lächerlich werden muß. Um nur Einiges von dieser corrupten Aussprache anzudeuten, so spricht derselbe fortwährend c für ch, z für j, ou für u und beständig monsou für monsieur. Wie schön macht es sich z. B., einen Mazarin in diesem Accente dem Könige Rechenschaft von seinen politischen Acten geben zu hören! „Jai retenou monsou de Condé hors de France parceque, tout en rendant zonstice à ses grandes qualités comme zénéral, ze connais son carattère comme homme politique. Monsou de Condé, oune fois à la cour au lieu d'être à l'armée, monsou de Condé, n'ayant plus de batailles à gagner, soit pour Votre Majesté, soit contre Votre Majesté, monsou de Condé fera de l'intrigue! il voudra vous marier, non pas selon votre goût ou selon les ézizences de la politique, ma selon ses désirs et ses intérêts, à loui u. s. w. (Act V, Sc. 12.). Man weiß in der That nicht, ob der Dichter sich hier über seine dramatische Person, oder über sich selbst lustig macht! — Ebenso wenig hat das Auftreten der Anna von Oestreich irgend Etwas von historischer Größe. Dieselbe zeigt sich im Verlaufe des Stücks gleich eifersüchtig auf den Staatsminister Mazarin, wie auf ihren königlichen Sohn, und hat gleich wenig Würde als Mutter wie als Regentin.

Das ärgste Quiproquo ist aber wohl mit Molière getrieben worden. Seitdem es in Frankreich und Deutschland Mode geworden, das Leben literarischer Größen, das gewöhnlich so wenig dramatische Elemente enthält, auf die Bühne zu bringen, sind denn auch die Bühnen beider Nationen mit einer Anzahl von Stücken beschenkt worden, in denen Molière auftritt. In Frankreich hat noch neuerdings Georges Sand ein Drama „Molière" geschrieben, und dasselbe sogar am Abende der ersten Aufführung Alex. Dumas dedizirt**) Die berühmte Pseudonyme erklärt in der Vorrede zu ihrem Stücke, daß sie nur die eine Seite von Molières Leben, die nach Innen gekehrte, habe schildern wollen. „Vous", fährt

*) Herr Dumas hat uns demnach, wenn auch nur beiläufig, mit einem „Urbild des Avare" beschenkt, wie uns Gutzkow ein „Urbild des Tartüffe" gegeben.

**) Molière, Drame en quatre actes et en prose par Georges Sand. Dasselbe ist in der bekannten Sammlung des Théâtre français von C. Schütz, Bielefeld, Velhagen & Klasing im Jahre 1851 erschienen.

sie dann, zu Alex. Dumas gewendet, fort, „vous eussiez trouvé moyen, vous, de montrer l'intérieur et l'extérieur de cette grande existence, et vous le ferez quand vous voudrez.“ Ob Herr Dumas diese schmeichelhafte Apostrophe vielleicht als eine Aufforderung betrachtet hat? Ist es der Fall, so hat er die hier ausgesprochenen Erwartungen durch seine Behandlung des Molière keineswegs gerechtfertigt. Sein Molière ist nur das Zerrbild des wahren Molière. Und das Eigenthümlichste dabei ist, daß Herr Dumas vielleicht Wunder glaubt, mit wie vielem Respect er diesen ruhmwürdigen literarischen Vorfahren behandelt, und welche große Verehrung er den Manen desselben bewiesen habe. Denn hat er ihn nicht als „einen großen Mann“ bezeichnet, hat er ihn nicht zum vertrauten Rathgeber seines Königs, zu einem zweiten Marquis Posa gemacht, schwärmt auch sein Molière nicht für die Vereinigung von „Menschenglück und Fürstengröße“? Hat er ihn nicht dargestellt mit dem Könige von Frankreich, in Gegenwart aller Höflinge, tête-à-tête dejeunirend? Ist es nicht Molière, der durch seine Beredtsamkeit den Befehl zur Rückberufung des Herzogs von Condé aus der Verbannung bewirkt? — War es möglich, dem Dichter eine höhere Stellung, einen bedeutsameren Antheil an dem Gange der Begebenheiten anzuweisen? — Eine höhere Stellung schwerlich, wohl aber eine angemessenere, wahrere. War Molière jemals der Marquis Posa seines Königs Ludwig? Dieser Fürst mag zu der Zeit, wo er in sicherer Machtfülle auf dem Throne Frankreichs saß, seinen Hofdichter Molière zuweilen vertraulicher Gespräche gewürdigt haben, wie denn eben auch jenes Dejeuner historisch ist, bei welcher Gelegenheit Ludwig zu den ins Zimmer tretenden Hofleuten, die ihr Erstaunen nicht verbergen konnten, die Worte gesagt haben soll: „Vous me voyez occupé de faire manger Molière, que mes officiers ne trouvent pas assez bonne compagnie pour eux“ (Voyez Lexique comparé de la langue de Molière et des écrivains du XVII. siècle, Introduction par F. Génin, Paris 1846). Doch hat Ludwig wohl nie einen bestimmten Rath in Staats- und Regierungsangelegenheiten von ihm verlangt, man weiß vielmehr aus der Lebensgeschichte Racine's, wie wenig dieser König es leiden mochte, wenn Jemand aus der ihm durch die Verhältnisse und seine Fähigkeiten zugewiesenen Stellung herausging, und bekannt ist sein dem letzteren Dichter so verhängnißvoll gewordenes Wort: „Parcequ'il sait faire des vers, croit-il tout savoir? et parcequ'il est grand poëte, veut-il être ministre?“ — Am Unwahrscheinlichsten aber ist, daß der zur Zeit, wo das Stück spielt, erst zwanzigjährige Ludwig in dem Dichter, der sich gleichfalls damals erst am Eingange seiner literarischen Carrière befand und von seinen klassischen Stücken erst zwei kleinere, l'Etourdi und le Dépit amoureux, geschrieben hatte, bereits den großen Mann der Zukunft erkannt habe. — Wenn aber Dumas den großen Komödiendichter von der einen Seite mehrere Fuß in die Höhe geschraubt hat, so sorgt er dafür, daß das Niveau wiederhergestellt werde, indem er ihn auf der anderen Seite um so tiefer hinunterschraubt. Während nämlich Dumas einerseits den Umstand, daß Molière vermöge der in der Familie der Poquelin herkömmlichen Charge als Tapeziere und Kammerdiener des Königs, in die unmittelbare Nähe Ludwigs gelangen kann, dazu benutzt, ihn als dessen vertrauten Rathgeber auftreten zu lassen, läßt er ihn andrerseits vor demselben Könige klagen, wie ein anderer Kammerdiener sich weigere, mit ihm zugleich das Bette des Königs zu machen, und endlich gar vor unseren Augen gewöhnliche Bedientendienste durch Anmelden der zum Könige eintretenden Personen thun. Bekanntlich war es nach der Historie gerade diese Kammerdienercharge, die übrigens Molière nur subsidiarisch bei Verhinderungsfällen des Vaters verrichtete, welche den jungen Dichter veranlaßte, sich aus Paris zu entfernen und sein Glück in der Provinz als wandernder Histrione zu versuchen, — Molière hat also nie auf dieselbe Pläne zum Heile Frankreichs und des französischen Volks gebaut, und ebensowenig findet sich irgend eine chronologische Uebereinstimmung zwischen den Duma'schen Annahmen und der Geschichte. Denn Molière verließ Paris schon in den ersten Jahren der Regentschaft der Anna von Oestreich, zu Anfange der vierziger Jahre. Nach Voltaire sind die Précieuses ridicules, deren Abfassung in das Jahr 1659 fällt, noch nicht

in Paris geschrieben, und wenn auch Génin dieses behauptet, so scheint doch jedenfalls Molière erst um 1658 nach Paris zurückgekehrt zu sein.

So ist denn diese ganze Rolle des Molière eine bunte Zusammensetzung der unwahrscheinlichsten und widersprechendsten Annahmen und Voraussetzungen, und zugleich thut sich an manchen Stellen eine Prätension und ein gespreiztes Wesen kund, welche hingereicht haben würden, das Genie Molière's im Keime zu ersticken, wenn anders Molière diese schlechten Eigenschaften je besessen hätte. So ruft er z. B. einmal, als er sieht, daß die von ihm angegebene Idee der Existenz eines geheimen Agenten ihre Wirkung gethan hat, mit wahrhaft lächerlicher Emphase aus: Oh, pauvres jouets de l'ambition, du pouvoir et de la fortune, qui prenez pompeusement le titre d'hommes, comme vous êtes bien les mêmes, que vous rampiez à la surface de la terre, soit du temps d'Aristophane, soit du temps de Plaute, et j'allais dire, orgueilleux que je suis, soit du mien!" (Acte V, Sc. 3).

Wenn wir nun, gewisser Aehnlichkeiten wegen, den Dumas'schen Molière eine Reminiscenz des Schiller'schen Posa nennen können, so treten im Laufe des Stückes noch andere Beziehungen auf, welche sich weit entschiedener noch als Reminiscenzen ankündigen. Hierhin gehört namentlich das Verhältniß des jungen Königs zur Nichte Mazarin's, Marie von Mancini. Man kann dasselbe fast eine Reproduction des ähnlichen Verhältnisses nennen, welches die Grundlage von Racine's Bérénice ausmacht, nur freilich, daß dasselbe bei Racine einen unendlich schöneren und edleren Ausdruck erhalten hat. — Der römische Kaiser Titus opfert seine Liebe zu der orientalischen Fürstin Berenice dem Staatswohle und den Wünschen seines Volkes, das keine Fremde als Gattin seines Herrschers sehen will; Louis verläßt seine bisherige Geliebte aus verletzter Eigenliebe, weil er erfährt, daß dieselbe früher ein Liebesverhältniß zu einem Cavalier seines Hofes, dem Herrn von Guiche, gehabt habe. Die Liebe Louis' ist die flüchtige Neigung eines jungen Mannes, der früher schon ähnliche Verhältnisse gehabt hat und bald wieder andere haben wird; die des Titus ist eine tiefbegründete, auf Erinnerungen der Vergangenheit beruhende. Berenice ferner sieht in Titus nur den geliebten Mann, Marie von Mancini weit mehr den König, und sie bittet daher ihren früheren Liebhaber, sich ihrem Glücke nicht entgegenstellen zu wollen. Wer kann wohl ungerührt bleiben bei jenen zärtlichen Abschiedsworten der scheidenden Berenice an Titus:

Mon coeur vous est connu, Seigneur, et je puis dire
Qu'on ne l'a jamais vu soupirer pour l'empire:
La grandeur des Romains, la pourpre des Césars,
N'ont point, vous le savez, attiré mes regards.
J'aimais, Seigneur, j'aimais, je voulais être aimée.

und „Adieu, Seigneur, regnez, je ne vous verrai plus", (Bérénice Acte V, Sc. 7) ist dann ihr letztes, in einer Fluth von Thränen ersticktes Wort an Titus. So willig läßt Dumas seine Heldin ihre glänzenden Aussichten nicht aufgeben. Als wenn er es vielmehr darauf abgesehen hätte, seine Hauptpersonen, nachdem er sie vorher auf ein hohes Relief gestellt hat, wieder selbst herabzudrücken, muß sich Marie von Mancini zu guter Letzt noch durch die niedrigsten Insinuationen selbst beschimpfen. „Oh! je n'ai plus que quelques mots à dire, et je vous quitte", sagt sie zum König, „je pars, j'obéis! mais, en vous obéissant, je vous laisse à une femme que vous n'avez jamais vue, que vous n'aimez pas! à qui vous demanderez de l'amour, et qui ne vous offrira que de la soumission! Alors... alors, la pauvre Marie, qui vous eût tant aimé, et qui eût été si heureuse de vous aimer, vous manquera... Vous regarderez autour de vous: elle n'y sera plus... Alors, ce bonheur que vous refusera votre femme... je me trompe: votre reine! vous le chercherez dans d'autres amours; vous éparpillerez votre coeur sur vingt maîtresses. Que leur demanderez-vous, à ces maitresses, que vous quitterez les unes après les autres? Marie! Marie! toujours Marie!... Mais Marie ne sera plus là... Marie sera loin... Marie sera perdue... Marie sera morte ou folle!... Adieu, Sire! soyez heureux, maintenant, si Dieu le permet.

Diese Apostrophe könnte rührend sein, wenn jene durch den Druck hervorgehobene Stelle sich nicht in derselben befände, mit diesem Beisatze ist sie es nicht. Marie von Mancini ist keine Berenice, aber sie ist wohl noch weniger eine Hermione, die den sie verschmähenden Geliebten mit den Worten entläßt:

Je ne te retiens plus, sauve-toi de ces lieux,
. . . .
Porte au pied des autels ce coeur qui m'abandonne;
Va, cours; mais crains encore d'y trouver Hermione.
(Andromaque Acte IV, Sc. 5.)

Wenn nun dieses Liebesverhältniß von großer Bedeutung für die Entwickelung des Stückes ist, und wir schon darum demselben einige Aufmerksamkeit widmen mußten, so giebt es noch einen anderen Grund, warum wir bei demselben verweilen. Wir glauben nämlich, daß dasselbe von verhängnißvoller Bedeutung für das Schicksal des Stückes geworden ist. Was sollte auch sonst die Ursache des ergangenen Verbotes sein? Gewagte politische oder religiöse Aeußerungen kommen in demselben nicht vor, die Streitfragen der Gegenwart finden nicht das leiseste Echo. Es kann der Regierung wahrhaftig wenig daran gelegen haben, die falsche Zeichnung des Molièreschen Charakters zu unterdrücken, oder die Carrikatur des Cardinals Mazarin nicht aufkommen zu lassen. Allein das Liebesverhältniß der Marie Mancini mit dem Könige und besonders der Ausgang desselben war bedenklich, denn es erinnerte die für Anspielungen so empfänglichen pariser Zuschauer an das ähnliche Verhältniß des Kaisers mit der Gräfin von Theba, der jetzigen Kaiserin Eugénie. Louis Napoleon war, wie man sich aus den Zeitungsberichten des Jahres 1853 erinnern wird, wenige Wochen bevor er die Heirath mit dieser Dame einging, geneigt gewesen, seine Liebe zu ihr dem Staatswohle, d. h. der Vermählung mit einer fürstlichen, den regierenden Häusern ebenbürtigen Person, der Prinzessin von Wasa, aufzuopfern, und nur die Hintertreibung dieser Vermählung durch Intriguen gewisser östlicher Mächte vermochte ihn, eine Heirath „selon son coeur“ einzugehen. Wie sollten diese Umstände aber dem pariser Publikum bei der Scene, wo der König mit seiner Geliebten bricht, um seine Hand für die spanische Infantin frei zu haben, nicht eingefallen sein! — Wir können also nicht anders glauben, als daß eben darin die Ursache des Regierungsverbotes zu suchen sei, obgleich wir allerdings bekennen müssen, keine weitere Beweise für unsere Ansicht zu haben, indem unseres Wissens nichts Näheres über dieses Verbot veröffentlicht worden ist.

Vom dramatischen Gesichtspunkte haben wir die Rolle der Marie von Mancini gerade wie den Molière eine Reminiscenz genannt. Es finden sich in der Komödie des Herrn Dumas deren noch einige andere. Das Stück endet damit, daß Ludwig seine Vermählung mit der spanischen Infantin Maria Theresia dem versammelten Hofe ankündigt und dessen Glückwünsche entgegennimmt. Gerade so enden die Contes de la Reine de Navarre von Scribe, an deren Schlusse Kaiser Karl V. die Vermählung seiner Schwester Eleonore mit dem Könige Franz I. von Frankreich dem Hofe kundthut. Nur ist der Unterschied, daß diese Eleonore in dem Scribeschen Stücke eine sehr wichtige Rolle spielt, und daß diese Heirath zwei Personen, die während des ganzen Verlaufes der Handlung einander zustrebten, vereinigt, während die spanische Infantin, mit der Ludwig sich vermählt, im Stücke selbst gar nicht erscheint. Mit der Chronologie sind freilich beide Autoren gleich willkürlich umgegangen. Denn wie die Vermählung Franzens mit der Infantin Eleonore erst mehrere Jahre nach seiner Rückkehr aus der Gefangenschaft stattfand, so ging auch die Vermählung Ludwigs mit Maria Theresia nicht 1658, sondern erst 1660 vor sich.

Nachdem Herr Dumas alle Welt copirt hat, dürfen wir es ihm wohl nicht verübeln, wenn er im vierten Acte des Stückes endlich soweit geht, sich selbst zu copiren. Dieser Act könnte füglich der Musketieract genannt werden, und erinnert stark an den bekannten Roman des Verfassers: Les trois Mousquetaires. Dumas hat in diesem Acte seinem Hange zu abenteuerlichen Combinationen und ungewöhn-

lichen Verwickelungen, den er in den vorigen Acten ziemlich in Schranken gehalten hatte, in vollem Maaße den Zügel schießen lassen. Wir skizziren denselben mit ein paar Worten. — Die Scene geht des Nachts im Schloßgarten von Vincennes vor. Madame Henriette erlangt durch Vermittelung des die Wache thuenden Musketiers der königlichen Leibgarde eine längst ersehnte Zusammenkunft mit ihrem verbannten Bruder Karl; Mazarin erscheint, um sich in das Gebäude der Orangerie zu begeben, wo er mit dem spanischen Gesandten eine geheime Besprechung haben will; der junge König, der sich dort eingeschlossen befindet, weil ihm dieser Ort als Rendezvous, um ein wichtiges Geheimniß zu erfahren, bezeichnet worden war, steigt aus dem Fenster, und tauscht mit dem wachtthuenden Musketier Hut, Mantel und Muskete; Charlotte, die Geliebte des Herrn von Bouchavannes, jenes Musketiers, kommt, um ihren Liebhaber auf der Wache zu besuchen, und da sie Hofdame der Herzogin Margaretha von Savoyen ist, mit der sich Ludwig, wie erwähnt, vermählen sollte, so theilt sie dem vermeintlichen Bouchavannes die neuesten Nachrichten vom Hofe zu Turin mit. Diese Vermummung verschafft ihm auch Gelegenheit, von der Anwesenheit Karls II. in Vincennes unterrichtet zu werden, und er erfährt, daß derselbe bereits mit dem General Monk in Schottland in Verbindung stehe, und daß es nur der, freilich starken, Summe von einer Million Francs bedürfe, um diesen Mann und seine Armee für sich zu gewinnen. Auch Herr von Guiche kommt, und zwar in der Absicht, für einen Musketier die Wache zu thun, in diesen verhängnißvollen Schloßgarten, und indem der König auch ihn dazu bewegt, ihm seine übernommene Wache abzutreten, hat er die Diesem bestimmte Zusammenkunft mit Marie von Mancini, in welcher er von dem zwischen Beiden früher bestandenen Liebesverhältnisse Kunde erhält, das für ihn Veranlassung wird, mit seiner Geliebten, und so zugleich mit seinen Jugendneigungen überhaupt zu brechen. Hier endlich trifft der noch immer auf dem Posten stehende König mit dem spanischen Gesandten, Don Pimentel, zusammen, der in die Orangerie zum Cardinal wollte, und jetzt natürlich nicht umhin kann, mit dem Könige zu gehen, welcher auf diese Weise eher als der Cardinal die wichtige Nachricht erhält, daß die Königin von Spanien, Gemahlin Philipp's IV., von einem Knaben entbunden worden, und daß also die Hand der Infantin Marie Therese frei ist. Indem er sofort aus eigener Machtvollkommenheit dieses wichtige Bündniß mit dem spanischen Gesandten unterhandelt, hat er sich factisch von dem Einflusse seiner Mutter und des Cardinals emanzipirt, und die Regierung selbst in die Hände genommen. — Dieser Act hat sich somit vor einer spanischen Intriguenkomödie Calderon's oder Lope de Vega's nicht zu schämen!

Damit schließen wir unsere kritischen Bemerkungen über das neueste Werk des Herrn Dumas. Wir haben manches tadelnde Wort aussprechen müssen. Dennoch wird eine Thatsache den Lesern dieses Berichtes nicht entgangen sein, daß das Stück nämlich trotz dem Allen einen wesentlichen Vorzug habe, den nämlich, interessant zu sein und lebhaft zu fesseln trotz seiner Fehler, — ein Vorzug, der allerdings mehr oder minder das gemeinschaftliche Kennzeichen aller Dumas'schen Productionen ist, und gewiß über manche Mängel derselben hinwegsehen läßt. Von der Sprache redeten wir schon und haben auch Proben derselben gegeben. Wir haben hier noch hinzuzufügen, daß dieselbe sich an einzelnen Stellen über das gewöhnliche Niveau der Unterhaltungssprache hebt, und selbst schwunghaft wird. Eine der gelungensten, an der nur ein etwas zu sehr französisches Pathos auszusetzen ist, möchte die folgende sein, in welcher eine Definition des Dichters gegeben wird. Wir theilen dieselbe mit, obgleich sie etwas lang ist. Es ist Molière, welcher sie dem Könige giebt.

Le poëte, Sire, c'est l'homme né pendant un sourire de tristesse de la nature; c'est un composé de joie et de larmes, riant comme un enfant, pleurant comme une femme; laissant sans cesse échapper la réalité pour se mettre à la poursuite du rêve; estimant, à l'égal de tous les biens de la terre, le nuage qui glisse au ciel, et qui change de forme vingt fois en une minute! C'est l'empereur romain désireux de l'impossible, et qui, cependant, satisfait par une illusion, prend la goutte d'eau pour la perle, le ver luisant

pour l'étoile, le caprice pour l'amour! C'est tantôt le pauvre grillon qui chante sous l'herbe enivré de l'âcre odeur des foins fraîchement coupés, roi d'un monde de bluets et de pâquerettes qu'il préfère même à votre royaume, Sire! C'est tantôt l'aigle orgueilleux planant au-dessus des nues, empereur de l'immensité, ruisselant de l'or du soleil, et jetant, de minute en minute, un cri rauque et sauvage qui n'est que l'expression de son impuissance à ne pas monter plus haut, et de sa douleur d'être forcé de descendre! C'est enfin l'homme que vous pourriez faire, comme le disait M. de Conti, conseiller, secrétaire d'Etat, premier ministre; que vous pouvez combler de toutes les faveurs de la fortune et de tous les dons de la puissance, et qui, lorsqu'il a l'honneur de voir son roi, de lui parler, de tomber à ses pieds, demande pour tout don, sollicite pour toute faveur, quatre planches posées sur quatre tonneaux, enfermées par quatre murs, sur lesquelles il puisse faire entrer, sortir, parler, agir, déclamer, rire, pleurer et souffrir, des personnages de fantaisie qui, éclos dans son imagination, n'ont jamais existé que pour lui, et qui cependant sont sa vraie famille, son seul monde, ses uniques amis!... Voilà le poëte, Sire! —

Den mit den literarischen Tagesereignissen vertrauten Lesern dieser Zeitschrift wird es nicht entgangen sein, daß diese beredte Apostrophe als eine Oratio pro domo anzusehen ist, da Dumas bekanntlich seit längerer Zeit bei der Regierung um ein neues Theaterprivilegium, welches ihm Ersatz für sein eingegangenes Théâtre historique gewähren sollte, jedoch bis jetzt noch ohne Erfolg, eingekommen ist. — Nach dieser glänzenden Tirade nimmt sich übrigens die gleich darauf folgende Definition eines Königs desto schaaler und ungenügender aus. „Sire, c'est un homme que la postérité maudit quand il s'appelle Néron, et que les âges futurs bénissent quand il s'appelle Henri IV."

Sonst finden sich in dem Stücke weiter keine Anspielungen und Beziehungen auf die Gegenwart, man müßte eine solche denn etwa in der folgenden Aeußerung Mazarin's finden, in welcher derselbe seine Politik hinsichtlich Karls II. von England rechtfertigt.

La Hollande protège le roi Charles II. à qui je souhaite toutes sortes de prospérités; laissez faire la Hollande, où je le renvoie. Grâce à ce renvoi, elle se fâchera avec l'Angleterre; l'Angleterre et la Hollande une fois fâchées, elles se battront... Les gens qui boivent de la bière, ils ont une fort mauvaise tête!... Ce sont les deux seules puissances maritimes de l'Europe, laissez-les se battre, Sire! laissez-les se détruire leur marine l'une par l'autre, et nous bâtirons une flotte avec les débris de leurs vaisseaux, si je trouve moyen d'économiser assez d'argent pour acheter des clous!...

Wir sagen endlich noch ein paar Worte über die Nebencharaktere, da wir die Hauptcharaktere im Vorhergehenden bereits zur Genüge besprochen haben. — Dahin gehören: Herr Poquelin, Tapezier und Kammerdiener des Königs, der gegen seinen Sohn eine Lettre de cachet erwirken will, weil derselbe Komödiant geworden ist und einen andern Namen angenommen hat; der Capitain der königlichen Leibgarde, Guitaut, der den König nicht respectiren will, weil derselbe ihm noch nie den Auftrag gegeben habe, Jemanden zu arretiren, und der endlich, als Ludwig ihm den Befehl zur Arrestation des Herrn von Guiche ertheilt, in die Worte ausbricht: „Ah! le roi est donc véritablement roi, — il m'a donné l'ordre d'arrêter quelqu'un!*); der tändelnde Herzog von Anjou, jüngerer Bruder

*) Begreift man dagegen eine Rohheit, wie die folgende, als für die Bretter der ersten Bühne Frankrichs bestimmt! Es ist ein Gespräch zwischen Anne d'Autriche und Guitaut.

Anne: Tu m'as donné, toi, plus d'une preuve d'amitié.

Guitaut: Votre Majesté veut dire de dévouement?

Anne: Je n'oublierai jamais que c'est toi, qui as amené le roi Louis XIII. au Louvre, dans la soirée du 5. décembre 1637.

Guitaut: Et qui, après l'avoir amené au Louvre, l'ai poussé dans votre

des Königs, dessen einzige Sorge ist, wie er ein gutes Opiat für seine Zähne und eine neue Pomade für seine Lippen bekomme; der Marquis von Villeroi, der auf die Bemerkung des Herzogs von Anjou, daß Herr von La Feuillade, wie ihm Molière gesagt, ein Quatrain schlecht versifizirt habe, indem er hasarder mit baiser reimte, zur Antwort giebt: La Feuillade est un gentilhomme, Monseigneur, et en cette qualité, il me semble qu'il n'est pas tenu de rimer comme un croquant; Dangeau, der Reichshistoriograph, der mit der ernsthaftesten Miene von der Welt bei einer Lustpartie, welche der Hof macht, sofort die Beschreibung derselben, die er so eben für seine Annalen der Regierung Ludwigs XIV. entworfen hat, vorliest. —

Damit nehmen wir denn von Herrn Dumas Abschied und wünschen, daß seine sonstigen Bühnenerfolge ihn wegen des mit diesem Stücke erfahrenen Mißgeschickes trösten mögen. — Das Théâtre français giebt mittlerweile eine neue Komödie der Mad. Emile Girardin, deren Lady Tartuffe in den ersten Monaten des vorigen Jahres großen Beifall erlangte, La Joie fait peur, und hat den Ulysse von Ponsard wieder aufgenommen, während das Odéon sein Cassenstück vom vorigen Jahre, l'Honneur et l'Argent von demselben Dichter wieder auf die Scene gebracht hat und damit eine zweite zahlreiche Reihe von Vorstellungen zu erzielen scheint.

Hamburg. Dr. **M. Maaß.**

Handbok i Franska Språkl. och Litteraturen för Skolan, Akademien och Hemmet af Dubb. (Handbuch der französischen Sprache und Literatur für Schule, Universität und Haus.) Lund, 1853. 8.

Diese correcte und gut ausgestattete Chrestomathie enthält nach einer kurzgefaßten Geschichte der französischen Literatur in ihrem ganzen Umfange auserwählte, wir dürfen sagen, auserlesene, durch biographische Notizen eingeleitete Abschnitte aus den klassischen Schriftstellern des 17ten, 18ten und 19ten Jahrhunderts. (656 Seiten), und danach (auf CIV Seiten) einen Grammatik, Etymologie und Hermeneutik berücksichtigenden Commentar mit einem dessen Brauchbarkeit erhöhenden Register.

Da die Sammlung chronologisch geordnet ist, so würde der gewöhnliche Uebelstand, der für den Schulgebrauch aus Chrestomathien erwächst, auch hier stattfinden, der nämlich, daß die Anwendung des pädagogischen Grundsatzes, vom Leichteren zum Schwereren fortzuschreiten, nicht hat stattfinden können. Dies voraussehend, hat der gewissenhafte Verfasser (auf Seite 641) ein Register zusammengestellt, welches die nach seiner Meinung inne zu haltende Reihenfolge der zu lesenden Stücke enthält und nach Stylgattungen geordnet ist. In einem Anhang (S. 653) sind als Probe drei Uebertragungen classischer poetischer Stellen in Prosa gegeben.

Da aus Vorangeschicktem hervorgeht, wie brauchbar dies Handbuch für die schwedische Jugend ist, so wäre das Werk des Recensenten hiermit gethan, und es bliebe ihm nur übrig, dem Buche den Fortgang zu wünschen, den es mit allem Rechte verdient. Damit geschähe dem Verfasser Herrn Dubb jedoch sein Recht nicht, dem wir dadurch zu besonderem Danke verpflichtet sind,

---

chambre, où il n'était pas entré depuis six ans, et d'où il n'est sorti que le lendemain, à neuf heures du matin.

Anne: (souriant derrière son éventail) Tu as bonne mémoire, Guitaut.

Guitaut: Bon! et si la mémoire faiblissait, le roi Louis XIV. né le 5. Septembre 1638, serait comme un souvenir vivant pour la rafraîchir. (Acte I, sc. 7).

Was würden die Franzosen sagen, wenn in einem deutschen Bühnenwerke etwas der Art verkäme.

daß er uns in seiner durchdachten Vorrede einige Züge des dermaligen Standes der modernen Sprachwissenschaft in Schweden mittheilt, die die Leser des Archivs interessiren möchten. Diez, Mätzner und Andere sind im Norden nicht unbekannt. Man lernt einsehen, daß der Unterricht in modernen Sprachen nicht ein bloßes Erwerben einer sogenannten Fertigkeit bezweckt, daß die Grammatik folglich aufhören muß, ein Chaos zufälliger Regeln zu sein, und sich der Verpflichtung nicht mehr entziehen kann, die Gesetze und Bedingungen der Spracherscheinungen aufzusuchen. Schweden besitze auch bereits auf dem Gebiete der Grammatik in der „Fransk Språklära von C. M. Olde" eine ganz verdienstvolle Arbeit, die jetzt bereits in den meisten Schulen eingeführt sein dürfte. Die Wahl der Lectüre sei bis jetzt aber vernachlässigt gewesen; man hätte zu dem ersten besten Stoffe gegriffen, und sich um Racine, Bossuet, Molière, Fénélon u. s. w. nicht bekümmert. Namentlich herrschen zwei Vorurtheile, die die Bekanntschaft mit den klassischen Schriftstellern Frankreichs bisher gehindert haben. Erstens fordere man für die Jugend leichte Sachen zum Uebersetzen: einen größeren „Undienst" könne man derselben nicht erweisen; denn in dem Studium der todten Sprachen mache gerade die Schwierigkeit, sich in die Anschauungsweise der Alten zu versetzen, einen Theil der heilsamen Verstandesgymnastik aus, für welche diese Sprachen mit Recht gepriesen werden.

Zweitens verwerfe man „nach einem hier zu Lande allgemein verbreiteten Vorurtheile" die älteren Verfasser, womit man die des 17ten und 18ten Jahrhunderts meint oder mit anderen Worten die am meisten klassischen in der ganzen Literatur und halte sich an die neuesten, deren Werth keineswegs unbezweifelt und deren Sprachreinheit ganz zweifelhaft ist. Daß die Franzosen selbst über diesen Punkt anders denken, beweist der Verfasser aus dem Programm für das französische „studentexamen", examen des bacheliers, und citirt Poitevin's Aeußerung im Wörterbuche: Aujourd'hui la langue française, à part quelques conquêtes heureuses, est encore la langue du dix-septième et du dix-huitième siècle.

Nach den aus diesen in der Vorrede mitgetheilten Andeutungen zu schließen, ist Herrn Dubb's Buch das erste in Schweden, welches auf das Lob einer planmäßig bearbeiteten Chrestomathie Anspruch machen kann, und man würde sich denn nur darüber freuen können, wenn diese erste bessere Chrestomathie daselbst die ersten besten verdrängt.

G. Büchmann.

Programmenschau.

Christian Weise. Ein literar-historische Abhandlung von Hermann Palm. Programm des Gymnasiums in Breslau. 1854.

Eine fleißige und gründliche Arbeit. Der Verfasser weist einleitend auf den trostlosen Zustand hin, in welchen Deutschland im 17. Jhdt. durch Krieg und Fremdherrschaft versunken war. Dann giebt er einen kurzen Abriß von dem äußeren Leben Weise's (geb. 1642, gest. 1708), seinen umfassenden Studien, seinem Lehramt an der Universität zu Leipzig, seiner Stellung erst als Secretair, später als Erzieher in gräflichen Häusern, endlich seiner Anstellung am Gymnasium zu Weißenfels als Professor der Politik, Eloquenz und Poesie. Von 1678 bis kurz vor seinem Tode war er Rector des Gymnasiums seiner Vaterstadt Zittau.

Ungeachtet dieses wechselvollen Lebens und amtlicher Beschäftigung entwickelte er eine vielseitige und rastlose Thätigkeit als Schriftsteller. Otto's Lexicon der Oberlausitzischen Schriftsteller zählt 111 Nummern seiner Werke auf, ohne auf Vollständigkeit Anspruch zu machen. Herr Palm berücksichtigt jedoch hier nur die Werke, die der deutschen Nationalliteratur angehören, nicht die große Anzahl der theologischen, philosophischen, philologischen, pädagogischen und historischen Werke Weise's.

Besonders bemerkenswerth ist sein Verdienst um Förderung der deutschen Sprache, die er aus den Fesseln der classischen Gelehrsamkeit befreit wissen will, und der er einen wesentlichen Platz neben jener in der Schule anweist. Seine Worte sind auch jetzt noch beachtenswerth. „Derohalben ist mein Rath, man setze sowol die gelehrte, als die gemeine Muttersprache zusammen und gedenke, wir lernen nicht darum, daß wir in der Schule wollen vor gelehrt angesehen sein; sondern daß wir dem gemeinen Leben was nütze werden.“ Um den Unterricht in der Muttersprache wirksamer zu machen, ließ er außer anderen Uebungen auch Gedichte anfertigen. „Sofern ein junger Mensch zu etwas Rechtschaffenes wil angewiesen werden, daß er hernach mit Ehren sich in der Welt kan sehen lassen, der muß etliche Nebenstunden mit Versschreiben zubringen.“ „Ist Geschicklichkeit im Reden nothwendig, so folgt auch, daß man der Poeterey nicht ganz entrathen könne.“ Freilich hatte er, wie seine ganze Zeit, von der Poesie eine nicht eben hohe Meinung; sie war ihm Dienerin der Beredtsamkeit, mehr Künstelei als Kunst, nur Scherz und Vergnügen, nicht edles ernstes Ringen um das Höchste. Die Dichtkunst ist nur geachtet, „wenn der Mann etwas Anderes daneben hat, davon er sich bei Mitteln und Respect erhalten kann.“

Bei dieser armseligen Ansicht von dem Wesen eines Dichters und der Dichtkunst überhaupt, darf man in Bezug auf die eigenen Leistungen Weise's nicht einen zu hohen Maßstab anlegen. Herr Palm würdigt ihn nun zuerst als Lyriker (S. 12—19), dann als Verfasser von Romanen, — nach seinem Urtheil Weise's besten Productionen — (S. 19—28), endlich als Dramatiker (S. 29—56). Er giebt überall Belegstellen, die, aus literar-historischem Gesichtspunkte betrachtet, genügen. Für das Drama hätten wir lieber statt der einzelnen Partien ein ganzes Stück gewünscht. Nichts war geeigneter, als dies, uns den Dichter nach seinem ganzen Wesen erkennen zu lassen.

Sollte der Verf., was Jeder im Interesse der Sache dringend wünschen muß, seinem Plane gemäß, seine Studien fernerhin dem Dichter und Gelehrten in umfassendstem Maßstabe widmen, so bitten wir, den ganzen Zeitraum, dem derselbe

angehört, in einem größeren Gesammtbilde darzustellen, nach welchem dann Weise's Thun und Streben, so wie sein Verdienst um Gegenwart und Nachwelt gehörig begriffen und gewürdigt werden kann. Wir zweifeln keinen Augenblick, daß es ihm nicht bloß gelingen wird, sein Ideal in diesen Studien, Kahlerts Monographie über Angelus Silesius, zu erreichen, sondern uns ein Werk zu liefern, welches das Dunkel, das über der ganzen Zeit liegt, erhellt; das Unerquickliche und Unbefriedigende, welches die Sache selbst bietet, genießbar, ja anziehend macht. Die Wissenschaft wird ihm jeden Falls ihren Dank nicht versagen.

Berlin. Dr. Sachse.

Ueber Lessing's „Nathan der Weise", vom Director Riebe. Programm der Saldernschen Realschule zu Brandenburg. 1854.

Der Verfasser klagt über Mangel an Commentaren der deutschen Classiker und macht in vorliegender Abhandlung einen Versuch, diesem Mangel in Bezug auf Lessing's Nathan abzuhelfen. Wir bekennen von vorn herein, mit ihm nicht ganz einverstanden zu sein. Wenn die Verschiedenheit der Sprache, der Gesittung, der Lebensanschauung dem Lehrer zur Erklärung der antiken Schriftsteller Commentare wünschenswerth macht, so ist dieß nur natürlich; von einem Lehrer der deutschen Sprache aber verlangen wir mit Recht, daß er, um die Meisterwerke deutscher Dichtung seinen Schülern zugänglich zu machen, selbst Verständniß und Geist genug besitze. Dieß darf uns aber nicht gegen die vorliegende Arbeit einnehmen, die immerhin tüchtig sein kann, obschon sie uns nicht nothwendig erscheint. Nur daß wir, weil sie nicht fertig, sondern bloß ein „erster Theil" ist, kein hinlängliches Urtheil über ihren Werth gewinnen konnten. Jedenfalls ist die Quelle selbst mit Einsicht und Sorgfalt betrachtet, die Hülfsmittel sind fleißig zugezogen worden. Der Verfasser spricht über „Veranlassung und Zweck des Nathan", erzählt „die Fabel des Stücks," entwickelt „Lessing's theologische Ansichten und ihre Darstellung im Nathan" und schildert endlich die „Person des Nathan". So weit er Resultate giebt, erkennen wir dieselben als richtig an; nur die Polemik gegen den theologischen Zweck des Stücks gelingt ihm nicht recht. Wenn er die Schilderung des Nathan mit den Worten schließt: „Auch wir müssen mit dem Klosterbruder rufen: Bei Gott, ihr seid ein Christ! Ein bessrer Christ war nie!" Aber die Hauptsache, auf die es Lessing ankam, zu beweisen, daß ein solcher Mensch ohne positive Religion, ohne die Lehre vom „Sohne Gottes und seinem Kreuze möglich sei, das hat er durch seine Fiction wahrlich nicht bewiesen," — so meinen wir, daß hiermit auch herzlich wenig bewiesen ist. Das heißt, den Gegenstand aus der Wissenschaft heraus in das Gebiet der subjectiven Ansicht führen, auf dem sich allerdings nicht weiter rechten läßt. Wir könnten allenfalls sagen, Lessing habe ja eben im Nathan einen wirklichen Menschen, seinen genauesten Freund dargestellt; aber er könnte uns auf gut Lessing'sch erwiedern, das sei eine historische Thatsache, die wir nicht beweisen könnten.

Dr. H. Fischer.

In welchem Zusammenhange steht die lyrische Kunstpoesie der Provenzalen mit der mittelalterlichen Kunstpoesie der Franzosen, Italiener, Spanier, Portugiesen und Deutschen? Von C. Sachs. Programm der Luisenstädtischen Realschule zu Berlin. 1854.

Nachdem der Verfasser von dem Ritterthume, das weder aus nordischem noch aus arabischem Vorbilde abzuleiten, gezeigt, daß es wesentlich aus dem Christenthum hervorgewachsen, wendet er sich zu dem bevorzugten Kinde dieses jugendmuthig das Abendland durchziehenden Recken, d.r romantischen Kunstpoesie, welche wie ihr Erzeuger sich zuerst Südfrankreich zu ihrem Tummelplatz ersehen und sich der pro-

venzalischen Sprache für ihre ersten kindlichen Laute bediente. Es werden die Ansichten der Literarhistoriker, welche die prov. Poesie als aus der arabischen hervorgegangen darstellen (mit der sie freilich manche ähnliche Beziehungen verbinden) kurz gewürdigt und besonders die Meinung zurückgewiesen, es sei der Reim aus jener Poesie entlehnt; dieser in seiner einfachen Gestalt ist vielmehr als wesentliches Erforderniß des modernen Sprachgeistes, als ein nothwendiger Ersatz für den bei den analytisch sich entwickelnden Sprachen mehr wegfallenden quantitativen Werth der einzelnen Silben anzusehn. So in einfachster Gestalt, in 6 — 8silbigem Vers mit oft lang hintereinander fortgesetzten Schlagreimen zeigt ihn schon die älteste Volkspoesie, so kannte ihn die Poesie der Jongleurs oder Menestrelli, die als fahrende Sänger von den frühesten Zeiten an umherzogen; die kunstreiche Ausbildung des Reims aber zur Strophe mit springenden Reimen 2c. ist ein Werk der prov. Kunstpoesie: diese formelle Ausbildung ist ihr wesentlicher Unterschied von der Volkspoesie. Die Troubadours waren Hofdichter, Fürsten selbst oder meist Herren und Bürger, die an den Höfen umherzogen und ihre meist der Liebe gewidmeten Lieder oft ertönen ließen, denen wie bei den Arabern mit Geschenken belohnt wurde. Von 1090 bis 1140 zeigt die erste Periode dieser Poesie bewußtes Streben nach größerer Künstlichkeit; von da bis zu Anfang XIII. ihre größte Vollendung in Ventadour, Marveil, Daniel, Born, Borneil und sie endet in ihrer dritten Periode in elegischen und didaktischen, oft sogar sehr gezierten Dichtungen, mit Giraut Riquier. Sie war im Ganzen nach übereinstimmendem Urtheile mehr eine Poesie des Verstandes als des Gefühls, die bei großer Einfachheit des Gedankens bedeutende Zierlichkeit der Einkleidung, und bei aller Gewandtheit des Ausdrucks große Monotonie zeigt. Aber sie hatten den Grundton angeschlagen, über dem sich bald im gesammten Westen die Accorde in mannigfachen Modulationen aufbauten, und genauere Vergleichung zeigt mehr als einen bloßen gleichmäßigen Entwicklungsgang dieser Literatur.

Nordfrankreich neigte mehr zum Epischen als der fast nur lyrische Süden, der wenig selbständige Epen besaß. Dort dichteten Clercs, von der Welt abgezogen, ihre großen Romane, welche durch Conteours verbreitet wurden, bis durch regen Verkehr mit dem Süden, der auf mannigfache Weise friedlich und kriegerisch vermittelt wurde, sich auch im Norden eine Kunstlyrik entwickelte, deren Hauptrepräsentanten Thibaut v. Champagne, Coucy, Brules sind, die sich aber als ein nur halber dürftiger Widerschein des prov. Vorbildes zeigt, dem sie in manchen äußerlichen Einrichtungen ähnlich, aus dem sie sogar durch Uebersetzung Vieles entlehnt hat.

Ebenso eng verwandt und die Mutter nie verläugnend erstand, XIII. init. in Sicilien die italienische Kunstpoesie, deren erste Dichter Ciullo, P. de Vineis, Lentino entschieden provenz. Einfluß zeigen in Inhalt und Form, wenn auch die deutsche Poesie mancherlei an den Hohenstaufischen Höfen beigetragen haben mag. In Norditalien aber war die Einheit so groß, daß viele Italiener prov. Lieder dichteten, während um diese Zeit epische Erzeugnisse in nordfranzösischer Sprache geschrieben wurden. Auf die nordital. Lyriker in der lingua de Si, Guinicelli in Bologna, selbst Guittone und der talentvollste, Cavalcanti in Toscana, XIII. extr. konnten nicht den gekünstelten, in den Fesseln der Scholastik liegenden Ton los werden, der noch in Petrarcas Poesien oft genug den Leser ermüdet; sie standen fern von dem Volksmäßigen, Natürlichen, das die Grundbedingung wahrer Poesie ausmacht.

Gleichfalls in regem Verkehr mit der Provence, stand Nordspanien, in dem manche Dichter zu Anfang prov. schrieben, wo mehrere Troubadours, unter ihnen besonders der Petrarca der Catalanen, Jesias March † 1460, in dem mit dem limousinischen mehr verwandten valenzianischen Dialecte dichteten. Die ersten französischen Hofdichter brauchten die altportugiesische Sprache, in der ein altes Liederbuch aus XIII. med. erhalten ist, das in Form und Inhalt den engsten Zusammenhang mit provenzalischer Poesie verräth; auch die späteren Erzeugnisse portugiesischer Muse, die geistlichen Lieder des König Alfons, die Klagen des Don Macias und besonders die in Resende's Cancionero zusammengestellten Poesien zeigen weniger lyrischen Schwung und tiefe Empfindung, als sich wiederholende

Liebesklagen, mancherlei Künsteleien und spitzfindige Untersuchungen, wie sie vor die Liebeshöfe gebracht wurden, endlich an arabische Poesie erinnernde ausgedehnte Lobpreisungen. Diese Poesie, gleich der spanischen in der zweiten Periode, wie sie in Hernando de Castillo's Cancionero vorliegt, stand fern von dem Volksmäßigen, trat vielmehr als Hof- und Conversationspoesie auf, und beide zeigen eine ganz nach prov. Weise in ein förmliches System gebrachte Metaphysik der Liebe, voll unnatürlichen Zwanges und schulgerecht wiederkehrender Vorstellungen. Santillana und Mena sind die hervorragendsten dieser Dichter an Johanns Hofe. — Bei den Engländern konnte die Kunstlyrik nicht recht gedeihen, weil das volksmäßige Element hier zu bedeutend war, und die anglonormanische Sprache mehr das Epische begünstigte; lange herrschte das französische Idiom, in dem noch Gower († 1408) Gedichte schrieb; aber die Kunstdichter am Hofe Heinrichs VIII. zeigen große Verwandtschaft mit der romantischen Poesie, die sie durch Italien kennen lernten. — Am fernsten steht die Minnesängerpoesie, doch auch sie wurde durch das romanische ritterliche Treiben bestimmt; Sage und Geschichte weisen hin auf französischen Einfluß, und Entwicklung der Poesie wie viele äußerliche Institutionen zeigen manche ähnliche Beziehungen, die ausführlicher besprochen werden.

Nach diesem kurzen Ueberblick über die Entstehung der Kunstpoesie will der Verfasser, da der Einfluß des Provenzalischen sich besonders als formeller zeigt, zunächst die Kunstformen und ihr Vorkommen in den einzelnen Poesien einer Besprechung unterziehen und wendet sich, um hier wenigstens eins abzuschließen, mit Uebergehung der einzelnen Reimarten sogleich zu den verschiedenen Gattungen lyrischer Darstellung, als deren älteste, einfachste, der Vers sich in allen Poesien zeigt, noch mit männlichen Schlagreimen in ganz ungekünstelter Weise. Aber die sich entfaltende Kunstpoesie bildet sogleich Strophen und aus ihnen Canzonen, deren Vorkommen durch alle Idiome verfolgt wird. Die musikalische Begleitung führt auf die Besprechung der speciell mit dem Namen Sonett, vorzüglich von den Italienern ausgebildeten Gattung; worauf die zweite Abtheilung strophischer Gedichte, die nicht der Liebe, sondern irgend einem Dienste gewidmeten Sirventes abgehandelt werden. Nachdem die Bedeutung des Wortes Dienst für diese Poesie erörtert, werden die Sirventes eingetheilt in Lobgedichte a) religiösen b) weltlichen Inhalts als Lob auf Lebende oder Verstorbene 2) Rügelieder nebst literarischen Kritiken, Invectiven gegen Priester, gegen die Schlechtigkeit der Welt, 3) Kriegslieder, unter denen durchgängig die Kreuzzugslieder sich weniger begeistert zeigen, als die Privatstreitigkeiten besingenden Sirventes. — Es folgen die Descort, Lieder, deren Theile in verschiedenen Sprachen oder doch mit verschiedenen strophisch wiederkehrenden Melodien gesetzt sind, welche sich als wesentlich den Lais und dem deutschen Leich homogen zeigen.

Aus der Volkspoesie nahm die Kunstpoesie besonders den Refrain, der in allen mehr volksmäßigen Gedichten auftritt, zunächst in den Albas, welche bei Franzosen, seit Eschenbach auch bei den Deutschen, aber nicht im Süden vorkommen und selbst im religiösen Sinne angewendet wurden; dann in den Pastorelen, welche, wie jene die Zusammenkunft der Liebenden bei Nacht und die Trennung schildern, die Begegnung des Sängers mit einer Schäferin auf der Flur besprechen. Auch Balladen in dem dieser Literatur eigenthümlichen Sinne, wie andere kleinere Gedichte hatten vielfach Refrain.

Entlehnung fremder Verszeilen kommt oft vor, auf ihr beruhen auch die in Spanien und Portugal häufigen Glossen. Wie diese sind sie aus dem Prinzipe spitzfindiger Unterscheidungen hervorgegangen. Die Tenzonen, die franz. als jeux partis, sonst aber nicht in gleicher Form vorkommen, während im Süden die poetischen Fragen, auf die ein andrer Dichter antwortet, zahlreich sind. Als die Spitze dieses Haschens nach Künstelei zeigt der Verfasser endlich einerseits die in allen diesen Literaturen vorkommenden Räthsel- und Buchstabenspiele, wie auch Anagramme und Acrostichien und andrerseits in Bezug auf den Reim die Ronda und Sestine, welche in der Reimstellung bis zu unnatürlichem Zwange ausgebildet sind.

Die Zusammenstellung der wichtigsten gemeinsamen metrischen Grundsätze, sowie der bedeutendsten in allen diesen Literaturen vorkommenden rhetorischen Figuren, Gleichnisse und Hyperbeln würde den ersten Theil der Arbeit, welcher von der for-

mellen Aehnlichkeit der Poesien handelt, abschließen; aber sowohl diese als die ausführliche Besprechung der gemeinsamen Anschauungen und Darstellung der Liebesverhältnisse, d. h. des materiellen Inhalts dieser Poesien mußte aus Mangel an Raum einer späteren Darstellung überlassen bleiben.

Vergleichung der Komödien: Aulularia des Plautus und l'Avare des Molière, von Dr. Bromig. Programm des Gymnasii Arnoldini zu Burgsteinfurt, 1854.

Die vorliegende interessante kleine Schrift ist von dem Director des Burgsteinfurter Gymnasiums verfaßt, einer Anstalt, welche durch die kräftige Leitung ihres jetzigen Vorstandes, sowie ganz besonders durch die wahrhaft väterliche Fürsorge des trefflichen Schulraths Suffrian zu einem neuen schönen Leben heranzublühen scheint. — Hr. Br. macht in seiner Abhandlung zuerst darauf aufmerksam, daß Molière in seinen Lustspielen einen großen Theil der komischen Mittel fremden Quellen entlehnt habe, und erinnert an die Ausbeute, welche ihm Rabelais, Plautus und Terenz boten. Schlegel u. A. haben deshalb bekanntlich die Erfindungsgabe des Dichters angegriffen: unsere Schrift nimmt ihn dagegen in Schutz, charakterisirt durch eine vergleichende Darstellung obengenannter Dramen das Wesen der Nachahmung in Molière, zeigt mit welchen Mitteln und mit welchem Erfolge beide Dichter ihre Aufgabe gelös't haben und versucht dabei das antike und moderne Element der Composition in seiner Verschiedenheit herauszustellen. Nachdem der Verf. in einfacher aber schöner Form die Fabel der Aulularia erzählt und die einzelnen Personen des Stückes richtig und äußerst anschaulich charakterisirt hat, behandelt er in gleicher Weise den Avare und knüpft dann daran eine sehr interessante Untersuchung, aus welcher hervorgeht, daß weder die dramatische noch die psychologische Seite der Composition ausschließlich oder mit besonderem Nachdrucke von Plautus behandelt worden ist. Als Resultat der Untersuchung über die Aulularia läßt sich nach dem Verf. Folgendes aufstellen:

Der Dichter ging nicht von der Idee eines Geizigen aus, sondern von der gegebenen fabula des Geldtopfes. Er versetzte daher nicht einen Geizigen in bestimmte Situationen, um davon dessen Charakter selbstständig zu entwickeln; vielmehr war ihm die Geschichte von einem Alten, der einen gefundenen Schatz ängstlich hütet, eben darum verliert und endlich um den Preis einer Heirath zurückerhält, nur Veranlassung, eine ausführliche Schilderung des Geizes, wie er sich bei diesem bestimmten einzelnen Falle verhält, zu entwerfen.

Diese Charakterschilderung selbst ist vortrefflich und zeichnet die Aulularia vor allen andern Stücken des Dichters aus.

Die Anordnung der Handlung ist in mehrfacher Beziehung mangelhaft, wie ja überhaupt die ars in argumentis dem Plautus in Vergleich mit den übrigen lateinischen Lustspieldichtern fehlte.

Dagegen sind einzelne Situationen, namentlich die Untersuchungsscene IV. 4. und der Monolog des verzweifelnden Euclio nebst der darauf folgenden Scene zwischen diesem und Lyconides, wohl zu den besten des Dichters zu rechnen.

Die Moral endlich des Stückes ist, wie es einem nur auf Erheiterung berechneten Lustspiele entspricht, wie die Sittenlehre der Fabel, eine Klugheitslehre. Der Verstand erfreut sich an dem Aufwande des Scharfsinnes, welcher einem an sich niedrigen Zwecke dienen muß, und hier ist die Wirkung um so größer, da der Geizige seinen Schatz nicht ungeachtet aller Sorgfalt, sondern gerade wegen derselben verliert. —

Die Aufgabe und die Durchführung ist bei Molière ganz verschieden, und die Ansicht des Verf. wird sich den Lesern der Zeitschrift am klarsten darstellen, wenn wir zum Schluß das Ergebniß der Untersuchung über den Avare anführen, welches Hr. Dr. Bromig selbst in folgende Worte kurz zusammengefaßt hat:

Mol. hat sich die umfassende Aufgabe gestellt, das Wesen eines Geizigen in seiner ganzen Erscheinung dramatisch zu schildern.

Die Charakterzeichnung zeigt ein tiefes Eindringen in die Schwächen der menschlichen Natur und große Kenntniß des gesellschaftlichen Lebens.

Die ernsten Seiten des dargestellten Charakters sind durch den Gegensatz der in's Spiel gebrachten Leidenschaften auf künstliche Weise gemildert und zum Tone des Lustspiels herabgestimmt; die komischen mit meisterhafter Kunst und namentlich durch wohlberechnete Benutzung der Plautinischen Komödie ins Licht gestellt.

Durch die Verbindung beider Momente und die Einmischung von Scenen, welche der Posse angehören, hat die Ausführung eine Ungleichmäßigkeit und das ganze Drama einen gemischten Charakter erhalten.

Die Einheit und Wahrscheinlichkeit der Handlung ist durch den Ueberfluß an Stoff und die Beobachtung des Gesetzes von der Einheit des Ortes mehrfach beeinträchtigt worden.

Wenn wir schließlich versuchen, aus der Zusammenstellung dieser Beurtheilung mit der, oben über die Aulularia gegebenen, ein Resultat zu ziehen, welches das Wesen der antiken und modernen Komödie betrifft; so kann es nicht unsre Absicht sein, ein Urtheil über den größeren oder geringeren Kunstwerth beider Dichter aufstellen zu wollen. Beide sind, nach dem allgemeinen Urtheile in ihrer Art schöpferische Talente, welche mit derselben Thatkraft, mit der sie sich durch eigenes Verdienst unter widrigen Lebensverhältnissen Bahn brachen, das Lustspiel ihrer Zeit neu begründeten; die Vorzüge und Mängel ihrer Dichtungen haben ihren Grund in dem Unterschiede der Bildung theils der Dichter selbst, theils der Zeit, in der sie lebten.

Vielmehr scheint das Moment des Antiken und Modernen, welches sich in der Verschiedenheit der Aufgabe und der durch sie bedingten Mittel ausspricht, sich auf den Gegensatz eines reinen Lustspiels und eines Charakter- und Sittengemäldes zurückführen zu lassen.

Die antike Komödie hat vorwiegend den Charakter des Objectiven, die moderne den des Subjectiven. Jene nimmt nicht nur ihren Stoff aus dem beschränkten Kreise das niedern bürgerlichen Lebens und der feststehenden Charaktere, sondern auch die Darstellung ist eine mehr äußerliche und plastische. Sie kehrt nicht den innern Menschen heraus, sondern faßt ihn in seiner äußeren Erscheinung; deßhalb kennt sie auch nicht den Gegensatz der Leidenschaften, welche einander wecken und bekämpfen, sondern nur den Gegensatz des Handelns mit den Verhältnissen, welche es beschränken oder fördern. Sie begnügt sich mit der Erfindung glücklicher Combinationen, der naturgetreuen Schilderung des Affectes und mit der Zuthat eines wirksamen, stets schlagfertigen Witzes. Die beabsichtigte Wirkung endlich des alten Lustspiels ist, verschieden von der des modernen Charakterstückes, nicht die, daß der Zuschauer durch das Verlachen der menschlichen Thorheiten sich über dieselbe erhebe, sondern daß es ihn klüger mache und sein Urtheil in Unterscheidung der Lagen und Personen schärfe.

Mit dem erwähnten subjectiven Element der sogenannten höheren Komödie verbindet sich nun auch von selbst das des Universalen. Wie dort das Lustspiel als Erzeugniß augenblicklicher glücklicher Erfindung nur auf ein bestimmtes Volk und eine beschränkte Zeit wirkt, so hat das Sittengemälde hier eine Beziehung auf die ganze Menschheit und Bedeutung für alle Zeiten, so lange überhaupt die dargestellten Charaktere in der Wirklichkeit sich vorfinden.

Ob der Vortheil auf Seiten des Alterthums oder der neueren Zeit sei, mag anderen Untersuchungen überlassen sein. —

Quel peut être le but d'un Collége français en Allemagne? Programm des französischen Gymnasiums in Berlin, 1854.

Das diesjährige Programm des französischen Gymnasiums, verfaßt von Dr. Ploetz, behandelt unter obigem Titel mehrere pädagogische Fragen von Wichtigkeit, deren Discussion zeitgemäß sein möchte und zu deren Besprechung von verschiedenen Standpunkten in diesen Blättern wir anzuregen wünschen. Wir geben daher in Folgendem den Inhalt des in Rede stehenden Programms etwas genauer an.

Der Verfasser geht zunächst auf den historischen Ursprung der Anstalt, an welcher er Lehrer ist, zurück. Bekanntlich wurde das Collége français von Friedrich III. hauptsächlich zu dem Zwecke gegründet, der französischen Colonie die Möglichkeit einer zugleich classischen und nationalen Bildung ihrer Jugend zu geben und eine Pflanzschule für die Pastoren, Richter und Beamten der durch Sitte, Sprache und selbstständige Verfassung von der deutschen Bevölkerung damals völlig geschiedenen französischen Ansiedlung zu werden. Weniger bekannt dürfte sein, daß schon in dem ersten von 1702 datirten Fundamental-Statut der Anstalt dem Collége als zweiter Zweck die Bildung deutscher Jünglinge bezeichnet ist, welche eine specielle Kenntniß der französischen Sprache sich aneignen und eine Erwerbung derselben mit der Vorbereitung auf die Universitätsstudien zu verbinden wünschten.

Der Verfasser gesteht ein, daß die französische Colonie Berlins fast vollständig deutsch geworden ist und daher eines besondern französischen Gymnasiums nicht mehr bedarf. Aber er weiset den Schluß, den man aus diesem Geständniß machen könnte, die Anstalt in ihrer Eigenthümlichkeit für überflüssig zu erklären, entschieden zurück.

In dem ersten Theile seiner Arbeit sucht er zu zeigen, daß die Existenz eines französischen Gymnasiums, d. h. einer Anstalt, welche mit den deutschen Gymnasien die classische Bildung als Grundlage für die Vorbereitung auf Universitätsstudien gemein hat, daneben aber den besondern Zweck verfolgt, ihren Zöglingen durch Anwendung des Französischen als Unterrichtsmittel in den mittleren und oberen Klassen, eine nicht nur grammatisch und literarisch begründete Kenntniß, sondern auch eine Fertigkeit im Sprechen und Schreiben dieser Sprache mitzugeben, daß die Existenz einer solchen Anstalt eine durchaus zeitgemäße, einem realen Bedürfniß mehr als je entsprechende ist. Zu dem Ende suchte er zunächst die wahre Bedeutung der französischen Sprache für ganz Europa und also auch für unser Vaterland klar aufzufassen und kommt dabei zu dem Schluß, daß für eine Anzahl junger Leute, welche später die Universität besuchen wollen, die specielle Kenntniß des Französischen ebenso Bedürfniß ist, als im vorigen Jahrhundert, daß der Staat selbst dieselbe als Forderung aufstellt, und daß keine andere Anstalt als eine dem französischen analoge diese Aufgabe wirklich erfüllen könne. Er sieht sich dabei genöthigt, dem in Deutschland herrschenden Vorurtheil von der Leichtigkeit der Erlernung des Französischen entgegenzutreten. Wir drucken den hierauf bezüglichen Passus ab:

Je sais bien qu'en avançant cette opinion, je heurte de front un des préjugés les plus répandus parmi mes compatriotes, celui de la prétendue facilité que tout homme sachant le latin trouve à apprendre le français. Ici ma position devient des plus délicates. Cette opinion est une des plus graves erreurs; le français est au contraire une langue très difficile à apprendre. Cependant il n'est guère possible de le démontrer à d'autres qu'à des gens qui en ont fait une étude sérieuse dans toute la force du terme, c'est-à-dire à ceux-là precisément qui n'ont pas besoin de la démonstration. Quand de pénibles efforts, longtemps infructueux, de rudes labeurs suivis enfin de quelques succès, souvent mis en doute, toujours lents et difficiles à obtenir, sont là pour nous faire sentir la vérité, on est suffisamment revenu de toute illusion à ce sujet. Mais les autres — et qu'on n'oublie pas qu'ils forment la majorité — vont tout d'abord, et avec un sérieux imperturbable, m'opposer, comme le meilleur des arguments, la connaissance qu'ils ont eux-mêmes de cette langue que je me plais à leur représenter comme difficile, connaissance qui ne leur a pourtant pas coûté très-cher. Je ne sais, je l'avoue franchement, comment tourner autour d'un pareil argument *ad hominem*, sans bles-

ser les premières règles du savoir-vivre et de la politesse. Force m'est donc de renoncer à une démonstration dans les formes; mais ne pouvant me dispenser de dire quelque chose à l'appui de mon opinion, je vais présenter quelques considérations générales qui, à défaut d'arguments concluants, feront entrevoir où j'en veux venir.

Je dirai donc à mes adversaires, assez heureux pour se trouver vainqueurs sans combat, possesseurs sans travail, que je crois, sauf erreur, qu'il existe dans la connaissance d'une langue une infinité de degrés qu'on pourrait comparer à autant d'échelons d'une longue échelle appuyée contre une haute tour. Cette échelle est d'une construction singulière; car les distances des échelons, très-faibles et très-faciles à franchir en bas, deviennent toujours plus grandes, plus on approche du sommet de la tour. Or, il est dans la nature des choses que, pour bien juger de l'infériorité des positions d'en bas, il faut avoir eu la patience et l'habileté de monter jusqu'au haut, vérité qui s'applique encore avec plus de force à ceux qui ont la vue un peu basse. Sans m'arrêter à cette image, j'ajouterai sans figure que les conditions de l'étude d'une langue étrangère changent essentiellement selon le but que l'on se propose d'atteindre, que la tâche de celui qui veut se borner à entendre sans secours les livres écrits dans cette langue est infiniment plus facile que le travail de ceux qui s'appliquent à la parler couramment et à l'écrire avec facilité. Il ne sera pas inutile de rappeler que, dans ces trois manières de savoir une langue, il y a encore une infinité de degrés à établir. Tel qui croit parfaitement comprendre les prosateurs et les poëtes de tous les temps n'en est pourtant encore qu'à une demi-entente de ce qu'il lit, où le véritable sens des mots et des phrases, la force des termes, le sentiment intime de l'esprit de l'auteur lui échappe plus d'une fois sans qu'il s'en doute. Il faut ajouter que les jugements sévères qu'un étranger se permet de porter, d'imprimer même sur un ouvrage, un auteur, sur tout un genre littéraire doivent quelquefois être mis, en grande partie du moins, sur le compte de l'insuffisance de ses connaissances. J'ai eu l'occasion de voir que de fâcheuses impressions de voyage, qu'on rapportait de bonne foi dans sa patrie, que les critiques sinon fausses, du moins exagérées sur les institutions et les mœurs d'un peuple, n'avaient souvent pas d'autre source.

Quant à l'art de parler une langue étrangère, on ne comprend pas toujours assez que cette facilité de débiter les lieux communs de la conversation ordinaire, la possession complète des invariables questions et réponses de la politesse banale des salons, de ces choses enfin pour lesquelles les langues ont des phrases toutes faites, est encore très éloignée de la faculté de trouver promptement l'expression nette et précise d'une pensée qui est à nous et que nous avons besoin de développer pour la faire comprendre. Si quelques exercices de mémoire, soutenus par cet emploi si utile du temps qu'on appelle à Berlin des *leçons de conversation*, suffisent souvent pour donner la première de ses aptitudes, la seconde ne saurait être, hors du pays où l'on parle la langue, que le résultat d'un travail sérieux, d'exercices gradués, variés et dirigés par des maîtres habiles, d'une étude approfondie des chefs-d'œuvre de la littérature, et qui ne doit pas exclusivement avoir pour objet les célébrités souvent fort douteuses du jour.

Wenn der Verfasser so findet, daß das Collége français de Berlin immer noch zeitgemäß ist, indem es die eine Seite der ihm von seinem Stifter angewiesenen Thätigkeit fortsetzt, meint er doch keinesweges, daß es sich mit dieser begnügen solle. Er will im Gegentheil, daß es zum Ersatz für die andere Hälfte seiner ursprünglichen Aufgabe sich zu einer Vorbereitungsanstalt für philologisch gebildete Lehrer der neueren Sprache umgestalte, daß es eine Pflanzschule der modernen Philologie werde. —

Natürlich ist es diese Seite der Thätigkeit, welche die Aufmerksamkeit der Leser dieser Zeitschrift in erhöhetem Maaße verdienen würde. Es dürfte daher von In-

teresse sein, aus dem Munde des Verfassers seine Auffassung dieser schon öfter besprochenen, aber noch keineswegs erledigten Frage zu vernehmen. Er sagt darüber Folgendes.

Ces considérations, qu'on prendra peut-être pour autant de digressions, se lient pourtant étroitement à mon sujet, car elles étaient absolument nécessaires pour constater la grande lacune laissée dans notre système d'instruction publique par l'absence d'une école préparatoire pour une étude vraiment philologique des langues modernes.

Cette lacune, je crois que le Collége royal français de Berlin est appelé à la remplir en partie.

On n'aura besoin, à cet effet, que de donner une plus grande extension, une plus grande force aux études d'anglais qu'on fait dans notre institution, non pas pour tous les élèves, mais pour ceux-là seulement qui voudront un jour se consacrer spécialement à cette étude, que j'appellerai volontiers, en m'appropriant un terme qu'on hésite encore ça et là à accepter, l'étude de la philologie moderne. On ne s'attendra pas à me voir présenter ici un plan détaillé qui démontre la possibilité d'une pareille combinaison. Un travail de ce genre ne serait pas de ma compétence, et, s'il l'était, il ne pourrait pas entrer dans le cadre restreint de ce mémoire.

Je me borne à aller au-devant d'une objection qu'on ne manquera pas de me faire. On dira que, même en donnant la plus grande étendue possible à l'enseignement de l'anglais dans notre collége, on ne pourrait jamais, sans y jeter la confusion, faire pour cette langue ce que nous faisons pour le français, c'est-à-dire qu'elle ne saurait jamais devenir le moyen d'enseignement dans d'autres leçons que celles qui lui seront particulièrement consacrées. On ajoutera qu'à cette condition seule le Collége français conserverait le caractère qui lui est propre. Je me range de tout mon cœur à cette opinion, et je n'hésite pas à déclarer que, selon moi, le rôle que la langue française joue dans notre institution lui doit être conservé partout et toujours. J'ai néanmoins plus d'une réponse à faire à cette objection.

D'abord, tout en reconnaissant la nécessité de fortes études préparatoires pour ceux qui veulent aller étudier l'anglais dans le pays même, croit-on qu'il y ait un besoin aussi urgent que pour le français d'offrir de bonne heure aux jeunes gens une occasion journalière de se familiariser avec son usage? Qu'on réfléchisse un moment sur la différence de ces deux langues, et qu'on se rappelle seulement quelques points sur lesquels la discussion est impossible.

Le vocabulaire anglais, puisant largement dans celui de l'allemand et du français, a peu de difficultés pour ceux qui savent ces deux langues. Il y a plus, la langue anglaise, appartenant à la même souche que la nôtre, offre par de nombreuses analogies beaucoup plus de facilité à l'Allemand qui veut se l'approprier par la pratique que la française, si contraire sous tous les rapports au génie de l'idiome que nous parlons. Ici encore de nombreux faits viennent à l'appui de mon opinion. Il n'est pas rare de voir un Allemand qui, dans son pays, a surmonté avec succès la grande, l'unique difficulté que l'étude de l'anglais offre aux commençants, celle de la prononciation, s'approprier presque entièrement l'idiome du pays après un séjour d'un an en Angleterre, tandis que le même fait arrive beaucoup moins souvent en France, parce que l'Allemand s'y trouve en présence d'un élément bien autrement hostile à toutes ses habitudes de langage et d'expression.

En second lieu, un coup d'œil jeté sur le programme officiel des écoles réales suffit pour démontrer qu'on y donne à l'étude de l'anglais une part beaucoup moins grande qu'à celle du français, et que par conséquent l'aptitude du maître doit être plus forte encore pour la seconde langue que pour la première. Il est vrai que certains esprits, trouvant cette répartition

très-injuste, ont voulu la changer entièrement en faveur de l'anglais. Cette tentative, analogue à celle qu'on a faite plus d'une fois de mettre dans les gymnases le grec à la place du latin, n'a pas eu plus de succès. Le bon sens public, tout en reconnaissant la supériorité partielle du grec sur le latin, de l'anglais sur le français, n'a pas consenti à un changement qui aurait été également contraire aux traditions historiques et aux exigences de la pédagogie.

Nous n'avons à nous occuper ici que des deux langues modernes. Il suffira donc de rappeler que, si la littérature anglaise offre une lecture plus convenable, une nourriture plus saine à l'esprit de la jeunesse, l'étude du français, de ses formes, de sa syntaxe, a pour des jeunes gens et même pour des enfants, comme moyen pédagogique, une supériorité incontestable sur l'anglais, que son enseignement beaucoup plus philologique que celui de l'autre idiome, est surtout d'une valeur inappréciable pour les élèves qui n'apprennent pas les langues mortes.

Enfin, si l'étude combinée des deux langues est indispensable à tous les adeptes de la philologie moderne, rien n'est pourtant moins dans les intérêts de l'enseignement que les exigences de ceux qui veulent que le même maître les enseigne toutes les deux dans la même institution. Il ne sera jamais donné qu'à des esprits d'élite, et dont la vie aura rencontré les chances les plus heureuses et les plus rares, de posséder à un degré égal les idiomes de ses deux peuples. En général, on fera toujours sagement de partager cet enseignement, et notre collége français aura fait assez pour les écoles réales, s'il réussit à leur donner tous les ans un petit nombre de jeunes gens qui, à une solide instruction classique, joindront la connaissance des deux langues modernes, à un degré bien différent, il est vrai, et qui feront toujours du français la spécialité de leurs études et de leur enseignement. De tels jeunes gens, habitués depuis six ans à l'usage de la langue française, exércés tous les jours à la parler et à l'écrire, pourront sans présomption attendre d'un séjour d'un an, de six mois même en France l'achèvement pratique, nécessaire à leurs études pour faire d'eux des maîtres vraiment capables. Pour cela, ils devront seulement tâcher de ne pas perdre pendant le cours de leurs études universitaires les connaissances qu'ils ont acquises sur les bancs du collége, en attendant le jour où les grands établissements d'instruction supérieure que nous appelons universités, offriront aussi des cours philologiques sur les deux langues modernes, qui, depuis si longtemps, forment une branche essentielle d'enseignement dans les établissements d'instruction secondaire.

In dem zweiten Theile seiner Abhandlung stellte sich der Verfasser die Aufgabe darzulegen, unter welchen Bedingungen eine Anstalt wie das Collége français möglich ist, ohne im Mindesten mit den unveränderlichen Grundsätzen einer tüchtigen und gesunden Pädagogik, mit den Forderungen einer christlichen und deutsch nationalen Erziehung in Widerspruch zu gerathen. Er sucht ferner, eingehend auf die Details der Organisation der Anstalt, zu beweisen, daß der specielle Zweck des französischen Gymnasiums sich, wenn anders die nöthigen Kräfte gewonnen werden, gar wohl mit dem Allgemeinen der Gymnasien vereinigen lasse, eine Grundlage wahrhaft humaner Bildung vermittelst philologischer Studien zu schaffen.

Miscellen.

Beiträge zur Beleuchtung der nichtlogischen Seite der Sprache.

I. Bei Vergleichen ist es häufig, daß man die Eigenschaft, die Beschaffenheit, den Theil eines Gegenstandes mit einem anderen Gegenstande vergleicht, wo man ihn doch mit der Eigenschaft, der Beschaffenheit, dem Theile dieses Gegenstandes hätte vergleichen sollen. Es geschieht dieses bei Comparativen und bei anderen Wörtern der Vergleichung.

a. So singt Horaz nach der Uebersetzung von Voß (Od. 2, 6.):

O, wie mich vor allem Bezirk des Erdreichs
Jener Ort anlacht, wo Hymettus Feldern
Nicht der Honig weicht und das Oel dir eifert,
Grünes Venafrum —

ubi non Hymetto mella decedunt, sollte aber logisch heißen ubi Hymetti mellibus mella non decedunt, d. i. wo der Honig dem Honig des Hymettus nicht nachgiebt und das Olivenöl mit dem des grünen Venafrums wetteifert. Aehnlich ist Hor. od. 1, 1, 23: multos castra juvant et lituo tubae permixtus sonitus; ib. 3, 6, 46: aetas parentum, pejor avis tulit nos nequiores, und Propert. 1, 9, 10: Plus in amore valet mimermi versus Homero. Man glaube nicht, daß solche Wendungen nur in der Poesie vorkommen. C. fam. 6, 18 sagt: domus est, quae nulli mearum villarum cedat, otium omni desertissima regione majus. Das heißt: „Die Muße ist größer als die größte Einöde", sollte aber heißen: Die Muße ist größer als die in der größten Einöde oder als in der größten Einöde. Dahin gehört noch C. orat. 2, 1, 4: nostrorum hominum in omni genere prudentiam graecis anteferre; 1, 6, 23: dabis hanc veniam, ut eorum, quibus summa dicendi laus a nostris hominibus concessa est, auctoritatem graecis anteponam; 1, 44, 197: si cum illorum Lycurgo et Dracone et Solone nostras leges conferre volueritis; 1, 4, 15: ingenia nostrorum hominum multum ceteris hominibus omnium gentium praestiterunt: fin. 5, 12, 34: quae corporis sunt, ea nec auctoritatem cum animi partibus comparandam et cognitionem habent faciliorem.

b. Wir finden dieselbe Ausdrucksweise bei den Griechen. „Blutig troff ihm das Haar, den Huldgöttinnen ähnlich" — singt Homer Iliad. 17, 51 (*αἵματί οἱ δεύοντο κόμαι Χαρίτεσσιν ὁμοῖαι*), es war aber das Haar nicht den Huldgöttinnen, sondern dem Haare der Huldgöttinnen ähnlich. Und Odyss. 2, 121 heißt es: von ihnen wußte keine Rathschläge, die gleich waren der Penelope d. h. denen der Penelope. — Archias läßt (Anth. Pal. 9, 27) das Echo sagen: „Welche Zunge ist gerechter als ich (d. i. die meine — *τίς ἐμεῦ γλῶσσα δικαιοτέρη*) und von der Erinna singt der Dichter (ep. *ἀδ.* 523): „Ihre dreihundert Verse sind gleich dem Homer". — Bei Soph. König Oed. 1507 steht: *μηδ' ἐξισώσῃς τάσδε τοῖς ἐμοῖς κακοῖς* d. i. „nicht mache diese (Mädchen) meinen Leiden gleich", was nach logischen Gesetzen heißen müßte: „Mache nicht die Leiden dieser meinen gleich". Wenn wir Plat. Alcib. 1 a. E. lesen: „Meine Liebe unterscheidet sich nicht vom Storche" (*πελαργοῦ ἄρα ὁ ἐμὸς ἔρως οὐδὲν διοίσει*), so sollte es für den Verstand offenbar heißen: „von der Liebe des Storches".

c. In der hebräischen Sprache ist dieselbe Eigenthümlichkeit. „Eine Stimme hör' ich", heißt es Jer. 4, 31, gleich der „Kranken", d. i. gleich der der Kranken, und Zach. 10, 7: „Ihr Herz freuet sich gleich dem Weine", d. i. gleich der Freude des Weines, die der Wein spendet.

d. Im Deutschen finden wir die genannten Wendungen selten und wohl zumeist in Uebersetzungen aus dem Lateinischen und Griechischen. Doch gehört hierher: „Man sah im Haag, daß er (de Thou) die Sache hinzuschleppen suchte bis gegen den Herbst, wo die den Franzosen weit überlegene Kriegsflotte der Niederländer ihnen wenig nützen konnte" für: „wo die der Seemacht der Franzosen weit überlegene Kriegsflotte der Niederländer". — Leben und Thaten des Admirals de Ruiter, von Dr. Klopp. Hannover 1852. S. 54. Aehnlich ist es auch, wenn es in dem „Wanderbuch eines verabschiedeten Lanzknechts", Wien 1845 — Thl. 4 S. 78 heißt: Nichts desto weniger ist sein Benehmen ganz Cavalier und General, wenn er es sein will, d. h. das eines Cavaliers und Generals oder wie das eines Cavaliers und Generals. Vergl. noch daselbst Thl. 3 S. 57: „Alle großen Städte, Rom, Paris, Wien ꝛc. haben ihre Catakomben. In den ersteren schlummern die Märtyrer der Christenverfolgungen, in den zweiten jene der Revolution, in den dritten die Opfer der Pest, schwarzer Tod genannt, und der türkischen Belagerungen" für: in denen der ersten Stadt ꝛc.

II. Eine eigenthümliche Redeweise ist es, das, was man geschehen läßt, so darzustellen, als thue man es, oder gar positive Begriffe zu setzen, sie aber mehr oder minder in negativem Sinne zu denken.

1. a) Horaz singt Od. 1, 3, 15: „Dem starrte Kernholz und dreifaches Erz um die Brust, welcher den morschen Kahn grausem Wogengewühl zuerst hingab und . . . . nicht scheute des Südwinds Grimm, der als unumschränkter Gebieter die Brandungen Adrias hebet und senket" (nec rabiem Noti . . . timuit, quo non arbiter Hadriae major, tollere seu ponere vult freta). Bekanntlich aber senkt der Sturm die Fluthen nicht, er läßt sie nur sinken. C. de nat. deor. 2, 19 sagt: „Die Sonne bewegt sich so, daß sie die Länder, wenn sie dieselben mit der Fülle ihres Lichts beschenkt hat, bald an dieser, bald an jener Seite beschattet (sol . . . ita movetur, ut, quum terras larga luce compleverit easdem modo his, modo illis ex partibus opacet, d. i. non compleat). Die Sonne läßt die Länder schattig werden, sie macht sie nicht schattig. Plinius schreibt in seiner Naturgeschichte 12, 5: commendatio arboris . . . . non alior major est, quam solem aestate arcere, hieme admittere, wie denn der Lateiner ein „Gehenlassen" manchmal ein „Schicken" nennt. So heißt es bei Columella 5, 6, §. 11: ramos truncosque . . . vel propius ferro compescunt vel longius promittunt, ut vites laxius diffundantur; ähnlich: capillum ac barbam promittere d. i. wachsen lassen.

b) Zu der zweiten Art gehört es, wenn Sallust im Jugurthinischen Kriege C. 94 sagt, die Schilde seien „aus Leder verfertigt, des Gewichtes wegen", d. i. des geringen Gewichtes wegen. Man kann auch hierher rechnen, wenn tantus im Sinne von „so gering" steht. Ceterarum provinciarum vectigalia tanta sunt, ut iis vix contenti esse possimus sagt C. leg. Man. 6. Praesidii tantum est, ut ne murus quidem cingi possit, lesen wir bei Caes. b. g. 6, 35 und b. c. 3, 2: tantum navium reperit, ut anguste XV milia legionariorum militum, quingentos equites transportare possent.

2. a) Bei den Griechen liegt es schon in dem Wortbegriffe von ἐπιτρέπειν und ἐφιέναι, d. i. advertere, admittere, daß sie das Erlauben oft von einer mehr thätigen Seite auffassen. Xenophon sagt in der Anabasis B. 2 C. 2, 23: Wenn uns die Flüsse nicht durchlassen — διήσουσιν d. i. durchschicken. Vergl. 4, 1, 8.

b) Bei Theognis V. 691 ff. lesen wir folgende Sentenz: „Viel' Unwissende haben wohl Geld; die aber nach Höherem streben, die werden gedrückt gräßlich von peinlicher Noth. Beiden nun ist es zu wirken verwehrt; es hindert die Einen Geld, und die Anderen hemmt sicher nicht minder Verstand". Offenbar ist nicht das Geld Hinderniß, sondern der Mangel des Geldes, so wie nicht der Verstand, sondern der Abgang desselben. — Pindar bittet in seiner ersten pyth. Ode V. 138 (nach Dissen V. 71) den Zeus, er möge Syrakus vor dem Angriffe der Karthager (Phönizier) und Tyrrhener bewahren, er singt aber also: „Ich flehe, gewähr' es, Kronion, daß im ruhigen Hause (oder ruhig im Hause) sich halte der Phönizier und das Kriegsgeschrei der Tyrrhener". Wenn diese aber daheim bleiben, so ent-

steht kein Kriegsgeschrei, und wenn sie im ruhigen Hause sich halten, sicherlich nicht. Derselbe Dichter sagt in der vierten Nem. Ode, V. 95 (Dissen 59): Es bereitete ihm durch Hinterlist den Tod Akastus durch jenes kunstreiche Schwert, d. h. dadurch, daß er ihm das kunstreiche Schwert genommen hatte. In der Iliade singt der Dichter V. 13, 166: „Meriones zürnte heftig wegen des Siegs und des Wurfspeers, welcher ihm abbrach", aber er grollte wegen des nicht erlangten Sieges. Bei Sophokles lesen wir (Ajax 674 Brunck): „Heftiger Winde Blasen bringt das seufzende Meer zur Ruhe", was vielmehr vom Aufhören des Blasens gilt, und ferner (das. 178) läßt der Dichter den Chor fragen, ob Artemis dem Ajax zürne „wegen Schenkungen herrlicher Beute, verkürzt darum", wo das im positiven Begriffe Liegende durch den Zusatz: „verkürzt darum" theilweise wieder aufgehoben ist. Im König Oedipus sagt derselbe Dichter V. 25: „Das Land schwindet hin in den fruchterfüllten Keimen der Erde, es schwindet hin in den weidenden Rinderheerden", d. h. wegen Mangels der genannten Dinge. Euripides schreibt (Troad. 549): „In den Wohnungen brachte der allerhellende Glanz des Feuers schwarzen Schein zur Zeit des Schlafes"; offenbar: das Erlöschen des Feuers oder das Abnehmen des Glanzes.

3. Im Hebräischen ist der in Rede stehende Sprachgebrauch, wonach das Geschehenlassen gleichsam als ein Bewirken dargestellt wird, weit verbreitet. Wer kennt nicht die Redensart 2. M. 7, 3: „Ich werde Pharao's Herz verhärten", d. i. hart werden lassen, und Isaias 19, 14: „Jehova mischte unter sie einen Geist der Verkehrtheit", d. h. er ließ zu, daß ein Geist der Verkehrtheit unter sie kam, und das. 6, 10: „Mache fühllos das Herz dieses Volkes und schwerhörig seine Ohren und blind seine Augen", d. h. du wirst bei deiner Predigt zulassen müssen, daß es fühllos und schwerhörig und blind werde. Hunderte von anderen Stellen die bezeugen, daß Jehova alles Verkehrte hasset, so wie der ganze Geist des Judenthums verbürgen diese, dem Geist der Sprache ganz angemessene und einzig richtige Deutung. Wer erinnert sich nicht der Bitte im Gebete des Herrn: „Führe uns nicht in Versuchung"! Und mehrfach kommt in der Bibel die Wendung vor: Gott versuchte den und den. — Nichtverleihen heißt dem Hebräer auch mitunter Wegnehmen. So lesen wir Hiob 39, 17 vom Strauße: „Gott ließ ihn Weisheit vergessen und theilte ihm nichts von Klugheit zu". Und Joel ruft 1, 5: „Wachet auf, ihr Trunkenen, und weinet, und wehklaget alle Trinker des Weines, denn der Most ist abgeschnitten von eurem Munde", d. i. es wird keinen geben; das. 2, 10: Die Sterne ziehen ihren Glanz ein.

4. a) Im Deutschen haben wir für zulassen (sinere) und veranlassen, befehlen (curare, jubere) dasselbe Wort: lassen. Zudem sind die genannten biblischen Redewendungen im Deutschen vollkommen eingebürgert, und obwohl uns die Bibel sagt, daß Gott Niemand versucht, so beten wir doch immer: „Führe uns nicht in Versuchung" und wissen sehr wohl, warum wir beten.

b) Eine Menge Redensarten im Deutschen nöthigen uns, einen darin gegebenen Begriff in Gedanken ganz oder theilweise wieder zu verneinen. So sagen wir: Seine Gesundheit macht ihm viel zu schaffen; sein Vermögen hindert ihn an großen Unternehmungen; dieses Mittel ist gut für den Husten, für Kopfweh, und auf die Frage an einen Genesenen: „Was hat Dir gefehlt?" antwortet er häufig: Seitenstiche, Kopfweh, Gicht 2c. — In der schönen, Arion überschriebenen Ballade, singt Schlegel:

„Und als im Hafen Schiffer kommen,
Bescheidet er sie zu sich her:
„Habt von Arion ihr vernommen?
Mich kümmert seine Wiederkehr".

Die Verbindung des in mit dem Dativ bei „kommen" findet eine Parallelstelle bei Göthe (Buch des Parsen): Tauche Leib und Geist im Feuerbade; wie dort ankommen, so ist hier niedertauchen zu denken; das Wort Wiederkehr aber gehört zu dem Sprachgebrauche, mit dessen Erläuterung wir uns gerade beschäftigen, denn Periander war wegen des Ausbleibens des Arion, wegen der noch nicht erfolgten Wiederkehr bekümmert.

III. Wir haben Bd. 9 H. 3 S. 300 eine Reihe Abweichungen von den Regeln der Grammatik unter dem Namen Enallage zusammen gefaßt. Da gerade die Menge der Beispiele die Wichtigkeit solcher Erscheinungen darthut, so vervollständigen wir unsere dortige Sammlung noch durch einige Belege, Neues hinzufügend.

a) Ein zusammengesetztes Wort wird in der Construction so betrachtet, als ständen die einzelnen Theile des Compositums da, oder ein Adjectiv so, als wäre es ein Substantiv im Genitiv der Mehrheit. So sagt Sturz (Schriften von St. Neue Aufl. Thl. 1 S. 207): Man erzählt, das britische Theater sei ein ekelhaftes Blutbad und ihre Verfassung ein anarchisches Volksregiment; Joh. v. Müller Thl. 29 S. 179: Mit der Zeiteintheilung, hoff' ich, soll es gehen und den Studien die ihrige wieder werden; Becker's Weltgeschichte Ausg. 7 Thl. 2 S. 90: Die Spartaner fielen in Arkadien ein und Archidamus gewann 367 mit den Sicilischen Truppen über die Arkadier und Archiver eine Schlacht, welche die thränenlose genannt wird, da zwar viele Feinde fielen, aber von den Spartanern selbst keiner geblieben sein soll, die aber auch die thränenreiche heißen könnte, wegen derjenigen, welche die Lacedämonier vor Freude über diesen Sieg vergossen, da sie sonst, der Siege gewohnt, sich auch der größten nur mäßig freuten; S. 163: Die athenischen Gesandten erhielten für ihre Stadt, ungeachtet diese vielen bösen Willen gezeigt und viele flüchtige Thebaner bei sich aufgenommen hatten, leicht Verzeihung. — In dem letzten Beispiele ist vielleicht auch Stadt in Gedanken als Bürger, Mitbürger aufgefaßt. Vergleiche Klopp a. a. O. S. 19: Es war nicht zu verkennen, daß Cromwell im Streben für Englands Macht und Größe sich hauptsächlich und zunächst gegen die Niederlande richtete, denn der Welthandel war damals in den Händen dieses betriebsamen Volkes.

b) Auf ein Collectiv ist ein Verb oder Fürwort in der Mehrheit bezogen. In seiner Sakontala (Heidelberg 1820) sagt Herder S. 259: „Es ist ganz richtig, daß die Indier sechs heilige Sammlungen von Schriften unter dem gemeinschaftlichen Namen Sastras besitzen. Die erste dieser Sammlungen sind keine andere, als die vier Bücher des Weda", wo man indeß auch denken kann, der folgende Plural „Bücher" habe Einfluß auf die Construction gehabt. In dem Democritus oder den hinterlassenen Papieren eines lachenden Philosophen (Neue Aufl. B. 1 S. 16) heißt es: Von der zahlreichen Dienerschaft, die nur an hohen Festen zu sehen waren, schienen mir nur zwei eine Auszeichnung zu verdienen. S. auch Klopp a. a. O. S. 6: Die Mannschaft machte das Focksegel klar . . ., aber so klein sie es auch einreffen mochten, der Sturm zerriß es; S. 106: Es schien fast ein Wunder zu sein, daß die ganze Mannschaft der niederländischen Flotte sich so gesund auswies, als wäre sie in Holland gewesen, nicht . . . wo die Sonne ihnen senkrecht auf den Scheitel brannte. Sturz a. a. O. S. 213: Lassen Sie uns gerecht sein gegen dieses Volk; es giebt würdige, große Männer unter ihnen; sie sind ein freundliches, heiteres, gutmüthiges Menschengeschlecht; Göthe (2. Epistel — in Kehrein's deutschem Lesebuch — Dritte Auflage S. 342): Wären mir nur der Mädchen ein Dutzend im Hause, niemals wäre ich verlegen um Arbeit; Phantasiestücke in Callot's Manier 1814 B. 2 S. 172: Um das Volk (der Bühnenhelden) recht von innen kennen zu lernen, muß man eine Zeitlang unter ihnen gelebt haben; J. v. Müller Thl. 34 S. 129: Das Oberland heimelt mich an; sie hatten da mehr Cultur; S. 153: Jener Jude war bei mir und wir sprachen viel von den Hoffnungen seines Volkes, von ihres Gottes und seiner Verheißungen und Führungen Unveränderlichkeit; S. 159: Es ist hin und wieder manche schöne Anekdote, aber es ist sehr beschwerlich, durch die dürre Wüste ihnen nachzuklettern; Andersen (Mährchen, dritte Sammlung von J. Reuscher) S. 79: Die Elfe sagte, daß das Mährchen vom Goldfinger und vom kleinen Peter noch fehlten; S. 130: Eine Anzahl Leute, bestehend aus Schiffern, Kopenhager Bürgern und ein Paar Gelehrten, saßen hier bei ihren Krügen und beachteten den Eintretenden nur wenig; O. Z. von Andersen Thl. 2 S. 39: Das Personal war so gefällig, das Stück noch einmal aufzuführen; das war eine außerordentliche Aufmerksamkeit von ihnen; Ambach (des Prager

Goldschmieds Töchterlein 1850 Vorrede VII): „wenn die Mehrzahl nur noch dem Namen nach Christen waren", wo auch nach dem Substantiv des Prädicats construirt sein mag; Achtundvierzig Jahre. Zeichnungen und Skizzen aus der Mappe eines constitut. Officiers B. 3 (Kassel 1852) S. 137: In diesen Provinzen blühten noch am spätesten das glorreiche Geschlecht der mit den byzant. Kaisern befreundeten Omajaden; S. 145: Mein Häuflein, von dem kaum zehn zu Pferde gestiegen waren, standen wie vom Anblick des Gorgonenhaupts getroffen; S. 179: Vor der Reiterei allen Respekt. Die Schnelligkeit, mit der sie ein vorgestecktes Ziel erreichen, gleicht der Eile des flüchtigsten englischen Renners; Gerstäcker (Reise um die Welt) B. 6 S. 86: Das Volk hörte kaum von solchen Plänen, als es mit wildem Ingrimm Fremde sowohl, wie ihren eignen Magistrat bedrohete; S. 147: Die Amazone hatte unter der Leeseite einiger Inseln „die weißen Hunde" genannt, Anker geworfen und suchte nun hier einen der Fischer zu Lootsen zu bekommen, da es nicht leicht ist, den richtigen Eingang der Min-Mündung zu finden. Das sollte ihnen aber am Anfange fast ebenso schwer werden; S. 156: eine Art Pelikan, von denen sie an diesem Morgen schon mehrere gesehen hatten; Immermann (Münchhausen 2. Ausg. 1841 Thl. 1 S. 145): Vorigen Herbst, als hier das Volk auf der Heide im Lager stand, hatte sich meine Tochter bei einem Gange über Feld unter einen marschirenden Trupp verloren. Ja, von Niemand war sie angetastet worden; sie hatten sie, weil sie müde geworden war, ganz sauber auf einen von ihren Vorspannwagen gehoben; J. v. Müller Thl. 29 S. 239: Ich gestehe, daß ich zur englischen Nation allezeit meine größte Neigung habe, denn sie allein gleichen den Griechen und Römern der alten Zeit und verstehen am Besten ihre Schriften; S. 257: Im Anfange war ich in einiger Unruhe über den Erfolg (meiner Vorlesungen), weil die hiesige und englische Jugend einen freien und unabhängigen Geist hat, welcher Niemanden schmeichelt, und weil sie Kenntnisse und mehrere Einsichten haben und also alles genau zu beurtheilen pflegen; Thl. 31 S. 9: Der Hof zu Wien hatte des Kurfürsten Genehmigung gewünscht; ich wußte, daß mein Hierbleiben ihnen auch nicht unlieb wäre; Thl. 34 S. 47: Mitunter ist manches Körnchen zur Alterthumskunde, die ich dann in meine Speicher gesammelt; Wanderbuch eines Lanzknechts Thl. 4 S. 159: Ober dem Bette hingen ein Paar Pistolen.

c) Partim wird bekanntlich im Latein. bisweilen für alii gebraucht, wie bei Cic. de off. 2, 21; Philipp. 8, 11. Aehnlich im Deutschen. In dem Simplicissimus, herausgegeben von Bülow lesen wir S. 137: Theils verkauften Kleider und was sie sonst lieb hatten, theils gewannen das Geld wieder ab, einige begehrten redliche Würfel 2c.; S. 389: daß sich theils über einen so jungen Kerl verwunderten und bedauerten 2c.

d) Es folgt das Prädicat im Plural, wenn das Subject zwar im Singular steht, aber noch ein Wort durch **mit** oder **nebst** damit verbunden ist. So sagt Herder (Sakontala S. 224): wo Krischen (Krischna) mit den neun Milchmädchen die Nächte hindurch tanzen und singen; Niemeyer (Reise nach England 1822) B. 1 S. 125: Die Hausfrau nebst ihrer Tochter und einigen fremden Damen, wenn sie sich nicht das Frühstück auf das Zimmer bringen ließen, präsidirten dann, schenkten ein 2c.

e) Wo man Mehrzahl erwarten sollte, steht Einzahl. J. v. Müller Thl. 31 S. 49: Dieses und meine Geschäfte in Wien hielt mich auf; Thl. 29 S. 192: Jedermann, selbst die Bauern des Dorfs, rühmt unser stilles und arbeitsames Leben. Anders ist es, aber doch hierher gehörig, wenn Gerstäcker a. a. O. B. 6 S. 154: Der Chinese scheint Bogen und Pfeil viel lieber zu führen, da es schon oft vorgekommen sein soll, daß die Gewehre ihre eigenen Träger in die Luft gesprengt haben, weil diese fast stets das Pulver und die Patronen, was sie bei sich führen, so unvorsichtig und thöricht tragen, daß leicht ein Funke dazu herabfliegen und zünden kann.

f) Fürwörter und Adjective beziehen sich bisweilen nicht auf das grammatische, sondern das natürliche Geschlecht des Substantivs, und zwar nicht

bloß in einem folgenden Satze. J. v. Müller sagt B. 29 S. 282: Warum prangt dort Ihre Excellenz mit dem prachtvollen Titel eines verdienstvollen, weisen und gestrengen Justizraths, da doch eigentlich seine Verdienste alle mit einander in seinem Advocaten-Kleide bestehen; Andersen a. a. O. S. 125: Es waren zwei Feen; die jüngste war zwar nicht das Glück selbst, aber ein Kammermädchen einer ihrer Kammerfrauen. Viele andere Beispiele stehen a. a. O. Archiv B. 9 H. 3 S. 302 u. ff.

g) Für das Pronomen der ersten oder zweiten Person tritt bisweilen das der dritten Person ein, wie im Griechischen. S. Archiv a. a. O. S. 309. Vergl. J. v. Müller B. 29 S. 254: Es ist angenehm und nützlich, sich in meiner Jugend von den Vornehmsten im Vaterlande auf solche Weise geschätzt und geliebt zu sehen; S. 161: Nun ich, überzeugt, sehe, daß der Weg, den ich wandle, nicht allein der Weg der Aufklärung seiner selbst, sondern auch des Wohlstandes und großer Ehren ist, wandle ich meine Bahn ohne Furcht; B. 34 S. 170: Mir geschahen Anerbietungen, über welche sich zu entschließen es der Augenblick jetzt noch nicht ist und auch nicht ganz von mir abhängt.

h) Eine Construction nach dem Sinne, die wir aber als unberechtigt zurückweisen müssen, findet in einzelnen Gegenden Deutschlands bei „geben" und „lassen" Statt. So heißt es in dem Wanderbuch eines verabschiedeten Lanzknechts Thl. 3 S. 113: Es giebt (= es ist) meines Erachtens kein traurigeres Buch als der Don Quixote. Wie häufig wird gesagt: Laß er nur kommen = er mag nur kommen; lassen wir beten = wir wollen beten, u. A.

IV. Es ist bekannt, daß im Lateinischen und im Griechischen häufig ein Pronomen ausgelassen wird, wenn es in demselben Satze oder doch nahe zusammen hätte doppelt stehen müssen. Vergl. C. or. 3, 20: petam a vobis, ut ea, quae dicam, non de memetipso, sed de oratore dicere putetis; n. d. 1, 39: puderet me dicere non intellexisse; divinat in Q. Caecilium 18: dicturum te esse audio quaestorem illius fuisse: or. 2, 71: C. Laelius cum ei quidam malo genere natus diceret indignum esse suis majoribus, „at hercule, inquit, tu tuis dignus", agrar. 2, 36: haec ego vos sperasse me consule assequi posse demiror, wo im vorletzten Beispiele die Auslassung von eum und im ersten die von me härter ist, als im zweiten die von me und im dritten die von te, im letzten die von vos. Hierher gehört noch C. Vat. 13; fam. 1, 17 (commoraturum me nunquam sane arbitror; Rhodum Ciceronum causa puerorum accessurum puto).

Aehnlich ist es im Deutschen. Gerstäcker sagt a. a. O. B. 6 S. 131: Wir wurden in eine Art Comptoir geführt, wo man uns auf höchst artige Weise niederzusetzen bat; Wanderbuch eines Lanzknechts Thl. 3 S. 120: Er ließ Poldel zu sich setzen (für „sich zu sich" setzen); Calderon (übers. von Gries) B. 6 S. 261: Euch dienen wird mein Wunsch, aber nicht beleidigen.

V. Zum Schlusse für diesmal gedenken wir noch des so genannten Oxymorons, d. h. jener Witzfigur, die in zwei auf einander bezüglichen Wörtern einen Widerspruch zu enthalten scheint. Der Name rührt daher, daß in dem Ausdrucke in der That etwas Scharfsinniges (ὀξύ), dem Scheine nach aber eine Thorheit (μωρόν) enthalten ist. Ennius läßt den Appius Claudius zu den Römern sagen, als diese Frieden mit dem Pyrrhus schließen wollten:

> Quo vobis mentes, rectae quae stare solebant
> Antehac, dementes sese flexere? d. i.
> Wohin hat sich der Sinn euch sinnlos jetzo gewendet,
> Der doch richtig vordem sich verhielt?

Horaz singt Od. 1, 34:

> Parcus deorum cultor et infrequens,
> Insanientis dum sapientiae
> Consultus erro: nunc retrorsum
> Vela dare atque iterare cursus
> Cogor relictos,

d. i. so lange ich einer unweisen Weisheit anhangend umher irre, und ep. 1, 12

19: quid velit et possit rerum concordia discors. Catull nennt epithal. 83 die nach Kreta zum Tode zu sendenden Jünglinge und Jungfrauen funera nefunera; Eurip. Med. 6, 8 hat: *ἄδωρα δῶρα*; Aeschyl. Prom. 618: *πόλεμος ἀπόλεμος*; Oppian. Cyneg. 2, 365: *μήτηρ ἀμήτωρ*.

Unsere Schriftsteller machen oft von dieser Redeweise Gebrauch. So ruft A. W. Schlegel aus: „O Eulenspiegel, du weiser Narr, schau auf der heutigen Welt Wirrwarr!" (Kehrein's deutsches Lesebuch — obere Lehrstufe — dritte Aufl. S. 354); Rückert sagt (das. 325): Wir selber fühlen mit fühllosem Rücken lang genug den Druck von eures Feindes Hufen; Göthe (das. S. 353): denn bei uns, was vegetieret, Alles keimt getrocknet auf. — Der Herr sagt Matth. 11, 30: Mein Joch ist sanft und meine Bürde leicht. In den Sprüchwörtern heißt es 27, 7: Eine satte Seele verschmäht den Honigseim, aber einer hungrigen Seele ist alles Bittere süß.

Coesfeld. **Teipel.**

Dr. Ihne's critique on the Paradise lost. *)

At the meeting of the society on Monday evening week, Dr. Ihne, head master of the Mechanics' Institution High School of Liverpool, read an elaborate critique on the Paradise Lost of Milton. We have not space for the whole paper, but the following are some of the leading passages:

„Shakespeare has gone through periods of comparative neglect and admiration; so have Homer and Dante, Horace, Virgil, and Cicero, Voltaire and Rousseau, the Nibelungen and Wolfram von Eschenbach, in proportion as the character of these works was congenial with the age. Shakespeare is now all-ruling. Milton is quite in the „dust and silence of the upper shelf." Perhaps our investigation into the composition and style of the Paradise Lost may help us to understand the causes, and to appreciate the justice, of this extraordinary neglect. * * * The foundation of a reasonable appreciation of the poet was laid by Addison, who first undertook to analyze and to demonstrate the beauties of the Paradise Lost. But Addison was, I should almost be tempted to say, too amiable a critic. He practically followed the rule, which he laid down, that 'a true critic ought to dwell rather upon excellencies than imperfections, and to discover the concealed beauties of a writer.' This is lowering the critic to the position of a paid advocate, instead of raising him to the dignity of an impartial judge. It is the general fault of editors: who are mostly too much in love with their authors to be just. A greater proof, however, of Milton's excellence than the praise of Addison is the disguised censure of Richard Bentley, the greatest of English and the greatest of European critics. Nay, the fact that Bentley undertook to edit the Paradise Lost, proves that he considered Milton a worthy rival of the great poets of antiquity. But in his critical annotations. Bentley very ingeniously and astutely, though, perhaps, not very honestly, exposes the blemishes of the poem, whilst pretending to extol the poet, and to purge his text from the interpolations and corruptions which, as he affects to believe, the incompetent hands of some over-zealous friend and editor introduced into the spotless original of the blind poet. Bentley's criticism is only verbal and textual; he never rises to the contemplation of the poem as a whole: but his remarks are, nevertheless, highly interesting and instructive. They are invariably clever, sparkling with wit and ingenuity, and they indicate the finest appreciation of grammatical propriety and correctness of diction. His proposed alterations are perhaps not in a single instance real emendations of the text.

---

*) Nach dem Berichte der Liverpool Times.

„Dr. Johnson's life of Milton is a very able and useful performance. Johnson was not a blind idol-worshipper. He had his eyes open to see defects as well as merits, and he had the courage and good sense to qualify his praise, where he saw proper. He speaks of the Paradise Lost as 'a poem which, considered with respect to design, may claim the first place; and, with respect to performance, the second among the productions of the human mind.' Milton's numerous editors and biographers, and all the writers on English Literature, as far as I am acquainted with them, express the same transcendant admiration. To name one for all, Macaulay, in that sparkling though half juvenile treatise, which forms the first of his valuable contributions to the Edinburgh Review, expresses the same opinion.

„With reference to the subject matter of Paradise Lost, I find that the general opinion of critics commends it as the best that could have been found. Mr. Hallam, whom I select as their representative, says: —'The subject of Paradise Lost is the finest that has ever been chosen for heroic poetry.' He goes on to say that the Iliad wants completeness; that the subject of the Odyssey is hardly extensive enough for a legitimate epic: that the Æneid is spread over too long a space; that Tasso is superior both in choice and management of his subject to most of these. 'Yet,' he concludes, 'the fall of man has a more general interest than the Crusade.' It is foreign to my plea to criticise Mr. Hallam's rash judgment of the Iliad and Odyssey: nor will I impugn the truth of his concluding sentence, that the fall of man has a more general interest than the crusades, or (to generalize his isolated dictum into a theory) than any event of local or merely partial historical consequences. I allow this to be perfectly correct; but I deny that a subject is adapted for an epic poem in proportion to the general interest it excites. It is true that a subject of this kind secures for the work an attentive hearing, and can hardly fail to make it popular; but the fitness of the subject for an epic poem mainly depends upon other conditions and circumstances than either its religious, or national, or historical interest. The poet must not trade upon a popular idea, but he must be able to create interest where none existed, and maintain it through the variations of political, social, and religious revolutions. The interest must be poetical; this constitutes its title to superiority; all other interest serves merely as a recommendation. The highest questions which agitate the human mind, the inquiries into the attributes of the Deity, the nature of our soul', and our future state, must for ever possess for us the most thrilling interest; but are they, therefore, fit subjects for poetical narrative? The very cause which invests them with the sanctity of religious awe, repels as uncongenial the fictions and illusions of the poet. They may inspire the Psalmist to pour forth his soul in prayer and admiration, and awe, and holy love; but they refuse to be moulded by the epic poet in plastic figures; forms, too, as familiar, beings in which to discern extent, and weight, and colour, and all the grosser attributes of matter. Let not the epic poet plead the example of the sacred writings. It is because of their sacredness that those forms should not be taken from the altar and arrayed as dramatis personae, and made to speak and act like other mortal beings — the earthborn, though ever so sublime, fancies of the poetic muse.

„The mysteries of religion are dangerous ground. The poet cannot be vague and general of his opinions of Deity: he must declare for one or the other dogma. Without well defined outlines, and bold relief, his figures would be lifeless shadows. Thus Milton was unavoidedly led, by poetical necessity, to Arianism: this cannot fail to repel a large number of readers, though so little prominence is given to that dogma, that before the discovery of Milton's Treatise on Christian Doctrine, perhaps few readers suspected its existence. In this rigid generation such hetero-

doxy cannot fail to operate powerfully against the continued popularity of the poem; and it is asserted that already its sale has been impaired since that fatal discovery.

„If Milton has tried to avoid shocking orthodox Christians by his Arianism, which the necessity of poetical anthropomorphism perhaps imperiously demanded, he was, on the other hand, led astray (and again by the peculiarity of his subject) to indulge his natural taste for dogmatic and controversial theology, by giving us his own views on the nature and attributes of spiritual beings, and to give to these views, advisedly and quite unnecessarily, a provoking distinctness. I will refer only to one instance — the elaborate demonstration that angels require food — mixed up with the crudest, not to say puerile, notions of physical science that could disfigure a noble poem.

* * *

„If the subject of Paradise Lost has been found to contain elements that make it in some degree an intractable material for an epic poem, let us examine, if this defect is perhaps compensated by an abundance of other qualities, which may deserve the high praise bestowed upon it by Mr. Hallam and other critics. This leads us to inquire what are the qualities of a subject matter, or, to use a technical term, a fable, which are most favourable for the successful exercise of the epic poet's genius. The answer seems to be simple. The fable must abound in opportunities for exhibiting the moral, intellectual, and physical qualities of men in their contact with one another, with nature and God, in as great a variety as possible, and in such situations as will create sympathy of joy and sorrow in the reader's heart, and tend to raise and ennoble his sentiments. The persons introduced by the epic poet must be varied, to avoid monotony and dulness; they must be such, that we can put ourselves in their position; their actions, their trials, misfortunes, or joys must be akin to those which agitate our own hearts.

„How are these postulates complied with in the fable of Paradise Lost? In the first place, the agents are few in numbers, and this necessarily sets a limit to great variety. The Deity is not prominent, and perhaps too prominent as it is. Then there are the angels, the fallen spirits, Adam and Eve; but five characters to fill up a poem of such length. I anticipate, and shall answer the objection, that there are many angels acting different parts, and demons likewise. This is true arithmetically, but not poetically. If we count up the seraphs and the various spirits of hell, who are mentioned by name, or take a part in the action, we shall indeed obtain a larger number of acting persons; but the characters of these spiritual agents are necessarily so devoid of individuality, that nothing, attributed to any of them, could not have been equally performed by any of the rest. It is the same person acting under different names. The archangel Raphael relates to Adam the fall of Lucifer; Michael draws the veil from future ages, Abdiel returns faithful from the rebellious spirits. What is there in the peculiarity of Raphael that would make him less fit to relate the murder of Abel, than the battle of the spiritual hosts, or to prove his fidelity to God like Abdiel? He cannot be thought either less prophetic or less faithful than his fellow angels. On the other hand, is not Satan the whole Satanic host? What are Beelzebub, Moloch, and Belial, in the Pandemoniac council, but the expression of some slight shade of thought? Their harangues might have been embodied in a lengthened monologue of Satan; there would be no inconsistency if the hesitation of Belial was put into the mouth of Satan as a momentary doubt. And granted that in the council there is a fundamental and irreconcilable difference of sentiment, is there not perfect uniformity of action? In the battle, the exploits of

one might as well have been ascribed to another; there is a variety of names, but no variety of individual character.

„What is the cause of this defect? Is the poet to blame, or the subject? No doubt Milton might have varied the monotonous unanimity of hell by introducing discord, angry feelings, distrust, treason, mutual accusation and recrimination, and other varieties of evil passions among the followers of Satan. On the other hand, he was debarred by the nature of his subject from making those beings really interesting to man by an admixture of virtues. The shapes of the fallen angels are not discernible in the gloom of hell by the lurid gleam of those flames, from which no light, but rather darkness visible, serves only to discover sights of woe. But without light and shade, no picture has roundness of form or lifelike plasticity. Unqualified and unrelieved depravity does not interest; it is not one of the things we feel to be real or possible; it is an abstraction and an idea, not, for us, fortunately, a reality. It is a great mistake to say that Satan appears in too favourable a light; that he is real hero of the poem. He has no qualities which in themselves are good, but only such which may be sanctified by serving a good end, as fortitude, endurance, courage. Who can admire them, unless he admires the end for which they are called into play? True courage is the offspring of righteousness. It steels the sinews of the man, who feels justice on his side: it forsakes him who is inwardly conscious of wrong, and leaves him exposed to the irresistible strength and divine fortitude of justice and truth.

The plan of the Paradise Lost is in all essentials that of the Odyssey, and it has, therefore, all the merits and all the demerits of an imitation. It stands in this respect on a level with Virgil's Æneid. In both we miss the vigour of originality, which imparts peculiar charms to Dante and to the Nibelungen. The poet begins in the middle of his story, and brings up the beginning in the form of a narrative by one of the acting persons. The prophetic relevations of the fate of human race made by Michael to Adam are framed after the visions which Odysseus and Æneas are represented to have seen in the nether world. The prominence given to material battles is quite in the spirit and after the model of the antique epic, especially the Iliad. There is little variety in respect to design. Once adopting the Greek style of architecture, we have little choice and freedom. * *

„We have compared the design of the Paradise Lost to that of a Greek temple. But it is not sacred to a Greek deity; it is like a Christian church, conceived in and devoted to the spirit of our sacred books. Then, what is the meaning of heathen gods and heroes filling the pediments, and the Inetopes, and the frieze? Is this demanded by the adopted style, or does not the object, to which the building is devoted, demand different decorations? Nothing has been so generally blamed in Milton, as his frequent allusions to Greek mythology.

„In the Paradise Lost Milton has so intimately interwoven the imagery of Greek mythology with the Sacred texts, that offence was unavoidable. Jehovah is represented like a Jupiter Tonans; the thunderbolt is his dreaded weapon, it gives him even the appellation of Thunderer; it is the thunder of Almighty wielded by the hand of the Messiah, which decides the doubtful contest of angels and demons, and which helps to give to the poem so much the character of a Titanomachia.

„It is truth that is wanting in Milton's mythological persons, and this want makes us indifferent to them. In Homer they have the reality of life: the poet believes in them, and thus he can succeed in making us momentarily believe in their real existence, and to sympathise with whatever agitates their souls. The same effect cannot be produced by any modern author. The Greek mythology has ceased to inspire with that only true inspiration

which is allied to truth and faith. It may furnish subjects for works of sculpture or painting, which never appeal to our heart and feelings like those of poetry.

„One of the worst, perhaps the worst, instance of the adoption of Greek mythological ideas is that passage in the second book, in which the journey of Satan from hell to earth is described:

'At length a universal hubbub, wild', &c.

„The fact is, Milton's classical learning had communicated to all his thoughts and writings a peculiar colouring; he was unable to rise above the element, into which he had plunged in early youth; though he aspired to 'soar with not middle flight above the Aonian Mount', his wings were too heavy with the element of the Parnassian Hippocrene; he sought his Muse on Oreb or on Sion; but still it was a Muse that he sought, the daughter of Zeus and Mnemosyne, who dwelt among the shady groves of Helicon or Parnassus, and sang in the Olympian Courts the loves of goddesses and the valiant deeds of gods and heroes. —

„We now approach the much-debated topic of the materiality of Milton's spiritual beings. Johnson was the first, as far as I know, to charge Milton with inconsistency on this ground. He makes the following remarks: 'Another inconvenience of Milton's design is, that it requires the description of what cannot be described — the agency of spirits. He saw that immateriality supplied no images, and that he could not show angels acting but by instruments of action; he therefore invested them with form and matter. This, being necessary, was therefore defensible; and he should have secured the consistency of his system by keeping immateriality out of sight, and enticing his reader to drop it from his thoughts. But he has, unhappily, perplexed his poetry with his philosophy. His infernal and celestical powers are sometimes pure spirit, and sometimes animated body, &c.' An attempt has been made by Macaulay to defend Milton against Dr. Johnson's charge. He argues, like Milton himself and Johnson that to describe the agony of spirits to the comprehension of man materiality was necessary. 'Logicians,' he says, 'may reason about abstractions; but the great mass of men must have images. The strong tendency of the multitude in all ages and nations to idolatry can be explained on no other principle.' Thus he justifies materialism. Good. 'But,' he continues, 'Milton wrote in an age of philosophers and theologians. It was necessary, therefore, for him to abstain from giving such a shock to their understandings, as might break to charm, which it was his object to throw over their imaginations. It was impossible for the poet to adopt altogether the material or the immaterial system. He therefore took his stand on the debateable ground. He left the whole in ambiguity. He has doubtless, by so doing laid himself open to the charge of inconsistency. But, though philosophically in the wrong, we cannot but believe that he was poetically in the right.'

„Such is (or was) the opinion of Macaulay, no mean poet himself. I regret that I cannot agree with him. He has taken up a bad cause to plead for, and his arguments cannot mend his case. The truth is, they savour much of sophisms. It is no use trying to reconcile irreconcileables. A line cannot be straight and curved at the same time; nor can a being be corporeal and non-corporeal, or spiritual or non-spiritual. We are, as human beings, partly spiritual and partly corporal, but we cannot drop either spirit or body as we please, nor can we realize the angels of Milton as gifted with that power."

A discussion followed. The remainder of the paper was reserved for the next meeting.

Proben aus W. E. Aytoun's schottischen Cavalier-Liedern,

mitgetheilt von A. Schmidt. *)

1. Edinburg nach der Schlacht bei Flodden. **)

I.

Schlachtberichte! Schlachtberichte!
Horch! es hallt die Gass' herab —
Auf dem Pflaster, durch die Hallen
Dröhnt es von der Füße Trab.
Schlachtberichte? wer der Bringer?
Siegesbotschaft? sagt uns, wer
Bringt uns Gruß vom tapfern König,
Nachricht von dem edlen Heer?
Feuer auf den fernen Hügeln
Sah'n wir schon die ganze Nacht,
Ihr Entlodern hat des Krieges
Erste Meldung uns gebracht.
Schoß nicht zuckend durch den Himmel
Gestern Nacht des Nordlichts Strahl?
Nie geschieht das, als vor großer
Könige und Helden Fall.

II.

Schlachtberichte! Wer der Bringer?
Und am Thor die Menge schreit:
„Wächter, Wächter, öffne hurtig!
Mann — ist jetzt zu warten Zeit?“
Und die schweren Riegel fallen, —
Bange steht das Volk und schaut,
Und ein Schrei des Schrecks und Staunens
Wird aus tausend Kehlen laut.
Denn ein einz'ger schwergetroffner,
Bleicher Mann ist's, den sie schau'n,
Und sein Roß ist matt vor Wunden,
Und sein Panzer ist zerhau'n;
Speerlos hängt ein blutig Banner
Schlotternd in der Hand ihm — Nein!
Nimmer kann das Randolph Murray,
Unser Bürgerhauptmann, sein!

III.

Um ihn drängt das Volk mit Rufen:
„Sag' uns Alles unverstellt!
Randolph Murray, sprich wo sind sie,
Die dir folgten in das Feld?
Wo sind unsere Brüder, Kinder?
Trafen sie auf Englands Macht
Wehe oder wohl — was hat dich
So allein zurückgebracht?“
Leichenhaft des grausen Kriegers
Auge aus dem Stahlhelm blinkt;
Keinen Laut giebt er zur Antwort,
Nur die scharfe Ferse drückt
Sein ermüdet Roß, und vorwärts
Durch die Straßen zieht er stumm;
Väter, Schwestern, Mütter, Kinder
Jammernd, betend rings herum.
„Bei dem Gott, der dich geschaffen!
Sprich, was widerfuhr dem Heer?
Er erhebt des Banners Fetzen,
Und der Frager fragt nicht mehr.

IV.

Die Aelt'sten sind versammelt
Im Stadthaus auf dem Saal,
Sie, denen König Jacob Thurm
Und Mauer anbefahl.
„Schwand, sprach er, eures Armes Kraft,
Ist euer Herz doch echt;
Bleibt in der jungfräulichen Stadt,
Laßt andre in's Gefecht.
Erschallen soll Trompetenstoß
Vom Grenzrevier entlang,
Daß über's Thor ein jedes Ohr
Vernimmt den muntern Klang.

---

*) Eine Notiz über Aytoun und seine Lays of the Scottish Cavaliers findet man im Magazin für die Literatur des Auslands 1854, No. 42—44; dort sind zwei von den Liedern mitgetheilt, welche die politische Parteistellung des Dichters besonders scharf bezeichnen; die beiden hier folgenden Gedichte dagegen sind die einzigen, deren Inhalt der älteren schottischen Geschichte entlehnt ist und deshalb zu keinen Ausfällen auf die Gegner der Stuarts Anlaß gab.

**) Die Schlacht bei Flowden, in welcher König Jacob IV. (als Bundesgenosse Frankreichs) mit der Blüthe des schottischen Adels und dem Kern der Edinburger Bürgerschaft gegen die Engländer unter Surrey fiel, fand am 9. Septr. 1513 statt. Man erwartete nach ihr einen Angriff auf Edinburg, aber die englische Armee war selbst zu sehr geschwächt, um ihren Sieg verfolgen zu können. Das Stadtbanner, welches in dem Gedicht eine große Rolle spielt, wird bis auf den heutigen Tag in der Bibliothek der Faculty of Advocates aufbewahrt.

Doch wenn des Himmels Fügung mir
Zurückzukehren wehrt,
Wenn statt der Schotten Siegsgeschrei
Ihr Englands Trommel hört,
Dann läutet Sturm von jedem Thurm,
Dann schnallt den Panzer an,
Besetzt die Mauer rüstiglich
Und steht für Einen Mann.
Wenn krachend auch das letzte Dach
In Feuerflammen dampft,
's ist besser so, als daß ein Feind
Dunedins Straßen stampft!"

V.

Herein trat Randolph Murray,
Sein Schritt war schwer und schwach,
Und wie er abthat seinen Helm,
Sein Aug' in Thränen brach;
Sie fielen auf die Bräune
Und auf die Schuppenhand,
Wie schmerzvoll auf sein Schwert gelehnt
Er um sich starrend stand.
Und alle, die ihn sahen,
Kam Furcht und Bangen an,
Denn nimmer gab's im Lanzenstoß
So eisern kühnen Mann.
Sie wußten: furchtbar lautet
Des trüben Boten Mähr' —
Und alle waren Väter,
Und die Söhn' im Königsheer.

VI.

Auf stand vom Sitz der Schultheiß,
Ein wackrer alter Mann,
Vom alten Ruhm und Ritterthum,
Der manchen Preis gewann.
Ein kleiner König, waltet' er
Der erste in der Stadt,
Ein Mann der gegen Fürst und Peer
Des Städters Recht vertrat.
Er hat die Schaar vom Borough-Moor
Marschiren sehn zum Krieg,
Mit Jauchzen, und mit Kling und Klang,
Mit Jugendlust und Jugendschwank,
Als ging' es in den Sieg.
Doch was noch näher ging an's Herz —
Mit stolzem Vatersinn
Sah seiner Söhne letzten er
An Randolphs Seite ziehn,
Das Haupt behelmt, den Fuß bespornt,
In lichter Kampfbegier;
Der Heldenknabe trug so stolz
Dunedins Schlachtpanier!
O! gramvoll war nun des Greises Blick,
Und es stockt' ihm jedes Wort:
„Auf, Randolph, deine Botschaft,
Ob's auch das Herz durchbohrt!
Jammer steht in deinen Zügen,
Tod auf deinem Angesicht;
Sprich, meld' uns Fall und Untergang —
Denn Schande ist es nicht!"

VII.

Des stolzen Kriegers Seele rang
In bittrer Schmerzensqual;
Dreimal begann er, es erstarb
Das Wort ihm jedesmal.
Gab dann das zerfetzte Banner
In des Greises schwache Hand:
„Weiter nichts, so sprach er, bring' ich
Von den Tapfersten im Land.
Ja, ihr mögt es wohl beschauen,
Denn sie wahrten's lang' und gut,
Eure Brüder, eure Söhne,
Heldenkraft und Heldenmuth.
Um das Banner pfeilgetroffen
Sanken alle auf den Plan,
Grimmig, unbesiegt im Tode,
Feindwärts schauend, Mann für Mann.
Ja, ihr mögt es wohl beschauen,
Mehr als Ehre haftet dort, —
Sonst fürwahr vom Feld des Jammers
Bracht' ich's nicht an diesen Ort.
Köstlicherer Purpur färbte
Kein Panier bis diesen Tag,
Und kein andres Grabtuch liege
Auf dem Busen, wo es lag.
Schotten, hört mich! wahrt das Banner
Wie ein Heiligthum, denn wißt,
Daß der Fleck, den ihr drauf sehet,
Eures Königs Herzblut ist!"

VIII.

Wehe, wehe, Tod, Verzweiflung!
Welch ein Jammerschrei im Saal!
Wittwen, Jungfraun, Mütter, Kinder,
Kreischend, schluchzend allzumal!
Durch die Straßen braust die Kunde,
Todesschrecken vor ihr her:
„Jesus Christus! Unser König,
König Jacob ist nicht mehr!
Schütz' uns, heilige Maria,
Die am Kreuz des Sohnes stand!
Fluch dem schwärzesten der Tage,
Welchen Schottland je gekannt!
O der Gute, o der Edle,
Unser König umgebracht!
Wehe uns und wehe Schottland!
Söhne, Männer, gute Nacht!
Glaubt nur, manche kommen wieder,
Alles fiel nicht in der Schlacht!"
Bis die Eiche, die im letzten
Winter brach, sich richtet auf —
Frauen, Mütter von Dunedin,
Wartet ihr vergeblich drauf!

IX.

Grabesstill ist's auf dem Stadthaus,
Ob auch von der Trauer Schmerz
Wie von wilden Sturmes Toben
Dort erbebt manch starkes Herz.
Solch ein Schlag macht wohl erbeben!
Solch ein Fall ist Thränen werth!
Er war hin, ihr Fürst, ihr Abgott,
Den sie so geliebt, geehrt!
Wie des jüngsten Tages Glocke,
Dröhnend hoch in Engelshand,
Kam die Kunde der Verzweiflung
Auf die Aeltesten im Land.
Faltet, ringt die welken Hände!
Senket das bereifte Haupt!
Gott ließ nur die Schwachen übrig,
Hat die Starken euch geraubt!

X.

Und der Schultheiß, er erhob sich,
Seine Lippen ohne Blut,
Doch ein Leuchten auf der Stirne,
Und im Auge helle Glut.
„Du hast hier gesprochen, Randolph,
Wie ein Mann und ein Soldat,
Und du hast vollbracht ein Wagniß,
Wie's vielleicht kein andrer that.
Du, ein Ritter und ein Hauptmann,
Tratest uns vor's Angesicht,
Stehst lebendig da im Panzer
Zu dem gräßlichen Bericht!
Sei mein Zeuge, Gott! ich glaube,
Daß du höh'res Lob erwarbst,
Als wenn du an deinem Platze
Ueber meinem Sohne starbst.
Er ist todt — genug, ich weiß es.
Gebe Gott uns heute Kraft!
Aber sprich, wie focht im blut'gen
Kampfe unsere Bürgerschaft?
Bei Marias Macht! Es wäre
Ein Gewinn im bösen Spiel,
Wenn kein Schottenfuß zurückging,
Als der Königslöwe fiel!"

XI.

„Keiner ließ von ihm! Und ziemend
Liegt er dort nach Königsart;
Um ihn kalt auf Floddens Hügel
Ritter, Edle rings geschaart.
Unter allen tapfern Herzen,
Die ihn mit Gebet gesandt,
War kein einz'ges, das nicht gestern
Treu bei seinem König stand.
Hättet ihr, o meine Freunde,
Bei des Tages letztem Strahl
Englands Lanzenvolk gesehen
Um den grausenhaften Wall!
Wie um's Lager auf der Haide
Gierig kreist der Wölfe Hauf,
Sah der Feind zu uns mit Blicken,
Die nach Blute lechzten, auf.
Aber vor ihm stand 'ne Mauer
— Schaudernd ging's durch Mark und Bein
— Jeder Tritt ein Schottenpanzer,
Eine Leiche jeder Stein!
Und dahinter lag der König
Mit dem Schwertstumpf in der Hand,
Neben ihm Montrose und Athol,
Vorn ein Fürst aus Feindesland.
So dicht lagen sie zusammen,
Daß beim hellen Sternenlicht
Ich es nicht erkennen konnte,
Wer schon todt und wer noch nicht.
Wen'ge lebten noch, als Surrey
Mit dem matten Heer entwich;
Als die englische Trompete
Blies, nur Sterbende um mich.
Da, gebeugt auf unsere Helden,
Drückt' ich ihm die Augen zu,
Nahm von seiner Brust das Banner
— Dies — und ließ ihn seiner Ruh'.
Donner grollte in den Bergen,
Als ich mich hinwegbegab,
Und auf Flodden hingen Wolken,
Wie ein Bahrtuch, schwer herab."

XII.

Also schloß er. Und die Andern
Saßen mit gebeugtem Muth,
Stumm von Schmerz betäubt, gleich Leuten,
Die im Brüllen wilder Flut
Ihre eignen lieben Hütten
Fortgeschwemmt verschwinden sehn,
Und in's siedende Gewässer
Starrend, noch am Ufer stehn.
Aber heft'ger rast der Aufruhr
Draußen vor dem Stadthaus-Thor;
Dort, mit Wehgeschrei und Klagen,
Sammelt sich ein Frauenchor.
Von den düstern Thürmen hört man
Grabgeläute hohl und bang',
Und des Misereres Töne
Schweben durch den Glockenklang.
Bürger eilen durch die Gassen,
Schrecken zieht allüberall;
Nach dem Feinde auszuschauen,
Eilen Tausende zum Wall.
Von den Bergen strömen Säulen
In die trägen Lüfte hin,
Kundschaft bringend von der Grenze,
Daß dort Englands Heer erschien.
Vor den Thoren Flucht und Schrecken,
Furcht und Jammer in der Stadt —

Dich behüte Gott, Dunedin,
Deine letzte Stunde naht!

XIII.

Nein, noch nicht, du hohe Jungfrau,
Soll ein Feind dich fallen sehn,
Ob die Besten von den Deinen
Auch nicht auf der Mauer stehn.
Nein, noch nicht! der Geist der Väter,
Könnt' er so erloschen sein?
Halt' als einen Schild ihn vor dich,
Und du trotzest Stahl und Stein.
Derer, die sich dir geopfert,
Denke, als es Missethat
Hieß, ein Schotte sein, und Wallace
Beizustehen, hieß Verrath!
Sind sie stumm an dieser Stätte,
Welche ihre Asche barg?
Steigt nicht mahnend eine Stimme
Auf aus jedes Kriegers Sarg?
Auf! — so tönt es — schirmt die Freiheit,
Die gegründet unser Blut;
Auf! und schützet unsre Gräber
Vor des Feindes Uebermuth!
Auf! und könnt ihr sie nicht retten,
Kommt zu uns im Flammensturm,
Und den letzten Schotten decke
Mit Gekrach der letzte Thurm!

XIV.

Lauter wird das Schreien draußen,
Wilder noch der Glocken Schall;
Mütter jammern um der Kinder,
Jungfraun um der Brüder Fall.
Schrecken und Verwirrung siegten,
Bis vom Sitz der Schultheiß stand,
Ruhevoll, als wär der bittre
Leidenskelch nicht ihm gesandt.
Seinem Gram entrafft der alte
Häuptling sich mit Festigkeit;
Wie er stand, so schien's, er fühlte
Nur das allgemeine Leid.
Sprach: „Erhebt euch! Um Vergang'nes
Lange trauern, bringt nicht Nutz;
Ward der König uns entrissen,
Braucht sein Sohn nun unsern Schutz.
Diese Stadt zu schirmen, haben
Wir gelobt, vor jedem Feind,
Und den Eid, den wir geleistet,
Bin zu halten ich gemeint.
Nahe ist der Tod uns, Brüder;
Ja, er scheint uns nicht so fern
Als der Schaar, die gestern hinsank
Um den König, ihren Herrn.
Geht mit Fassung ihm entgegen,
Ohne Furcht nach Männerart;
Bluten dort auch unsre Herzen,
Hier, hier zeigt euch fest und hart.
Auf, erhebt euch! Stunden eilen,
Arbeit haben wir vollauf;
Durch die Stadt macht schnell die Runde,
Weckt den Muth der Bürger auf!
Sammelt die zerstreuten Leute,
Schwingt das Banner noch einmal, —
Randolph Murray, trugst du sonst es,
Sei auch heute unsre Wahl —
Schotten, werdet ihr es hüten?
Seht sein blutig Königsmal!

XV.

„Laßt die Trauerglocken schweigen!
Dazu ist es Zeit genug,
Wenn für Schottlands starke Veste
Auch die letzte Stunde schlug!
Nicht aus Schrecken laßt sie tönen,
Nur zur Warnung schlagt sie an;
Wenn sie nächstes Mal erdröhnen,
Waffne Knabe sich und Mann.
Heißt die Weiber nicht mehr jammern —
Denken sie, ihr kläglich Thun
Bringt die theuren Todten wieder,
Die im Blut auf Flodden ruhn?
Heißt sie schweigen, oder lieber
In die Kirchen sämmtlich gehn,
Dort die heil'ge Gnadenmutter
Und den Heiland anzuflehn,
Daß der Keil der Donnerwolke
Ueber uns nicht niederfährt,
Daß in Blut und Raub und Flammen
Schottlands Glanz sich nicht verkehrt.
Heißt sie gehn, da niemals Frauen
Ein Gebet so nöthig war.
Englands Volk soll sie nicht finden
Am umklammerten Altar.
Nein! sind wir bestimmt zu fallen,
Laßt uns fallen Mann und Maid,
Und uns alle zu verschlingen,
Oeffne sich der Abgrund weit!
Nimmer leg' ein roher Lanzknecht,
Weil noch glimmt ein Feuerbrand,
An die Schwestern unsrer Helden
Seine heiße freche Hand!
Auf! Erhebt euch, meine Brüder!
Aber tönt in naher Frist
Mahnendes Geläut, das leichtlich
Unsre Todtenglocke ist,
Laßt uns noch einmal uns treffen,
Einmal Aug' ins Auge sehn,
Und als wäre nichts zu fürchten,
Dann auf unsre Posten gehn.
Gott der Vater läßt sein Volk nicht
In der letzten Stund' allein;
Er wird, wenn sonst Alles sinket,
Eine feste Burg uns sein.

Bersten unter uns die Wälle,
Kracht ob unserm Haupt der Thurm,
Brüllt in flammender Verheerung
Durch die Stadt des Feuers Sturm,
O so giebt's noch eine Zuflucht,
Welche noch kein Feind erreicht,
Wo des Kriegers Lärm und Mahnung,
Wo Trompet' und Trommel schweigt.
Dort sehn wir die Söhne wieder,
Die auf Floddens kaltem Feld
Gott für Vaterland und König
Abrief in die bessre Welt.
Dort bei unsern Theuern schütteln
Alle Erdenqual wir ab;
Und der Heimat Asche werde
Unser allgemeines Grab!"

2. Das Herz des Bruce.

Es war ein Morgen im April,
Und Reif lag auf dem Land,
Da klang das Hüfthorn des Lord James
So laut am Felsenstrand.
Einhundert Ritter eilten wir
Herbei in dunkelm Kleid,
Und packten unsre Rüstung ein,
Manch' Schiff lag da bereit.
Die Küste schwand, wir sahn zurück,
Und stille war's am Bord;
Die lange Welle strich den Schaum
Von unsern Spuren fort.
Und schwächer ward der Purpurschein
Auf fernem Berg und Wald,
Und nur Ein Herz im ganzen Schiff
War ruhig, still und kalt.
Lord Douglas schritt wohl auf und ab,
Doch bleich war sein Gesicht, —
Wie war sonst, wenn zum Kampf er ging,
Die Wange ihm so licht!
„Komm her, Sir Simon von dem Lee,
Komm her, mein Ritter treu;
Ich muß dir sagen, was mir ist,
Sonst drückt's das Herz entzwei.
Du weißt, was König Robert sprach
An seinem Sterbetag,
Wie er mich hieß, sein edles Herz
Zu nehmen, wo es lag,
Und legen in den heil'gen Grund,
Wo einst der Heiland litt,
Weil er das Kreuz nicht nehmen konnt'
Und sonst für Gott nicht stritt.
Nun hatt' ich gestern Nacht im Bett
Ein schaurig Traumgesicht:
Mir war's als stand ein Pilger da
In des Mondes Flimmerlicht.
Sein langes Kleid war himmelblau,
Schneeweiß sein wildes Haar,
Dem Kreuz des Sanct Andreas glich
Das seine ganz und gar."
„„Lord James,"" sprach er, „„mit Schwert und Speer
Was ziehst du aus von hier?
Und nimmst aus unserm Schottenland
Das schönste Pfand mit dir?
Der schwüle Galiläerwind
Schleicht durch manch Palmenhain;
Die Bäume auf dem Oelberg stehn
Und sonnen sich im Schein.
Doch dort ist nicht nach Gottes Schluß
Des Schottenherzens Gruft,
Bis daß der Engel allesammt
Zur Auferstehung ruft.
Lord James von Douglas, merk' es wohl:
Es zieht in heißen Strauß,
Wie es vor Zeiten oft gepflegt,
Dies Herz noch einmal aus.
Für's Kreuz, wie König Robert schwor,
Zieht's aus und und giebt ihm Ruh';
Doch andre Hände bringen's heim,
Lord Douglas, und nicht du"".
„Nun bitt' ich dich bei Ritterwort,
Sir Simon von dem Lee —
Du warst ja stets mein treuster Freund,
So guten gab es nie —
Soll ich das heil'ge Land nicht schau'n,
Und ist es nicht mein Loos,
So bringe Schottlands Todte du
Zurück in Schottlands Schooß".
Sir Simon drückt' des Kriegers Hand,
Sein Auge ward ihm roth:
„Es komme, was da kommen mag,
Ich thue dein Gebot.
Doch soll's nicht heißen, wenn uns Gott
Noch einen Kampf beschied,
Daß Mannskraft mich noch Teufelslist
Von deiner Seele schied."
Wir segelten und segelten
Weit hin durch's müde Meer;
Da stieg die Küste Spaniens auf
Und sah so grimmig her.
Und wie zum Hafen wir gelenkt,
Beim Wachtthurm, dicht am Wall,
Da schmetterten und klirrten laut
Trompet' und Atabal.
„Was klingt die heidnische Musik
So frech und laut allhier?
Und wessen sind die Männer dort
In Waffen um's Panier?

Der Maure kam aus Afrika
Zu Brand und Raub und Mord;
Und Alonso von Castilien
Steht schlachtgerüstet dort.
Traun, Schande wär' es," rief Lord James,
„Wenn je von mir es hieß',
Daß ich mit meinen Rittern gut
Das Kreuz in Nöthen ließ.
Herab vom Schiff, herab in's Feld,
Ihr Mannen, frisch zu Roß!
Und laßt den Schottenlöwen heut
In Spaniens Eb'nen los!
Willkommen mir, du edler Herr,
Und jeder kühne Speer;
Euch führte Gott in unsrer Noth
Zum Kampf für Christus her.
Kommt ihr aus Pflicht? kommt ihr um Lohn?
Sagt an, was euer Grund?
Bringt ihr die Lilien Frankreichs her?
Die Blüthe von Burgund?"
„Gott grüße euch, du tapfrer Fürst
Und wackre Degen ihr;
Sir James von Douglas heiße ich,
Aus Schottland kommen wir.
Wir fechten nicht aus Eid und Pflicht,
Auch nicht um Lohn und Geld,
Nein, für den Heiland, der am Kreuz
Gestorben für die Welt.
Wir bringen König Robert's Herz
Durch Wog' und Wasserflut,
Es zu legen in den heil'gen Grund,
Wo Gottes Sohn geruht.
In schwerem Stand zu See und Land
Sind echte Pilger wir,
Und darum sind wir zum Gefecht,
Herr König, heut bei dir."
Der König neigt sein stattlich Haupt,
Und seine Thräne rinnt:
„Gott segne, edler Ritter, dich,
Daß du so brav gesinnt.
Dein Nam' ist mir bekannt, Lord James,
Mir ist es wahrlich Ehr',
Daß Ritter, die dem Bruce gefolgt,
Heut' stehn in meinem Heer.
Das Vordertreffen führe du,
Dein sei der erste Streich,
Es kommt kein Speer im span'schen Heer
Ja deiner Lanze gleich."
Der Douglas, o wie schaute er
So stolz da auf uns hin!
„Ein jeder meiner Mannen hat
Nicht minder wackern Sinn.
Ein jeder meiner Mannen bricht
'ne Lanze wohl mit mir —
Drum vorwärts, Herrn aus Schottenland,
Denkt, König Bruce ist hier!"
Die Bogen klirr'n, die Pfeile schwirr'n,
Trompeten schmettern drein;
Mit scharfem Sporn, die Lanzen vorn,
Ging's auf die Feinde ein.
Und mancher bärt'ge Saracen
Lag unten, Mann und Roß;
Als ging' es durch ein Aehrenfeld,
So ritten wir drauf los.
Doch schlossen sie sich hinter uns,
Wenn vor uns Alles fiel,
Denn vierzigtausend waren sie,
Und wir, weiß Gott! nicht viel.
Wir konnten nicht mehr speerweit sehn,
So standen sie zu Hauf,
Fegt' auch die Schottenklinge drein
Und hielt den Andrang auf.
„Hinein, ihr Brüder!" rief Lord James,
„Hinein mit eurem Speer!
Laßt ihn nicht liegen, der uns fiel,
Sir William von Saint Clair!"
Doch dichter, dichter ward der Schwarm,
Und schärfer saust's um's Ohr;
Die Rosse bäumten im Gedräng'
Und wollten nicht mehr vor.
„So helf' dir Jesus," sprach Lord James,
„Du redlicher Saint Clair!
Nur sterben kann ich neben dir,
Fort bring' ich dich nicht mehr."
Drauf hob er sich, ein Leu zu schaun,
Wie er im Bügel stand,
Und hielt das Herz im Goldgehäus'
Empor in seiner Hand.
Er holte aus und warf es weit
Aus allen Kräften fort;
„Voran, wie immer, tapfres Herz!"
Das war sein letztes Wort.
Und immer schwerer ward der Staub
Und wilder ward das Schrei'n,
Da prasselten die Spanier drein
Und fegten Alles rein.
„Gott Lob! gewonnen ist der Tag!
Sie fliehn durch Korn und Dorn —
Was ziehst den Zaum du, Ritter, an
Und bleibst nicht länger vorn?
„O edler König, reitet zu
Und laßt die Todten mir.
So schwere Wacht wie keine je
Muß ich nun halten hier.
Dort liegt der starke Douglas todt
Auf dem Herzen seines Herrn;
Und weh mir, daß ich leben muß!
Wie stürb' ich gar so gern!
Die Welt wird kalt, mein Arm ist alt,
Und dünn mein graues Haar;

Und dort liegt, was auf Erden mir
Das Best' und Liebste war.
Der holde Mai lacht über dir,
O Bothwell-Ufer du!
Doch die schwerste Wolke, welche zog,
Zieht heute auf dich zu.
Verhülle dir in Gram und Leid
Das Haupt, o Schottenland!
Der schlimmste Schlag auf deine Stirn
Fiel heut' an fernem Strand.
Wir bringen über See sie heim,
Nichts sonst ist noch zu thun;
Sie sollen im geweihten Grund,
Im Vaterlande ruhn.
Und du, Herr König, sei getrost,
Denn darauf kannst du baun,
Der Grund, den Douglas Blut getränkt,
Wird nie den Mauren schaun."
Der König stieg vom Pferd herab,
Er warf den Degen fort
Und nahm den Douglas bei der Hand —
Er lag so stattlich dort:
„Du kühne Seele, ruh' in Gott,
Wie du geholfen mir;
Mein halbes Land verlör' ich gern,
Wärst du nur wieder hier."
Wir hoben den Lord James nun auf,
Ihn und das edle Herz,
Und steuerten das Schiff so schwer
Und langsam heimathwärts.
Kein Ruf und Klang, kein Kriegergruß,
Der uns Willkommen bot,
Rings um das Ufer stand das Volk
So stille wie der Tod.
In der Douglaskirche schläft Lord James,
Das Herz liegt in Melrose —
Wir setzten sie mit Thränen bei —
Ruht sanft in Gottes Schooß!

Danzig. Dr. **Schmidt.**

Zur Erklärung der Schiller'schen Lehrgedichte.

1. Das Mädchen aus der Fremde.

Obgleich dieses Gedicht einen entschieden allegorischen Charakter hat, so gestattet ihm derselbe doch eine unmerkliche Hinüberführung der bloß einkleidenden Gedankenform in die Unmittelbarkeit der poetischen Phantasie, oder die Allegorie verwandelt sich unter den Händen des Dichters in ein lebendiges Symbol. Indem der Dichter zu seiner Gedankenhülle das Bild eines schönen und wunderbaren Mädchens wählte, bot sich seiner Darstellung ein Gegenstand, der im wirklichen Leben der bevorzugte Träger der Schönheit ist. Bei dem Ausmalen desselben wandelte ihn die von aller Schönheit geoffenbarte Liebe selbst an, und indem er uns durch die echt-lyrische Begeisterung und musikalische Fülle seiner Strophen fortreißt, bleibt uns kaum ein Zweifel übrig, daß die philosophische Liebe zur Kunst im Augenblicke, wo er diese Dichtung schuf, mit einer individuellen menschlichen Neigung in eins zusammenfiel.

1. Strophe. a) Die Poesie strebt aus unseren gekünstelten und überbildeten Verhältnissen in das Einfache, Ursprüngliche und Natürliche zurück. Vor ihrer absolut freien Anschauungsweise verlieren die Vorurtheile des conventionellen Herkommens ihren eingebildeten Werth. Durch die dem künstlerischen Genius eigene dialektische Macht werden sie von dem trügerischen Scheine zur Wahrheit zurückgeführt und diese selbst in der von der Idee durchdrungenen und gerichteten Welt zur Erscheinung gebracht. Vor diesem Tribunal besteht nur das allgemein Menschliche, das oft in sehr verkümmerten und lügenhaften Gestalten der Wirklichkeit sich verbergen muß. Je mehr nun die Poesie zum Widerspruche gegen alle Täuschungen und Verkehrtheiten des civilisirten Lebens gedrängt wird, desto stärker muß ihre Sympathie mit jener Lebensregion werden, in welcher die ursprüngliche, gesunde Natur der Menschheit von den feindseligen Einwirkungen einer falschen Bildung sich am meisten frei gehalten hat. Die ländlichen Zustände scheinen bei ihrer Abgeschlossenheit eine solche Bewahrung der unverfälschten Menschennatur vorzugsweise zu begünstigen. Mit jener Derbheit und Rauheit des Gemüthes, die den Hirten und Bauern eigen ist, möchte sich die Unverdorbenheit und Wahrheit des Charakters noch am häufigsten erhalten. Dies bestimmte von alten Zeiten her so viele Dichter, sich einen Ruheplatz für den Frieden der Seele in der ländlichen Stille zu bereiten; sie verwendeten ihre anmuthigsten und glänzendsten Farben auf die ver-

klärende Ausmalung desselben und verbanden mit dem ländlichen Ideale sogar die Sagen von dem Paradiese oder dem goldenen Zeitalter. Die Sehnsucht des ganzen Menschengeschlechtes nach einem Zustande der ungetrübten Glückseligkeit wurde in ländlichen Bildern von dem Zusammenleben der früheren, reineren, sorglosen Menschen verkörpert. Auch drücken gerade die unmittelbarsten Manifestationen der künstlerischen Genien, in welchen das tiefere Seelenauge derselben sich aufschließt, so oft eine wehmuthsvolle, klagende Sehnsucht nach dem Frieden der ländlichen Stille aus. —

b) Das jugendliche und anmuthsvolle Leben der Natur, das im Frühlinge erwacht, die bezaubernde Lieblichkeit und Fülle, womit sie dann alle Keime des Lebens hervortreibt, das Feuer der Sehnsucht und Liebe, das durch sie auch in erstorbenen Sinnen auf's Neue entfacht wird, kann seine magische Einwirkung auf den Dichtergenius nicht verfehlen. Mit den süßesten Hoffnungen knospen auch die schönsten Blüthen der Phantasie, aus der entfesselten, jubelnden Seele erheben sich mit leichtem und kühnem Gefieder die Töne des Gesanges. Denn die Dichtung selbst und überhaupt die Schönheit, ist sie nicht der lächelnde, seelige Frühling unseres Geistes, der vor unseren Blicken sich aufschließt? Sehen wir ihn nicht in der Schönheit wiedergeboren zur ungeschwächten, ungetheilten Kraft seiner Jugend, zur glückseligen Einheit mit sich selbst und mit allen Mächten des Lebens? Kehrt er nicht wie Adonis, den wir lange betrauert haben, mit verklärten Reizen der Jugend zurück? Jede Gegenwart der Schönheit, jede Seligkeit, die sie dem Gemüthe einhaucht, jede vollendete Gestalt der künstlerischen Phantasie ist die Wiederherstellung unserer verlorenen Kindheit, aber in einer höheren, vergöttlichten Weise. Diese Naivetät, zu der wir durch die Schönheit zurückgeführt werden, ist die Naivetät der Freiheit. Der Frühling des befreiten Geistes lächelt uns also in die Seele, wenn sie von den Entzückungen der Poesie durchschauert wird.

c) Eine solche Verjüngung unserer ganzen Natur wird aber nur einer wunderbaren, dem gewöhnlichen Verstande durchaus unerklärlichen Kraft gelingen. An den meisten Gebilden der Natur und des Menschenlebens mag der zergliedernde Scharfsinn sich üben; was eine zeitlang vollkommen unbegreiflich zu sein schien, vermag er auf die überraschendste Weise den staunenden Blicken zu erklären; für die Schönheit giebt es keine Gesetze des pragmatischen Zusammenhanges; mit ihrem Dasein ist das Verhältniß von Ursache und Wirkung schon aufgehoben. Wer nur den Versuch macht, ihre Zusammensetzung aus endlichen und logischen Bedingungen zu erklären, der beweist eben dadurch, daß ihre Geheimnisse ihm verschlossen sind, und daß sie für ihn keine Existenz hat. Denn die Schönheit ist nur, indem sie das ganze Gemüth des Betrachters in sich umwandelt und so die unmittelbarste Gewißheit ihres Daseins in ihm erweckt, ja sein eigenes Dasein ganz von sich abhängig macht. Wenn etwas mit Recht den Namen eines Wunders führt, so ist es diese vollkommene Gegenwart der göttlichen Ideen in der sinnlichen Erscheinung und diese innigste Verschmelzung eines in die Idee ganz verwandelten Bildes mit dem entzückten Betrachter, dem aller Inhalt des Lebens darin zusammengefaßt wird.

2. Strophe. a) Obgleich die Poesie in der schlichtesten und bescheidensten Gestalt auftritt und obgleich sie bis in die kleinsten und ärmlichsten Verhältnisse der Wirklichkeit eindringt und durch freie Nachahmung das in dieselben eingeschlossene göttliche Licht befreit, so steht sie doch, ihre Betrachtung in das reale Dasein versenkend, unendlich hoch über demselben. Indem sie die Gestalten und Zustände des Erdenlebens nur abzumalen scheint und ihrem nachbildenden Fleiße oft auch die untergeordnetsten Züge nicht entgehen läßt, haucht sie zugleich ihren Reproductionen ein Lebenselement ein, das nur der innersten Freiheit des Geistes entflammt. Bei aller Zutraulichkeit und Heimlichkeit ihrer Schilderungen theilt sie denselben doch etwas Fremdartiges mit, das den irdischen Verhältnissen nicht angehört, sondern ein Ideal-Reich vor unseren Blicken eröffnet, und indem es von unseren gewöhnlichen Lebenszuständen unendlich weit entfernt ist, uns doch in die wahre Heimath des Gemüths einzuführen verspricht. Unser eigener Genius wandelt uns dann im Lichtgewande aus einem Gefilde entgegen, das von den Urbildern der irdischen Lebensformen bewohnt wird, und das die Wirklichkeit des jetzigen Daseins uns nur in geweihten

Momenten ahnen läßt. Die Fremde, aus der das wunderbare Mädchen zu uns kommt, ist die Heimath der Seelen, nach der die Harfe des Dichters ein wehmuthsvolles Verlangen in uns aufregt.

b) Wie aber das gegenwärtige Leben beschaffen ist, ein Land der Täuschungen und der Schmerzen, so kann der Genius der Dichtkunst nur auf einzelne seelige Minuten eine Herberge darin finden. Alles Schöne des irdischen Daseins verfällt dem dialektischen Prozesse, der dem Endlichen, auch wenn es den Himmel in sich einschließt, keine ewige Dauer verstattet. So oft wir glauben, dem einzelnen irdischen Momente das Gepräge der Ewigkeit aufgedrückt zu haben, so oft wir, in den Armen der Schönheit ruhend, durch ihre Entzückungen getäuscht, uns dem süßen Wahne hingeben, daß unsere eigne Persönlichkeit in die unzerstörbare Form des Göttlichen umgewandelt sei, immer wieder naht uns die unbarmherzige Hand der Zerstörung, um die Schönheit in ihre Elemente aufzulösen und den Gesetzen der gemeinen Endlichkeit ihren Weg zu eröffnen. Die genialsten Werke der Poesie hindern die Menschheit nicht, wenn ihre göttlichen Töne verhallt und verschwebt sind, zu dem Gemeinen und Bösen zurückzukehren; die seligsten Momente der Einzelnen und der Nationen lassen, wenn der Rausch der Begeisterung vorübergezogen ist, oft keine Spur des Edleren und Höheren zurück. Die Poesie erhält alsdann die einzige Bedeutung, daß der reine Rauch ihres Opfers, wie vom Altare des Abel, zur Gottheit emporgestiegen ist.

3. Strophe. Von allen Fesseln der irdischen Qual und Noth befreit uns die göttliche Poesie, indem sie ein mangelloses und verklärtes Bild des Weltalls vor unseren Blicken entrollt, indem sie uns durch dasselbe ein Unterpfand der Ausgleichung und Versöhnung mit allen räthselhaften Mächten des Schicksals zu reichen scheint. Indem das Herz von ihren Zaubertönen eingewiegt, zur vollkommensten Harmonie mit sich selbst und mit allem Dasein gestimmt ist, empfindet es bei dem Herannahen der Schönheit die Seligkeit des Himmels. Diese Seligkeit könnte aber von dem Schönen nicht in uns übergehen, wenn es nicht selbst in ihrem vollkommensten Besitze, wenn es nicht ihre Verkörperung wäre. Sie könnte die ganze, endliche Gestalt des schönen Individuums nicht durchdringen und vergöttlichen, wenn sie nicht aus dem heiligen Urquell der Liebe entspränge, in welchem alle Disharmonie des Lebens sich auflöst. Nur der Liebe gelingt es, die harte Rinde des wirklichen Lebens zu durchbrechen und in einen durchsichtigen Krystall zu verwandeln, der alle Dinge in göttlicher Helle und Reinheit hindurchscheinen läßt. Die Schönheit ist mit anderen Worten die erscheinende Seligkeit der Liebe, und indem sie als solche sich in uns zu verwandeln und uns mit sich zu verschmelzen sucht, wirkt sie mit den unnennbaren Zaubern der Anmuth. Aber nur dem, der ihr ein geweihtes, der Aufnahme des Göttlichen fähiges Gemüth entgegenbringt, will die Schönheit ihre Geheimnisse enthüllen und zum Bunde der Liebe sich hingeben. Indem sie auf den Höhepunkten der Welt steht, um alles Dasein durch die Idee zu reinigen und zu versöhnen, weist sie die Huldigungen der unberufenen und gemeinen Seele zurück und beschützt den heiligen Bezirk ihres Tempels durch eine ehrfurchtgebietende und abschreckende Würde.

4. Strophe. Mit einigen Nüancen kehren die Gedanken der ersten Strophe wieder. Die beseligenden Bilder der Poesie müssen, wenn sie in unser unmittelbares Dasein, in die gewöhnlichen Zustände des Lebens hineinblicken, wie exotische Gewächse erscheinen, die aus einem fernen Himmelsstriche zu uns herüber gepflanzt sind. Eine glücklichere Natur hat die Blumen und Früchte der Poesie hervorgebracht, und obgleich sie an unser Klima sich gewöhnen müssen, obgleich der Genius, wenn er das Göttliche der Kunst dem Menschen offenbaren will, genöthigt ist, es in der Realität unserer Zustände zu vergegenwärtigen, obgleich die Darstellung der Wirklichkeit in dem Gebilde der Phantasie ihr ganzes Recht verlangt, so winkt uns doch aus dem Hintergrunde desselben ein Hesperien der reineren Menschlichkeit, ein goldenes Zeitalter, das wir in die verklärende Ferne des Raumes und Ortes verlegt sehen.

Die vierte Strophe rührt und bezaubert uns durch die Anmuth ihrer sprachlichen Musik, durch die sanften Klagen eines leidenden Dichtergemüthes, dem die

Inseln der Glückseligen aus weiter Ferne entgegen winken, während die goldenen Aepfel der Hesperiden auf den Bäumen seines irdischen Daseins nicht reifen wollen.

5. Strophe. Die Gaben der Dichtkunst sind für alle Lebensalter bestimmt und bereiten jedem derselben eine eigenthümliche Freude. Für das jugendliche Alter windet sie ihre Blumen zum Strauß; den reiferen Jahren legt sie ihre Früchte zum Genusse vor. Wenn die Jugend ihre lieblichen Träume und Hoffnungen im Dichterwerke verkörpert sieht, und wenn es auch dem Alter verstattet ist, an dem sonnigen Glanze dieser Herrlichkeit sich zu erlaben, so sind für das letztere ganz eigentlich die Gedanken des Genius bestimmt. Die Poesie kommt dem Alter als eine lächelnde Weisheit entgegen. Jedes lebendige Denken fühlt sich durch seine eigene Kraft dazu getrieben, die abstrakte Innerlichkeit zu verlassen, die wirkliche Welt auf seine Begriffe zu beziehen und mit ihnen zu durchscheinen. Indem nun die Kunst das Wesen der Lebensgestalten auf repräsentative Individuen zusammenzieht, in denselben verkörpert und veranschaulicht, so erscheint sie als die treueste und willkommenste Führerin jenes wahrhaften Denkens, in welchem die Selbstentfaltung der Idee mit der strengsten Beobachtung der Wirklichkeit als schlechthin identisch gesetzt wird. Wenn irgend etwas dem denkenden Geiste Veranlassung giebt, über alle Räthsel des Schicksals und Gemüthes nachzusinnen und eine weltumfassende Ueberzeugung zu erwerben, so ist es die verklärte Welt im Kleinen, die der Geist des Dichters vor den staunenden Blicken aufschließt.

6. Strophe. a) Ein wesentlicher Zug aller ächten und ursprünglichen Poesie — das wurde schon früher angedeutet — ist ihre Gemeinfaßlichkeit für alle Menschenseelen. Diese Eigenschaft entspringt aber daraus, daß der dichterische Geist sich nicht mit lieblosem Eigenwillen auf die Einsamkeit seines Ich zurückzieht, sondern mit allen seinen Anschauungen und Gefühlen im Leben der Nation und überhaupt im Leben der Menschheit Wurzel faßt. Seine Aufgabe besteht darin, die Welt seines Innern so zu reinigen und zu erweitern, daß die ganze Menschheit ihr Urbild darin zu erkennen vermag; sie besteht darin, daß er die ganze Macht seiner Phantasie aufbietet, um das göttliche Licht der reinen menschlichen Ideen aus den verworrenen und verkümmerten Lebenszuständen herauszufinden. Jene Ueberzeugung, die der Philosoph durch die Strenge des Gedankens erwirbt und begründet, daß nämlich im Leben der Einzelnen und der Völker nichts existiren könnte, wenn es nicht einen Strahl des Göttlichen enthielte, muß dem Dichtergenius eingeboren sein, und seine himmlische Sendung ist es, diesen Strahl aus den Banden der dunkeln Materie zu erlösen.

b) Die gedankenreiche und begeisterte Dichtung endigt als ein Lobgesang auf die Liebe und erkennt in derselben den Anfang und Gipfel der Kunst. Bezeichneten wir oben die Schönheit überhaupt als erscheinende Seligkeit der Liebe, so stellt sich die begeisterte und entzückte Selbstentäußerung zweier Persönlichkeiten an ihren gemeinschaftlichen Genius als die höchste Blüthe der dem wirklichen Leben angehörenden Schönheit dar. Kein Wunder, daß die glühendsten Flammen der poetischen Phantasie an der Nachbildung dieser absoluten Lebenseinheit sich entzünden. Ein solches Verhältniß vergegenwärtigt uns die Auferstehung und Verklärung der Welt im Lichte der siegreichen Liebe so eindringlich und unmittelbar, daß der Dichter den höchsten Anforderungen seiner Kunst zu genügen glaubt, wenn er von den süßen Zaubern der Liebe sich bewältigen und zu ihrer Abbildung und Verherrlichung sich begeistern läßt.

Dr. **Zimmermann.**

Randglossen.

In meiner Recension der englischen Grammatik von Heussi habe ich gegen Walker's ausdrückliche Behauptung das Vorkommen des Sing. Antipode auch im Englischen vermuthet, ohne denselben jedoch durch eine Stelle in einem englischen Schriftsteller belegen zu können. Deshalb füge ich hier nachträglich folgende Belegstelle aus Robert Burns bei (s. The Works of R. Burns etc. by Dr. Adolphus Wagner. Complete in 1 Vol. Leips. 1835 p. 148a), wo er nämlich einen Kritiker anredet:

Thou ennuch of language, thou Englishman that was never south the Tweed u. s. f. thou **antipode** of grammar; thou executioner of construction etc.

Wenn ich auch bei der Besprechung dieser Grammatik — wie ich glaube zur Genüge — die Unzuverlässigkeit der darin gegebenen, größtentheils aus der Flügelschen Grammatik entlehnten Verzeichnisse nachgewiesen, so mußte ich mich doch dabei mit Rücksicht auf den Raum in der Zahl der — H.'s Angaben widerlegenden — Belegstellen sehr beschränken. Es scheint aber angemessen, wenigstens an einem Beispiele die Haltlosigkeit vieler Behauptungen H.'s und Flügel's ausführlicher nachzuweisen. Wir wählen dazu eines von den Substantiven, die nach Heussi §. 171 „gar keinen Singular haben: brains das Gehirn (vgl. Flügel p. 472.) und führen für den Sing. folgende Belege an 1) aus Shakspeare (The Dramatic. Works in 1 Bd. Leipz. 1824).

p. 14a: Bear with my weakness! my old brain is troubled.
p. 133a: A man... That has a mint of phrases in his brain (Reim auf Spain)
p. 144a: Other flow arts entirely keep the brain...
But love, first learned in a lady's eyes,
Lives not alone immured in the brain.
p. 152b: To weed this wormwood from your fruitful brain.
p. 242a: ... The harlot king | Is quite beyond my arm, out of the blank
And level of the brain.
p. 254a: Aside, aside! — here is more matter for a hot brain.
p. 276a: My dull brain was wrought | With things forgotten.
p. 278a: ... Memory, the warder of the brain | Shall be a fume.
p. 439b: My brain, more busy than the labouring spider,
Weaves tedious snares to trap mine enemies.
p. 519b: Some strange commotion | Is in his brain.
p. 520a: So your hand, and heart, | Your brain, and every function
of your power &c.
p. 584a: More of your conversation would infect my brain.
p. 592b: I have a heart as little apt as yours,
But yet a brain that leads my use of anger
To better vantage.
p. 630b: Tie up the libertine in a field of feasts,
Keep his brain fuming.
p. 636a: It's monstruous labour, when I wash my brain
And it grows fouler.
p. 639b: Take from his heart, take from his brain, from his time &c.
p. 643b: I see still | A diminution in our captain's brain
Restores his heart.
p. 654b: Yet have we | A brain that nourishes our nerves.
p. 815b: As if thou then had'st shut up in thy brain
Some horrible conceit.
p. 822b: Are his wits safe? is he not light of brain?
2) Gay's Fables London 1746; Bd. 2. 1747.
1, 27 His brain hath stratagem and art,
Prudence and mercy rule his heart.
„ 111: These are the fantoms of your brain
And your sons lick their lips in vain.
„ 119: (The sprite) With jealousies his brain inflames,
And whispers all her lovers name.
2, 12: If schemes of lucre haunt his brain,
Projectors swell his greedy train.
„ 23: So Pug began to turn his brain
(Like other folks in place) to gain.

3) John Dryden, Fables Ancient and Modern, Glasgow 1771.
Bd. 2, 44: The same black vapours mounted in her brain
And the same dreams return'd with double pain.
„ 14: Sometimes, forgotten things long cast behind
Rush forward in the brain, and come to mind.
„ 184: Or Aethiopian lakes which turn the brain
To madness, or in heavy sleep constrain.
Ferner z. B. Pope's Dunciad 1. v. 218:
Still, still remain Cibberian forehead and Cibberian brain
2, v. 44. A brain of feathers and a heart of lead.
4, v. 10. Now flam'd the Dog-star's unpropitious ray,
Smote every brain, and wither'd ev'ry bay;
Walter Scott's Lady of the lake, Canto 3, VI.
Till, with fired brain and nerves o'erstrung,
And heart with mystic horrors wrung &c.
Canto 4, XVIII: Then, as some thought had cross'd his brain,
He paused, and turned, and came again.
„ XXII: They bid me sleep, the bid me pray,
They say my brain is warped and wrung.
„ XXVII: I will not tell thee when't was shred,
Nor from what guiltless victim's head —
My brain would turn! —
Canto 5, XVI: For while the dagger gleamed on high,
Reeled soul and sense, reeled brain and eye.

Es würde ein Leichtes sein, diese Belegstellen noch zu vermehren; aber da die gegebenen für unsern Zweck vollständig hinreichen, so geben wir nur noch eine für den Gebrauch des Sing. auch in der Prosa:

She was conceived and leapt forth from the brain of her celestial parent. (Cooper s. Will. Enfield, Exercises in Elocution. Lond. 1785 p. 20).

* * *

Fast in allen englischen Grammatiken, wenigstens in allen dem Unterzeichneten zu Gesicht gekommenen — wird unter den substant. Possessivpronomen der dritten Person das Neutrum als fehlend angegeben, z. B. Heussi p. 90 §. 154, Anm. „Das Neutrum fehlt, da der Besitzer hier nicht wohl anders gedacht werden kann, als daß er eine Person ist;" Fölsing, Lehrbuch für den wissenschaftlichen Unterricht in der englischen Sprache p. 24. §. 56, wo gegenüberstehen: my, mine; thy, thine; his, his; her, hers; its fehlt; Flügel, vollst. engl. Sprachlehre p. 209: „His, Hers. Neutr. fehlt" u. s. w. — Es ist klar, das its absolut nicht oft vorkommen kann, aber die Grammatiker thun doch unrecht, es ganz als fehlend anzugeben, s. z. B. Shaksp. p. 505b. (King Henry VIII. Act I. Sc. 1).

Each following day
Became the next day's master, till the last
Made former wonders **it's.**

Dan. Sanders.

Woher mag sich die deutsche Redensart schreiben: halb sieben (d. i. betrunken) sein? Als bloße Vermuthung sprechen wir es aus, daß sie vielleicht aus einem auf Mißverständniß basirten Corrumpiren des Plattdeutschen hervorgegangen, wie manche andere z. B. Maulaffen feil haben aus: mul åpen (offen; nicht Affen) da stån; oder sein Schäfchen (schäpken Schiffchen; nicht Schäfchen) ins Trockene ziehen u. a. m. — So möchte vielleicht auch halb sieben (plattd. half säben) aus halb See über (half see äber) corrumpirt sein, welches letztere den Zustand der Trunkenheit bezeichnet als dem der Seekrankheit ähnlich, wo der Patient sich aus dem Schiff „halb See über" lehnt. Nach dem Gesagten mag es zur Begründung unserer Ansicht genügen, folgende Stelle aus Walter Scotts Waverley Kap. 12 anzuführen (Ausg. Zwickau 1822 Bd 1 p. 133).

Ebrioli, by which the ancients designed those who were fuddled, or, as your English vernicular and methaphorical phrase goes, **half seas over.**

Zu Shakspeare's King Henry IV. Part 2d. Act 2. Sc. 2. (The Dram. Works of Sh. Compl. in 1 Vol. Leips. 1824. p. 363a) spricht Prince Henry mit Poins von dessen Hemden: The inventory of thy shirts; as, one for superfluity, and one other for use. — Vielleicht ist hierzu für manche Leser die Notiz nicht ohne Interesse, daß man in Mecklenburg — und ich vermuthe in Norddeutschland überhaupt — ähnlich sprichwörtlich sagt, um das Allernothwendigste zu bezeichnen, was Jemand an Wäsche haben muß (speciell von Hemden): ênt uppen stâken un ênt up de knâken d. h. eins auf der Stange — zum Trocknen nämlich — und eins auf den Knochen; oder wohl noch etwas drastischer: ênt uppen tun un ênt up de kal'dun, d. h. eins auf dem Zaune (zum Trocknen) und eins auf der Kaldaune (Leib). —

Zu der Stelle in Goethe's „Sänger" (Ausg. in 40 Bdn. 1, 139);

Ich singe, wie der Vogel singt
Der in den Zweigen wohnet.

— Vgl. eine Erklärung dieses Gedichtes in der „höhern Bürgerschule" herausgegeben von C. Vogel 1852 p. 457 — halte man namentlich Goethe 32, 28, wo er in einer Recension sagt:

„Warum sind die Gedichte der alten Skalden und Celten und der alten Griechen, selbst der Morgenländer, so stark, so feurig, so groß? — Die Natur trieb sie zum Singen, wie den Vogel in der Luft. Uns — wir können's uns nicht verbergen — uns treibt ein gemachtes Gefühl, das wir der Bewunderung und dem Wohlgefallen an den Alten zu danken haben, zu der Leier, und darum sind unsere besten Lieder, — einige wenige ausgenommen, — nur nachgeahmte Copien." — Man vgl. namentlich das in unsrer obengenannten Erklärung über die Worte:

Laß den Gesang vor unserm Ohr
Im Saale wiederhallen

Gesagte. — Man sehe auch Shaksp. 490b (K. Henry V. 3, 2.) As duly, but not as truly, as bird doth sing on bough.

Zu Goethe's „Dauer im Wechsel", worin das bekannte Heraklitsche Wort *πάντα ῥεῖ* aufgeführt ist (vgl. Ovid. Metam. 15, 178: Cuncta fluunt &c.), namentlich zu der Stelle:

Ach, und in demselben Flusse
Schwimmst du nicht zum zweitenmal.

halte man Young's Nachtgedanken 5, 403; In the same brook none ever bath'd him twice.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeine Schriften.

K. Weinhold. Zur Erklärung des Ursprungs und der Bedeutung des Wortes. (Leipzig, Brockhaus.) 16 Sgr.

Ch. de Kersten. Traité des sons des langues vivantes et de la manière de bien prononcer ceux qui sont étrangers à la langue française. (Paris, Hachette.) 50 c.

Grammatik.

K. Barthel. Grundriß der mittelhochdeutschen Formenlehre. (Quedlinburg, Basse.) 1/2 Thlr.

L. Ruprecht. Die deutsche Rechtschreibung vom Standpunkte der historischen Grammatik beleuchtet. (Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht.) 1/4 Thlr.

Uebersicht der deutschen Sprachlehre mit durchgängig deutscher Namengebung. (Berlin, Plahn.) 2 1/2 Sgr.

Literatur.

Walther von Aquitanien. Herausgegeben von Dr. A. Geyder. (Breslau, Kern.)

Laurin; ein altdeutsches gedicht, nach dem alten Nürnberger drucke von F. Gutknecht, herausgegeben von O. Schade. (Engelmann, Leipzig.) 1 Thlr.

A. Daffis. Zur Lebensgeschichte Walther's von der Vogelweide. (Berlin, Besser.) 6 Sgr.

Goethe & Werther. Briefe Goethe's, meistens aus seiner Jugendzeit mit erläuternden Documenten. Herausgegeben von A. Kestner. (Stuttgart, Cotta.) 1 1/3 Thlr.

Schillers Briefe mit geschichtlichen Erläuterungen. 5. Lfrg. (Berlin, Hempel.) 4 Sgr.

H. Döring. Goethe's Selbstcharacteristik, nach seinen Briefen. (Altenburg, Pierer.) à Lfrg. 5 Sgr.

Histoire de la littérature française par D. Saucié. (Tours, Mame.) 3 fr. 50 c.

W. L. Holland. Crestien v. Troyes. Eine literaturgeschichtliche untersuchung. (Tübingen, Fues.) 1 Thlr. 21 Sgr.

R. G. White. Shakespeare's Scholar: being historical and critical studies of his text, characters and commentators. (London, Longman.) 15 s.

R. A. C. Hebler. Shakespeare's Kaufmann von Venedig. Ein Versuch über die sogenannte Idee dieser Komödie. (Bern, Huber.) 12 Sgr.

Views and Reviews of American Literature. (London, Chapman & King.) 9 s.

Lexikographie.

Dictionnaire français-italien et italien-français par J. Ph. Barberei. (Paris, Baudry.) 3 fr.

D. L. Mackenzie. A practical dictionary of English Synonymes. (London, Willis.) 3 s. 6. d.

Diccionario de la lingua portugueza da iosé de Fonseca, feito Inteiramente de novo par J. Roquette. (Paris, Aillaud.)

Hilfsbücher.

M. Schuster. Katechismus der Satzlehre. (Leipzig, Baensch.) 8 Sgr.

Dr. U. Sparschuh. Deutsches Sprach- und Uebungsbuch. I. Theil. Die Wortlehre. (Mainz, Le Roux.) 10 Sgr.

B. Berlet. Deutsche Schulgrammatik für höhere Schulen. (Buchholz, G. Adler.) 6½ Sgr.

F. A. Callin. Elementarlehre der französischen Sprache. 1. Gang, 3. Auflage. (Helwing, Hannover.) 17½ Sgr.

Booch-Arkossy. Lehrgang der französischen Sprache nach der Robertson'schen Methode. (Dessau, Katz.)

Englisches Sprachbuch von Ch. F. Heist. (Freudenstadt, A. Rösch.) 15 Sgr.

C. H. Biering. Englisches Lesebuch für Gymnasien und höhere Bürgerschulen. Breslau, Kern.) 12 Sgr.

F. A. Männel. Classical letters selected from the most celebrated authors and arranged in chronological order. (Leipzig, Baensch.) 12 Sgr.

The new London Echo von G. Knight. (Leipzig, Haendel.) 21 Sgr.

Th. Gaspey. Englisches Conversations-Lesebuch. (Heidelberg, Groos.) ⅔ Thlr.

Die Räuber.

Versuch einer psychologischen Entwicklung.

Mein Geist dürstet nach Thaten, mein
Athem nach Freiheit!

Die Sehnsucht nach freier ungehemmter Entwickelung unseres Selbst ist Jedem tief eingeboren; diese scheint ein Urrecht zu sein und sich von selbst zu verstehen, denn wie könnte man uns für Denken und Thun verantwortlich machen, wenn wir nicht eigenwillig denken und handeln dürfen? Haben wir aber das Recht, dieses anzusprechen, dann dürfen wir — so scheint es wenigstens — von einer weisen Lenkung der Dinge erwarten, daß unser Recht in der Welt auch faktische Geltung habe, daß uns die Art der Ausbildung, die Wahl des Berufes, der Genuß der Erde wirklich zustehe, daß nur der eigene Wille uns beschränken dürfe. Aber ein flüchtiger Blick um uns her beweist das Gegentheil; jeder Versuch, unseren Willen zu bethätigen, erinnert uns, daß wir am fremden Willen eine Schranke finden. Am Unangenehmsten berührt uns diese Erscheinung, wenn wir sie zum ersten Male kennen lernen. Da nun diese Erfahrung gerade dem jungen Menschen begegnet und zwar in einem Alter, wo er am heftigsten nach Durchsetzung seines Willens strebt, so ist es begreiflich, daß es der Jüngling in erster Reihe ist, der die Außenwelt nach der Berechtigung fragt, kraft deren sie ihn einschränken will. Er fühlt in sich den Trieb nach freier Entwickelung und betrachtet diesen, den er aus den noch nicht lange verlassenen Armen der Natur mitbringt, als ursprünglicher denn die Verhältnisse außer ihm, die er als gemacht und künstlich, weil unnatürlich, ansieht. Vergebens wird man ihm diese Verhältnisse als gewordene, aus geschichtlicher Entwickelung hervorgegangene bezeichnen. Er wird dem jetzigen Bestande der Gesellschaft immer sein Ideal der Freiheit, seine Ansprüche auf unbedingte Selbstständigkeit gegenüber halten und über den Kontrast empört sein.

Fragen wir uns, ob diese Ansprüche die ursprünglichen des Menschen sind, so müssen wir sie eben so bejahen, als wir die Frage, ob sie auch jetzt noch die unbedingt berechtigten sind, verneinen müßten.

Ja, die ursprünglicheren sind sie, und daher stammt das Heimweh in uns nach Zeiten und Lagen, wo wir frei handeln können, und das peinigende Gefühl, wenn man uns Gewalt anmuthet. So lange wenige Menschen die Erde bewohnten und sie sich mit ihrem verschiedenen Willen nicht feindlich berührten, war ein vollkommen freier Naturzustand gegeben. Aber es konnte nicht immer so bleiben. Die sich mehrenden Menschen mußten sich auch nähern und bald mit ihren oft entgegengesetzten Interessen aufeinanderstoßen. Der Mensch hatte nun nicht mehr der Natur allein, er hatte dem Menschen gegenüber sich zu behaupten. Der freie Wille war jetzt ein illusorisches Recht, wenn nicht die Kraft hinzukam. Der Stärkere war Herr. Was wollten nun die Schwächeren thun? Um nicht Alles einzubüßen, gaben sie einen, freilich den größten Theil ihrer Freiheit an den Staat hin, der sie beschützte, freilich auch beherrschte. Der Staat sollte in der Idee der Opferaltar sein, an dem jeder Bürger so viel von seiner Freiheit niederlegt, als zum Wohle des Ganzen nothwendig ist, nicht weniger, aber auch nicht mehr. In der Wirklichkeit aber zog der Staat alle die Einzelwillen an sich und ließ nur Einen Willen, den seinen, gelten. Da angelangt, war die Menschheit auch am weitesten von der Natur abgekommen. Der Wille ist es, der den Charakter bestimmt; wo aber sollte eine Zeit Charaktere hernehmen, die willenlos den Launen weniger Mächtigen preisgegeben entweder zitternde Sklaven oder schlaue Schmeichler gebar? Die Besseren, die in solchen Tagen leben, fragen sich freilich, wohin soll das führen? Zurück zum ursprünglichen Naturzustande können wir nicht, denn eine Auflösung des Staates würde zwar die gebundenen Kräfte freigeben, aber statt Allen eine wohlthätige Freiheit der Bewegung zu gewähren, würde sie nur eine Anarchie herbeiführen, in der das Recht beim Ueberwältiger wohnte. Kann man aber nicht zurückkehren und auch nicht stehenbleiben, so muß man vorwärtssehen. Der Weise wird über einen Staat der Zukunft nachdenken (der eine möglichst freie und allseitige Entwickelung aller Kräfte gestattet), und im Stillen die Bedingungen vorbereiten, die eine solche Umwandlung der Gesellschaft befördern, aber auch möglichst gefahrlos machen. Der herrschenden Gewalt gegenüber wird er schweigen und auf thatsächlichen Widerstand verzichten, denn er muß ihre Existenz bis auf eine fernere Zeit noch als eine Nothwendigkeit anerkennen; dagegen wird er eine Folge dieses Zustandes, den sittlichen Verfall, zu bekämpfen suchen und auf Vered-

lung des Charakters bringen. Die von ihm vorhergesehene Umwandlung des Staates kann auf eine doppelte Weise geschehen; die natürlichere und gesündere ist die der ruhigen, organischen Fortentwickelung, wo sich wie bei der Pflanze Knoten an Knoten ansetzt, zwar nichts jählings errungen, aber auch nichts zu lässig betrieben wird. Dies setzt eine vorsichtige Staatsleitung, welche den Geist der Zeit versteht, und ihr dadurch, daß sie ihm Rechnung trägt, auch zu lenken vermag, und ein gebildetes Volk voraus, das schrittweise an ein gewisses Freisein gewöhnt wurde. Ein unheilvolles Bild haben wir dagegen dort, wo die Machthaber trotzig auf dem Veralteten beharren, und ein rohes, ungebildet gebliebenes, wohl gar sittlich verderbtes Volk plötzlich vom Gerassel seiner Ketten aufgeweckt wird. Die Staatskrankheit tritt dann in eine gefährliche Krise, man nennt sie Revolution. Die Geschichte weist auf, daß der Menschengeist auf beiden Wegen nach seiner Fortbildung strebte.

Die Sprache unterscheidet einen Aufruhr und eine Erhebung. Jener geht von einzelnen Landestheilen aus und wird in dieser Vereinzelung auch wieder unterdrückt. Es mag immerhin eine bessere Idee zu Grunde gelegen haben, der Erfolg beweist, daß diese verspätet oder verfrüht ist. Der Erfolg ist auch ein Urtheil; er beweist, daß dasjenige, was sich zu behaupten vermag, wenn auch nicht an sich, doch für den Moment vernünftig ist. Eines höheren Charakters ist die Erhebung; sie tritt ein, wenn gewisse Ideen so allgemein Wurzeln gefaßt haben, daß ihnen, wenn sie einmal ihre Anerkennung verlangen, nicht länger widerstanden werden kann. Der Aufruhr ist eine verunglückte Frühgeburt, die Erhebung ist eine reife Frucht, die zur rechten Stunde ihre Schale ohne Mühe sprengt.

Aus allem Diesem geht hervor, daß der Einzelne zwar eine bessere Zukunft herbeiwünschen und vorbereiten, aber nicht gewaltsam herbeibeschwören darf. Einem Einzelnen steht die Revolution nicht zu. Macht er einen Versuch und fällt, so büßt er seinen Irrthum, den Gang der Geschichte ändern zu können und seinen Wahn, das Volk hinter sich zu haben. Der Aufstand des Einzelnen gegen die Gesellschaft ist ein Verbrechen und führt zu Verbrechen, weil er leichtsinnig das Bestehende in Frage stellt, ohne des Zukünftigen gewiß zu sein, und weil er nur durch verbrecherische Mittel sich ausführen oder einige Zeit behaupten läßt. Wer als Einzelner thatsächlich gegen den Staat auftreten will, muß entweder zum Dolch des

Meuchelmörders greifen oder im Dickicht des Waldes sein abenteuerliches Gewerbe treiben. Ohne es auszusprechen, werden Sie den Zusammenhang des Gesagten mit Karl Moor verstanden haben. Er ist es, der als Einzelner sich der Gesammtheit entgegenwirft. Ich glaube, wir sind bei dieser Einleitung in unser Drama bis auf den Grund der Dichtung gegangen. Die Stellung Karl Moors zu seiner Zeit ist von erschütternder Tragik. Auf der einen Seite ist es wahr, die Lage der Dinge ist es, die ihn zum Feinde des Bestehenden macht; wir erschrecken vor einer Zeit, die seine Verirrung möglich macht; wir begreifen endlich auch, daß bei der allgemeinen Krankheit er nothwendig auch angesteckt sein muß, und daß ihn nur Ideen treiben, die wie Gewitterwolken am Horizont seiner ganzen Mitwelt schweben; ja wir müssen selbst bekennen, daß seine Schuld eigentlich eine allgemeine ist, die er wie ein Atlas auf seine Schultern ladet. Gleichviel, er muß fallen und was noch mehr, er muß im Falle seinen Irrthum erkennen und selbst das Gericht aufsuchen. Ist der Gedanke nicht entsetzlich, daß eine Zeit ihre Söhne zur Revolution hindrängt und dann als Verbrecher fallen läßt? So aufgefaßt, sind die Räuber eine Riesentragödie. Karl Moor ist der Repräsentant der jüngeren Menschheit, die ein Ideal in ihrer Brust trägt und, weil ohne Verständniß der Geschichte, die gegebenen Verhältnisse bekämpfen zu müssen glaubt, die sich zum Schöpfer einer besseren Zukunft berufen meint und in diesem Wahne sich überstürzt, irrt und scheitert.

O es ist dies nur zu begreiflich! Welche Wonne schließt für den jungen Menschen der Gedanke in sich, endlich handeln zu können, wie jene großen Männer, für die man ihn begeisterte! Und er sollte dann nicht zurückschrecken, wenn er aus der Schule tretend nur engherzige, kleine Seelen trifft? Er sollte nicht gleichsam die Aufforderung in sich fühlen, jene Zeiten wieder heraufzuführen? Oder will man die Jugend tadeln, weil sie zu rasch verfährt? Als ob dies nicht tief in der Jünglingsbrust begründet wäre! In ihr lebt ein Gefühl, wie das ist, welches den spanischen Infanten sagen läßt: Schon dreiundzwanzig Jahre und noch nichts für die Unsterblichkeit gethan!? Der Jüngling streut nicht Samen für die Zukunft; er will Alles rasch blühen sehen, denn — ohne Vergangenheit — kennt er die langsame Reife des Saatkorns nicht. Den frischen, thatkräftigen Jüngling muß es zum Umsturz des Bestehenden drängen, denn seine Richtung geht noch nach außen; er verkennt die Nothwendigkeit,

Wahn und Vorurtheil im Menschen zu bekämpfen und glaubt die Welt schon zu verbessern, wenn er nur die äußeren Verhältnisse umstürzt. Das bedächtige Greisenalter muß sein, damit ein Orakel bestehe, aus dessen Munde die Vergangenheit belehrend und warnend zu uns spräche; ja das reife Mannesalter muß sein, damit das Feld der Gegenwart seine Bebauer finde; aber auch die stürmische Jugend muß sein, auf daß mit jeder neuen Generation auch von Neuem auf die Zukunft hingewiesen werde, ohne die der Strom der Zeit zum stehenden Wasser und faul würde. Die Zeit ist der sagenhafte Riese, der durch Jünglingsblut erfrischt wird.

Schiller baute demnach seine Dichtung auf eine tief begründete allgemeine Wahrheit; aber sie war auch tief aus seiner Zeit und seinem eignen Seelenleben heraufgeholt. Die ganze Geistesbewegung jener Zeit war ein Aufschrei nach Erlösung; die Welt war zu einer großen Krankenstube voll verpesteter Luft geworden, in der man zu ersticken drohte. Nur ein frischer Athemzug konnte Rettung bringen, aber er war erst zu erlangen, wenn man die eisernen Fenstergitter zerbrach. Das achtzehnte Jahrhundert war seit den Zeiten der letzten römischen Kaiser gewiß das traurigste der Weltgeschichte. Die zwei äußersten Extreme standen sich gegenüber: der empörendste Druck und die schmachvollste Selbstsucht oben, die drohende Auflösung aller sittlichen Bande unten. Schiller hat beide Extreme — wir freuen uns, auf dies zum ersten Male hinzuweisen — in seinem Drama verkörpert, denn wie Karl Moor die von der Natur abgeirrte und zu ihr zurückverlangende Menschheit repräsentirt, gleichsam das an seinen Fesseln zerrende Volk, so ist Franz, der regierende Graf von Moor, der Repräsentant der damaligen, nur ihr Selbst im Auge habenden Gewalthaber. Ihre Vorfahren hatten noch ein patriarchalisches Verhältniß zu ihren Unterthanen. So war auch der Vater Moor, von dem sein eingedrungener Erbe sagt: „Mein Vater überzuckerte seine Forderungen, schuf sein Gebiet in einen Familienzirkel um, saß liebreich lächelnd am Thor und grüßte sie Brüder und Kinder.“ Ganz anders denkt der Herrscher des 18. Jahrhunderts, denn in diesem spielt ja unsere Dichtung; sein herrischer Name soll wie eine Gewitterwolke über seinen Sklaven schweben, und die Blässe der Armuth soll die Liverei sein, in die er sie kleiden will. Fürsten und Völker hatten in diesem Jahrhundert vor Gott gesündigt; jene, weil sie den Staat mit ihrer Person identifizirten, diese, weil

sie glaubten, mit Blut eine Morgenröthe der Freiheit am Himmel malen zu können. Die Geißel Gottes blieb nicht aus. Napoleon war der Sendling der Allmacht, der, ein Sohn der Revolution, diese in ein geordnetes Bette lenkte und die Throne Europas zittern machte.

Sie sehen, unsere Dichtung ruht auf weltgeschichtlichem Grunde. Sie wurde unter dem Jubel gedichtet, der aus dem freigewordenen Nordamerika in die alte ermattete Welt herübertönte. Den meisten Einfluß auf die Arbeit des jungen Poeten hatte wohl Rousseau. Selbst auf die Wahl des Helden und Stoffes lenkte ihn eine Bemerkung dieses schwärmerischen Denkers, denn dieser rühmt an einer Stelle an Plutarch, daß dieser erhabene Verbrecher zum Gegenstande seiner Schilderungen gewählt habe. Rousseau hatte auf seinen Wanderungen die ungleiche Lage der Menschen mit Schmerz wahrgenommen und mußte, selbst unglücklich und verfolgt, nothwendig mit den Schwächeren sympathisiren. Er glaubte die Ursache aller Ungerechtigkeit und des Verderbens seiner Zeit in der Kultur zu sehen und bezeichnete daher anfänglich Künste und Wissenschaften geradezu als die verderblichsten und unheilvollsten Güter der Menschheit. Er lehrte, der Mensch sei von Natur gut, aber die Kultur habe ihn verderbt. Er malte nun einen phantastischen Naturzustand als die Heimat der Freiheit und Unschuld und sah in der Rückkehr zu dieser und in der Emanzipation von allen Banden, die Bildung, Erziehung und Gewohnheit geschlungen, das Heil der Welt. Wir irren nicht, wenn wir behaupten, Karl Moor habe die Werke Rousseaus gelesen. Daß die Dichtung im Geiste ihrer Zeit war, bestätigte die Folge alsbald, denn die Räuber erwiesen sich als eine poetische Anticipation der französischen Bewegung, wie der Kantischen Philosophie. Das französische Volk führte in seiner Gesammtheit aus, was Moor wollte, freilich zu frühe, und ohne hinreichende Mittel nie erreichen konnte; Kant brachte die ungeordnete Ideenwelt Moors d. h. im letzten Grunde der Jugend seiner Zeit in wissenschaftliche Fassung. Auch Kant steht in Opposition zu der sinnlichen Welt um uns her und fordert eine sittliche Reform, aber er fordert uns nicht wie Rousseau auf, zu der Natur zurückzukehren, sondern weist uns vorwärts; er stellt jener sinnlichen Welt eine übersinnliche gegenüber, in der das Sittengesetz in uns eine Wahrheit werden, Vernunft und Freiheit herrschen soll. Es ist nun Aufgabe der Menschheit, die Wirklichkeit diesem idealen Reiche näher zu bringen.

Sie sehen, daß das Mißbehagen Karl Moors an seinem Jahrhundert begründet war, denn die ersten Geister seiner Zeit theilen es; Sie werden aber auch jetzt verstehen, warum er nothwendig fallen mußte. Sein Unglück war, daß er Rousseau gelesen und nicht Kant erlebt hatte, d. h. daß er die Gesellschaft dadurch zu retten meinte, daß er sich vom Staatsverbande losriß und einen gesetzlosen Naturzustand aufsuchte, um der Willkür zu entgehen und zu der Natur zurückkehren zu können, anstatt daß er vorwärts gesehen und erkannt hätte, die Willkür müsse enden, wenn das Gesetz der Vernunft in Kraft tritt. Er geht an diesem entsetzlichen Irrthum unter.

Soll ich noch erwähnen, daß endlich in Schiller selbst alle Keime lagen, die dieser Dichtung ihre Entstehung geben mußten? Bedenken Sie den militärischen Despotismus im Konflikte mit dem Fluge des Genies, so werden Sie zugestehen, daß die Karlsschule der Ort war, der nothwendig diese poetische Blüte treiben mußte. Sie war 1780 ganz oder doch beinahe ganz hier vollendet. Die Karlsschule erklärt aber nicht nur die Grundidee des Drama, diesen Sehnsuchtsseufzer nach Freiheit, sondern erklärt auch die stürmische, oft wilde Sprache, die oft rohe, des Schliffes entbehrende Form eines sonst edlen Gehalts. Der Stoff ist nach einer Angabe einer Erzählung Schubarts im schwäb. Magazin 1775 S. 30, in der ein verstoßener Sohn seinen Vater rettet, entnommen; nach Petersen hingegen habe die Geschichte des Räubers Roque in Don Quixote und die obenangeführte Bemerkung Rousseaus über Plutarch die Anregung gegeben. Das Stück ist nicht das Werk Eines Gusses. Schiller arbeitete einzelne Selbstgespräche und Auftritte aus, ehe er das Grundgewebe des Ganzen überdacht, ehe er Anlage, Verwickelung und Entwickelung bestimmt, Schatten und Licht vertheilt und die Scenen gehörig aneinander gereihet hatte. Was auf diese Weise ausgearbeitet war, ließ er sich theilweise von Bekannten vorlesen, um Eindruck und Wirkung besser beurtheilen zu können. Schiller widmete den Räubern wenigstens jeden Tag einige Stunden und doch wurden sie nach zehnfacher Abänderung nicht früher als im Jahre 1780 vollendet. Petersen beschreibt die Art und Stimmung, in der Schiller damals schrieb: „In ihrer äußeren Wirkung betrachtet war die Begeisterung bei Schiller in der That korybantischer Natur. Wenn er dichtete, brachte er seine Gedanken unter Stampfen, Schnauben und Brausen zu Papier, eine Gefühlsaufwallung, die man oft auch an Michel Angelo während

seiner Bildhauerarbeiten bemerkt hat." Hoffmeister erzählt uns: Unter Unterbrechungen und Hindernissen jeder Art und in beständiger Angst, entdeckt zu werden, wurde das Schauspiel geschrieben. Weil die Zöglinge der Akademie Abends nur bis zu einer bestimmten Stunde Licht brennen durften, so meldete sich Schiller oft unwohl, um in dem Krankensaale der Begünstigung einer Lampe zu genießen. Zuweilen visitirte der Herzog selbst die Säle, dann flog das Manuscript unter den Tisch und ein medizinisches Buch machte den Fürsten glauben, Sch. benutze die schlaflosen Nächte für seine Wissenschaft. Da aber die Lehrer erfuhren, Sch. arbeite auf dem Krankenzimmer, so schickten sie ihm wissenschaftliche Pensa zur Ausarbeitung, bis er dem Unterricht wieder beiwohnen könne. Dies empörte ihn einst so, daß er das Pensum dem Ueberbringer vor die Füße warf und zornig ausrief: „Ich muß bei der Wahl meiner Studien meinen freien Willen haben." Das war im Geiste seines Drama gesprochen. Bedenkt man, daß dieses ferne von dem Kreise einer Familie, ferne von der Welt, die der Verfasser nur aus der Vogelperspektive kannte, dann in der, die Phantasie nur noch erhitzenden, mit düsteren Bildern erfüllenden Nacht, endlich in steter Besorgniß vor Entdeckung und daher auch in der Stimmung des Hasses geschrieben wurde, dann staunt man nicht, wenn die Form oft eine ungeheuerliche ist. Dazu kam das Publikum, für das es geschrieben war, nemlich ähnlich empörte junge Brauseköpfe. (Jede dem Zwange abgerungene, der Beaufsichtigung durch List entrissene Scene der Räuber ward sogleich den Freunden, wo man immer allein war, vorgelesen und wohl mit um so größerem Jubel aufgenommen, je leidenschaftlicher und wilder sie die Indignation aussprach, in der man sich wechselseitig bestärkte. Als er einst seinen Freunden die Worte vortrug, welche Franz Moor zu Pastor Moser spricht: „Ha! was, du kennst keine Sünde über dem Vatermord? Besinne dich nochmals — Tod, Himmel, Ewigkeit, Verdammniß schwebt auf dem Laute deines Mundes! — keine einzige darüber?" — Da öffnete sich die Thüre und der hereintretende Aufseher sah Schiller halb in Verzweiflung die Stube auf- und abrennen. „Ei, so schäme man sich doch; wer wird denn so entrüstet sein und fluchen!" Als er aber den Rücken gekehrt hatte, rief ihm Sch., zu den lachenden Gesellen gewandt, hämisch nach: „Ein konfiszirter Kerl!" Seine Gefährten waren seine Kritiker, die ihn auch zuweilen veranlaßten, ganze Scenen zu

ändern. In einer solchen drangen Räuber in ein Nonnenstift, in dem Amalia sich befand; in einer andern forderte Karl die Geliebte in einem Tempel zurück, in welchem Vestalinnen beteten. Scharffenstein sagt treffend: „Sch. schrieb die Räuber zuverlässig weniger um des litterarischen Ruhmes willen, als um ein starkes, freies, gegen die Konventionen ankämpfendes Gefühl zu bethätigen.“ Schiller und seine Gefährten waren damals so oppositionell gesinnt, daß ihnen die ärgste Strafe von Seiten der bestehenden Ordnung, wie die wünschenswertheste Auszeichnung vorschwebte. Sagte doch Sch. zum spätern General Scharffenstein: „Wir wollen ein Buch machen, das aber durch den Henker absolut verbrannt werden muß.“ Manche rohe Stelle erklärt endlich der Irrthum des Dichters, den er aus Rousseau herausgelesen hat, nemlich der, man müsse zu der Natur zurückkehren. Die Folge ist, daß mit der Kultur auch die Sitte verworfen, und das was am natürlichsten ist, auch als das Beste angesehen wird.

Wir wollen uns nunmehr der Betrachtung der Dichtung selbst zuwenden. —

Hier, wie in der Folge werden es vorzugsweise die Charaktere sein, die ich psychologisch zu entwickeln suchen werde. Ich werde die Charaktere Schiller's aneinander reihen, um zugleich Menschenbilder zu zeichnen, in die verschiedensten Seelenlagen einzugehen, die ursächlichen Fäden jeder Handlung aufzusuchen, den Zusammenhang des einfachsten Wortes eines Menschen mit seiner größten That nachzuweisen. Ich habe hiebei noch einen höheren Zweck als bloß einen Kommentar meines Dichters, ich will Beiträge zum Kommentar der Menschheit bringen. Die Menschen des Dichters, von denen ich Ihnen gleichsam lebendige Beispiele zu einer Psychologie geben werde, sind Kinder der Phantasie, nicht der Wirklichkeit; aber es muß eine Brücke geben, die jene idealen Gestalten mit unserem Leben vermittelt. Je sichtbarer diese Brücke, desto gelungener, desto näher der Wahrheit ist der Charakter.

Wir sagten, schon die Zeit, die Karl Moor gebar, sei eine kranke gewesen. Die Schwäche des alten Moor ist ein Symbol dieses Zeitverfalls. Dieser sagt nicht umsonst: „die Sünden seiner Väter werden heimgesucht im dritten und vierten Gliede.“ Auf diesem Grunde konnten nur Giftblumen gedeihen. Das Verderben der Söhne erklärt sich aus dem Charakter dieses Vaters. Der alte Mann ist gut. Wir haben Beweise dafür. Er war ein milder Herr gegen

seine Unterthanen, streichelte und koste, wie Franz boshaft sagt, den Nacken, der gegen ihn störrisch schlug; sein Haus ist ein Haus der Waisen und ein Port der Verlassenen gewesen; er liebt Amalia, die Waise, und liebt seine Kinder, denn selbst für den entsetzlichen Franz bittet er zuletzt um Schonung. Aber seine Güte beruht nicht auf Kraft und Gediegenheit des Charakters, sondern auf Schwäche. Seine Liebe gegen Karl war nicht nur Verzärtelung, sondern gerade-zu Ungerechtigkeit gegen Franz. Jener war der an Körper und Geist Begünstigte; wie der Geburt nach so war er auch im Herzen des Vaters der Erste. Nicht dies machen wir ihm zum Vorwurf, denn kein Vater wird alle Kinder gleich lieben, aber wohl die Unvorsichtigkeit, daß er sich nicht zu beherrschen vermag, sondern die Vorliebe zur Schau trägt. Er ist Ursache, daß Karl von früh auf gewohnt war, seinen Leidenschaften nachzugeben und nur seinem Willen nachleben zu können; er ist Ursache, daß sich in Franzens Brust, wenn ihn auch Karl selbst nie beleidigte, Haß und Neid ansetzte, und der Trieb durch List zu erringen, was ihm die Gunst der Natur verweigert hat. Mit Recht fällt daher der Fluch auf des alten Moor Haupt zurück, mit Recht packt ihn die Verzweiflung. Die Söhne, die er in ein unglückliches Leben eingeführt, tödten ihn. Schon im Beginne unserer Dichtung muß er das Gericht des Himmels erkennen und ausrufen: „Mein ist alle Schuld!" Um das Unglück der beiden Söhne voll zu machen, mußte ihnen noch, wie es scheint, schon frühe die Mutter wegsterben, denn nirgends wird ihrer gedacht. Eine Mutter hätte ihre Liebe zwischen beiden Söhnen mehr zu theilen und sich des Zurückgesetzten mehr anzunehmen gewußt. Dem männlichen Herzen ist der Stolz ein bekannteres Gefühl und diesem konnte nur der hochbegabte Karl schmeicheln; in weiblicher Brust spricht aber das Mitleid eben so laut wie der Stolz auf blühende Söhne, an einem Mutterherzen hätte Franz offenbar die vermißte Liebe gefunden. Karl hat in seiner ersten Jugend nichts als Liebe erfahren, und schleudert daher seinen Fluch der Menschheit zu, da er zum ersten Male Widerstand und Haß auf seinem Lebenswege erfährt; Franz hat nie etwas anderes als Zurücksetzung erlebt und wird darüber zum Verbrecher, denn in seinem Busen kann nur ein Echo des Hasses leben, weil man ihm mit Haß begegnet, und nur Selbstsucht gedeihen, da Niemand seiner gedenken würde, wenn er es nicht thäte. Amalia nennt den alten Moor ein ehrwürdiges Haupt,

schön, wie man die Heiligen male, und einem solchen wolle sie nicht zürnen. Es ist dies ein dankbarer Zug der Pflegetochter, aber uns kann er nicht hindern, das ganze, schwere Gewicht der Schuld, die seine Söhne verfolgt, auf sein weißlockiges Haupt zu laden. Die Geschichte im alten Testamente vom Jakob und dessen Lieblingssohn Joseph ist die seine.

Karl ist mit den herrlichsten Gaben des Körpers und des Geistes ausgerüstet, mit aller Kraft; diese ist ein beglückendes oder gefährliches Geschenk nach der Richtung, die sie bekommt, nothwendig entweder ein Brutus oder ein Catilina zu werden. Das Schicksal eines Menschen hängt oft an einem Härchen. Dieselben Anlagen, derselbe Drang nach Thaten hat Einen oft zum Verbrecher gemacht, während er unter andern Verhältnissen ein großer Mann geworden wäre. Ich verweise Sie auf Italien und dessen Zustände. Dieses Land, das Römer gebar, in einer Zeit, wo noch Raum im Lande für Helden war, gebiert nun Räuber. (Das italienische Volk ist vor vielen andern geistreich, feurig, thatendurstig, aber politisch vernichtet kann es zu keiner Aeußerung seines reichen innern Lebens gelangen. Je bedeutender aber die innere Kraft ist, desto weniger kann sie die unnatürliche Beschränkung dulden, so z. B. wenn die gefesselte Lebensthätigkeit einmal die Schranken durchbricht, die sich entgegenstellen, sie da verheerend sich ausbreitet, wo sie Großes und Segensreiches hätte wirken können.) Auf den gefürchtetsten Verbrechern ruht jetzt der Fluch der Welt; dieselben aber hätten in glücklicheren Verhältnissen bei ihrem Muthe, ihrem Unternehmungsgeist, ihren unverkennbar großen Talenten Heil und Segen über die Welt verbreitet. Wie jetzt Führer von Verworfenen, so hätte ein Mann wie Karl Moor auch der Stern seiner Nation werden können. Mögen wir diese Betrachtung mit in die Wagschale legen, wenn wir über Menschen urtheilen; entschieden richtig ist es jedenfalls, daß mancher gewaltige Verbrecher, der jetzt zu der Richtstätte geführt wird, der Möglichkeit, groß und tugendhaft zu werden, näher stand, als Mancher unter den Gaffern, der sich besser dünkt und zwar gerade nichts Schlechtes that, weil seine Natur viel zu unbedeutend war, um zum Bösen einen Anlauf zu nehmen, aber auch nicht zu etwas Gutem, zu einem Opfer für das allgemeine Wohl Muth gehabt hätte. Jener hat vor diesem den kräftigen Willen voraus; wir fühlen, daß es bei ihm, wie bei Karl Moor, nur einen einzigen Willensakt braucht, um

der Tugend anzugehören, während das gewöhnliche Mittelgut der Menschen lauwarm ist, zu schwach zum Verbrechen wie zu großer That.

Nicht bloß die liebende Amalia, nicht bloß der verblendete Vater, auch Franz in seinem Neide muß die körperliche Schönheit Karls anerkennen. Franz sagt, es liege etwas Großes in diesen Zügen; Amalia rühmt seinen himmlischmilden, seinen königlichen Blick aus diesen schwarzen feuerwerfenden Augen, beschattet vom überhängenden buschigen Augenbraun. Sie hat ihn gemalt, aber sie selbst kann das Bild nicht ähnlich finden. In ihrem Herzen sieht er so anders. Die träge Farbe scheint ihr nicht hinzureichen, den himmlischen Geist nachzuspiegeln, der in seinem Auge herrscht. Eben so glänzend sind seine Geistesanlagen, die den Vater allerdings berechtigen konnten, zu hoffen, sein seit sieben Jahrhunderten blühendes Geschlecht, dessen Stammvater den Adel vom großen Kaiser Friedrich Barbarossa empfing, dem er gegen die Seeräuber diente, werde in Karl seine höchste Blüte finden. Man erfährt aus Franzens höhnendem Munde, welche Vorzüge der glückliche Vater am Lieblingssöhnchen rühmte und welche Hoffnung er daran knüpfte. Der feurige Geist, der im Buben loderte, der ihn für jeden Reiz von Größe und Schönheit so empfindlich machte, diese Offenheit, die seine Seele aus dem Auge spiegelte, diese Weichheit des Gefühls, die ihn bei jedem Leiden in weinende Sympathie dahin schmelzte, dieser männliche Muth, der ihn auf die Wipfel hundertjähriger Eichen trieb und über Gräben und Pallisaden und reißende Flüsse jagte, dieser Ehrgeiz, dieser unüberwindliche Starrsinn versprachen ihn einst zu einem warmen Freunde, zu einem trefflichen Bürger, zu einem Helden, ja — um Alles in Einem Worte wiederzugeben — zu einem großen, großen Manne zu machen, dessen Ruhm von einem Pol zum andern fliegt. Dies waren die Pläne des Vaters, der das Kind, als es ihm die Wehmutter brachte, gegen Himmel hob und rief: Bin ich nicht ein glücklicher Mann? Diese Großmannsucht des Vaters ging als ein unglückliches Erbe auf das Kind über, das, wie wir aus dem Gespräche mit Daniel vernehmen, sich auch schon mit dem Gedanken trug, ein großer Mann zu werden. Sein Lieblingsgedanke war, wie die Sonne zu leben, zu sterben. Wie der Vater, verhätschelte ihn die ganze Bewohnerschaft des Hauses. So schob ihm der alte Daniel manches Zuckerbrod zu, hatte ihn immer am liebsten, setzte ihn auf den Schweiß-

fuchs des alten Grafen und ließ ihn auf der großen Wiese herumjagen. Die Heldenbilder der Vergangenheit erfüllten früh die junge Seele und er träumte sich zum Alexander, machte die Schlacht von Arbela zu seinem Kinderspiele, wiegte sich in Erinnerungen an vergangene Römergröße und dachte sich als Hektor, der sich aus Andromachens Arm, vom heimischen Herd losreißen mußte. (So lieh ihm der Dichter seinen eigenen heroischen Sinn, er lieh ihm aber auch sein weiches, empfängliches, poetisch gestimmtes Herz.) Amalia rühmt von ihm, er habe keine Fliege leiden sehen können; wir erfahren aus Franzens Munde, er habe dem Vater Pfennige abgebettelt und den Bettlern zugeworfen; die Rose war seine Lieblingsblume, die Musik seine Erheiterung. Ganz auf Thaten gestellt, trieb es ihn immer ins Freie, wo er sich ohne Adelstolz mit den Buben der Gegend umhertrieb und lieber an die Abenteuer des Julius Cäsar dachte als daheim zuhorchen mochte, wenn man die Geschichte vom bußfertigen Tobias und aus Predigtbüchern vorlas. Solchen lebensvollen, unbedenklich handelnden und wagenden Charakteren gehört die ganze Welt und alle Herzen schlagen ihnen, zumal die weiblichen. Sie haben Hang zur Schwärmerei und lieben es, sich in der Liebe der Frauen zu bespiegeln; Amalia mußte ihn daher und zwar gerade so leidenschaftlich lieben. Wir sehen, Karl lebte goldene Maienjahre der Knabenzeit, war so glücklich, war so ganz, so wolkenlos heiter; seine Jugend war auf Rosen gebettet; die Dornen des Lebens kannte er bis jetzt noch nicht, ahnte auch nicht, daß es Lagen gebe, an denen sein Wille zerschellen könne. Bis jetzt hatte er Alles durchzusetzen vermocht; welche Erfahrungen werden ihm in der Welt bevorstehen, wenn er das willfährige, nachsichtige Vaterhaus verläßt und in der Fremde keinen Platz findet, ein Alexander in der Wirklichkeit zu sein, wenn es ihn einmal plötzlich langweilen sollte, ihn bloß zu spielen. Was wird er thun, wenn er kein Arbela findet?

Während Karl von Allen geliebt und gesucht war, konnte Franz einsam umherschleichen und an den Brosamen der väterlichen Liebe, die ihm etwa noch überblieben, seinen Hunger stillen. Er fühlte es wohl, daß er seinen Bruder nicht erreichen könne, daß er häßlich sei; aber noch weher mußte es thun, daß man ihm es beständig vorhielt. Wenn Karl auf dem Schoß des Vaters saß, oder diesem schmeichelte, dann wiegte sich der alte Graf in der Hoffnung des Ruhmes und sah verächtlich auf den Franz in der Ecke hin, dem er es prophezeihte,

er wird zwischen seinen Grenzsteinen sterben und modern und vergessen werden, auf den trockenen Alltagsmenschen, den kalten hölzernen Franz und wie die Titelchen alle heißen mochten, die ihm der Kontrast zwischen den Söhnen eingab. Und diesem Franz sollte man es verübeln, wenn er Niemanden als sich liebt? An sich und in sich gewiesen, von einer feindlichen Außenwelt eher abgestoßen als zum Genuß eingeladen, mußte er früh schon zum Denker werden. Der Haß war es aber, der an den Verstand seine Fragen richtete und Beantwortung forderte. Und diese Fragen lauteten: Warum liebt dich der Vater und die ganze Umgebung weniger? Weil du der zweite Sohn bist? Weil du häßlich bist? Wodurch hat Karl es verdient, der Erste zu sein? Wodurch du verschuldet, häßlich zu sein? Mußt du dir nicht sagen, daß die Natur ungerecht gegen dich war und dein Vater noch jetzt ungerecht ist? Und diesen Vater, der sich vielleicht deiner ärgert, wenn er dich sieht und diesen Bruder, um dessen willen du zurückgesetzt bist, sollst du noch lieben? Warum? — So wird der Denker in ihm zum Zweifler, zum Grübler, endlich zum Sophisten, der mit schlauen Wendungen sich die Pflicht der Liebe gegen Vater und Bruder hinwegschwätzt. Hoffmeister hebt hervor, daß Franzens Scheingründe alle aus der Medizin hergenommen sind und selbst Schiller in seiner Selbstrezension deutet den Zweifel an, ob es möglich sei, daß ein Jüngling wie Franz schon so früh zum spekulativen Kopf werde. Wie ich dies Letztere bereits als möglich nachgewiesen zu haben glaube, so fällt auch Hoffmeisters Bemerkung dahin. Franz suchte nach den Gründen, warum Karl vorgezogen wird, und fand sie nicht etwa in dessen höheren Anlagen oder in der Schwäche des Vaters, sondern in rein natürlichen Verhältnissen. Er wäre der Bevorzugte, wenn er der Erstgeborene und der Schöngestaltete wäre. Franz wird Materialist und wird als solcher nothwendig nicht das Geistige, sondern das Natürliche des Menschen zum Gegenstande seines Denkens machen. Wir werden später sehen, daß sich Karl berechtigt glaubt, an der Welt Rache zu nehmen. Franz ist schon jetzt dazu gedrängt; er muß sich an das letzte Brett zu klammern suchen, wenn er nicht vollends Schiffbruch leiden will. Er sagt: „Schwimme, wer schwimmen kann, und wer plump ist, gehe unter." Die Natur hat nichts für ihn gethan; Aufforderung genug für ihn, zu versuchen, was er für sich thun kann. Ganz im Geiste seiner Zeit denkt er: „Jeder hat gleiches Recht zum Größten

und Kleinsten." Da es ihm an Muth und Seelengröße gebricht, so spitzt er seinen Witz zu schleichender Intrigue, um auf diese Weise zu erlangen, wozu ihm die Liebenswürdigkeit gebricht. Wir sehen, daß Franz keine so abstrakte Figur ist, als man gewöhnlich annimmt, sondern daß er aus wahrhaft menschlichen Motiven so denkt und handelt. Macht er sein Ich zu seinem Gotte, so ist er — wie Karl im Geiste Rousseaus strebt — auch Repräsentant einer philosophischen Richtung seiner Zeit; ich darf Sie nur an die Männer des sogenannten Holbach'schen Clubs in Paris erinnern. Werke wie das „Système de la Nature", angeblich von Baron Holbach selbst, und „vom Geist", von Helvetius, suchten als Materialisten die Ewigkeit der Materie zu beweisen und Eigenliebe und Selbstsucht als die einzigen Triebfedern menschlicher Thätigkeit hinzustellen. Solche Lehren drohten zwar alles Höhere zu zerstören, erklärten sie doch Tugend und Moral als Thorheit, tödteten Gemüth und Phantasie, priesen Befriedigung der Sinnlichkeit als Weisheit; gleichwohl wurden sie von den höheren Ständen in ganz Europa mit Entzücken gelesen und zu eigenen Grundsätzen gemacht. Franz ist aber gerade der Repräsentant der höheren, herrschenden Stände jener Zeit.

Zwischen diese beiden Brüder ist aber noch ein drittes Wesen gestellt, das von Beiden (freilich in sehr verschiedener Weise) geliebt wird. Auch hier ist Karl der Begünstigte. Amalia ist zu einer Zeit geschrieben worden, wo der Dichter noch kein Weib geliebt hatte, und noch von keinem Weibe geliebt wurde. Sie ist Karl Moor in weiblichem Format. Sie hat dessen reiche Phantasie, dessen stolzen Heldensinn, selbst dessen Starrkopf. Ohne weibliche Nähe erzogen, hat ihre ganze Geistesrichtung etwas Männliches, und sie muß sich an Karl anlehnen, da sie in ihm das Ideal des Mannes findet. Ihre Sprache verräth, daß sie Karls Schülerin ist, denn sie ergeht sich in gleich reichen Bildern; Schiller sagt, sie habe zuviel in Klopstock gelesen. Ihre Liebe ist keine sanfte weibliche Neigung, sie ist Gluth, sie ist trunkener Wahnsinn. Sie vergaß neben ihm Himmel und Erde, wenn er an ihrer Seite stand, und es kam ihr vor, als ob die Natur, wenn er sie betrachtete, den großen belohnenden Blick zu empfinden und sich unter dem Wohlgefallen ihres Meisterbildes zu verschönern schien. An seiner Seite schlug ihr die Nachtigall süßer und die Blumen hauchten lieblicher. Im Herzen des 23jährigen Mädchens herrschte und herrscht noch jetzt im Drama trotz sechs-

jähriger Trennung, welche ihre Leidenschaft nur verstärkte, Karl wie ein Gott in seinem Tempel. Er steht vor ihr im Wachen, er regiert in ihren Träumen, die ganze Schöpfung scheint ihr nur in den Einzigen zu zerfließen, den Einzigen wiederzustrahlen, den Einzigen ihr entgegenzutönen. Er ist ihr ein Nachstrahl der Gottheit. Oft sang sie mit ihm — was verbindet Herzen schneller als gemeinsame Musik — Hektors Abschied von Andromache. Das Lied sollte an ihr selbst in Erfüllung gehen, denn ihr Hektor verläßt sie und stürmt in die Welt hinaus, aber auch die Liebe ihres Hektors stirbt nicht im Lethe, im Quell der Vergessenheit.

Eben so leidenschaftlich, als sie Karl liebt, haßt sie Franz, denn er hat ja kein Aederchen von ihm, kein Fünkchen von seinem Gefühle. Sie erzählt, daß die Seelen der Brüder nie zusammenstimmten. Auch diese Zurücksetzung läßt es Franzen als nothwendig erscheinen, sich zum Herrn zu machen, damit er durch Gewalt erlange, was man ihm freiwillig versagt.

So war die Stimmung des Hauses, in das uns der Dichter einführt, als Karl die hohe Schule von Leipzig bezog. —

Mit dem glühendsten Ehrgeize und Ruhmesdurst, dem ungemessensten Thatendrange und einem Willen, der nichts außer sich als maßgebend und bestimmend anerkennen will, ausgerüstet, ganz so erzogen, daß es auf die Verhältnisse nur ankam, welchen Stoff seine innere Gluth erfaßt, kam Karl Moor nach Leipzig. Reich und frei, ohne Aufsicht, die ihn nur empört hätte, und nicht gewohnt, seine Leidenschaften zu mäßigen, zu entsagen, war er der Verführung um so eher ausgesetzt, als eine blühende Leiblichkeit ihn die Reize des Lebens in ihrer ganzen Fülle empfinden und begehren lassen mußte. Wir haben im Alterthume einen Mann, der wie Karl mit Anlagen wie kein zweiter Sterblicher begabt war, aber mit eben so großen Schwächen, der es uns erklären kann, daß es wirklich Menschen giebt, die auf einem so schmalen Pfade wandern, daß ihnen der Sturz in den Abgrund jeden Augenblick eben so gut drohen kann, wie ihnen am Ende der Laufbahn der Lorbeer winkt. Und dieser Mann ist Alkibiades. Karl wäre gerettet gewesen, wenn er noch in einem Zeitalter gelebt hätte, das einzelnen großen, ich möchte sagen titanenhaften Menschen Spielraum giebt; er wäre dann ein Held geworden. Er lebt aber, wie er selbst sagt, in einem tintenklecksenden Zeitalter, wo

er Plutarchs Helden nur lesen, aber ihnen nicht nachahmen kann; wo die Jugend nicht wie er von Römergröße gehoben wird, sondern über die Schlacht bei Cannä weint, wenn sie sie etwa übersetzen soll; wo der ganze Lohn jener gewaltigen Heerführer darin besteht, daß man ihre Unsterblichkeit in einem Bücherriemen davonschleppt.

Was begegnet selbst edleren Geistern in einem gesunkenen Zeitalter? Sie stürzen sich in ein wildes Sinnesleben, um zu vergessen, um die Kraftfülle, die sie nicht ruhen läßt und nach einer Aeußerung drängt, in unwürdigem Genusse zu vergeuden. Solche Verlorene sinken dann eben so tief, als sie erhaben hätten stehen können und suchen dann im Extrem des Niedrigen ihre traurige Größe. Einem solchen unsittlichen Leben fiel Karl in Leipzig als Opfer anheim, nicht weil er an sich unsittlich ist, sondern weil ihm das papierne Zeitalter, wo statt des Prometheusfunkens nur Theaterfeuer zu finden, nichts bietet, was seine Brust ausfüllen könnte und so Etwas braucht der Jüngling — es sei eine reine Liebe, es sei Poesie, es sei Wissensdurst, es sei Patriotismus, gleichviel — es muß eine Idee geben, der er in seinem Innern eine vestalische Flamme nähren kann. Karl sank tief, so tief, daß er in Studentenstreichen und Zweikämpfen seinen Ruhm suchen mußte, und beim Weine vom alten Vater sagen konnte: „Der alte Filz soll nur darauf los schaben und scharren, er wolle sich dafür die Gurgel absaufen.“ Aber Eines unterscheidet Menschen wie Karl von gemeinen Lüstlingen, nemlich die Kraft, jeden Augenblick sich von der Gemeinheit lossagen zu können. Sechs Jahre stak er im Pfuhle der Sünde, bis er endlich wie aus einem wüsten Traume erwachte und sich so grenzenlos unbefriedigt fühlte. Nach dem Rausche kam die entsetzliche Wirklichkeit. Tiefe Reue ergreift ihn, und er ist geneigt, wie Spiegelberg sagt, den verlornen Sohn zu spielen, der heimkehrt, geläutert und büßend. Was er einst prahlend gethan, liegt jetzt wie ein verächtliches Narrenleben hinter ihm; die Scham brennt auf seiner Wange, wenn man ihn daran erinnert, und verfluchen möchte er sich wegen jener Aeußerung beim Trunke: „Es war nur im Dampfe des Weins, ruft er, und mein Herz hörte nicht, was meine Zunge prahlte.“ Auch die Erinnerung an seine Liebe war im Sinnesrausche übertönt, wenn gleich nicht zerstört worden. Die Brust eines Mannes wie Karl, füllt die Liebe allein nicht aus. Charaktere wie er nehmen das Andenken des Weibes nicht in das Leben mit hinaus; sondern erneuern es immer

nur dann, wenn sie ermüdet in den Hafen zurückkehren. Hoffmeister irrt daher, wenn er Karl für der Liebe unbedingt unfähig erklärt. Versteht man unter Liebe ein ununterbrochenes Hingeben meines Ich an ein fremdes Ich, dann liebt er allerdings nicht; es ist diese Liebe aber mehr die des Weibes. Nennt man aber das Gefühl des Mannes, im Weibe sich gleichsam zu bespiegeln, bei ihr und in ihrer Liebe neue Kraft zum Lebenskampfe zu suchen, auch Liebe, dann liebt Karl. Hoffmeister beschuldigt endlich unsern Helden, durch die drei ersten Akte Amaliens nie zu gedenken. Es beweist dies eine sehr flüchtige Lektüre, denn er erwähnt ihrer, wie ich zeigen werde, schon vorher an drei und zwar sehr wichtigen Orten, einmal sogar namentlich.

Aus seinem wüsten Taumel aufgeweckt, fühlte er auch Heimweh und schrieb sofort an den Vater, verschwieg nicht den geringsten Umstand, und hoffte auf Vergebung, glaubend, Aufrichtigkeit verdiene Mitleid. Die Sirenentöne Spiegelbergs, ihr Leben fortzusetzen, ja noch lockerer zu treiben, findet bei ihm nicht Eingang. Sagt er doch: „Glück auf den Weg!" Steig du auf Schandsäulen zum Gipfel des Ruhms. Im Schatten meiner väterlichen Haine, in den Armen meiner Amalia lockt mich ein edler Vergnügen." Heute will er von seinen Gefährten Abschied nehmen und aufbrechen, denn der Vergebung des Vaters ist er ja sicher. Ist es doch ein Vater, den er bittet; muß doch Gnade eintreten, wo die Reue eintrat; bat er doch so rührend, schilderte er sein Elend doch so lebendig; liebte er doch den Vater stets so unaussprechlich; hat er doch jetzt zum ersten Mal an die Menschheit appellirt. Wir zittern unwillkürlich, wenn wir die Unruhe Moors, mit der er den Brief erwartet, und zugleich die Selbstgewißheit, mit der er Vergebung erwartet, wahrnehmen. Wir befinden uns eben — das sagt uns das Gefühl — auf einer drohenden Spitze. Verzeiht der Vater, o dann ist vielleicht Alles gut, Karl kehrt heim und fühlt sich in der Leitung seines kleinen Staats glücklich, hat vielleicht sogar eine größere Rolle im deutschen Reiche vor sich. Aber wenn der Vater nicht verzeiht!? Schreckliches Wenn! Dann wird der Sohn die Anstrengung in Rechnung bringen, mit der er sich aus dem Laster erhob, und den Kampf, den er mit seiner Scham kämpfen mußte, ehe er es über sich vermochte, zu schreiben, und diese Summe mit dem kalten Nein vergleichen und wird von Verzweiflung erfaßt sein und wird entweder in

das frühere Leben nur tiefer als je und zwar rettungslos zurückstürzen, oder — Rache brüten.

Der Brief kommt und enthält den Fluch des Vaters! — Verloren, Verloren!" ruft Karl in der Theaterbearbeitung unseres Drama. Der Brief ist zwar nicht vom Vater, sondern vom Bruder geschrieben, aber daß dieser nicht im Geiste des Vaters schreibe, kann er schon deßhalb nicht besorgen, weil er die Möglichkeit einer solchen That des Bruders gegen den Bruder nicht zu ahnen vermag. Der Rückschlag Karls ist entsetzlich. Da man ihm dort, wo er nicht blos den Menschen, nein den Vater um Menschlichkeit anspricht, die Rückkehr zum Besseren versperrt, wirft er seinen Haß auf die ganze Menschheit, denn wie Hamlet sieht er seine ganze Weltanschauung erschüttert, da der feste Boden der Familie, auf den er sich retten wollte, unter ihm wankt. Der Vater wider den Sohn? das heißt der Mensch wider die Natur! In diesem Gedanken liegt der Uebergang zu seinem späteren Leben. Er sieht das Thier am Leitbande der Natur, aber den Menschen sieht er von dieser abgekommen, mit abgeschmackten Conventionen verrammelt, damit ja nicht die gesunde Natur an ihn herankomme. In dieser Unnatur, in dieser Schminke, mit der sich die Lüge unter die Leute schleicht, sieht er den Quell alles Uebels und verwirft, weil er gewisse Ceremonien und Gebräuche und stehende Redensarten verwerfen muß, mit ihnen Alles, was auf einem gewissen Herkommen beruht. Tieffühlend, daß sein ganzer sittlicher Fall davon herrühre, daß er seine Kraft würdig anzuwenden nicht Gelegenheit hatte, aber, nicht erkennend, daß der jetzige Staat, als der Staat der Noth sich selbst morden müßte, wenn er jedem Einzelnen die Laufbahn freigebe, fordert er einen idealen Staat, wo man den Willen nicht in Gesetze schnürt, oder richtiger gesagt, er will den alten freien Naturstand, weil ihm nur in dieser Form die Freiheit ausführbar erscheint. Er sagt: „Das Gesetz hat zum Schneckengang verdorben, was Adlerflug geworden wäre. Das Gesetz hat noch keinen großen Mann gebildet, aber die Freiheit brütet Kolosse und Extremitäten aus." Wir sehen, Karl Moor könnte sich mit Proudhon um die Priorität der Anarchie als besten Staatsform streiten.

Mitten in seiner Verzweiflung trifft ihn der Plan, der eigentlich von Spiegelberg ausgeht, Räuber zu werden. Er sieht darin gleichsam einen Wink des Schicksals und greift ihn aus zwei Gründen auf: erstens kann er sich nur als Räuber vom Gesetze los-

sagen, außer dem Gesetze stehen, freilich auf einem gesetzlosen Boden, denn der Räuber kehrt zum Naturstand insofern zurück, als er der organisirten Gesellschaft den Krieg ankündigt und sich, seinen Einzelwillen als alleiniges Gesetz betrachtend, dem Gesammtwillen entzieht. Bedenkt man aber, daß der von Moor wieder aufgesuchte Naturzustand in den ersten rohen Zeiten der Menschheit allerdings seine Berechtigung hatte, so lange man keinen bessern hinzustellen vermochte, dagegen es im achtzehnten Jahrhundert ein ungeheurer Rückschritt gewesen wäre, auf ihn zurückzukommen, so muß man Karl allen weltgeschichtlichen Blick absprechen. Hätte aber Karl weiter nichts als eine Lossagung vom gegebenen Staate gewollt, dann hätte er eine einsame Insel im Weltmeer aufsuchen und seinem Ideale nachleben können. Aber Karl, der Mann des Thatendurstes und der Ruhmsucht, wäre mit diesem tollen, aber für die Gesellschaft unschädlichen Versuche nicht zufrieden gewesen. Der Thor in ihm muß zum Verbrecher werden. Er will nicht nur auf unmittelbares Eingreifen in die Welt nicht verzichten, sondern sich und alle Verletzten und die Natur selbst dadurch rächen, daß er sich zum Richter, zum Arme des rächenden Schicksals aufwirft. So glaubt er, der Einzelne, die Gesellschaft umgestalten zu können, beachtet aber nicht, daß der Mord einzelner schlechter Gewalthaber, Advokaten und Priester noch gar nichts nützt, so lange nicht eine vollständige innere Genesung der Zeit eintritt, die aber er, der Einzelne, weder herbeizuführen, noch zu beschleunigen vermag. Was ihn treibt, ist nicht Stärke des Geistes, wie er jetzt meint, sondern Verzweiflung, wie er später erkennen wird; was er vorhat, kann eine fürchterliche Zerstreuung, die er sich macht, aber keine Sendung des beleidigten Himmels genannt werden, wie er sich einbilden möchte, denn dieser bedarf wahrlich nicht der Dazwischenkunft des großen Räubers.

Das Räuberleben schreckt ihn deshalb, weil es von der Menschheit ausstößt, nicht ab, denn diese hat ihn ja selbst, wie er annimmt und vom Vater in seiner Lage auch annehmen muß, ausgestoßen; zieht ihn vielmehr an, weil es reiche Bewegtheit, abenteuerlichen Wechsel, beständige Spannung des Gemüths, den Reiz der Gefahr, ja selbst eine, freilich bedenkliche Berühmtheit verspricht. Alles dieses reißt ihn zu dem Ausruf hin: Mein Geist — 114. Jetzt in seiner Verblendung nimmt er ein, über uns waltendes unbeugsames Fatum an, dem Keiner entgehen könne, und zittert an einer andern Stelle

vor seinen blutigen Thaten deshalb nicht, weil sie nur Glieder einer unzerbrechlichen Kette des Schicksals seien und zuletzt an seinen Feierabenden, an den Launen seiner Ammen und Hofmeister, am Temperament seines Vaters, am Blute seiner Mutter hingen. Ein gemeiner Räuber wird er nicht, in der Art, wie etwa der heilige Crispin kein gemeiner Dieb geworden ist. Er stahl den Reichen, um es den Armen zu geben. Karl Moor sammelt eine Bande um sich, um mit ihr die Schwachen an den Stärkern zu rächen, und mordet, um Ungerechtigkeiten in der Welt an deren Urhebern oder Mithelfern zu bestrafen, aber nicht des Raubes wegen. Das Drittheil an der Beute, das ihn nach den Bestimmungen der Bande trifft, verschenkt er an Waisenkinder oder läßt arme Jungen von Hoffnung studiren. Seine Großmannsucht verläßt ihn auch in dieser Versunkenheit nicht; er vermischt sich nicht mit seinen Leuten, die ihm nur zu seinem vermeintlich höheren Zwecke dienen. So ruft er vor einem Gefechte seinen Leuten zu: Oder schmeichelt — 127.

Shakspeare entwickelt die Grundidee in und an einer vielgliedrigen, aus mehreren Handlungen bestehenden Action. Schiller, der damals Shakspeare nachstrebte, liebte es in seinen Räubern, Gegensätze oder Parallelen zu zeichnen. So können wir Spiegelbergs Charakteristik von der Karls nicht trennen. Er ist der Sancho Pansa dieses Don Quixotes, die Parodie Karls, die dadurch entsteht, daß er eine lächerliche Großmannsucht mit dem Hasse alles dessen, was man Gesetz nennt, verbindet. Spiegelberg ist eine gemeine, genußsüchtige, aber pfiffige Erscheinung, die in der Welt nichts Ordentliches machen will und ohne Muth nichts Außerordentliches unternehmen kann und daher auf Gaunereien verfällt. Was ihn zu einer poetischen Figur macht, ist der Witz, den er besitzt und gerne zur Schau trägt, und eine gewisse Sucht, als ein schlauer, gewandter Spitzbube berühmt zu werden. Dazu besitzt er ein gewisses Rednertalent und hat es Karl abgeguckt, große bauschige Phrasen zu machen. Seine Waffen sind Dietriche und Gifte; zum offenen Kampfe fehlt ihm der Muth. Er ist ein Schleicher wie Franz Moor. Er ist das böse Prinzip unter Karls Gefährten und von ihm stammt der Gedanke, in die böhmischen Wälder zu ziehen; er vermag die Bande zu födern, da die jungen Leute nichts mehr zu verlieren haben, und gewinnt Karl, der freilich wider seinen Willen Hauptmann wird, weil sein vor=

geschlagenes Gewerbe zum Rächerplane Karls paßte. Nur einige Züge mögen hervorgehoben werden, um zu zeigen, wie Spiegelberg Karl parodirt und diesem in der That ein Spiegel sein könnte. Karl Moor hält sich für tüchtig, die deutsche Republik zu stiften — freilich ein ungeheurer Irrthum, denn er hat mehr Anlage zum Despoten, als zu dem sich der Gesammtheit unterordnenden Republikaner; Spiegelberg beschwört in ähnlichem Tone seine Gefährten, Räuber zu werden, wenn noch ein Tropfen deutschen Heldenbluts in ihren Adern rinnt; Karl denkt an einen freien Naturstand, der wiederherzustellen wäre, und Spiegelberg brütet darüber, ob er nicht Jude werden und das jüdische Königreich wiederherstellen sollte, — beides gleich toll und ein Mißverständniß der Zeit und Geschichte. Spiegelberg ruft, da ihm der Räubergedanke kommt: „Wie es sich aufhellt in mir! Große Gedanken dämmern in meiner Seele! Riesenpläne gähren in meinem schöpferischen Schädel! Verfluchte Schlafsucht, die bisher meine Kräfte in Ketten schlug!" Und Karl Moor ruft in gleichem Falle: „Siehe, da fällts wie der Staar von meinen Augen! — Mein Geist dürstet nach Thaten" 2c. Er spricht wie Moor Großmannsucht aus, wenn er bramarbasirt: „Der Muth wächst mit der Gefahr, die Kraft erhebt sich im Drange. Das Schicksal muß einen großen Mann aus mir machen wollen, weils mir so quer durch den Weg streicht." Dem Moor wird nachgerühmt, er habe schon ehrliche Kerle in Versuchung geführt; Spiegelberg bemerkt wohlgefällig, er habe etwas Magnetisches für Spitzbuben. Auch er träumt von Nachruhm, wie der Name Spiegelberg die Welt erfüllen werde und meint, er bebe selbst vor dem Galgen nicht, wo schon manches Universalgenie geendet, das die Welt hätte reformiren können. Die bitterste Ironie liegt aber darin, daß auch Spiegelberg, wie Karl Moor, das goldene Zeitalter des Naturstandes und zwar wegen der Gütergemeinschaft zurückwünscht und wie Moor sich als Werkzeug der Vorsehung ausgiebt, durch den die verlorene Gleichheit unter den Menschen d. h. nach seinen Begriffen ein roher Kommunismus hergestellt werden soll. Er sagt: „Was heißest du ehrlich?" — 112. Armer Moor, an Spiegelberg hättest du erkennen können, welche Leute deine Werkzeuge waren und welche Thaten unter deinem Namen und unter dem so oft gemißbrauchten Namen der Vorsehung geschahen!

Es ist interessant, daß das erste Drama Goethes mit dem ersten Drama Schillers Vergleichungspunkte darbietet. Auch Götz von

Berlichingen zieht aus, dem Unrechte zu steuern. So heißt es im Festgedichte zu Götz:

> Ein deutsches Ritterherz empfand mit Pein
> In diesem Wust den Trieb, gerecht zu sein.

Und Bruder Marcel sagt von ihm: „Götz sei der Mann, den die Fürsten hassen und zu dem die Bedrängten sich wenden.“ Götz wie Karl Moor stehen für die Selbstständigkeit des Individuums ein, aber beide auf verschiedenem Standpunkte, — Götz auf dem veralteten des Ritterthums, dessen abentheuernde Selbstständigkeit von der neuen Zeit begraben zu werden droht und daher von ihm mit letztem Kraftaufwand vertheidigt wird; Karl Moor auf dem verfrühten der modernen socialen Reform, welche die Selbstständigkeit des Individuums zurückerobern und sie im Verbande des Staates möglichst schonen will. Beide sind Don Quixote's auf tragischem Boden. Don Quixote ist komisch, weil er von Büchern verrückt gemacht, die wirkliche Form der Welt verkennt und in Folge dieser Verkennung zwar nicht unvernünftig von seiner Auffassung aus, aber lächerlich im Vergleiche mit dem Bestehenden handelt. Götz und Karl Moor hingegen sind tragische Figuren, weil sie in Uebergangszeiten stehend vom Schicksale zu Verfechtern und Trägern gewisser Ideen ausersehen sind und gleichwohl fallen müssen. Jede Idee, die zusammenbricht, nimmt vor ihrem Ende noch einen energischen Anlauf, durchdringt ein gewisses Individuum und bricht mit diesem zusammen. So stirbt mit Götz das Ritterthum. Jede Idee, die neu auftauchen will, sendet Verkündiger vorher, die sie aber noch nicht deutlich aussprechen, sondern nur lallen können und die sie auch wieder fallen läßt, um würdigere Werkzeuge zu wählen. So kündigt sich in Karl Moor die tagende Idee der Freiheit an. —

Elf Monate später treffen wir Karl in den böhmischen Wäldern. Er hat sich bereits als großer Räuber gefürchtet gemacht und in seiner Weise das Rächeramt geübt. Er hat einen Reichsgrafen, der sich einen Prozeß erkauft, und dessen Advokaten, einen Minister, der sich aus dem Pöbelstaub auf Kosten des Nachbars emporgeschmeichelt (Montmartin?), einen Finanzrath, der Ehrenstellen an die Meistbietenden verkaufte (Mitleder), einen Priester, der den Verfall der Inquisition bedauerte, getödtet; er hat eine in religiöse Heuchelei versunkene Stadt angezündet. Diese Thaten glaubt er noch verantworten zu können, aber er muß mit Schmerz erfahren, daß seine Werkzeuge

unter seinem Namen Thaten verrichten, vor denen ihn schaudert. Frauen und Greise waren mit verbrannt und unschuldige Kinder! Dies drückt wohl tief auf ihn, denn wir fühlen, es ist nicht bloß körperliche Ermüdung, die ihn eine ganze Scene hindurch schweigen läßt, bis er endlich bei Schufterles prahlender Erzählung, wie er ein Kindlein in die Flammen geworfen habe, damit es nicht erfriere, aufspringt und befiehlt, Schufterle trete aus ihrer Mitte. „Es sind noch mehr" — 124. Nun sehen wir Moor zum ersten Mal allein und erkennen, daß wir uns nicht getäuscht; er ist bereits in einer Umwandlung seiner Ideen begriffen. Er fühlt sich vor den Thaten der Mörder in seiner Nähe gedrückt, sie vergiften, meint er, seine schönsten Werke. Zwar möchte er sich anfänglich einreden, er könne nichts dafür, denn es raffen ja auch die Strafen des Himmels Gerechte und Ungerechte hin, aber es ist dies nur ein schwacher Trost. Er will auf das angemaßte Amt des Richters verzichten und eine einsame Stelle aufsuchen, wo kein Tag die Schamröthe auf seiner Wange sehen könne — 124. Doch solche Bande, wie eines ihn an seine Gefährten des Mordes knüpft, werden leichter geschlossen als gelöst. Ein äußeres Schicksal ist es, das ihn zum Bleiben nöthigt, ja ein Zufall, wie es scheint, denn gerade jetzt wird der Wald von Truppen umzingelt. Der Zufall ist aber nicht nur durch den Brand der Stadt gewiß genügend motivirt, sondern es kommt noch der Umstand in Betracht, daß der Zufall im Leben wie im Drama seine Berechtigung hat, wenn in der Form des Zufalls sich etwas Nothwendiges erfüllt. So scheint das historische Ende des Fiesko ein Zufall zu sein, denn es hing von dem Umschlagen eines Brettes ab, aber dieser Zufall besteht nur für uns. Im Plane der Weltgeschichte wie der Einzelgeschichte Fieskos war der Tod dieses nothwendig und beschlossen; die Form, in der das Nothwendige sich vollzog, die kann immerhin zufällig sein. So ist es hier kein Zufall, sondern eine Nothwendigkeit, daß Karl, der sich der Welt entgegenwarf, so lange an sein Handwerk geflochten bleibe, bis er sein bisheriges Denken läutert und seinen Irrthum erkennt; denn er ist zwar jetzt schon erschüttert, ihn quälen aber vorerst nur die mit auf seine Rechnung kommenden Unthaten seines Gefolges, während er seine Thaten noch immer als schön betrachtet, mit ihnen dem Pater, der als Unterhändler auftritt, zu imponiren sucht. „Ich bin kein Dieb" — 126. Seinen Leuten wird Vergebung, Reichthum und Ehre in Aussicht

gestellt, wenn sie ihn ausliefern. Sie thun es nicht und gehen für ihn in den Kampf. Dadurch aber, daß sie um seinetwillen auf die angebotene Wiedereinsetzung in die bürgerlichen Ehren verzichten, ist er nun seinerseits ebenfalls genöthigt, auf sie zu resigniren, und so nunmehr fester denn früher gebunden.

Der Kampf ist für sie glücklich ausgefallen und sie haben sich mit dem einzigen Verluste Rollers, der mit Schweizer die besseren Elemente der Bande repräsentirte, an die Donau durchgeschlagen. Wie dieser Sieg der Höhepunkt Moors war, eben so ist er jetzt geknickt, ein Beweis, daß nicht frischer Muth, sondern fast Verzweiflung ihn in die Schlacht getrieben. — Nichts stimmt uns wehmüthiger, als wenn wir mit einem inneren Sturm im Herzen der ruhigen Natur gegenüber treten und wir auf ihre stumme Einladung, mit ihr auf den Höchsten zu bauen und auf eine wohlgeleitete Entwicklung zu hoffen, mit nichts als mit dem Seufzer: Zu spät, zu antworten wissen, o da faßt uns unnennbare Wehmuth. In einem Sturme der Natur wäre uns bei solcher Stimmung viel wohler; wir könnten mit ihr rasen und uns glauben machen, sie rase mit uns, sympathisire mit uns. In stiller Naturidylle hingegen werden wir uns zuerst unheimlich und zuletzt weich, ja aufgelegt fühlen, die Wolken auf unserer Stirne in Thränen zerfließen zu lassen. Einen ähnlichen Moment soll nun Karl erleben und sich ihm um so weniger entziehen können, um so mehr ihn auf sich ohne Widerstand einwirken lassen, da er körperlich todtmüde ist. In weicher werdender Stimmung ermahnt er sein rohes Gefolge, hinzusehen, wie schön das Getreide stehe, die Bäume fast unter ihrem Segen brechen und der Weinstock voll Hoffnung sei. Da sagt er wohl still zu sich: Hier ist eine Thätigkeit, deren Ernte du sehen kannst. Wo ist aber die Ernte deiner Thätigkeit? Er fährt laut zu denken fort: So wäre doch Ein Schweiß, der sich belohnte. Einer? Wie, kann nicht eine Nacht das Alles zerstören? Ja, sagt er zu sich, um sich zu trösten, daß nicht bloß der geistige Aufflug des Menschen, sondern auch das, was er mit der Ameise theile, die irdische Arbeit vernichtet werden könne. Heil dir, unglücklicher Moor, daß du von deinen hochfliegenden Plänen bereits da angelangt bist, das Streben der Menschen als ein nichtiges anzusehen. Nicht, als ob du jetzt Recht hättest — unser Streben ist weder ein stolzes noch ein nichtiges, aber zu der rechten Erkenntniß kannst du nur auf dem Wege der Demuth gelangen. Du sprichst das Re=

sultat deiner Erfahrungen aus, wenn du sagst: „Ich habe die Menschen" — 129. Und gerade jetzt, wo er seinen Schiffbruch wahrnimmt, muß ihn Etwas an die Tage mahnen, wo er noch sein Lebensschiff mit den Wimpeln bunter Hoffnung schmückte. Die Sonne geht unter — und als ein Bube hatte er immer gehofft, wie sie strahlend aufzugehen, wie sie in majestätischem Glanze zu enden. Es war, sagt er mit tiefstem Schmerz, ein Bubengedanke, freilich aus jener kindischen Zeit, wo er nicht schlafen konnte, wenn er sein Nachtgebet vergessen hatte. Vergebens ruft Grimm ihm zu, er möge kein Kind sein! — O daß er es noch wäre! — Vergebens macht ihn Schwarz auf die schöne Abendlandschaft aufmerksam und ermahnt ihn heiter zu sein. Vergebens! Er sieht überall nur Kontraste zu seinem Zustande. Ja die Welt ist schön, aber er ist ein Ungeheuer in dieser Welt; Alles zieht hinaus, um den Frühlingsstrahl zu genießen — und er? um zu morden? Sie können sich wohl freuen, denn sie sind unter einander verschwistert und haben dort oben einen Vater. Er allein ist der Verstoßene, der verlorene Sohn, der den dort oben nicht Vater nennen darf und den der Vater auf Erden nicht Kind nennen will, der weder Liebe noch Freundschaft kennt, sondern unter Mördern ruht. Still mochte er sich gefragt, wie kam es, daß du verloren gingst und eben so still geantwortet haben: Deine glückliche Jugend war es, die dich unglücklich machte, denn laut fährt er fort: „Daß ich ein Bettler" — 129. Und mit dieser Reflexion ist auch, wie ein ferner, ferner Küstenstrich jenseits des Meeres, die Erinnerung an die Kindheit in ihm aufgetaucht. Doch auch diese Mahnung kann ihn noch nicht retten, denn gleichzeitig mußte er sich sagen, es giebt keine Rückkehr in die Arme des Vaters und von der Ansicht durchdrungen, er könne doch nicht mehr glücklich werden, entschließt er sich, sich wenigstens an diese traurigen Brüder des Verbrechens, von denen Roller für ihn gestorben ist und Schweizer gerade jetzt den lautesten Beweis eines treuen Gemüths giebt, dauernd anzuschließen — und schwört, trotz Schweizers Warnung, sie nie zu verlassen.

Kosinsky, der Rettungsengel, kommt zu spät. Er tritt ein, wie der Eid abgelegt ist.

Karl Moor soll sich selbst im Spiegel sehen. Seine Karikatur in Spiegelberg hat er nicht verstanden; vielleicht versteht er sein Portrait in Kosinsky. Er ist einer von den Ehrlichen, die der Ruf des großen Grafen von Moor in Versuchung bringt. Er war ein

böhmischer Edelmann und wurde durch den frühen Tod seines Vaters Herr eines ansehnlichen Ritterguts. Er liebte Amalia, so heißt ihr Name, zwar nur eine Deutsche und eine Bürgerliche, aber die Liebe kennt nationale Unterschiede und das Ständewesen nicht. Gott hat so viel Liebe in die Welt hineingegeben, daß jeder Versuch der Menschen, die Welt zu viertheilen, daran scheitert — früher oder später. Eine entsetzliche Intrigue seines Hofes, die gewiß nicht ohne geschichtliche Beispiele war, entreißt ihm die Geliebte, die im Kampfe zwischen Ehre und Liebe sich dem Fürsten hingab, um ihren Geliebten von dem vermeintlichen Tode der Schmach zu retten. Ihn jagte man (aus Gnade) bloß über die Grenze und Amalia verseufzt und vertrauert ihr Leben. Da er nun auf der ungestümen See dieser Welt Schiffbruch gelitten, stürmte er in ein bewegtes Leben hinaus, um die marternde Erinnerung an den Verlust der Geliebten durch anderweitige Thätigkeit zu ersticken. Aber nichts als fehlgeschlagene Pläne bringt er heim und die Hoffnungslosigkeit, sich am Despotismus rächen zu können. Da hört er von den Thaten, oder, wie ihm die Leute sagten, von den Mordbrennereien Moors. Er eilt dreißig Meilen weit herbei, zwar erst ein 24jähriger Jüngling, aber einer, der schon Degen blinken gesehen und die Lehre des Seneca: „Was soll der fürchten, der den Tod nicht fürchtet?" aus der Schulstube in das Leben mit genommen hat. Sein Wunsch, der Bande beizutreten, ist ein Beweis, daß Karl kein gemeiner Räuber war, daß im Gegentheil sein toller Versuch, der Gottheit das Amt der Rache abzunehmen, trotz der Unzulänglichkeit der Mittel den Jüngling begeistern kann, der Männer aufsucht, die dem Tode — 130. Kosinsky, der Jüngling, ist der Repräsentant des Publikums, das Karl Moor noch lange, vielleicht immer bewundern wird, der Jugend. Der Jüngling, der noch keine Vergangenheit hinter sich hat, der noch nicht erfahren, daß jede Unthat einen Fluch in sich selbst trägt, dessen Same, wenn auch spät, doch seine Früchte bringt; der Jüngling, der wenn er auch dieses erkennen möchte, doch gar nicht die Geduld hat, das langsame Herankommen der Strafe zu erwarten und während dessen den Verbrecher in Macht und Ehren zu sehen; der Jüngling, der mit dem Ideale der Tugend eben erst in die Welt tritt und daher am schnellsten verwirft und verdammt, was vom Ideal abweicht, — während anderseits der Greis wieder am strengsten beurtheilt, was von der Wirklichkeit in die Region des Idealen abirrt und nur

der in der Mitte stehende Mann zu einem geläuterten und milderen Richterspruche kommt — der Jüngling fühlt sich am gedrungensten, als Einzelner die vermeinte Ungerechtigkeit in der Welt aufzuheben, um so mehr, da er, weil er nur sich kennt, glaubt, wenn er es nicht und zwar sofort thäte, würde das Uebel immer fortbestehen. Daher haben Revolutionen, die in die Hände der Jugend fallen, die Gefahr vor sich, sich bei den reinsten Absichten der einzelnen Theilnehmer zu überstürzen. Daher wird ein Versuch, wie der Götzens und Moors, immer die Theilnahme der Altersgenossen Kosinskys für sich haben.

Karl Moor erkennt sich in diesem und seufzt daher: „Schon wieder ein Kläger wider die Gottheit!"

Diese Scene, der Schluß des dritten Aktes, ist, taucht man ganz in der Dichtung und im Charakter der Helden unter, wunderbar rührend. Karl sieht in Kosinsky sich gleichsam in dem Momente, wo er selbst zum Handwerke des Mordes schwur, und vergleicht jenen Karl mit dem jetzigen. Es beweist, daß er noch in seinem Innersten unverdorben sei, denn anstatt, wie es eigentlich Böse thun, die inneren Vorwürfe dadurch zu betäuben, daß man möglichst viel Genossen in sein Verderben mit hinabzuziehen sucht, um in der Menge der Mitschuldigen einen Trost zu haben, warnt er Kosinsky d. h. er würde jeden Jüngling vor der Nachfolge seines Beispiels und (wenn noch möglich) selbst jenen Karl in Leipzig von dem Zuge in die böhmischen Wälder abmahnen. Die Worte, mit denen er den neuen Ankömmling warnt, sind das strengste Urtheil über sich. Er nennt ihn einen leichtsinnigen Jüngling, der über den wichtigsten Schritt seines Lebens hinwegspringt, der, weil ihm seine Lappereien mißlangen, Meuchelmörder werden will. „Mord, Knabe, verstehst du das Wort? Mord," seufzt er, „Mord lastet auf der Seele und quält mit entsetzlichen Träumen" — er gesteht dies von sich in einem folgenden Monolog ein —, während man bis dahin ruhig geschlafen. Da er sich fragen muß, wie kommt Kosinsky dazu, so fällt ihm unwillkürlich der tiefste Grund ein, wie er dazu kam. Er findet ihn weit zurück in seiner Erziehung, in den abenteuerlichen Büchern, die, z. B. Robins Geschichte, ihm ein unvorsichtiger Hofmeister in die Hände spielte. Da erhitzte sich die jugendliche Phantasie und wuchs, üppig wie ein Unkraut, die tolle Sucht zum großen Mann auf. O suche, muß er schmerzlich sagen, den Ruhm nicht als Mordbrenner

und glaube nicht, mit Senecas Sentenzen Fluch, Gefahr, Schande und Tod aufzuwiegen. Weiche zurück, wenn du noch eine Freude zu erhaschen hoffen kannst. Es könnten — für Karl sind sie gekommen — es könnten Augenblicke kommen, wo du — aufwachst und dann könnte es zu spät sein. Man kann sich täuschen, glaube mir, man kann das für Stärke des Geistes halten, was doch am Ende Verzweiflung ist.

Denken wir zurück, wie weich ihn der Anblick des heitern Abends der untergehenden Sonne gestimmt und in die Tage der Kindheit zurückgeführt hat; erwägen wir, daß er in der Stiftung seiner Bande in sofern kein höheres Werk mehr sieht, als er sich gestehen muß, daß ihn (diesen Bund), wenn ihn nicht ein höhere Weisheit gestiftet hat, nur Verzweiflung eingegangen haben kann; so überrascht es uns nicht, daß Kosinskys Erzählung von seiner Liebe und der Seufzer: „Sie weint, sie vertrauert ihr Leben!" das Bild Amalias lebhafter als je in ihm erwachen muß. Es konnte erst jetzt geschehen, da er seine Pläne, die ihn Alles vergessen ließen, scheitern sieht und in sich einkehrt. Karl ist ein Mann energischer Willenskraft. Schwarz sagt von ihm: „Wenn er sagt, ich wills thun, so ist's so viel, als wenns unser Einer gethan hat." Entschlossen springt er auf und erklärt, in acht Tagen in seiner Heimath, in Franken sein zu müssen.

Diese Heimkehr, der Wendepunkt in Karls Leben, die Rückfahrt des verlorenen Sohns, ist das Symbol seiner Heimkehr zum Bessern! Wohl ihm, er geht der Erkenntniß entgegen, und eine höhere Hand wird ihn würdigen, den Vater zu retten. —

Wenden wir uns mit ihm zurück und sehen wir, wie es in seinem väterlichen Hause seit seiner Abreise bestellt war. In dieser Partie des Drama spielt Franz die Hauptrolle. Carlyle nennt ihn einen theoretischen Bösewicht. Er ist Sophist und beweist gerade dadurch, daß er die Macht des Gewissens, das Sittliche des Familienverbandes, Gott und Unsterblichkeit aus seiner Brust zu reißen sucht, daß diese Ideen im natürlichen Menschen tiefe und daher auch in ihm noch etwelche Wurzeln haben, denn das, was Einen gar nicht berührt, braucht und sucht man sich nicht auszureden. Er wagt es nicht, seine Leidenschaft als solche spielen zu lassen, sondern bemüht sich, sie zuerst zu rechtfertigen. Er hat eben wie zum Guten, so auch zum Bösen nicht den rechten Muth und schleicht daher, wie

sein Denken ein schleichendes ist, durch das ganze Leben; feig gegen Jeden, der ihm imponirt, sucht er sich an denen zu entschädigen, die keinen Widerstand wagen dürfen. Er wird später Tyrann, weil es ihn kitzelt, Anderen Furcht einzuflößen, und er sich so für die Momente eigener Furcht entschädigt. Franz zeigt die Menschheit in ihrer äußersten Abirrung von der Natur. Während bei Karl die Verwandtschaft des Blutes so hoch steht, daß ihm der Fluch des Vaters als Fluch der ganzen Welt erscheint, sieht Franz im Verbande der Familie nichts Sittliches. Seine größte Heuchelei ist, wo er zum alten Moor sagt: „Nicht Fleisch und Blut, das Herz macht uns zu Vätern und Brüdern.“ Er lügt, er denkt im Innersten seiner zerwühlten Brust gerade das Gegentheil. Es ist sehr tief gedacht, daß Karl und Franz in das Verderben stürzen, weil sie von der natürlichen Grundlage der Gesellschaft abgekommen sind, — Karl durch einen vermeintlichen Fluch des Vaters, Franz durch Sophismen. Wer sich aber außer der Familie befindet oder stellt, ist auch aus dem Kreise der Menschheit verbannt. Da Franz sich selbst von der Familienliebe, die ihm ein Vorurtheil ist, loslöst, ist er auch der größere Verbrecher und sinkt auf der scheinbar höchsten Höhe der Kultur, der Spekulation, tief unter das Thier herab, das seine Jungen liebt. Gegen einen solchen Menschen, wenn wir ihm noch diesen Namen geben dürfen, bliese man mit Recht, wie Karl Moor sagt, das Horn des Aufruhrs durch die ganze Natur!

Franz, der aus sich etwas machen wollte und mußte, wenn er von der Natur Versagtes erlangen wollte, war darauf angewiesen, die Zeit der Abwesenheit seines Bruders zu benutzen. — Der Lebenswandel desselben kommt ihm zu Statten und er weiß ihn zu seinem Vortheil auszubeuten. Zerstreuungen hielten Karl von einem häufigen Briefwechsel ab, und um so leichter war es Franzen, Nachrichten in seinem Sinne dem Vater zu verschaffen. Alles dieses war umsonst geschehen, wenn Karl je zurückkehrte. Wie nun dieser sich reumüthig an den Vater wendet und sich vom bisherigen Leben lossagt, bleibt Franzen, wenn er sich nicht anders von seinen Plänen ganz trennen will, nur der eine Ausweg, diesen Brief zu unterschlagen, und mittelst eines verfälschten, der die gräulichsten Beschuldigungen auf den verlorenen Sohn häuft, den Vater dahin zu bewegen, Karln die Heimkehr zu verbieten. Der alte Moor ist schwach und gebrochen und Franz braucht gar keine so überaus feine Intrigue anzuspinnen,

um ihn zu täuschen und zu seinem Zwecke, Enterbung des Erstgeborenen, zu gelangen. Die Vorlesung des unterschobenen Schreibens ist für Franz der Moment, wo er eine lang verschobene Rache nehmen und auf die großen Hoffnungen, die der Vater an Karl knüpfte, und an die Titelchen, mit denen man den häßlichen Franz schalt, hämisch anspielen kann. Er wird freilich nicht so berühmt werden — meint er — denn er wird sich kein Monument zwischen Erde und Himmel bauen können, aber dennoch danke er Gott (echt pharisäisch), daß er nicht ist wie jener. Durch Sophismen siegt er über den schwachen Greis. Er stellt ihm vor, daß der Kummer um den Sohn sein Leben untergrabe, und fordert ihn daher auf, denselben zu verstoßen, um so mehr, da Hoffnung da ist, er werde, wenn er dem Elend auf einige Zeit preisgegeben, wieder umkehren. Dies selbst zu schreiben, würde dem Vater das Herz brechen und er beauftragt daher arglos den unnatürlichen Sohn selbst, dies zu schreiben, Karln mitzutheilen, daß eine einzige frohe Nachricht von ihm dem Leben des Vaters zehn Jahre zusetzen, daß aber tausend blutige Thränen, tausend schlaflose Nächte um ihn es vor der Zeit enden würden. Freilich setzt der schwache Alte die Bitte hinzu, Franz möge aber seinen Sohn nicht zur Verzweiflung bringen; aber dieser lacht in sich und feiert seinen Sieg, denn das Schoßkind ist weg. Nicht so glücklich ist er bei Amalia, die ihn mit äußerster Verachtung behandelt und zwar nicht durchschaut aber mittelst eines, dem weiblichen Geschlechte eigenen Instinkts flieht. Amalia ist empört darüber, daß ein Vater, während er sich daheim mit süßem köstlichen Weine labt und seine morschen Glieder in Kissen von Eider pflegt, sein Kind hinausstößt und darben läßt; aber mit diesen W o r t e n ist ihr Wirken auch zu Ende. Wäre Amalia als ein stilles duldendes Mädchen gezeichnet, so würden wir ihr Benehmen verstehen und billigen; daß sie aber, einmal heldenartig angelegt, nie über den Heroismus des W o r t s hinausgeht, für Karl fast nichts unternimmt, um Franzens Intriguen entgegenzuwirken; daß sie ohne schriftliche Verbindung mit ihm bleiben kann, scheint ein Widerspruch im Charakter zu sein; man müßte denn annehmen, Amalia sollte eben beweisen, daß Heldenthum und Frauennatur im Widerspruche stehen, daß ersteres diesem eine falsche Richtung gebe. Amalia scheint in der männlichen Umgebung die weibliche Einfachheit und Ursprünglichkeit verloren zu haben und nicht dazu gekommen zu sein, den heroischen Anflug, der ihr

aus Karls Liebe zukam, mit der Frauennatur zu vermitteln. Sie ist daher ein halbes Wesen und handelt nicht und träumt nur und ergeht sich in stolzen Phrasen, wo das einfache, in seiner stillen Entwickelung nicht gestörte, in sich noch einheitliche Weib ohne Aufwand von Worten das Rechte gethan und vielleicht so Karl gerettet hätte. Hätte ihm die Post auch einen Brief Amalias gebracht, er wäre nicht in die böhmischen Wälder gegangen. Gerade in einem Drama, das uns in zwei Hauptfiguren zeigt, wie weit der Mann in seinem Irren gehen könne, wäre uns eine weibliche Erscheinung wie Goethes Klärchen in Egmont als Symbol erschienen, daß die reine unverfälschte Natur noch nicht ganz verloren und eine Urschrift derselben im jungfräulichen Herzen zu lesen ist. Aber Schiller scheint es vorgezogen zu haben, auch das einzige Weib seines Drama als ein von der Natur abgekommenes, träumerisches Wesen hinzustellen, das freilich auch Karls Wahn und Fall begreiflicher macht. Schließlich sei noch bemerkt, das Schiller damals, wie auch später, unfähig war, ein Klärchen zu schildern, sondern nur ideale Frauen zu zeichnen vermochte, von der freilich Amalia ein Extrem ist, wie Karl in seinen Freiheitsbestrebungen verglichen mit Posa ein Extrem war.

Das Schoßkind ist entfernt und fast ein Jahr seit der Verstoßung desselben verflossen, aber Franz in seinem Besitze noch nicht sicher, denn das Leben des Alten will noch immer nicht enden. Ein Körper ist ihm im Wege, und der Körper ist ja nur Materie. Wie, Materie sollte seinen Geist hemmen? Zum Morde des Vaters hat er nicht Muth, aber ihn auf eine feinere Weise zu tödten, so daß man außen nirgends die Hand des Mörders wahrnehmen kann, das wäre ein Triumph seiner Kunst. Er will den Leib von der Seele aus tödten, und diesen durch Schreck, Jammer, Reue, Selbstverklagung, — Verzweiflung dahinbringen, daß sie die Fugen des morschen irdischen Gehäuses zerbricht. Schon lange hat der Bösewicht hierüber wie über die nähere Art der Ausführung nachgedacht und das Nöthige vorbereitet. Der unechte Sohn eines Edelmanns, Hermann, wird sein Werkzeug. Der Dichter hat in Hermann ein Seitenstück zu Franz hingestellt. Auch dieser kann mit der Natur hadern, die ihn in einer Weise in die Welt eintreten ließ, daß man mit halber Verachtung auf ihn hinsieht. Er ist aus diesem Grunde wie Franz vom alten Moor zurückgesetzt worden. Schon dieses Eine Gefühl des Verletztseins könnte sie verbinden, aber noch mehr der gemeinsame

Haß gegen Karl, denn auch Hermann liebte Amalia und ward von dieser verächtlich abgewiesen. Franz ködert ihn nun, indem er ihm Amalias Hand und Gelegenheit der Rache verspricht. Aber Hermann bildet in insoweit wieder einen Gegensatz zu Franz, daß er bei aller Zurücksetzung doch nicht so bösartig wie dieser geworden ist, welches Beispiel den Schatten, der auf Franz ohnehin so dicht fällt, noch verstärkt. In der Hoffnung, Amalia gebe dann den Geliebten auf und der Alte werde die Nachricht nicht überleben, läßt er durch Hermann als verkleideter Kriegsmann die Nachricht bringen, Karl sei in Verzweiflung über den väterlichen Fluch beim Ausbruch des Kampfes zwischen Preußen und Oesterreich in den Krieg gezogen und — gefallen. Der Fluch des Vaters sei die Ursache seines Todes geworden und Amalia sein letzter Seufzer gewesen. Der alte Moor und Amalia sind von solcher Verzweiflung ergriffen, daß selbst Hermann sich erschüttert hinwegstiehlt. Jene glauben die Mähre und Franz hat gewonnen.

Amalia liest auf Moors Bitte die Erzählung von Jakob und Joseph vor — 120, deren Vergleich mit seinem Leben den Vater so erschüttert, daß er in todartigen Schlummer dahinsinkt. Franz hüpft frohlockend. Schlaf und Tod sind nur Zwillinge, meint er; wir wollen einmal die Namen vertauschen. Der Scheintodte ward in einen Sarg gelegt. Da erwacht er; er kratzt an dem Deckel der Bahre; es wird aufgethan, es ist finstere Nacht, Franz steht vor ihm. Willst du denn ewig leben? kreischt er und schleudert den Deckel wieder zu. Später begrub man einen tollen Hund in der Gruft der Väter, den alten Mann aber, der noch immer nicht sterben wollte, stieß Franz in ein einsames Gewölbe hinab, damit er verhungere. Nun bricht das verkündete Regiment an, wo er als Herr mit Gewalt erzwang, was ihm Natur versagte, seinen Fuß auf den Nacken der Unterthanen setzte, Furcht vor sich her verbreitete, und in dem kurzen Zeitraume dreier Monate von Tausenden seines Volkes — 999, unglücklich gemacht. Wie Karl, so glaubte auch Franz in seiner Art, Gott werde es — wie Pastor Moser sagt — zugeben, daß ein einziger Mensch in seiner Welt wie ein Wütherich hause und das Oberste zu unterst kehre. Wir irrten aber, wenn wir meinten, Franz sei nunmehr befriedigt. Ihn verfolgen wie seinen unglücklichen Bruder qualvolle Träume, die er trotz aller Gelage nicht betäuben kann und vergebens läugnet er seinem Pastor gegenüber beim Burgunder das Dasein eines Gottes.

Er muß die unendliche Leere in der Brust eines Tyrannen, das marternde Mißtrauen durchfühlen, er muß unter Zittern herrschen und kann sich nur durch Zitternmachen seiner Leute einige Augenblicke auf eine entsetzliche Art zerstreuen. Alle die Vorstellungen, die er früher durch Sophismen niederzukämpfen suchte, erwachen jetzt lebhafter als je und ziehen wie drohende Eumeniden hinter ihm her. Er flieht die Einsamkeit, um nicht dem Schatten eines alten Mannes zu begegnen, und flieht die Menschen, weil er in einem Jeden einen Meuchelmörder fürchtet. Dazu kommt, daß ihm die Krone alles dessen, was er gethan und angestrebt, daß ihm Amalia fehlt. Es ist eine sündhafte Liebe, es ist der Kitzel des Stolzes, der ihn treibt, die zu erringen, die nur für Karl athmen wollte. Alles Geschehene ist halb, ja ganz vergebens geschehen, wenn ein Wesen überbleibt, das den Herrn in ihm nicht anerkennt.

Und nunmehr, auf der Höhe ihrer Verirrung, führt die Hand der Vorsehung die beiden Brüder näher, denn Karl Moor zieht mit seiner Bande heran, um die Sonne seiner Heimath wiederzusehen, den Boden zu küssen, auf dem der Knabe fröhlich und schuldlos dahingehüpft, vielleicht den Vater, die Geliebte zu schauen, um endlich das Volk zu sehen, dessen Abgott er hätte werden können, wenn ihn nicht, wie er klagt, der Himmel verworfen hätte.

Vaterlandshimmel! Vaterlandserde! Vaterlandssonne! So begrüßt Karl, umrauscht von tausend verblaßten und wieder in altem Farbenglanz auftauchenden Kindheitserinnerungen, die Heimath, die ihm nun wie ein heiliger Tempel erscheint. Die goldenen Maienjahre der Knabenzeit leben in der Seele des Unglücklichen wieder auf, aber nur, um ihm recht lebhaft zu zeigen, wie sie da liegen, die Trümmer seiner Entwürfe. Im Monument des Moors erklärt Sch. den ethischen Sinn seiner Räuber und sagt Heft 8: Jünglinge 2c. — Hier glaubte er einst zu wandeln als ein großer, stattlicher, gepriesener Mann, sein Knabenleben in Amaliens blühenden Kindern zum zweiten Male zu leben, der Abgott seines Volkes zu sein. Er fährt betroffen auf. Er fragt sich wohl zum Erstenmale: „Warum bin ich hieher gekommen?“ denn auf der ganzen Reise zog ihn nur eine unbestimmte Sehnsucht, die ihn zu lebhaft trieb, als daß er Zeit gehabt hätte, sie mittelst der Reflexion zu zergliedern und nach dem eigentlichen Beweggrunde zu forschen. Jetzt erst tritt die Frage: „Was willst du hier?“ in erschreckender Nacktheit vor ihn hin. Bis

jetzt glich er dem Gefangenen, der in tiefem Schlafe sein Elend vergaß; da fährt über ihn der Traum der Freiheit wie ein Blitz durch die Nacht und er erwacht, um sich desto unglücklicher zu fühlen. Zurück, zurück will er, damit diese Thäler, die den glücklichen Knaben gesehen, nicht den verzweifelnden Mann sehen mögen. Rasch sich wendend erblickt er das Schloß seiner Väter. Sie nicht sehen? nicht einen Blick? Nein, sie und ihn, den Vater, muß er sehen und sollte es ihn zermalmen. Er bittet alle die entsetzlichen Blutgedanken, die quälenden Träume, ihn später Tag und Nacht mit verdoppelter Wuth zu verfolgen — nur diesen Augenblick möchten sie ihn freilassen. Er tritt an die Pforte, die er als ein unschuldiger Jüngling mit den kühnsten Hoffnungen überschritten hatte, und die er nun unter dem angenommenen Namen eines Grafen von Brand wieder betreten will. Er zittert. „Wie wird mir? was ist das, Moor? Sei ein Mann! — Todesschauer — — Schreckensahnung — —“

Niemand erkennt ihn, man glaubt ihn ja todt; nur Franz, der bei aller Macht zitternde Tyrann, kann eine böse Ahnung nicht unterdrücken. Auch das Auge der Liebe erkennt ihn nicht, obwohl Amalia von Hermann, den das Gewissen beängstigt, die Kunde empfängt, „Karl lebe noch“; dagegen wird sie in einen schweren Seelenkampf hineingerissen, denn sie will dem fernen Karl treu bleiben und fühlt sich doch zu dem Fremdling hingezogen. Ueber diese letztere Empfindung erschrickt sie und muß sich als eine Verrätherin an dem ersten Geliebten glauben. Können wir die Voraussetzung annehmen, daß die Jahre der Entfernung, das wilde Studenten- und Räuberleben, der Uebergang vom Jüngling zum Manne, das freie Leben im Walde und unter der brennenden Sonne Karl wirklich so verändert haben, daß Amalia ihn nicht erkennt, nehmen wir dieß als möglich an, dann müssen wir dieses Getheiltsein Amalias zwischen dem Verlornen und dem neuen Ankömmling als einen eben so wahren als poetischen Zug anerkennen. Die Liebe ist etwas Magnetisches und muß daher auch nach Jahren der Trennung und in jeder Umhüllung ihre frühere Anziehungskraft äußern, wenn sie je eine wahre gewesen. Zwei Entdeckungen erschüttern den heimgekehrten verlornen Sohn, — die Wahrnehmung, daß Amalia ihn noch liebt, obwohl er, der Elende, es nicht verdient, — und die Nachricht, sein Vater sei todt, die ihn erschüttern muß. Er steht im Ahnensaale vor dem Bilde desselben und, den sanftmüthigen Zug um den Mund wahrnehmend, ist er wie

vom Blitz getroffen. Damals, als ihm der Fluch des Vaters zukam, sah er sich gleichsam im Rechte; und jetzt.... Es wird Nacht vor seinen Augen und in seinem Innersten ruft eine Stimme: Du hast ihn getödtet! Aber noch eine weit entsetzlichere Entdeckung steht ihm bevor. Bisher hatte er noch einen Grund gehabt, durch den er es vor sich rechtfertigen konnte, wenn er aus dem Kreise der Menschheit hinausgetreten war; es hatte ihn ja der Vater selbst ausgestoßen. Da führt es der Dichter herbei, daß er erfährt, nicht der Fluch des liebenden Vaters, sondern der Betrug des Bruders habe ihn um den Himmel eines glücklichen Daseins gebracht. Wie ein Blitz fährt es über seine Seele — 135. Karl muß um so tiefer erschüttert sein, als sein ganzes Rächeramt, das gerade auf diesem Fluche wie berechtigt sich aufbaute, jetzt immer mehr als ein thörichtes Verbrechen erscheinen muß. Er will nun aus diesen Mauern fliehen, denn der geringste Verzug könnte ihn vielleicht vergessen machen, daß Franz der Sohn seines Vaters sei. Daß Karl jetzt noch, wo ihn ein Bruder des zeitlichen und vielleicht auch des ewigen Glückes beraubt hatte, des Familienbandes gedenkt, ist seine schönste Lichtseite, die mit Franzens langgebrüteter Rache für seine Zurücksetzung als Kind Karln gegenüber, der doch persönlich eigentlich nichts dafür konnte, grell contrastirt — 135. Er will fort, doch als Kosinsky, den er, weil noch rein und auch unglücklich liebend, allein gewürdigt hat, das Schloß mitzubetreten, zum Aufbruche mahnt, zaudert er. Sie — muß er noch einmal sehen, den Gifttrank dieser Seligkeit vollends ausschlürfen.

Wir treffen Amalia im Garten, hingerissen von einer doppelten Liebe und so um die frühere Ruhe gebracht. Seine Stimme mahnt sie an die Zeit, wo Karls Worte ihr den Frühling der Natur noch verschönerte. Gewiß, muß sie sich sagen, gewiß, wenn die Geister der Abgeschiedenen unter den Lebenden wandeln, so ist dieser Fremdling Karls Engel. Unmittelbar darauf muß sie dieses eingedrungene Frevelbild aus ihrem Herzen, das Karl allein bewohnen soll, wegwünschen und sich vorwurfsvoll wieder fragen, warum muß sie an ihn denken, wenn sie an den Einzigen denken will? Als Karl hinzutritt, will sie fliehen, doch Etwas hält sie angewurzelt. Diese ganze Scene ist, wie sie in der Gesammtausgabe erscheint, noch mehr aber in der Theaterbearbeitung, ein Kampf zwischen zwei heftigen Gefühlen im Busen der unglücklichen Amalia. Bald muß sie dem Fremdlinge gestehen, er besitze von ihrem Jugendfreunde so Vieles,

das sie liebe; bald erinnert sie sich des Fernen und betheuert, ihre Liebe segle mit ihm, wenn er etwa auf dem Meere sei, walle mit ihm durch die Wüste, wiege ihn mitten in Stürmen in sanften Schlummer, denn die getrennten Seelen fliegen über Meere und Berge einander zu; bald bemerkt sie des Fremdlings Traurigkeit bei diesen Worten und erschrickt, als dieser sagt: „Die Worte der Liebe machen auch meine Liebe lebendig" und sagt erblassend: „Was? Sie lieben eine Andere?" So verräth sie sich. Der Fremdling gesteht, er liebe auch eine Amalia, doch diese sei ein unglückliches Mädchen. — 136. Amalia, von der Erinnerung an die Seelengröße ihres Geliebten hingerissen, den sie sich als Hektor und Helden denkt, ergreift die Laute und singt die erste Strophe ihres gemeinsamen Jugendliedes. — 136. Abermals entflieht er den Armen seiner Andromache und stürzt sich in das wilde Leben hinaus, theils weil ihn sein Schwur bindet, theils weil er Amalia nicht mit der Liebe eines Räubers erschrecken, sie nicht in sein Schicksal verwickeln will.

Als er zu den Gefährten zurückkommt, führt ihn Schweizer an Spiegelbergs Leiche. Dieser hat ihn meuchelmörderisch hinliefern wollen, um selbst Hauptmann zu werden, was aber jener durch einen kühnen Dolchstoß verhinderte. Ein neuer Schritt in der Seelenentwickelung Karls. Er bleibt im Anblick der Leiche versunken. Endlich fährt er heftig auf: „O unbegreiflicher Finger der rachekundigen Nemesis: Was nicht dieser — Herbst ist kommen." — 138.

Diese wehmüthige Stimmung drückt ihn. Er hat sich selbst verloren, seitdem er Amalia wiedersah. Es fehlt ihm der verzweifelte Muth, der ihn ehemals die Gefahr aufsuchen und mit ihr spielen ließ; er hat über seine Lage plötzlich nachgedacht und sieht seine Stellung zu der moralischen Weltordnung allmählig in einem andern Lichte. Vergebens greift er nach der Laute und stimmt den Römergesang von Brutus und Cäsar an, sein schlafender Genius von damals, der ihn einst unbedenklich einen Mord begehen ließ, wird schwerlich dadurch erwachen. Mißmuthig legt er die Laute weg und versinkt in Nachdenken. Hinter ihm liegt ein verlorenes Dasein und vor ihm keine Hoffnung. In solchen Momenten ist das Leben eine Last und der Wunsch liegt nahe: möchte es doch schon zu Ende sein. Der Selbstmord ist der Beweis eines kranken Gemüths, das sich unfähig erkennt, länger die Mühen der Erde und die Folgen seiner Schuld zu tragen. Der Selbstmord ist die Flucht vom Schlachtfelde

des Lebens, bevor der Kampf ausgekämpft ist, und der Selbstmörder daher wie der Krieger, der seine Fahne ohne Auftrag verläßt, ein Feigling. Gerade jetzt, wo Karl erkennt, nicht die Vorsehung, sondern ein Betrug habe ihn zum Mörder gemacht, wo er glauben muß, durch seine Verirrung den Vater getödtet zu haben und sich gleichsam gedrungen fühlt, ihm hinüber zu folgen; wo er Amalia als treu und gleichzeitig die Verbindung als unmöglich erkennt; wo er Spiegelbergs Leiche zu seinen Füßen sah; wo selbst die Vorbilder der alten Römer ihn nicht über den Abgrund täuschen können, an dessen Rande er hingeht, da muß ihm der Gedanke kommen, es liege ja in der Hand des Menschen, sich aus dem Kerker des Körpers zu lösen. Auch diese Phase seines Seelenlebens muß er durchmachen. Ehe wir an seinen Monolog, eine der herrlichsten Scenen unserer Dichtung, herantreten, verweise ich zum Vergleich auf einen ähnlichen Monolog über den Selbstmord, den Shakspeare seinen Hamlet sprechen läßt. Ob dieser gerade Schillern als Anregung diente, den seinen zu schreiben, ist gleichgültig; am allerwenigsten sollte man ihn, wie es häufig geschieht, deshalb tadeln. Im Gegentheil, Schiller gewinnt bei dem Vergleiche, denn ich muß seinen Gedankengang über die Frage als den weit tieferen und geistreichern bezeichnen. Karl Moor tritt aus einem weit edleren Motiv vom Selbstmorde zurück, als Hamlet, denn Schiller steht auf einem höheren philosophischen Standpunkt als Shakspeare. Es ist dies ein Fortschritt der Zeit. Hamlet ist noch von der Reflexion in einem entschiedenen Handeln gehemmt; Sie werden sehen, daß Karl Moor hingegen gerade durch die Reflexion zu einem männlichen Entschlusse kommen wird. Es ist interessant, daß Schiller 1780 seinem Karl Moor dasselbe Raisonnement leiht, das Kant in seiner Tugendlehre 1797 also giebt. Nachdem er von dem vielgerühmten Muthe der Stoiker, das Leben leicht wie ein von Rauch erfülltes Zimmer zu verlassen, gesprochen, fährt er fort: „Aber eben dieser Muth, diese Seelenstärke, den Tod nicht zu fürchten und etwas zu kennen, was der Mensch noch höher schätzen kann als sein Leben, hätte dem Stoiker ein um noch so viel größerer Bewegungsgrund sein müssen, sich, ein Wesen von so großer, über die stärksten sinnlichen Antriebe gewalthabenden Obermacht, nicht zu zerstören, mithin des Lebens nicht zu berauben."

Hamlets Gedankengang war kurz dieser: Ist es größer, das

Schicksal zu tragen oder es zu enden? Wäre Sterben nichts weiter als ein Schlafengehen, das alle unsere Leiden endet, wer sollte es nicht herbeiwünschen? Wenn aber dieser Schlaf auch mit Träumen verbunden ist, was dann? Das ist die Rücksicht, die Leiden zu hohen Jahren kommen läßt. Die Furcht vor dem Unbekannten, was nach dem Tode kommt, läßt uns das Bekannte dulden. So macht uns das Gewissen feig.

Mit dieser Reflexion, womit Hamlet endet, beginnt Karl Moor. Er beantwortet fast Hamlets Frage. Aus seinen ersten abgebrochenen Worten geht hervor, daß er entschlossen wäre, sich zu tödten, wenn ihm Jemand Bürge wäre, daß mit diesem letzten Odemzuge auch Alles vorbei sei. Ist aber das Leben in der That weiter nichts als ein schales Marionnettenspiel? — Er zweifelt daran, denn wenn er auch nicht unwiderlegliche Beweise für die Fortdauer der Seele hat, so ist die Unsterblichkeit doch für ihn wie für Kant ein Postulat der reinen praktischen Vernunft. So nennt Kant einen theoretischen Satz, der zwar theoretisch unerweislich, aber von einem a priori unbedingt geltenden praktischen Gesetz unzertrennlich ist. Kant deduzirt also: Vollkommenheit ist unsere Aufgabe, aber deren ist kein vernünftiges Wesen der Sinnenwelt in irgend einem Zeitpunkte seines Daseins fähig. Da sie indessen gleichwohl als praktisch nothwendig gefordert wird, so kann sie nur in einem ins Unendliche gehenden Progressus angetroffen werden. Dieser Progressus bedingt aber die ins Unendliche fortdauernde Existenz des vernünftigen Wesens. — Schiller, der Geistesbruder Kants, läßt seinen Karl Moor ähnlich fragen. Wenn es aber aus ist mit diesem Leben, wofür tragen wir das Ideal einer unerreichten Vollkommenheit in uns? wofür ist dann der heiße Hunger nach Glückseligkeit? wofür das Hinausschieben unvollendeter Pläne? Wofür dies Alles, wenn ein Druck der Pistole Weise und Thoren, Feige und Tapfere, Edle und Schelme gleich macht? — Einen weiteren Beweis holt er aus dem Vergleiche mit der Natur. Es ist doch eine so göttliche Harmonie in der seelenlosen Natur, warum sollte dieser Mißklang in der vernünftigen sein? Er kommt zu dem Schlusse, daß die Seele unsterblich sei, denn — er sei noch nicht glücklich gewesen. Allerdings liegt im Menschen die Sehnsucht nach einem glücklicheren Sein, das uns, weil es eben die Ahnung eines besseren zweiten Lebens ist, uns hier im Gewande der Hoffnung erscheint und mit uns über das Grab hinübergeht.

Eine eintretende Pause berechtigt uns als fehlendes Glied im Gedankengange die an sich gerichtete Frage Karls einzufügen: Und nun, da du dich als unsterblich erkennst, hast du nicht mehr den Muth, dich zu vernichten? Du zitterst wohl vor dem Gerichte und den Schatten derer, die dich anklagen. Nein, fährt er laut fort, auch sie sollen ihn von dem Schritte nicht abhalten, denn alle unsere Thaten seien nur Glieder einer unzerbrechlichen Kette des Schicksals. Er setzt die Pistole an, doch läßt er sie noch einmal sinken und fragt sich mit Hamlet, welcher Art mag das unentdeckte Land sein, aus dessen Bezirk kein Wanderer wiederkehrt? Zeit und Ewigkeit! — Ein Augenblick, den das Abfeuern einer Pistole füllt, liegt dazwischen. Sie ist der Schlüssel, der das Gefängniß des Lebens hinter mir schließt und die Ewigkeit vor mir aufriegelt, das fremde, nie umsegelte Land. Gerade, als ob er auf Hamlet hinsehen möchte, fährt er fort: Siehe, die Menschheit erschlafft unter diesem Bilde. Bis hierher ging er mit dem Helden Shakspeares; nun schwingt er sich aber auf und spricht mit philosophischem Stolze: Ihn solle das namenlose Jenseits nicht schrecken, wenn ihm nur sein Selbst treu bleibt. Es mag ihn Himmel oder Hölle umgeben, es ist ihm gleich, denn die Außendinge tragen doch nur die Farbe unseres Geistes. Und so aufgefaßt, ist er ja sein Himmel und seine Hölle. Furchtlos hält er sich die schrecklichsten Gemälde dessen vor, was ihn erwarten könne. Es wäre möglich, daß ihn der höchste Richter irgend einem eingeäscherten Weltkreis allein überließe, ihn weit von sich dahin verbannte, wo die einsame Nacht und die ewige Wüste seine Aussichten wären. Auch dies soll ihn nicht schrecken, denn er würde die Wüste mit seinen Phantasien bevölkern und die Ewigkeit benutzen, um über das Räthsel des Weltelendes nachzudenken. Es wäre möglich, daß er in ein neues Leben des Elends und abermals in ein neues treten müßte? Auch diese Vorstellung soll ihn nicht schrecken. Es ist ja in seiner Hand, jeden künftigen Lebensfaden eben so zu zerreißen, wie den jetzigen. Aber noch Eines, das Entsetzlichste. Er kann in Nichts aufgehen. Gleichviel, ruft er. Die Freiheit dieses Etwas zu zerstören, kann man ihm nicht nehmen. — Und jetzt soll das Entscheidende geschehen. Da zuckt ein Gedankenblitz durch sein Ideenchaos und er schleudert die Pistole weg. Wie, er soll aus Furcht vor einem qualvollen Leben sterben, soll dem Elende den Sieg gönnen? Nein, er will es dulden, die Qual soll an seinem Stolze erlahmen, er will es vollenden.

Karl Moor wie Hamlet geben ihren ursprünglichen Gedanken auf, — Hamlet in einem Gefühle der Furcht vor dem namenlosen Jenseits, — Karl aus Stolz, damit es nicht erscheine, als ob er das Diesseits fürchte. Wie er, denkt Shakspeares Brutus, der zu Cassius sagt:

Laßt treu uns bleiben der Philosophie,
Nach welcher ich den Cato oft getadelt,
Weil er sich selbst das Leben nahm. Ich weiß nicht,
Warum, ich finde es feig und niederträchtig,
Aus Furcht vor dem, was uns begegnen mag,
Das Leben sich zu kürzen; und ich halt' es
Für wahren Muth, das Aergste zu erwarten,
Was höh're Mächte, die uns hier beherrschen,
Uns auferlegen. —

Wir sehen, Karl und Brutus denken hierin größer und kühner als Hamlet, aber Karl handelt selbst größer als Brutus, denn während dieser sich zuletzt doch lieber selbst mordet, als daß er den Triumphzug des Siegers in Rom verherrlichen möchte, lehnt er es auch in der Katastrophe des Drama ab, sich etwa selbst zu tödten, sondern geht hin, um den schmachvollen Tod eines Mörders zu sterben. Er beweist dadurch, daß in der That ein gewaltigerer Geist ihn bewohnte, der in dieser engen Welt nicht Raum fand und in einem gesunkenen Zeitalter sich verirren mußte, da ihm die Gelegenheit genommen war, zu der Sonne des Ruhmes aufzufliegen. Diese ganze letzte Scene war die Probe, ob er einer Läuterung würdig sei, und er bewies sich deren in so weit würdig, als er sich muthig allem Kommenden, allen Folgen seiner Thaten unterwirft.

Ein entsetzlicher Zufall — so erscheint es unserem blöden Auge — hat ihn im Walde gerade zu dem abgelegenen Gewölbe geführt, in das der alte Moor von Franz im Beisein Hermanns hinabgestoßen wurde. Es sind seither drei Monate verflossen. Letzterer, der doch nicht ganz verhärtet ist, brachte jede Nacht dem Unglücklichen Brod und Wasser und sprach ihm durch das Gitter einige menschliche Worte zu. Auch heute Nacht kommt er, und Karl ist Zeuge des Auftritts. Ein Verbrechen ahnend stürzt er auf Hermann zu. Dieser glaubt anfänglich, Franz sei es, der ihm nachgeschlichen sei, und vertheidigt sich damit, daß der Gedanke an Gott ihm nicht erlaubt habe, den Alten verhungern zu lassen. Karl reißt das Gitter auf

und sieht seinen Vater gerippartig hervortreten. Da er ihn todt glaubt, so spricht er ihn ähnlich an, wie Hamlet den Geist seines Vaters. Aber der Alte lebt — freilich an Geist noch geschwächter als je. Er steigt gleichsam nur deshalb noch einmal aus der Gruft empor, um das entsetzlichste Verbrechen an den Tag zu bringen.

Karl Moor erstarrt ob der Erzählung der Leiden, die der Vater zu tragen hatte. Der Sohn wider den Vater? Er hat doch seinen Arm tief in Blut getaucht, aber dies vermag er nicht zu begreifen. Schaut her, ruft er den Räubern zu, die sich mit dem Vatermörder verglichen noch rein dünken müssen, schaut her! Die Gesetze der Welt sind Würfelspiel geworden, das Band der Natur ist entzwei. Er zerreißt sein Kleid zum Zeichen, daß er das brüderliche Band zerreiße und gelobt dem beleidigten Greise Rache im Angesichte des Himmels und des dreimal schrecklichen Gottes, der über den Sternen waltet, rächt und verdammt. Der arme Karl jubelt wohl, daß er zum Entschlusse, zu leben, sich aufgerafft, denn heute scheint es ihm gegönnt, der Arm höherer Majestäten zu sein. Was er Anfangs geglaubt, woran er später gezweifelt, muß er jetzt — es ist dies zu seiner Läuterung nothwendig, — noch einmal wähnen, nämlich, vom Schicksal zur Rache berufen zu sein. Der verworrene Knäul — 140. Schweizer wird — er betrachtet diese Sendung als Auszeichnung — beauftragt, Franz aus dem Schlosse lebendig herbeizubringen. Karl, der die beleidigte Natur an den Menschen rächen wollte, glüht vor Verlangen, hier Richter der unnatürlichsten That zu werden. Er fühlt sich noch einmal groß und stolz, weil er das Werkzeug der Vorsehung sein soll.

Wir kehren zu Franz zurück, den wir in einem durch ängstigende Träume und Amalias Weigerung vergällten Genuß der Gewalt verlassen haben. Der Mensch hat eine Ahnung seines Schicksals. Franz fühlt, daß sich die Rache naht, gleich der Schlange, die auf ihre Beute lauert, immer engere Kreise um ihn zieht. Die Alles zersetzende Sophistik zerfrißt aber auch sein eigenes Innere; er reibt sich auf. Es ist eigenthümlich, daß der Mensch seine Geisteskräfte geschickter zu handhaben weiß, wenn er Etwas erringen, als wenn er Errungenes benutzen soll. Wie früher eben die Kräfte forcirt und überspannt waren, so tritt nachher eine begreifliche Abspannung ein. So kommt es, daß oft sehr viel versprechende Männer, die lange Jahre mit seltener Ausdauer rangen, in der endlich einmal erlangten Stelle die

Erwartungen lange nicht erfüllen. Vielleicht hängt diese Erscheinung damit zusammen, daß der Mensch überhaupt mehr zum Streben als zum Genießen und Besitzen geschaffen ist. Aehnlich nimmt man auch an oft schlauen Böswichtern wahr, daß sie in einer gewissen Höhe sicher zu werden anfangen und dann auf die unvorsichtigste Weise sich zuweilen bloßstellen, daß Alles darüber staunt. Eine solche Nachlassung der Kräfte nehmen wir an Franz wahr. Der Verstand kämpft schon schwächer gegen die früher frech verworfenen Vorstellungen eines Höheren, und das beständige Mißtrauen nimmt ihm die Ruhe, um Alles mit Ueberlegenheit überschauen zu können. Nicht von außen soll er vernichtet, er soll wie eine wurmstichige Frucht von innen aus zerstört werden. Diese innere Zerstörung kündigt sich an, als Karl unter fremdem Namen das Schloß betritt. Er erkennt ihn und schrickt vor der Gefahr zurück. Zu seiner Zeit hat er freilich gesagt: wer wird nun kommen und es wagen, mich vor Gericht zu fordern? jetzt lebt er und verliert seine Zuversicht und mit ihr sich selbst. Da er aber Alles außer sich verworfen und nur sich als einzige Stütze gehabt hat, so ist er verloren, sobald er sich selbst nicht mehr besitzt. Soll er deshalb gegen alle Instinkte der Menschheit rebellisch geworden sein, damit er jetzt Alles mit Einem Schlage verliere. Er möchte jetzt wohl gerne Manches ungeschehen wissen, aber er kann nicht mehr zurück, kann nicht mehr den Vater auferstehen lassen. Das ist der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend Böses muß begehren. Er muß vorwärts... er muß auch den Bruder morden. Ungeschickt genug wendet er sich in unserer Ausgabe an den alten Diener Daniel, den er bei seiner Unterthanenpflicht gebietet, den Gast zu vergiften. Er soll nur ruhig sein, denn ihn, den Herrn, werde Gott strafen, wenn es ja einen Gott und ein Gewissen giebt, was nur ein Weihnachtmährchen sei. Um zu verhindern, daß nicht etwa ein Anderer und Willigerer den Auftrag übernimmt, verspricht endlich Daniel es zu thun, morgen zu thun. Nun fühlt sich Franz beruhigter, aber muß die letzten Sophismen aufwenden, um sich den Mord eines Andern als etwas Unbedeutendes hinzustellen. Der Mensch sei ja nur Staub und werde wieder zu Staub; der Enkel trägt vielleicht seinen Großvater an der Schuhsohle, an der derselbe kleben blieb. So endet Franzens Auftreten im vierten Akte; sein letzter Anlauf war ein mißglückter, denn Karl kehrte unversehrt zu seiner Bande zurück. In der öfter erwähnten Theaterbearbeitung,

die von der gedruckten wesentlich abweicht, wendet er sich mit dem Mordantrag an Hermann, der dadurch bedeutender hervortritt. Dieser hat aber das mit ihm getriebene Spiel durchschaut und sagt sich in der später, für die Aufführung in Mannheim geschriebene Scene von dem noch größeren Verbrechen los. Hieran schloß sich ein vielfach vergessener, durch Iffland und Fleck berühmt gewordener, Monolog, in dem Franz auf den Gedanken kommt, den Bruder selbst zu tödten, aber plötzlich von dem Wahne, ein Gespenst hinter sich zu sehen — es ist dies nur sein eigenes Gewissen — zusammenfährt und seine Feigheit vor sich selbst mit einem Feste brüderlicher Liebe zu rechtfertigen sucht. — Heft 18. Auch in dieser Darstellung bricht Franz in sich zusammen, denn er hatte seinen einzigen Halt nur in der von der Natur abgekommenen Sophistik und in der Selbstliebe. Sobald er von der Natur besiegt wird und Etwas der Liebe Aehnliches zu einem andern Wesen außer sich fühlt, verliert er das künstliche Gleichgewicht, in dem er sich bisher erhielt, und stürzt.

Der fünfte Akt ist sein inneres Gericht. Er wird vom schlummerlosen Lager aufgejagt und in den Gängen des Schlosses von vermeintlichen Gespenstern verfolgt. Er glaubt Alles wider sich verschworen und bittet Daniel gleichwohl, ihn nicht zu verlassen. Er zittert vor der Einsamkeit, wie vor der Gesellschaft der Menschen. Wie Karl wird auch er von Träumen gequält, zumal von einem schlotternden Todtengerippe verfolgt. Sein Traum vom jüngsten Tage, eine der schönsten Partien des Drama, ist das Symbol des innern Gerichts, das Weihnachtmährchen, das Gewissen kündigt sich nun an und er hascht in seiner Beängstigung vergebens nach den alten Phrasen, mit denen er früher das Herandrängen alles Besseren von sich fern hielt. Das Gemälde des Weltgerichts ist mit fürchterlichen Farben gemalt; am erschütterndsten ist der Kontrast zwischen dem Erzählten, zu dessen erstem Vortrag ihn die Phantasie, diese seine Furie, zwingt und sein vergebliches Bemühen, über den Traum, der ja aus dem Bauche komme, zu lachen. Gnade — dröhnt es ihm entgegen — Gnade jedem Sünder, nur du bist verworfen. Er läßt den Pastor Moser rufen. Es ist dies vom Dichter tief gedacht oder glücklich gefunden. Es ist psychologisch richtig, daß Franz sich noch einmal aufraffen und alle die Ideen von Gott und Unsterblichkeit und Tugend mit einem freilich mühsamen Hohnlachen herausfordert, um in ihrer Verspottung seine frühere frivole Stimmung wieder zurückzugewinnen. Jetzt

zischelt es um ihn: Dort ist Einer, der rächt. Vergebens ruft er sich zu, er irre, es sei dort nichts; vergebens befiehlt er, der kleine Herr eines Fleckchens Erde, es soll dort nichts sein. Wenn es aber wäre? wenn er sich verantworten müßte? wenn er stürbe? Hu, wie erschreckt ihn dies Wort. — Den letzten Rest des frühern, nun gebrochenen Franz Moors zusammenraffend, fordert er den Pastor auf, das Dasein Gottes zu beweisen, er wolle es mit dem Hauche seines Mundes wegblasen. Nur wer hier zu kurz komme, hoffe eine Ewigkeit. Er habe es immer gelesen, mit dem letzten Blutstropfen zerrinne auch Geist und Gedanke. Ein in das Gehirn verirrter Wassertropfe tödte die vermeinte unsterbliche Seele. Moser greift tief in das Herz des Unglücklichen, wenn er diese Lehre die Philosophie der Verzweiflung nennt, bei der das Herz ängstlich bebend an die Rippen schlage. Er wolle die Probe dieses Systems in Franzens Todesstunde abwarten, das Dahinfahren eines Tyrannen. Dieser bäumt sich vergebens mit letzter Anstregung gegen die Donnerworte des Priesters und erklärt umsonst, er wolle nicht unsterblich sein. Sein letzter Halt bricht aber zusammen, als Moser auf die Frage, welche die größte Sünde sei, antwortet: Vatermord! und ihn auffordert, sich damit zu trösten, denn bei allen seinen Unthaten sei er doch ein Heiliger gegen — einen Vatermörder. Nun ist es um den Philosophen geschehen; er bläst den Gott nicht mehr mit dem Hauche seines Mundes aus der Welt. Da trifft ihn die Nachricht, die Räuber stürmten heran, die Rächer. Er verliert die Besinnung, er ringt nach Formeln des Gebets und findet in seiner öden Brust nur gottlose Gedanken, in der äußersten Verzweiflung — erdrosselt er sich. Er, der Feigling, ward Selbstmörder, während Karl zu leben wagte. In der Theaterbearbeitung wird Franz lebendig gefangen und von Karl später verurtheilt, in dem bewußten Gewölbe nun selbst zu verhungern. Das Ende Franzens durch Selbstmord ist unendlich poetischer und tiefer gedacht, denn einerseits tritt die große Wahrheit, daß die Despotie und die Selbstsucht sich zuletzt selbst zerstöre, augenscheinlich hervor; theils erkennen wir lebhaft, daß das Böse die Furie der Rache in sich selbst trage. Wir irren mit Karl, wenn wir glauben, die Weltordnung sei eine verfehlte, weil das Böse oft siege und das Gute zu unterliegen scheine, wenn es uns vorkommt, die Vorsehung schlafe und wir sollten das Amt der Rache vollziehen. Es ist eine Täuschung. Der Lenker der

Dinge braucht keiner menschlichen Hülfe, auch keines außerordentlichen Wunders, denn die moralische Weltordnung, dieses sein größtes Wunder, trägt das Gesetz in sich: wie das Gute sich selbst belohnt, so bestraft und zerstört das Böse sich selbst. —

Wir kehren in den Wald zurück, wo wir den alten Moor an der Seite des Sohnes, des freilich unerkannten, zurückgelassen haben. Der unglückliche Vater kann noch um Schonung für den bitten, der ihn dem Hungertode überantworten wollte; er erkennt darin nur Gottes Finger: er hat einen Sohn gequält und dafür muß ihn ein Sohn wieder quälen. O daß Karl, so wünscht er, der den Erstgeborenen ja todt glaubt, o daß Karl um ihn im Gewande des Friedens schweben möchte, ihm Verzeihung gewähre. Der Räuber ringt mit sich, ob er dem Alten seinen Sohn nicht wieder schenken d. h. sich zu erkennen geben soll; wenigstens will er sich seinen Segen stehlen und dann hinwegschleichen, überzeugt, daß Vatersegen niemals verloren gehe. Er bittet den Greis um Segen und Kuß. Dieser legt die Hand auf des Räubers Haupt und wünscht, er möge so glücklich sein als erbarmungsvoll. Die Gottheit ermüdet ja im Erbarmen nie, nur wir armseligen Würmer gehen schlafen mit unserem Groll. O wie schön ist es, wenn Brüder einträchtig beisammen wohnen! — Dieser Wunsch stammt aus dem Tiefsten des Greises, denn Bruderhaß hat ihn und seine Familie gebrochen. Er wünscht daher seinem unbekannten Retter, er möge diese Wollust verdienen. Seine Weisheit sei die der grauen Haare, aber sein Herz das der unschuldigen Kindheit. In diesen Worten drang die Kindheit selbst in Karl heran, und die Hand, die mordgeübte, muß den Dolch fallen lassen. Hat er jüngst sich danach gesehnt, Franzens Richter zu sein, so zittert er jetzt vor diesem Moment. Der Richterstab ist zu schwer für die bebende sterbliche Hand. Wie ihm daher die Kunde kommt, Franz hat sich selbst getödtet, springt er jubelnd auf und dankt dem Lenker der Dinge; von nun an sei nicht mehr Rache, Erbarmung sei die Losung. Hier ist der Hauptgrund, warum wir die Veränderung in der Theaterbearbeitung, wo Karl doch den Bruder richten muß, verwerfen. Und wenn Schiller sagt, die Scene sei eine, wie sie noch nie die Bühne gesehen, so beweist dies nur, daß sie eben über das Menschliche hinausgehe. Wird Karl zum Richter, so verliert die ganze Seelenentwickelung ihre Spitze; denn er, der sich zum Richter und Rächer aufwarf, muß einen hochwichtigen Fall erleben, wo

er drei verschiedene Gefühle durchmacht: erstens, das stolze Gefühl, hier gleichsam im Namen der Vorsehung einzugreifen — zweitens, das Gefühl der Schwäche, dieser Aufgabe nicht gewachsen zu sein — drittens die Beruhigung, daß der gerechte Gott seines Arms nicht bedurfte. Wenn Dalberg, der Intendant der Mannheimer Bühne, dies verändert wissen wollte, so beweist es, daß er das Drama nicht verstand; unbegreiflich bleibt es aber, daß Schiller selbst seine Dichtung so zerstören mochte.

Karl Moor glaubt, nun sei Alles überstanden. Er irrt, die entsetzlichste Situation steht ihm noch bevor. Amalia eilt auf die vielleicht von Daniel empfangene Kunde ihrem Karl nach und führt so dessen Entdeckung herbei, dadurch aber auch den Tod des alten Moor, dessen Herz bei der Kunde, sein Erstling sei Räuber, — bricht. Er hat seine Söhne in ein unglückliches Dasein eingeführt und trägt die Schuld ihrer Vergehungen. Es ist nur Wiedervergeltung, daß ihn Verzweiflung über seine Kinder zuletzt tödtet. Amalia steht starr bei der entsetzlichen Entdeckung: diesen habe ich geliebt. Aber dies ist nur ein Moment. Dann eilt sie auf ihn, den Unglücklichen, zu und betheuert, ihn auch so nicht verlassen zu wollen. Wie muß Karl im höchsten Jubel rufen, sie liebt mich noch, sie vergiebt! O Dank dir, Erbarmer im Himmel! Damit ist der Friede meiner Seele wiedergekommen. Ich kann wieder glücklich werden. Auch diesen Kelch des Leidens, noch einmal ein schönes Dasein zu hoffen, muß er leeren. Amalia ist für ihn das Symbol einer besseren Zukunft; kann sie ihn aus dem Sturme des Lebens zurückretten an das stille Eiland einer reinen Liebe, o dann käme Alles gut. Aber es ist zu spät. Die Räuber mahnen ihn an seinen Eid, sie nie verlassen zu wollen. Es ist dies tief gedacht. Wie oft kommt der Fall vor, daß ein Mensch sich aufrichten und zum Besseren wenden möchte, aber es ist vergebens, die Sünden der Vergangenheit hemmen ihn. Man beschuldige dann nicht etwa die Vorsehung, wie Karl im Irrthum thut, daß sie die Rückkehr zum Guten erschwere, denn nicht von ihr, von dem Menschen selbst rührt das Hinderniß her. Er war es selbst, der sich vom Bösen fesseln ließ und die Fessel freilich lange nicht fühlte, weil er sie weit mit sich schleppen konnte, ehe er fühlte, jetzt sei sie zu Ende; es gebe kein Vorwärts mehr. Die Räuberbande ist das Symbol der Vergangenheit Karls, die ihn zurückfordert. Amalia oder die Bande, so heißt die Frage des Schicksals an ihn. Eines von Beiden muß er

wählen. Kann er es aber? Kann er jetzt noch nach all dem Erlebten Räuber bleiben und Amalia so verlassen, denn sein besseres Gefühl dürfte ihm doch nie gestatten, sie in sein Elend mitzunehmen? Oder kann er mit Amalia noch glücklich werden, da die Aechtung der Gesellschaft auf ihm lastet? In der Verzweiflung will er das erste wählen und rasch aufbrechen, doch Amalia hindert ihn daran, sie beschwört ihn — nicht um Liebe mehr, sondern um Tod. Wolle er sie nicht tödten, so soll Dido, die von Aeneas verlassene Königin Karthago's, die sich dann in die Flammen stürzte, sie sterben lehren. Karl tödtet sie und zerstört damit auch die Möglichkeit einer bessern Zukunft. Nun, sollte man meinen, nun bleibe ihm nur der einzige Ausweg über, zu der Vergangenheit, zu dem Räuberleben zurückzukehren. Aber Karl bleibt an der Leiche stehen. Er hat mit der Zukunft — ja —, aber er hat auch mit der Vergangenheit gebrochen. Sie mahnten ihn daran, daß Jeder von ihnen in den böhmischen Wäldern sein Leben für ihn eingesetzt hat. Sie riefen: Opfer um Opfer. Gut, er hat es ihnen gebracht; für ein mit Sünden beladenes Leben hat er ihnen ein reines geopfert. Die böhmischen Wälder sind bezahlt. Sie riefen Amalia oder die Bande? Er hat Beides aufgegeben. Sie stehen betroffen. Karl legt den blutigen Hauptmannsstab nieder, unter dem sie zu freveln sich berechtigt wähnten und ermahnt sie, sich zu zerstreuen. Er hat nichts mehr mit ihnen gemein. Sich selbst nennt er einen Narren, der die Welt durch Greuel zu verschönern und die Gesetze durch Gesetzlosigkeit aufrecht zu halten wähnte, der es sich anmaßen wollte, die vermeinten Parteilichkeiten der Vorsehung auszugleichen und den Bau der sittlichen Welt bedrohte. Gnade, ruft er, Gnade dem Knaben, der dir vorgreifen wollte. Dein ist die Rache. Du bedarfst nicht des Menschen Hand. Das Geschehene kann er nicht mehr ungeschehen machen, aber seine Pflicht ist es, noch zu versuchen, ob er nicht die beleidigten Gesetze versöhnen und die mißhandelte Ordnung heilen kann. Er will ein Opfer bringen, das die unverletzbare Majestät der Weltordnung vor der ganzen Menschheit entfaltet. Dieses Opfer soll sein Leben sein. Nicht, daß er sich selbst tödtete, eine neue Todsünde würde die andere nicht aufwiegen; nicht, daß er daran zweifelte, daß ihn die oberen Mächte rechtzeitig fänden. Sie sehen, er, der frühere Anhänger des Fatums anerkennt sie. Aber er will wenigstens — die Räuber nennen es Großmannsucht — das Ver-

dienst noch haben, daß er mit Willen für die oberen Mächte stirbt. Er geht hin und liefert sich den Gerichten aus.

So am Ende unserer Tragödie stehend, habe ich nur noch zwei Fragen zu erledigen. Scheiden wir von unserer Dichtung versöhnt? Hoffmeister, Schillers geistreichster Erklärer, antwortet mit Nein. Ich kann nicht umhin, mit Ja zu antworten. Höchstens kann ich noch zugeben, daß vielleicht die Versöhnung nicht deutlich genug am Tage liegt und erst das Produkt einer Reflexion über die ganze Tragödie ist, aber gewiß ist wenigstens, daß die Reflexion keine mühsam herbeigeholte, sondern eine sehr naheliegende ist. Der Grund des Verderbens, in das Karl wie Moor stürzen, ist der Boden, auf dem sie aufwuchsen, die kranke Zeit, deren Kinder sie sind. Der alte Moor, der Repräsentant des altersschwachen gesellschaftlichen Zustandes, der seine eigenen Söhne verdarb, geht unter und mit ihm wird wohl auch die Zeit, deren Schwäche er an sich trug, enden, in Verzweiflung über die Früchte ihres eigenen Thuns. Franz Moor tödtet sich selbst. Eine Fülle des Trostes für uns. Nur zu gerne sind wir geneigt, an die Worte des Wahnes, wie Schillers Gedicht lautet, zu glauben d. h. anzunehmen, es sei wahr, daß das Rechte auf Erden nie siege, daß das Glück nur mit dem Schlechten sei, daß der Gute hier immer und immer ein Fremdling bleibe. Es ist dies thöricht, aber begreiflich, denn uns ist es nicht gegeben, in die Falten der Menschenherzen zu sehen. Wir zählen nur die sichtbaren Leiden des Guten und Freuden des Bösen, aber bringen die vielen, freilich stillen Momente inneren Glückes, das nur die Tugend kennt, und die zahllosen inneren Qualen des Verbrechers nicht in Rechnung. In seiner Dichtung zeigt uns ein Schiller mit Riesenlettern den Satz: das Böse zerstört sich selbst. In diesem Sinne hat Karl Moor Recht, wenn er sagt: Jeder Mensch ist sich selbst Himmel und Hölle. Franz repräsentirte uns die selbstsüchtige, lieblose Despotie des achtzehnten Jahrhunderts, die Schuld war, daß das Volk in Finsterniß und sittlicher Verderbniß heranwuchs und sich zuletzt in die Greuel der französischen Revolution verlor. Repräsentant des Volksgeistes jener Zeit war uns Karl Moor; seine Verirrungen fallen auf Franz zurück. Wir empfangen also auch den Trost, daß der Zustand der Gesellschaft besser werden und kein zweiter Karl Moor geboren werden dürfte, da Franz Moor und mit ihm die Despotie zu Ende geht.

Vollkommen versöhnt scheiden wir aber von Karl. Ehe ich aber

dies zeigen kann, muß ich eine andere Frage beantworten, nämlich die, ob Karl ein tragischer Held genannt werden kann.

Die Tragödie beruht auf dem Kampfe zweier Gegensätze, der desto erhabener und unser Menschliches ergreifender wird, je sittlich berechtigter beide sind. Einer dieser Gegensätze ist im tragischen Helden selbst: der zweite kann nun entweder ebenfalls im Helden oder außer ihm sein. Im ersteren Falle haben wir es mit einem Seelendrama zu thun, das in der Brust des Helden ausgekämpft werden muß. Entweder ringen zwei Leidenschaften mit einander, oder der Mensch steht im Konflikte zweier Pflichten, von denen jede berechtigt ist, oder ist getheilt zwischen einer Leidenschaft und einer gegenüberstehenden Pflicht; oder es ist eine vielleicht herrliche Geisteskraft, die zu sehr überwiegt auf Kosten der anderen, wie etwa die Phantasie. Eine solche Tragödie ist Tasso, der aus innerer Zerrissenheit sich zur Einheit emporringen muß und sie in der Erkenntniß seines dichterischen Berufes findet; solcher Art ist Fiesco, in dessen Brust die Idee der Freiheit und die Herrschsucht um den Sieg ringen; solcher Art ist Don Carlos, der uns das Erliegen einer ursprünglich thatkräftigen Seele unter dem Drucke einer unglücklichen Liebe und den endlichen Aufflug der ersteren durch Posa's Vermittlung zeigt; solcher Art ist Hamlet, der das psychologische Gemälde aller Vorgänge der Seele ist, die eintreten, bevor und bis sie handelt.

Die größere Zahl der Tragödien beruht aber auf dem Gegensatze des Subjekts und der objektiven Verhältnisse außer ihm. Auch hier ergiebt sich uns eine neue Theilung. Die Welt ist kein planloses Treiben, sondern sie hat eine bestimmte sittliche Ordnung, die in ihrem Bestande nicht erschüttert werden darf, wenn nicht der ganze Bau zusammenfallen soll. Im Plane der Welt liegt aber auch eine bestimmte Fortentwicklung des Menschengeistes; das Bestehende soll demnach auch ein fortwährend sich Erneuendes sein, wie — um ein Beispiel aus der Natur zu nehmen — unser Körper schon im nächsten Momente nicht mehr ganz der ist, der er früher war, denn es hat doch eine, wenn auch noch so kleine Umbildung stattgefunden. Sie sehen, es liegt in der Welt ein doppeltes Prinzip, ein beharrendes und ein erneuerndes, eine unerschütterliche sittliche Weltordnung und ein, Fortschritt verlangender weltgeschichtlicher Plan. Der Held der Tragödie erwächst entweder aus dem Verhältniß der Menschheit zu jener Weltordnung oder zu diesem Geiste der Geschichte.

Der Mensch kann in Konflikt mit jener Weltordnung kommen, indem er entweder sich über die Schranken des Menschlichen zu erheben sucht und uns dadurch das Schauspiel einer zwar jetzt unterliegenden und in ihre Gränzen zurückgewiesenen, aber gerade durch ihren Versuch die Anlage zum Höheren beweisenden Natur gewährt. — Beispiele dieser Art sind Prometheus im Alterthume und Faust in der Neuzeit — oder indem er von einer Leidenschaft hingerissen, sie mag Ehrgier, Rache oder Selbstsucht sein, die sittlichen Vorschriften übertritt und so das eigentlich Böse in die Welt einführt. Ein Held dieser Art wäre Macbeth.

Anders verhält es sich, wenn der Mensch gleichsam berufen ist, das Werkzeug zu sein, durch das sich der geschichtliche Geist fortentwickelt; wenn er der Träger einer menschheitbeglückenden Idee wird, die sich aber dadurch nur durchzusetzen vermag, daß ihr Verkünder als Opfer fällt. In diesem Falle ist der Held ein reiner und sein Gegensatz ist das Veraltete, Herkömmliche; er muß sich dann wie jener edle Römer in die klaffende Kluft stürzen, damit sich diese über ihn schließe und den Boden einer neuen Zeit abgebe. Das Leben und Ende des erhabenen Stifters unserer Religion wäre, wenn ich es als ein Beispiel anzuführen wagen darf, die erhabenste tragische Dichtung dieser Art, das schönste Vorbild eines reinen Opfers für die Menschheit und ihrer Fortentwickelung.

Darauf, daß in der Welt etwas Beharrendes und etwas Bewegendes sich gegenüberstehen, beruhen aber noch zwei Arten tragischer Helden. Die Einen stehen auf dem Boden des Beharrenden und haben von der Geschichte den Auftrag, ihn so lange zu vertheidigen, bis die kommende neue Idee sich soweit geläutert hat, daß sie siegen darf, kann und daher jetzt auch muß. Ein solcher tragischer Held wäre Julian der Apostat, in dem sich gleichsam die untergehende antike Welt noch einmal zusammenrafft und den letzten Kampf aufnimmt. Andere stehen hingegen im Ideenkreise des Bewegenden. Eine Idee, die vielleicht später einst rein und geläutert zum Siege gelangt, kündigt sich ursprünglich negativ an, das heißt, sie sendet Jünger aus, welche die bis anher herrschenden Ideen bekämpfen, aber das, was sie an Stelle dieser setzen wollen, noch nicht klar wissen, sondern nur unbestimmt ahnen. Sie sind es, die hinausgestoßen werden, damit sich in ihnen das Gold der Idee von den Schlacken reinige. Es ist zwar entsetzlich, daß die Zeit es selbst ist,

die sie zu ersten Verkündern einer Idee macht und dann verwirft, aber es ist schon erhebend, ein, wenn auch noch nicht würdiger Prophet des Bessern sein zu dürfen und so selbst durch seine Irrthümer, die man im Angesichte der Menschheit begeht, zu einer später richtigeren Erkenntniß des Wahren beizutragen. Ein tragischer Held letzter Art ist Karl Moor. Wäre sein Handeln nichts, als die Folge eines unrichtigen Denkens, so wäre er nur lächerlich; da er aber durch die ganze Weltlage, in die ihn der Dichter hineinstellt, zu seinem Thun genöthigt wird und nicht anders kann, deshalb ist er tragisch. Er muß daher auch ursprünglich an ein Fatum glauben, an eine Nothwendigkeit im Gange der Dinge, der sich der Mensch nicht entziehen könne. Unser Trost besteht aber darin, daß neben der Nothwendigkeit d. h. neben dem vom unerforschlichen Rathschlusse Gottes über uns Verhängten es auch eine Freiheit des Menschen gebe, vermöge deren er sich endlich von der nicht freiwillig gewählten Stellung in der Welt freimacht und das Ewigwahre anerkennt. Daß Karl dazu gelangt, darin liegt die, eine Welt voll Trost bietende Versöhnung. Man hat behauptet, darin liege ein Mißklang, daß die Zeit als krank bezeichnet werde und Karl am Ende sich doch an den Staat hingebe. Es ist dies ein Irrthum. Karl überantwortet sich dem Staate seiner Zeit nicht deshalb, weil er an sich vernünftig sei, sondern nur, weil er momentan vernünftig. Karl Moor erkennt nämlich, daß es eine höhere Lenkung der Dinge gebe, die ohne unser voreiliges Zutappen doch Schritt für Schritt den Sieg des Besseren vorbereite und das Alte nur dann und zwar so lange stehen lasse, bis die Menschen zum Besseren reif sind. Man darf den gewesenen Sklaven nicht auf ein Mal in volle Freiheit setzen, er würde sie nicht zu gebrauchen wissen. Dadurch also, daß sich der Räuber dem weltlichen Richter unterwirft, will er theils seine am ewigen Richter begangenen Frevel büßen, theils, um Gottes Majestät vor der ganzen Menschheit zu entfalten, sein nunmehriges Glauben an eine des einzelnen Menschen nicht bedürfende Lenkung, an eine vernünftige weltgeschichtliche Entwickelung der Dinge bewähren. Heil ihm, daß er so vollendet. Der Ewige wird ihn gnädig richten, denn er fiel als nothwendiges Opfer des Läuterungsprozesses, den die Idee der Freiheit durchzumachen hat, ehe sie rein an den Tag treten darf, würdig, um diese Idee dort in einem reineren Lichte zu schauen!

Dr. **Ludw. Eckardt.**

Ueber populäre Darstellung.

Der Begriff populär hat bald einen sehr weiten, bald einen sehr engen Umfang, und wird in unterschiedener Bedeutung gebraucht. Man kann Fichte's und Schelling's Vorlesungen, wenn man sie mit den dunkeln Vorträgen mancher anderen Philosophen vergleicht, in gewissem Sinne populäre Darstellungen nennen, und Schiller's kleine philosophische Schriften haben, obgleich sie keineswegs gemeinverständlich dargestellt sind, doch eine populäre, nämlich dem Gebildeten zugängliche Fassung. Diese Werke der genannten Schriftsteller sind aber demjenigen Publikum, für welches Salzmann, Campe, Löhr u. A. ihre populären Schriften bestimmt haben, offenbar zu hoch und ganz unverständlich, und doch ist auch schon eine gewisse Stufe der Bildung erforderlich, um diese zuletzt genannten populären Schriften zu verstehen und an denselben Geschmack zu finden. Im Allgemeinen können sich poetische Darstellungen ihrer Natur nach von einer gemeinfaßlichen Darstellungsweise nicht so weit entfernen, als verschiedene Arten der prosaischen, namentlich der eigentlich wissenschaftlichen Darstellung; alles Poetische muß in gewissem Betracht populär dargestellt sein: doch giebt es unter den Dichtungen eines Volkes einige, die volksmäßig, allgemeinverständlich sind und allgemein gefallen, dagegen andere, die nur von dem mehr gebildeten Theile wahrhaft verstanden werden und nur einem mehr geläuterten Geschmacke zusagen. Wenn eine poetische oder prosaische Darstellung nicht populär, oder nur bedingungsweise, nämlich nur für Personen auf einer gewissen Bildungsstufe populär ist, so kann das entweder in dem Inhalte, oder in der Form der Darstellung oder in beiden zugleich den Grund haben. Es wird also bei einer Untersuchung über das Wesen der populären Darstellung auf die Bildung derjenigen, für welche die Darstellung bestimmt ist, und auf die besondere Art der Darstellung, sowohl was ihren Inhalt, als was ihre Form betrifft, Rücksicht zu nehmen sein.

Die Bildung ist nicht ein ausschließliches Eigenthum gewisser Klassen, und noch weniger ein Vorrecht gewisser Stände der Gesellschaft. Wenn auch in einer Schicht der Gesellschaft mehr gebildete Menschen

anzutreffen sind, als in den anderen, so giebt es doch weder einen Stand der Gebildeten noch gebildete Stände, sondern nur gebildete und ungebildete Individuen, und die Erfahrung lehrt uns nicht selten gebildete Bauern und Handwerker kennen und ungebildete Menschen in den höheren Ständen. Wer zum klaren Bewußtsein seiner Menschenwürde, seiner menschlichen Rechte und Pflichten gelangt ist, und diesem Bewußtsein gemäß seine Handlungsweise einrichtet, ist ein gebildeter Mensch zu nennen. Dagegen giebt es unterschiedene Stufen der intellektuellen Bildung, Stufen, die zwar unter einander nicht durch scharfe Gränzen getrennt, gleichwohl wesentlich von einander zu unterscheiden sind: man bezeichnet Jemanden, der auf einer so niedrigen Stufe der intellektuellen Bildung steht, daß er kaum die nothdürftigsten Schulkenntnisse besitzt, als einen ungebildeten Menschen. Von einem Gebildeten fordert man als Minimum, daß er seine Muttersprache (der Deutsche das Hochdeutsche) gründlich verstehe und richtig spreche und schreibe, und daß er, was wissenschaftliche Kenntnisse, namentlich Realkenntnisse angeht, nicht unwissend sei. Unter den Gebildeten aber haben Viele eine wissenschaftliche Bildung, und unter den wissenschaftlich Gebildeten giebt es eigentliche Gelehrte, welche die Wissenschaft, oder eine besondere praktische oder theoretische Wissenschaft auf dem Standpunkte des Forschers behandeln. Es giebt nun in Deutschland populäre Schriften für eine Klasse von Lesern, die nur die Volkssprache, nicht aber die hochdeutsche Sprache — die Sprache der Gebildeten — vollkommen verstehen, sogenannte Volksschriften, zu denen, was die Form der Darstellung betrifft, auch die Kinderschriften zu rechnen sind: es giebt aber auch populäre Schriften, in welchen Gegenstände der Wissenschaft für jeden Gebildeten, und Gegenstände der gelehrten Forschung, z. B. die Astronomie, für jeden wissenschaftlich Gebildeten faßlich dargestellt werden.

Die Werke der Poesie sind sowohl was den Inhalt, als was die Form der Darstellung betrifft, in der Regel für jeden Gebildeten verständlich und faßlich, also populär. Insbesondere pflegen die in metrischer Form dargestellten Dichtungen, weil sie alle nicht sinnlichen Begriffe möglichst vermeiden oder dieselben in Bildern der Anschauung näher bringen, und weil sie sich in einfachen syntaktischen : men bewegen, dem Verständniß der Gebildeten leicht zugänglich zu sein. Selten sind Dichtungen auf eine Stufe der wissenschaftlichen Erkenntniß berechnet, die man nicht bei jedem Gebildeten voraussetzen

darf. Manche Oden von Klopstock sind dunkel, sowohl nach dem Inhalt, als nach der Form der Darstellung; ihre Bilder setzen oft die Kenntniß der nordischen Mythologie voraus; ihre ungewöhnlichen Vorstellungen und ihre künstlich verschlungenen Satzbildungen sind oft sehr wenig anschaulich, und schwer zu verstehen. Auch manche didaktische Gedichte, wie „die Künstler" oder „der Spaziergang" von Schiller, Göthe's „Metamorphose der Pflanzen und der Thiere" u. a., so auch der zweite Theil von Göthe's Faust, voll von dunkeln Allegorien, symbolischen Verhüllungen und mythischen Anspielungen, gehören zu den wenigen Gedichten, die nicht für jeden Gebildeten leicht zugänglich, also nicht in diesem Sinne populär sind. In der Regel vermeidet die Sprache der Poesie nicht bloß alle Darstellungsformen, die dem Gebildeten unverständlich wären, sondern sie stimmt sogar mit der Volkssprache in vielen Dingen überein, ja sie unterscheidet sich von der letzteren nur darin, daß sie sich statt der Lautverhältnisse der Volksmundart der Lautverhältnisse des Hochdeutschen bedient und jede niedrige, platte Ausdrucksweise der Volksmundart vermeidet.

Die Volkssprache bedient sich weniger häufig, als die Sprache der Gebildeten, nichtsinnlicher Begriffe, und viele hochdeutsche Wortformen, die zur Bezeichnung abstrakter Begriffe dienen, sind in der Volksmundart gar nicht vorhanden. Die Volkssprache zieht die Wurzel und den Stamm eines Wortes der ferneren Ableitung und die einfache Form des Wortes der Zusammensetzung vor. Die Sprache der Poesie vermeidet dieselben Begriffe und Formen, und man muß die folgenden Wörter und Wortformen, die der Volksmundart fremd sind, zugleich als unpoetische Wörter bezeichnen. 1) Mehrfache Ableitungen, z. B. Dankbarkeit, Dringlichkeit, Verantwortlichkeit, Anzüglichkeit, Angelegenheit, Mühseligkeit, Wahrhaftigkeit, verläumderisch, verantwortlich, außerordentlich, unverbrüchlich, beanstanden, verunreinigen, beeinträchtigen u. s. w. 2) Vielfache Zusammensetzungen, z. B. Wahrheitsfreund, Seelenruh, Straßenanlagen, Fortschrittshoffnung, Kunstbestreben, Eigenthumsentäußerung, Leidenschaftlosigkeit, Volksthümlichkeit. 3) Selbst Stämme und einfache Ableitungen, wenn sie den Begriff sehr allgemein und aus diesem Grunde in zu unbestimmter Weise bezeichnen, z. B. bequem, gemächlich, angenehm, und die Infinitive: das Ergetzen, das Verzeihen, das Verschwinden 2c. Wenn man in den folgenden Beispielen die Verse von Göthe mit den anderen von Haller und Klopstock vergleicht, so erkennt man

leicht, daß jene nur volksthümliche und darum poetische, die andern auch der Volkssprache fremde, und darum unpoetische Wörter enthalten.

Wer reitet so spät durch Nacht und Wind? —
Es ist der Vater mit seinem Kind;
Er hält den Knaben wohl in dem Arm,
Er faßt ihn sicher, er hält ihn warm G.

Ihr allzu starker Trieb nach der Vollkommenheit
Ward endlich zum Gefühl der eignen Würdigkeit. A. v. Haller.

Das macht
Unsterblich des Genius Flug
Und die Kühnheit des Entschlusses,
Von des Lohns Verachtung entflammt. Klopstock.

Auch die meisten fremden Wörter sind sowohl der Volkssprache, als der Sprache der Poesie fremd; weder das Volk noch der Dichter gebraucht z. B. die Wörter: Physik, Mechanik, physisch, mechanisch, interveniren, Intervention &c. Die Sprache der Poesie vermeidet aber gern alle verbrauchten und zu gewöhnlichen, wie auch alle unedlen und niedrigen Ausdrücke der Volkssprache, und bildet gern Zusammensetzungen, die den Reiz der Neuheit haben. Zu den verbrauchten Ausdrücken gehören hauptsächlich gewisse Phrasen und sprichwörtlich gewordene Bilder, z. B. nach Jemandes Pfeife tanzen", „Oel ins Feuer gießen", „Einen Narren am Seile haben". Der Dichter gebraucht Ausdrücke dieser Art nur zu komischen oder charakteristischen Darstellungen. Nicht gewöhnliche Ausdrücke sind z. B. Wange für Backen, Flur für Feld, Hain für Wald, beginnen für anfangen u. s. w. Unedle und niedrige Ausdrücke sind z. B. Einen erwischen, kriegen, greinen, flennen, Kerl, u. s. w. und die sprichwörtlichen Redeformen: ins Gras beißen, sich breit machen, dick thun u. s. w. Neue, und der Volkssprache fremde Wortbildungen sind z. B. erschleichen, verschmerzen, entfremden, geflügelt, getigert, Volksdienst, Fürstenwort &c. Ausdrücke der letzteren Art werden in der Regel leicht verstanden, und würden auch dem Volke nicht unverständlich sein; sie sind aber auch nur unter dieser Bedingung in der Poesie zulässig, und neugebildete Wörter, die nicht sowohl den Charakter des Ungewöhnlichen, als vielmehr den des Fremden haben und nicht leicht verstanden werden, empfehlen sich nicht für die Sprache der Poesie. Es geht aus allem diesem hervor, daß die Begriffe der Volkssprache und die Begriffe der Poesie zum

größten Theile übereinstimmen, und daß die Ausdrücke, die in der poetischen Sprache abweichend von der Volkssprache gebraucht werden, dem Volke doch keineswegs unverständlich sind. — Ebenso stimmen die Volkssprache und die Sprache der Poesie in Rücksicht der syntaktischen Verhältnisse überein; beide sind sehr einfach in ihrem Satzbau, vermeiden große Satzverschlingungen und eine große Anzahl von Nebensätzen, beide drücken einen Gedanken lieber nach dem Inhalte durch einen Hauptsatz, als nach dem logischen Verhältnisse durch einen Nebensatz aus; und manche Konjunktionen, die ein logisches Verhältniß der Sätze bezeichnen, wie also, demnach, gleichwohl, dessenungeachtet sind sowohl der Volkssprache als der Sprache der Poesie fremd. — Die meisten der in metrischer Form dargestellten Poesien würden daher, was die Form der Darstellung betrifft, auch dem wenig Gebildeten und selbst dem Ungebildeten zugänglich sein; ja, sie müßten sogar, wegen ihres wohlgefälligern Laut- und Klangverhältnisses, den Volksliedern vorgezogen werden. Daß sie sich nicht wirklich allgemeiner verbreiten, nicht wirklich volksmäßig werden, wie Homers Dichtungen bei den Griechen, hat seinen Grund nicht in der Darstellung, sondern in dem Dargestellten der Poesien. Man erkennt dieses leicht, wenn man die Volkslieder, sowohl die, welche von dem Volke unbewußt aller Regel gedichtet sind, als die, welche als Erzeugnisse der Kunstpoesie von dem Volke adoptirt sind, mit denjenigen Poesien vergleicht, die das Volk sich nicht aneignen kann und mag. Das Reinmenschliche in dem Volksliede, die eigenthümliche Anschauungs- und Gefühlsweise eines Volksstammes oder einer Volksschicht, Alles was das Volkslied in einfach natürlicher Darstellungsweise kundgiebt, spricht in der Regel auch den Gebildeten an. Dem Ungebildeten fehlt dagegen der Sinn für die poetischen Schönheiten des Gedankenstoffes, der Sinn für das Ideale der Kunstpoesie; und von manchen Gefühlen, die in diesen Dichtungen ihren Ausdruck finden und durch dieselben sollen hervorgerufen werden, wird das Gemüth des ungebildeten Menschen gar nicht berührt. Das Volk ist für manche Gemüthsstimmung und manche Gefühle, namentlich für alles Sentimentale, gar nicht empfänglich, und liebt es nicht, Gefühle in unmittelbarer Weise als die seinigen zu offenbaren; seine Dichtungen sind daher mehr episch als lyrisch, und für die meisten lyrischen Erzeugnisse der Kunstpoesie ist dem Volke der Sinn verschlossen. Wir wollen unsere Ansicht in einem Beispiele veranschaulichen und

ein kleines Gedicht von Uhland, „Jägerlied" mit „Jägers Abendlied" von Göthe vergleichen.

Jägerlied.

Kein' bess're Lust in dieser Zeit,
Als durch den Wald zu dringen,
Wo Drossel singt und Habicht schreit,
Wo Hirsch und Rehe springen.

O säß mein Lieb im Wipfel grün,
Thät wie' ne Drossel schlagen,
O spräng es wie ein Reh dahin,
Daß ich es könnte jagen.

Uhland.

Die Idee des schönen Waldes weckt in dem Jäger die Gefühle der Jagdlust und der Liebe, und diese Gefühle vereinigt die Phantasie des Jägers in einer eigenthümlichen, seinen Gemüthszustand anschaulich ausprägenden Vorstellung. Da ist Nichts, was nicht jeder verliebte Jägersmann nachfühlen und sich zu eigen machen könnte; das Gedicht ist — vielleicht den zu wenig sinnlichen Begriff dringen, und den weiten Begriff singt für die engern schlägt oder pfeift abgerechnet — ganz volksthümlich nach Form und Inhalt. Betrachten wir dagegen

Jägers Abendlied.

Im Walde schleich ich still und wild,
Gespannt mein Feuerrohr;
Da schwebt so licht dein liebes Bild,
Dein süßes Bild mir vor.

Du wandelst jetzt wohl still und mild,
Durch Feld und liebes Thal,
Und ach! mein schnell verrauschend Bild
Stellt sich dir's nicht einmal?

Des Menschen, der die Welt durchstreift,
Voll Unmuth und Verdruß;
Nach Osten und nach Westen schweift,
Weil er dich lassen muß.

Mir ist es, denk' ich nur an dich,
Als in den Mond zu sehn.
Ein stiller Friede kommt auf mich,
Weiß nicht, wie mir geschehn.

Göthe.

Die Idee „Trennung von der Geliebten" erweckt in dem Jäger die Gefühle der süßen Erinnerung und der herben Trennung, und diese Gefühle heben sich in dem Gegensatze hervor, der durch die Vorstellung seines unruhigen Umherschweifens und ihres ruhigen Wandelns hervorgerufen wird, und lösen sich zuletzt in das friedliche Gefühl einer wehmüthig stillen Erinnerung auf. Dieses Gefühl ist in dem Gedichte auf eine sentimentale Weise dargestellt, die dem Volke nicht natürlich ist. Auch ist das Schweifen nach Ost und West aus Liebesunmuth der Gefühls-, wenigstens der Ausdrucksweise des Volkes nicht angemessen, und die abstrakten Begriffe Unmuth und Verdruß würde das Volk womöglich in sinnlicher Anschaulichkeit darstellen. So sehr das schöne Gedicht den Gefühlen eines ge-

bildeten Menschen, der sich in die Situation des Jägers versetzt, zusagen muß; ein volksthümliches Gedicht ist es nicht, und zu einem Volksliede wird es nie werden.

Die meisten unpopulär dargestellten Dichtungen findet man in der ungebundenen Schreibart, insbesondere unter den Romanen. Es ist offenbar ein Fehler an Jean Pauls Romanen, daß sie mancher Gebildete nicht ohne Kommentar zu verstehen vermag. Ueberladene Satzverhältnisse, ungebührlich ausgedehnte Satzverbindungen, und fast mehr noch das Uebermaß der aus allen Gebieten der geistigen und realen Welt hergeholten Bilder und Gleichnisse machen den Stil dieses geistreichen Dichters oft so dunkel und unverständlich. Aber vollends unleidlich und durchaus unvereinbar mit dem guten Geschmack ist die unpopuläre Darstellungsweise, die ursprünglich größtentheils Nachahmung von Jean Pauls Schreibart, sich späterhin in der belletristischen Literatur als eine eigenthümliche Stilart ausgebildet hat und unter dem Namen des geistreichen Stils bekannt ist. Dieser Stil sucht durch die ungewöhnliche Form der Darstellung gewöhnlichen Gedanken den Anstrich des Außerordentlichen, den Schein der Tiefe und Originalität zu geben; er zieht immer die unverständlichsten Bilder und Gleichnisse vor, hascht nach entfernt liegenden Gegensätzen, bemüht sich, überall Anspielungen und Wortspiele anzubringen, verbindet die verschiedenartigsten Begriffe, bedient sich der ungebräuchlichsten und fremdartigsten Ausdrücke und Wortformen und sucht überall nach sinnreichen Beziehungen, humoristischen Wendungen und komischem Effekt. Man erkennt in den folgenden Beispielen, daß der auf diese Weise von der populären Darstellungsart abweichende Stil eben so sehr den guten Geschmack beleidigt, als er das Verständniß erschwert.

Bspl. „In Jean Pauls Herzen blühete ein ewiger Frühling, voll dornenloser Rosen und Immergrün, und sein Herz, das Gewächshaus ewiger Blumen, war anstatt der Glasdecke überbaut mit einem reinen tiefen Gemüthshimmel; und in diesem unendlichen Himmel brannten die ewigen Astral= und Sinumbralampen der strahlenden Liebe, und gossen ihr mildes Licht, wie einen Staubbach herab in die Blumenbeete seines Herzens, so daß sie alle ihre Kelche öffneten, und ihre Duftseelen hinaussendeten in das Leben, in die Menschheit, und um dieses Herz flutete eine unnennbare Sehnsucht, wie eine zitternde Thräne in einem aufflammenden Frauenauge.“ rc. rc.

Nicht minder als diese sogenannte geistreiche Schreibart ist der pretiose und affektirte Stil zu tadeln, der, um der Darstellung den

Anstrich des Ungewöhnlichen zu geben, nach Ausdrücken sucht, die nur in der Sprache der höheren Stände üblich sind, und der insbesondere gern von fremden Wörtern und fremden idiomatischen Ausdrücken Gebrauch macht. Auch die folgenden Beispiele sind in gleichem Maße geschmacklos, als sie für denjenigen Gebildeten, der an die verunreinigte Ausdrucksweise der vornehmen Welt nicht gewöhnt ist, mühsam zu verstehen sind.

Bspl. „Er empfing mich in einer dämmernd erleuchteten Stube, deren clair obscur nicht ohne einige künstliche Coquetterie arrangirt war." — „Du kannst Dir vorstellen, Liebste, mit welchem Empressement ich dies aufgriff, wenn es gleich nur eine façon de parler sein mochte." — „Starr sehen die großen Verlierer vor sich hin, laut triumphiren die Gewinner, Manche machen bonne mine à mauvais jeu etc. Voilà les courses de Newmarket." — „In einem recht schönen Zimmer mit wohlgebohntem Parket, eleganten Meubeln und seidenen Vorhängen, alles noch in der ersten fraîcheur, deckt man so eben den Tisch für mein diner.

Wenn wir mit diesen und den oben angeführten Beispielen die Darstellungsweise der ausgezeichnetsten Dichter, z. B. Göthe's edeleinfachen Stil vergleichen, so fällt uns als wesentlicher Unterschied auf, daß sich in den mitgetheilten Beispielen sehr gewöhnliche Gedanken in sehr gesuchter und anspruchvoller Darstellungsform kund geben, während in den meisterhaften Dichterwerken die geistreichsten Gedanken in der natürlichen und anspruchlosen Form der edlern Volkssprache lebendig vor die Anschauung treten.

Gleichwohl gewähren die meisten Romane und Novellen der klassischen Literatur nur dem gebildeten Theile des Volkes eine genußreiche Lektüre; der nicht Gebildete wird zu seiner Unterhaltung stets die sogenannten Volksschriften vorziehen. Die Eigenthümlichkeit der Volksschriften liegt theils in dem Inhalt ihrer Darstellung, theils in der Darstellung ihres Inhalts. Es ist ein Irrthum, wenn man glaubt, nur Begebenheiten und Scenen aus dem niederen Volksleben sprechen die nicht Gebildeten des Volkes in lebendiger Weise an; die Personen der Volksmärchen und der ältern, bei dem Volke noch immer sehr beliebten Volksbücher sind vorzugsweise Könige und Königskinder mit goldenen Kronen und demantenem Geschmeide, Ritter und vornehme Damen in Purpur und Seide, auch wohl überirdische und außerordentliche Wesen, Feen, Riesen und Zwerge, also keineswegs Personen aus dem Kreise des Volks; und der Schauplatz der Begebenheiten sind sehr häufig prachtvolle Schlösser, herrliche Landschaften und paradiesische Gärten, unterirdische Gemächer voll Gold

und Edelsteinen, oder auch grauenhafte Kerker und Verließe und schauerliche Wälder und Einöden. Der Phantasie des Volkes sagt das Außergewöhnliche, das Glänzende und Prachtvolle und das Abenteuerliche zu. Dagegen behandeln solche belletristische Werke, die nicht für das Volk geschrieben sind und das Volk nicht ansprechen, häufig Gegenstände aus dem niedern Volksleben in einer für den Gebildeten sehr anziehenden Weise. Man muß hiernach die Unterhaltungsschriften in vier Klassen sondern. Es giebt Darstellungen, die für den gebildeten Theil des Volkes bestimmt sind; diese haben 1) nicht Begebenheiten aus dem niederen Volksleben zum Gegenstande, oder 2) das letztere ist der Fall. Es giebt Darstellungen, die für den ungebildeten Theil des Volkes bestimmt sind; auch diese haben 3) nicht Begebenheiten aus dem niedern Volksleben zum Gegenstande, oder 4) sie sind diesem Kreise entnommen. Zu den Schriften der erstern Art gehören die meisten Romane und Novellen unserer Literatur. Die belletristischen Schriften der anderen Art, die ebenfalls für Gebildete geschrieben sind, stellen die Begebenheiten aus dem niedern Volksleben entweder episodisch oder als Hauptgegenstände einer Dichtung dar. In den wörtlich angeführten Reden müssen solche Dichtungen immer die Ausdrucksweise der sprechenden Personen beibehalten; aber in der Regel stellen sie auch die ganze Einkleidung der Erzählung in einer Sprache dar, die der Sprache des Volkes möglichst nahe kommt. Die Dichter wollen jedoch nicht als Erzähler aus dem Kreise der Handlung gelten; ihre Sprache erhebt sich oft über die niedere Volkssprache; sie drücken sich manchmal in Bildern aus, die edler als die gewöhnlichen Bilder der Volkssprache sind; und daß sie für den gebildeten Theil des Volkes schreiben, merkt man hauptsächlich an der Art, wie sie die Eigenthümlichkeit des Volkslebens im Gegensatze zu dem Leben der vornehmen Welt auffassen, und wie sie mit Vorliebe solche Momente darstellen, in welchen sich die eigenthümliche Anschauungs- und Gefühlsweise der niedern Volksklassen ausprägt. Auerbach's Dorfgeschichten, Immermann's Gemälde des westphälischen Bauernlebens im „Münchhausen", Jung Stillings Schilderung seiner elterlichen Familie, und mehrere Darstellungen des wandsbecker Boten interessiren den gebildeten Leser hauptsächlich deßhalb, weil sie ihn mit den Bestrebungen und dem Geschick, der Sprache und der Bildung, mit den Gedanken und Gefühlen, den Sitten und Gewohnheiten der niedern Volksklassen bekannt machen, und

weil sie ihn das Volk lieb gewinnen und ihn erkennen lassen, daß der Mensch in allen Lebensverhältnissen Mensch bleibt und auf die Theilnahme seines Gleichen Anspruch hat. — Zu den Volksschriften, die nicht Gegenstände aus dem niedern Volksleben darstellen, gehören hauptsächlich die älteren Volksbücher, wie der gehörnte Siegfried, die Historie von Doktor Faust, Wigalois, Tristan und Isold, die schöne Melusine, Fortunatus, die vier Haimonskinder, Kaiser Oktavianus, die schöne Magelone, Genoveva, der ewige Jude (als Volksbuch gedruckt 1602), Till Eulenspiegel, Salomon und Marolf, mehrere mit Erdichtetem untermischte Reisebeschreibungen u. v. A. Daß der Inhalt dieser Volksbücher nicht bloß für ihren eigentlichen Leserkreis, sondern auch als Fundgrube wahrer Poesie der Berücksichtigung werth ist, hat uns J. Görres in seiner Schrift „die deutschen Volksbücher" warm und überzeugend ans Herz gelegt. Daß diese Bücher in den niedern Volkskreisen so weit verbreitet sind und zu allen Zeiten mit außerordentlicher Befriedigung gelesen wurden, ist das sicherste Zeichen ihrer Angemessenheit, sowohl was den Inhalt als die Form der Darstellung betrifft. Die phantastischen und abenteuerlichen Personen, die außerordeutlichen Handlungen und Begebenheiten, und die bunte und glänzende Scenerie dieser Darstellungen beschäftigte lebhaft die Phantasie der Leser, und der Umstand, daß die handelnden Personen ihre Gedanken und Gefühle in einer Weise äußern, wie es die Leser in gleichen Verhältnissen selbst thun würden, mußte diese Lektüre dem ungebildeten Theile des Volkes durchaus verständlich machen. Die Sprache der alten Volksbücher ist überall einfach und kunstlos, in den Ausdrücken, Bildern und in den syntaktischen Formen mit der Darstellungsweise der Volkssprache übereinstimmend, und auch aus diesem Grunde eben so leicht verständlich als ansprechend für die Leser. Gleichwohl stimmen die alten Volksbücher mit dem Geist und Geschmack der Zeit nicht mehr überein; wer im Volke eine nur etwas erhöhete Bildung besitzt, findet nicht mehr Gefallen an diesen Büchern. Soll der reiche poetische und volksthümliche Inhalt der alten Volksbücher dem Volke auch ferner noch zur Unterhaltung und Ergötzung dienen, so muß derselbe in einer der Zeit angemessenen Form dargestellt werden. — Man hat die alten Volksbücher durch zeitgemäße Schriften zu ersetzen gesucht, und die Volksliteratur hat sich in neuer und neuester Zeit außerordentlich vermehrt. Ausgezeichnet als Volksschriftsteller ist Hebel, und in neuerer Zeit hat auch Jeremias Gotthelf

(Pfarrer Bizius in der Schweiz) mehrere Erzählungen geliefert, die, was die volksthümliche Darstellung betrifft, vortrefflich sind. Die meisten andern Volksschriften sind, so sehr man sie auch angepriesen und zu verbreiten gesucht hat, keineswegs volksthümlich, weder was den Inhalt noch was die Form der Darstellung betrifft. Die Schriften der pseudonymen W. O. von Horn enthalten viel Gutes, sind aber bei weitem nicht überall in der rechten Sprache des Volkes dargestellt; die Absicht zu belehren sieht überall zu deutlich hervor und man fühlt leicht heraus, daß der Verfasser nicht als Dichter, nämlich aus innerem Drange des Gemüths, sondern um eines äußern Zweckes willen geschrieben hat. Man bezweckt mit den Volksschriften in der Regel Unterhaltung und Belehrung zugleich und pflegt den Stoff nur aus dem Volksleben zu entlehnen; aber der Eine Zweck, die Belehrung, tritt gewöhnlich zu auffallend hervor, und der Stoff der Unterhaltung sagt dem Geschmack der Leser selten zu. Vollends unleidlich aber wurden manche Volksschriften durch die Darstellung des Inhalts. Man glaubte für den ungebildeten Theil des Volkes nicht platt und niedrig genug schreiben zu können, man suchte die vulgärste Ausdrucksweise nachzuahmen und bemühte sich, möglichst unbildlich und ohne Poesie zu schreiben. Andere Volksschriftsteller erkannten allerdings, daß durch solche nüchterne Darstellungen weder die Bildung gefördert, noch des Volkes Verlangen nach Unterhaltung befriedigt werde, und wandten sich, im Gegensatze zu jenen Darstellungen, vorzugsweise an das Gemüth und die Phantasie der Leser, und suchten den Geschmack des Volkes durch eine edle poetische Sprache zu bilden. Aber häufig entfernten sie sich dann zu sehr von dem Volkstone, wurden ihren Lesern unverständlich, oder sprachen Gedanken oder Gefühle aus, die denselben fremd waren, und erregten wenig Theilnahme.

Das Volk liebt, wie wir bereits erwähnt haben, eine lebendige Aufregung der Phantasie, Seltsames, Abenteuerliches, Schauerliches; aber es liebt auch den heiteren Scherz und die frohe Laune. Es läßt sich zu wehmüthigen und schmerzhaften Gefühlen bewegen, aber für Sentimentalität hat es nicht Sinn. Das Volk sieht es gern, wenn ihm die Wahrheit gesagt wird, sollte es auch in sehr derber Weise geschehen; aber in seiner Unterhaltungslektüre ist ihm sowohl der moralisirende Predigerton als der dogmatisirende Schulmeisterton zuwider.

Worin aber besteht die Eigenthümlichkeit der volksthümlich-popu-

lären Darstellung, und warum ist manche, für das Volk verfaßte Erzählung nichts weniger als volksthümlich dargestellt? Wir müssen, um uns hierüber Rechenschaft zu geben, wieder auf den Inhalt und die Form der Darstellung Rücksicht nehmen. — Der Inhalt eines einfachen Gedankens sind die Begriffe und das grammatische Verhältniß der Begriffe; der Inhalt eines zusammengesetzten Gedankens sind die einzelnen verbundenen Gedanken, und das logische Verhältniß dieser Gedanken. Die Begriffe werden durch einfache und zusammengesetzte Begriffswörter ausgedrückt, aber auch durch gewisse zusammengesetzte Formen oder Phrasen, wie zu Grunde gehn, Statt finden ꝛc., und endlich durch einen Nebensatz, wie Wer lügt (statt: der Lügner) dargestellt. Zu dem, was wir oben über den Gebrauch der Begriffswörter in der Volkssprache gesagt haben, müssen wir noch Folgendes hinzufügen.

Man muß in Rücksicht der volksthümlichen Darstellung erwägen, was in jedem besondern Falle der Zweck derselben ist. Wenn Jemand eine Person aus den niedern Volksklassen nach Sinnesart und Stimmung charakteristisch darstellen will, so darf er derselben nur solche Wörter in den Mund legen, die wirklich in der Volkssprache üblich sind; schreibt aber Jemand zur Unterhaltung und Belehrung des Volkes, so darf er sich aller Wörter bedienen, die, wenn sie auch nicht volksthümlich sind, doch von dem Volke leicht verstanden werden. — Die Wörter, in welchen sich der Vorgang der Ableitung oder Zusammensetzung mehrere Male wiederholt, werden in der Volkssprache sehr selten gebraucht, und wenn ihnen nichtsinnliche Begriffe zu Grunde liegen — wie vertrauen in Vertraulichkeit, verstehen in Verständlichkeit, Kunst und behagen in Kunstwohlbehagen, Friede und bedürftig in friedebedürftig — so werden sie auch nur mit Mühe verstanden. Sie werden dagegen eher, wenn auch nicht leicht verstanden, wo ihnen sinnliche Begriffe zu Grunde liegen, wie Haus in Häuslichkeit, Mensch in Menschlichkeit, und Zusammensetzungen sinnlicher Begriffe zu neuen sinnlichen Begriffen, wie Eisenbahn und Schienen in Eisenbahnschienen, Gesellen und Herberge in Gesellenherberge, werden sogar in der Volkssprache selbst gebildet. Da aber wiederholte Ableitungen und Zusammensetzungen nicht zu den schönen Bildungen gehören, so sollte sie zumal der Volksschriftsteller aus stilistischen Rücksichten möglichst vermeiden. Was

schon in belletristischen Schriften, die für Gebildete geschrieben sind, anstößig ist, das ist vollends verwerflich in der Volksliteratur. Wir rechnen hierzu insbesondere die durch Ableitung von einer zusammengesetzten Phrase gebildeten Wörter, wie Instandsetzung, Zurannahmebringung, die anomal von Adjektiven und Partizipien gebildeten Substantive der Form heit oder keit, wie Riesenhaftigkeit, Geziertheit, Unbegründetheit, und alle vielfach zusammengesetzten Wörter, wie Staatseisenbahnbau, Eigenthumsentäußerungsgesetz u. dergl. Ungewöhnliche Zusammensetzungen, wie sie häufig, um der Darstellung den Reiz der Neuheit zu verleihen, von Klopstock, Schiller, Voß u. A. gebildet wurden, z. B. Mutterland, Jugendantlitz, Schreckensschicksal, der blüthenbewehte Silberbach, wolkenumgürtete Klippen, die erdumwohnenden Menschen rc. werden nicht leicht verstanden und sind der Sprache des Volkes durchaus fremd. Fremde Wörter sind in der Volkssprache nicht ganz ungebräuchlich, ja, manche fremde Wörter dürfen in einer edleren Schreibart gerade darum nicht gebraucht wurden, weil sie bei dem Volke gemeinüblich geworden sind, wie ästimiren, karessiren, Courage u. A. Da zu wünschen wäre, daß die Volkssprache von diesen Fremdlingen wieder gereinigt würde, so sollten solche Wörter nie in einer Volksschrift angewendet werden. Nur solche fremde Wörter, die in der Sprache und auch in der Volkssprache vollständig eingebürgert sind und in derselben eine neue Bedeutung angenommen haben, wie Offizier, General, Doktor, Apotheker, Prinz rc. können und dürfen nicht in den Volksschriften vermieden werden. — Je mehr sich ein Begriff von der sinnlichen Anschaulichkeit entfernt und je weiter und allgemeiner seine Bedeutung ist, desto weniger eignet er sich zu einer volksthümlichen Darstellung; der Begriff hinken z. B. hat in dieser Rücksicht den Vorzug vor gehen, gehen vor sich bewegen, gehen vor Gang, bewegen vor Bewegung, Gang vor Bewegung, Kuh vor Vieh, Vieh vor Thier, Thier vor Geschöpf, Geschöpf vor Wesen, scheinen vor schön, schön vor Schönheit rc.; die Verba und Adjektiva erkennen und wichtig sind volksthümlicher, als die ungewöhnlichen Phrasen zur Erkenntniß kommen, von Wichtigkeit sein, und der Satz: „Er gab eine Schilderung aller Ereignisse" gewinnt an Anschaulichkeit in der Darstellung „Er schilderte Alles, was sich ereignet hatte". Vergl. „Er stand da in Bewunde-

rung der Schönheit und Pracht der Gebäude" und „Er stand da und bewunderte die schönen und prächtigen Häuser". Eine Darstellung gewinnt überhaupt an Reiz, wenn sie die Gegenstände und Begebenheiten in sinnlich anschaulicher Weise in die Erscheinung treten läßt, und insbesondere ist der Volksschriftsteller auf diese Darstellungsweise hingewiesen. Er muß den Charakter, die Bildung, die Sinnesart und die Gemüthsstimmung seiner Personen in ihren Handlungen, ihrer Sprache, ihrer äußern Erscheinung, er muß die Motive einer Handlung aus der Handlung selbst erkennen lassen. — Auch viele Redefiguren, namentlich die sogenannten tropischen Figuren, haben in der Sprache den Zweck, die Begriffe der sinnlichen Anschauung näher zu bringen. Man verkennt die Natur der Volkssprache durchaus, wenn man glaubt, dieselbe von allem bildlichen Schmuck entkleiden zu dürfen. Die Volkssprache ist keineswegs arm an Redefiguren, und viele derselben sind so beliebt, daß sie häufig in sprichwörtlicher Rede wiederkehren; so z. B. die Synekdoche „Redliche Hand geht durch's ganze Land", „Bald singt die Lerche wieder"; die Metonymie „Es kostet Thränen", „Auch die Nadel ernährt ihren Mann", „Etwas mit saurem Schweiß bezahlen"; die Persopopöie „Der Wind hat Häuser abgedeckt", „Wenn der Winter wieder in das Land kommt", „O du schlimmer Tod, du schlimmer Tod!"; viele Metaphern und Allegorien „Er saß dem Glück im Schoße", Gott giebt dem geschornen Schafe Sonnenschein", „Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme"; und, besonders in der Rede des Affekts, oft lebendige Gleichnisse, auch Periphrasen, verschönernde Adjektiva, und selbst die Apostrophe. Freilich kommen in der Volkssprache auch unedele Metaphern und Bilder vor, die man in der Sprache der Gebildeten, also auch in der Büchersprache vermeiden muß, und manche Figuren, wie die mythologischen Prosepöien und die kühnen Metaphern und Allegorien unserer Dichter gehen höher, als die Volkssprache reicht; aber selbst der Ungebildete versteht eine Redefigur leichter, als man gewöhnlich glaubt, und hat in der Regel sehr viel Freude an einer bilderreichen Darstellung. Eine Lektüre, die man durch Vermeidung aller bildlichen Ausdrücke möglichst vernüchtert, sagt am wenigsten den untern Volkskreisen zu; was mehr den Verstand, als die Phantasie beschäftigt, spricht Kinder und Ungebildete durchaus nicht an: ein Buch für das Volk muß die nicht sinnlichen Begriffe durch sinnliche Gegenbilder der Anschauung

möglichst nahe bringen; die bessern, z. B. Hebel's und Jeremias Gotthelf's Volksschriften, sind reich an bildlichen Darstellungen, und der größte aller Volkslehrer trug die erhabenste Weisheit in Bildern und Gleichnissen vor.

In Rücksicht der grammatischen Beziehungen stimmt der schöne Stil klassischer Darstellungen mit der Volkssprache überein, und manche Erscheinungen, die in der letzteren nicht vorkommen, wie Anhäufung attributivischer und objektivischer Satzglieder, die Erweiterung dieser Satzglieder zu einem großen Umfange, die Anhäufung und große Ausdehnung der Nebensätze u. m. A., ist in der Regel auch dem guten Stil zuwider, und die ausgezeichnetsten Stilistiker haben ihre Schreibweise nach der Volkssprache gebildet. Gleichwohl bewegt sich die Sprache des geistig Gebildeten, insbesondere die edlere Schriftsprache überhaupt, mit mehr Freiheit und bedient sich mancher Formen des Ausdrucks, die in der gewöhnlichen Volkssprache nicht üblich sind und von dem Ungebildeten nicht leicht verstanden werden. Wir wollen Einiges anführen. Ein Wunsch der sprechenden Person wird in der Sprache der Gebildeten oft durch das Hülfsverb mögen im Konjunktiv ausgedrückt, Bspl.: „Möge nie der Tag erscheinen," Schiller. Die Volkssprache bedient sich in gleichem Falle nicht des Hülfsverbs mögen, sondern spricht etwa: „Wenn doch nie der Tag erschiene!" — Die Volkssprache drückt nie ein Geheiß in elliptischer Form durch das Partizip der Vergangenheit aus, Bspl.: „Ins Feld, in die Freiheit gezogen!" Sch., Volkssprache etwa: „Halloh ins Feld, in die Freiheit hinaus!" Der prädikative Genitiv ist in der Volkssprache ungewöhnlich. Bspl.: „Ihr wart so zarten Alters" Sch., Volkssprache: „Ihr wart so jung". — Für das Futurum exaktum gebraucht die Volkssprache in der Regel das Präsens, Bspl.: „Wenn Alles wird vollendet sein, wirst du mir dann vergönnen" — ꝛc. Sch., Volkssprache: „Wenn Alles geschehen ist," ꝛc. — Wo im Hochd. der Konjunktiv in einem Nebensatze gebraucht wird, bedient sich die Volksmundart gern des Indikativs, Bspl.: „Fleht Gott an, daß er euch erleuchte", Sch. „Das Volk wird nicht essen, bis er komme", 1. Sam. 9, 13. „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn" 1. Mos. 32, 26. „Er will wissen, was diese Zurüstung bedeute", Sch., Volksmundart: — erleuchtet" — kommt" — bedeutet" — wenn du mich nicht segnest." — Der aus einem prädikativen Genitiv hervorgegangene

attributive Genitiv, wie der attributive Genitiv überhaupt ist der Volkssprache nicht so geläufig, als dem Hochdeutschen, Bspl.: „Ein Mann unseres Standes", „Das Licht der Sonne", „die Eroberung der Stadt", Volksmundart: „Ein Mann von unserm Stande", „Das Sonnenlicht", Daß die Stadt erobert ist". Nur der Genitiv der Verwandtschaft ist der Volksmundart nicht fremd, und er geht immer dem Beziehungsworte voran. Bspl.: „Seines Bruders Kinder", „Seiner Schwester Sohn". — In der Schriftsprache wird oft durch ein Adjektiv oder ein Partizip nicht sowohl ein Attribut, als ein Gedanke ausgedrückt, Bspl.: „Wie war ein so bedachtsamer Mann zu einer so übereilten Handlung fähig?" Die Volkssprache drückt den Gedanken durch Sätze aus: „Der Mann ist doch sonst so bedachtsam, und diese Handlung ist so übereilt; wie konnte er" ꝛc. — Eine Apposition steht in der Volkssprache nicht bei einem Personalpronomen. Bspl.: „Ich, der Vernünftige, grüße zuerst." Sch. „Was ich, die Arme, die Beraubte noch besaß, das hab' ich unter euch vertheilt." Sch. Volksmundart: „Ich bin der Vernünftige, ich" ꝛc. „Ich bin arm und beraubt, aber was ich" ꝛc. — Viele Verba und Adjektiva, die im Hochdeutschen häufig mit dem Genitiv stehen, wie achten, bedürfen, begehren, sich anmaßen, sich erinnern ꝛc., anklagen, berauben, fähig, froh ꝛc., werden in der Volksmundart mit dem Akkusativ — oder mit einer Präposition gebraucht. — Manche hochdeutsche Präpositionen sind in der Volksmundart nicht vorhanden oder doch sehr ungebräuchlich, namentlich die Präpositionen des Grundes: zufolge, vermöge, vermittelst, laut u. A. Auch mehrere der hochdeutschen Konjunktionen fehlen der Volksmundart, z. B. außerdem, überdies, sondern, dessenungeachtet, nichts destoweniger. — Unter den verkürzten Sätzen macht die Volksmundart höchstens von dem Substantivsatz in der Form eines Supins „Er isset, um zu leben" — nicht aber von verkürzten Adjektivsätzen und Gerundivsätzen Gebrauch; Bspl.: „Die Regentin, von den Folgen erschreckt, redete scharf mit dem Prinzen." Sch. Volksmundart: „Die Regentin, die ... erschreckt war" ꝛc. — „Ich kam herein, das heilige Gastrecht fordernd", Sch. Volkssprache: Ich kam herein, und forderte ꝛc. — Die Volksmundart drückt das Verhältniß des Grundes lieber durch Hauptsätze, als durch Adverbialsätze aus, und Gedanken wie „Weil sich die Fürsten jetzt friedlich besprechen, wollen

auch wir jetzt Worte des Friedens wechseln" Sch. oder „Du mußt glücklich sein, da du so groß bist und geehrt" hätten in der Volkssprache die Form „Die Fürsten besprechen sich ꝛc., darum" ꝛc. „Du mußt glücklich sein; (denn) du bist so groß und geehrt." Auch Adverbialsätze der Intensität, die im Hochdeutschen durch zu, als daß bezeichnet werden, drückt die Volkssprache durch Hauptsätze aus, Bspl. „Eure Versöhnung geschah zu rasch, als daß sie hätte dauerhaft sein sollen." Volkssprache: „Eure Versöhnung konnte nicht dauerhaft sein, sie geschah zu rasch." — Die Volkssprache bezieht niemals einen Adjektivsatz auf ein Personalpronomen; Bspl. Hochd. „Da überfiel mich, der ich des Wachens nicht gewohnt war, eine unüberwindliche Schlafsucht" Göthe. Volksspr.: „Ich war das Wachen nicht gewohnt, und mich überfiel" ꝛc. oder: — „daher überfiel mich." Durch den Adjektivsatz wird in der Volkssprache niemals ein Gedanke der sprechenden Person ausgedrückt. Bspl. „Versäumt die Zeit nicht, die gemessen ist" Volksspr.: — „denn sie ist gemessen." „Sie wird die Bluthat rächen, die sie selbst befahl." Sch. Volksspr.: „obgleich sie sie selbst befahl." Ueberhaupt gebraucht die Volkssprache nie einen Nebensatz, weder einen verkürzten noch einen unverkürzten, um einen Gedanken des Sprechenden auszudrücken. In der hochdeutschen Büchersprache geschieht das sehr häufig, und oft zum Nachtheil des Stiles; die Volksmundart ist daher in der Darstellung solcher Gedanken nicht bloß verständlicher, sondern auch schöner in der Form. Wir wollen das an einem Beispiele zeigen: „Er trank Schwägerschaft mit allen Lohnkutschern, die er sich in den Wagen setzen ließ, und selbst vom Bocke fuhr, sie einmal umzuwerfen für einen großen Spaß hielt, die gebrochenen Halbgläser, so wie die zufälligen Beulen zu vergüten wußte, übrigens aber Niemanden beleidigte, sondern nur das Publikum zu verhöhnen schien." Göthe. Volksspr.: „Er trank... Lohnkutschern, ließ sie sich in den Wagen setzen und fuhr selbst vom Bocke. Er hielt es für einen großen Spaß, sie einmal umzuwerfen; die zerbrochenen Halbgläser so wie die zufälligen Beulen wußte er zu vergüten. Uebrigens beleidigte er Niemand; er schien nur das Publikum zu verhöhnen." — Die Volksmundart vermeidet alle vielfach verbundenen Sätze und alle Perioden, die sich in ihren grammatischen und logischen Verhältnissen nicht sehr leicht übersehen lassen; sie führt die Nebensätze auf Hauptsätze und die zusammengesetzte Form auf einfache Formen des Satzes zurück. Bspl. „Alles Böse, welches Philipp II. gegen die Königin

Elisabeth von England beschloß, war Rache, die er dafür nahm, daß sie seine protestantischen Unterthanen gegen ihn in Schutz genommen, und sich an die Spitze einer Religionspartei gestellt hatte, die er zu vertilgen strebte." Schiller. Volkssprache: „Daß Philipp II. der Königin Elisabeth von England so viel Böses zufügen wollte, geschah aus Rache gegen sie. Sie hatte ... in Schutz genommen, und als er die Protestanten vernichten wollte, hatte sie sich an ihre Spitze gestellt." — Oder: „Wenn Menschen von vielen Geistesgaben aber ohne ächte Tugend, es geschehe nun aus welcher Ursache es wolle, nichts Böses stiften: so hat doch auch das Gute, welches sie ausrichten, weniger Werth, weil ihm der Geist der Ordnung und des Gehorsams fehlt, der es zugleich zu einem nachahmungswürdigen Beispiel macht" Schleiermacher. Volksthüml. Darstellung: „Manche Menschen haben viele Geistesgaben, aber es fehlt ihnen an ächter Tugend. Sie stiften vielleicht gerade nichts Böses; sie können viele Ursachen haben, es nicht zu thun. Aber das Gute, das sie thun, hat bei ihnen weniger Werth, als bei tugendhaften Menschen; es fehlt ihm der Geist der Ordnung und des Gehorsams, und es kann daher nicht als Beispiel zur Nachahmung dienen." — Wir wollen versuchen, aus einer Volksschrift einer Stelle, die in der Darstellung nicht populär genug ist, die mit der Volkssprache übereinstimmende Fassung zu geben.

(Aus W. O. von Horn's „die Spinnstube" 1849. S. 27.

„So wenig die Ereignisse dieses Tages auf Martha, äußerlich angesehen, gewirkt zu haben schienen, so tief eingehend war indessen doch ihre Wirkung gewesen. Der Gedanke, daß nun Alles verloren sei, daß sie nicht einmal mehr ein Kleid habe, um das nasse, was (das!) ihren Leib umgab, zu trocknen; daß sie Amerika nun und nimmer erreichen könne, erschütterte sie unaussprechlich. Das war aber eben ihr eigenthümliches Wesen, daß, je herber die Ereignisse auf sie stürmten, desto weniger sich der innere Zustand äußerlich bemerkbar machte. Ihr höchster Schmerz war ohne Thränen. Wer aber ähnlich genaturt ist,

(Volksthümlich populäre Darstellung.)

„Man konnte es Martha nicht ansehen, was sie heute hatte erleben müssen; es schien, als ob es sie gar nicht angegriffen hätte. Aber das hatte es doch. „Nun ist Alles verloren; ich habe ja nicht einmal Etwas anzuziehen, wenn ich mein nasses Kleid trocknen will; und nach Amerika komme ich nun in meinem Leben nicht!" So dachte Martha, und das Herz im Leibe wollte ihr zerspringen. Aber so war dieses Mädchen: wenn noch so rauh das Wetter auf sie stürmte, nie sah man ihr an, was sie zu leiden hatte. Auch wenn sie die bittersten Schmerzen litt, weinte sie niemals. Aber was der Mensch auf dem Herzen behält, das nagt

weiß recht gut, wie das innerlich nagt und verzehrt; wie am Ende die ganze Kraft bricht. Marthas Schmerz war nur theilweise die Folge der Erwägung ihrer Lage. Sie konnte ja wohl auch in England einen Dienst finden, denn eine fleißige und treue Hand läßt nicht darben; aber die andern Unglücklichen mit ihren Kinderchen! Was sollte aus denen werden? Es überlief sie eiskalt bei dem Gedanken. Dieß Ueberlaufen kam aber von einer äußern Ursache. Ihre Kleider waren naß. Der Ostwind blies noch immer mit wahrhaft schneidender Schärfe und vergeblich war es selbst, daß die gute Pächterin ihren Mantel um sie schlug, während sie ihrem Manne zurief, die Pferde tüchtig laufen zu lassen. — Endlich erreichten sie den Pachthof. Der Ruf der Pächterin brachte schnell weibliche Hülfe herbei. Ihre Tochter und eine Magd eilten herzu, Martha beizustehen; aber die Arme war völlig starr. Sie vermochte fast kein Glied zu rühren."

und zehrt ihm am Leben, und bricht ihm endlich die Kraft; das weiß Niemand besser, als wer auch so eine Natur hat, wie Martha. Sie dachte über ihr hartes Schicksal nach. Aber das war es nicht allein, was sie traurig machte. Sie konnte ja noch in England einen Dienst finden, und eine treue und fleißige Hand läßt nicht darben; aber die andern Unglücklichen mit ihren Kinderchen! Was sollte aus diesen werden? Wenn sie daran dachte, überlief es sie eiskalt. — Auch von außen her kam es sie kalt an; ihre Kleider waren naß und der Ostwind blies noch immer scharf und schneidend. Die gute Pächterin schlug ihren Mantel um Martha und rief ihrem Manne zu, er solle die Pferde tüchtig laufen lassen; aber das Alles half nicht viel. — Endlich erreichten sie den Pachthof. Die Pächterin rief, und schnell kamen ihre Tochter und eine Magd und standen Martha bei; aber die Arme war völlig starr und konnte kein Glied mehr rühren."

Wir haben jetzt eine andere Art populärer Darstellung in Betracht zu ziehen, die nämlich, welche, im Gegensatze zu einer gelehrten Darstellung, Gegenstände der Wissenschaft dem gebildeten Menschen soll zugänglich machen.

Die Wissenschaften können nicht ein Gemeingut aller Menschen, auch nicht aller gebildeten Menschen sein. Eine die letzten Gründe und das ganze Wesen eines wissenschaftlichen Gegenstandes umfassende und durchdringende Erkenntniß ist dem Gelehrten von Beruf vorbehalten, und die wissenschaftlichen Systeme der Philosophie, Theologie, Jurisprudenz, Staatswissenschaft, der Naturwissenschaften, der Arzneikunde, der Astronomie, der Mathematik können nicht gemeinverständlich gemacht werden. Aber diese Wissenschaften sollen auch nicht ausschließliches Eigenthum der Gelehrten bleiben; vermöge seiner Wißbegierde, seines Durstes nach Erkenntniß und Wahrheit fordert jeder gebildete Mensch diejenige Belehrung über wissenschaftliche Dinge, die ihm nach Maßgabe seiner Einsicht zu Theil werden kann. Zu den Personen, die wirklich und mit Recht diese Ansprüche machen, gehören alle Gebildeten, deren Fach die betreffende Wissenschaft nicht

ist, also auch diejenigen, welche in anderen Fächern eine gründlich wissenschaftliche Erkenntniß besitzen. Die allgemeinen Ergebnisse und Wahrheiten der Astronomie z. B. müssen den gebildeten Personen unter dem Militair, unter den Forstmännern, unter den Frauen, aber auch dem Arzte, dem Theologen, dem Juristen, also Männern, die in ihrem Fach eine gelehrt-wissenschaftliche Erkenntniß haben, in einer Weise dargestellt werden, die verglichen mit der strengwissenschaftlichen Darstellungsform der Astronomie muß populär genannt werden. Allerdings werden in einem so großen Kreise von Gebildeten mannigfaltige Verschiedenheiten in Rücksicht auf die wissenschaftliche Einsicht, also auch in Rücksicht auf die Fassungskraft Statt finden, und wer sich in einem Fache an eine wissenschaftliche Auffassung und an ein tieferes Denken gewöhnt hat, wird dem wissenschaftlichen Vortrage auf einem andern Felde des Wissens leichter folgen, als der, bei dem diese Bedingungen fehlen. Eine populär-wissenschaftliche Darstellung, die, diese Ungleichheiten berücksichtigend, der Fassungskraft jedes Gebildeten angemessen wäre, ohne seicht und gemein zu sein und mit dem Ernst und mit der Tiefe der Wissenschaft in einen zu fühlbaren Widerspruch zu kommen, würde mit Recht als ein Meisterwerk der Darstellungskunst gelten. Auch kommt hier hauptsächlich der Gegenstand der Darstellung in Betracht; historische Wissenschaft, und alles Wissenschaftliche, was sich auf historische Erkenntniß bezieht, wird einer größeren Anzahl unter den Gebildeten zugänglich sein, als die auf Prinzipien a priori gebauten Wissenschaften, und eine Philosophie der Geschichte ist an sich gemeinfaßlicher, als ein System einer philosophischen Wissenschaft. Gleichwohl können auch Wahrheiten aus dem letztern Gebiete in populärer Weise dargestellt werden, während selbst rein historische Dinge oft in einer dem Gebildeten nicht leicht zugänglichen Sprache mitgetheilt werden.

Die Sprache unserer Gelehrten ist häufig so dunkel in der Darstellung der Begriffe und Gedanken, daß die Schreibart den dargestellten Inhalt mehr verhüllt, als offenbart und nur wenigen wissenschaftlich gebildeten Lesern, oft nur einer kleinen Anzahl von Eingeweihten zugänglich ist. Ein berühmter Philosoph soll auf dem Sterbebette gesagt haben, nur Einer unter seinen Schülern habe ihn wirklich verstanden, und der — habe ihn eigentlich auch nicht verstanden. Der Grund der stilistischen Mangelhaftigkeit bei vielen Gelehrten ist in dem ganzen Vorgang ihrer Bildung, und insbesondere in der eigen-

thümlichen Gewöhnung durch die Gymnasialbildung zu suchen: die Schüler dieser Anstalten werden gewöhnlich eher mit der Grammatik fremder Sprachen, als mit ihrer Muttersprache bekannt gemacht; sie lernen diese erst durch jene kennen; ihr Sprachgefühl wird mehr für die fremde Sprache, als für die deutsche Sprache gebildet, und es kommt hinzu, daß sie viel lesen, ohne das Ohr an Laut und Klang zu üben, und von Anfang an mehr schreiben, als sprechen. Manche Schriftsteller schreiben dunkel und unverständlich aus offenbarer Gleichgültigkeit gegen die Gesetze einer klaren und deutlichen Darstellung; andere, weil sie selbst der durchsichtigen und übersichtlichen Erkenntniß des Gegenstandes ermangeln, über den sie schreiben; viele aber hüllen ihre Darstellung absichtlich in das Dunkel eines schwer verständlichen Stiles, um ihr den Schein einer außerordentlichen Tiefe zu geben, oder die Unklarheit ihrer Gedanken zu verdecken. Je bestimmter ein Gedanke gedacht ist, desto verständlicher pflegt er auch in die Erscheinung zu treten. Die hervorragenden Geister auf allen Gebieten des Wissens schreiben mit einer bewunderungswürdigen Klarheit für ihren Leserkreis; Lessing, Fichte, Schelling, Wilhelm und Alexander von Humboldt, Oersted, Burdach sind eben so ausgezeichnete Stilistiker, als sie originelle Denker sind. Was nicht gedacht werden kann, läßt sich noch weniger aussprechen; was zu denken ist, läßt sich auch darstellen, aber was klar gedacht und dargestellt werden kann, läßt sich nicht immer in populärer Weise vortragen. Es giebt eine ungehörige Popularität, die entweder einem zu wenig gebildeten Leserkreise zu abstrakte Gedanken aufdringen will, oder dem Fassungsvermögen eines gebildeten Leserkreises zu geringe Kraft beimißt. Auch das Bestreben, über wissenschaftliche Gegenstände angenehm und unterhaltend zu schreiben und dieselben in den Bereich der Belletristik zu ziehen, verleitet nicht selten zu der falschen Popularität: man sucht den wissenschaftlichen Ausdruck der Begriffe zu vermeiden und muß daher zu Umschreibungen seine Zuflucht nehmen; aber solche Umschreibungen sind unbequem zu handhaben, machen die Schreibart weitschweifig und gewähren keine präcise Darstellung, keine klare Anschauung des Begriffs. — Nur wer des Gegenstandes, über den er schreibt, vollkommen Meister ist, vermag ihn auch in vollkommener Weise darzustellen. Enthält sein Vortrag alle Bedingungen des guten Stiles, so ist er auch für Diejenigen, welche den Inhalt der Darstellung zu denken vermögen, durchaus verständlich.

Ist der Inhalt jedem Gebildeten zugänglich, so ist die Darstellung unvollkommen, wofern sie das Verständniß des Inhalts erschwert, d. h. wenn sie nicht populär ist. — Wenn wir das Wesen der wissenschaftlich-populären Darstellung genauer erwägen wollen, so müssen wir wieder den Inhalt — die Begriffe und Gedanken — und die Form der Darstellung in Betrachtung ziehen.

Jede Wissenschaft hat ihre Terminologie, die, wenn sie richtig und gut gewählt ist, jedem in die Wissenschaft Eingeweihten verständlich sein muß. Die Terminologie kann sich einheimischer oder fremder Ausdrücke bedienen, und jeder einheimische Ausdruck ist nur der Reinheit der Sprache willen vorzuziehen, sobald er den Begriff eben so bestimmt und verständlich bezeichnet, und ebenso bequem zu gebrauchen ist, als der fremde Ausdruck. Es würde zu tadeln sein, wenn man defendiren für vertheidigen, dedizîren für widmen, zueignen, diskulpiren f. entschuldigen, rechtfertigen, Hemicyklus f. Halbkreis, Zirkumferenz f. Umkreis, Diameter f. Durchmesser, Bataille f. Schlacht, blessirt f. verwundet, Recidiv f. Rückfall, Inklination f. Neigung ꝛc. gebrauchen wollte. Aber gewisse deutsche Ausdrücke, wie Schreibungslehre für Orthographie, Gesittigung f. Civilisation, Winkelmesser f. Astrolabium, Sehritze f. Diopter sind verwerflich, weil sie ihre Begriffe weniger verständlich bezeichnen, als das fremde Wort; andere deutsche Wörter, wie Luftschweremesser für Barometer, Erziehungslehre f. Pädagogik, Vermenschlichung f. Humanisirung, erziehlich f. pädagogisch, rechtschreiblich f. orthographisch, schauspielmäßig f. dramatisch sind außerdem nicht zu empfehlen, weil sie den Anforderungen einer richtigen und schönen Wortbildung nicht entsprechen; und manche fremde Ausdrücke wie ideel, Ideal, idealisiren von Idee, abstrakt, Abstraktion von abstrahiren ꝛc. empfehlen sich, weil sie im wissenschaftlichen Vortrage leicht zu handhaben sind und nur in weitschweifigen Umschreibungen könnten verdeutscht werden. Sowohl fremde als einheimische Ausdrücke einer wissenschaftlichen Terminologie, die dem in die Wissenschaft nicht eingeweihten Leser fremd sind, müssen bei dem populären Vortrage vermieden werden. Sind in einer Darstellung die wissenschaftlichen Begriffe nicht durch gemeinübliche Wörter auszudrücken und nicht durch Umschreibung oder Erklärung dem Verständniß zugänglich zu machen, so kann die Darstellung überhaupt nicht populär gemacht werden. Es giebt viele wissenschaftliche Ausdrücke, die weder durch gemeinübliche Wörter vertauscht, noch mit Leichtigkeit

können umschrieben werden, z. B. in der Mathematik: Proportionalgröße, Proportion, Gleichung, Sinus, Kosinus, Hypotenuse, Katheten ꝛc.; in der Astronomie: Apogäum, Perigäum, Erdferne, Erdnähe, Aphelium oder Sonnenferne, Perihelium oder Sonnennähe ꝛc.; in der Grammatik: Ablautung, Umlautung, Lautverschiebung, Lautwechsel, Wurzelform, Flerion ꝛc.; in der Philosophie: transcendental, rational, Prämisse, Postulat, Anthropomorphismus ꝛc. Die Terminologie einer Wissenschaft ist in der Regel auch dem Anfänger schon geläufig, und in einem sehr populären Schulbuche der Mathematik, Astronomie ꝛc. werden die oben angeführten Ausdrücke ohne Schwierigkeit gebraucht. Gleichwohl gehören diese Wörter keineswegs zu denjenigen, die unter Gebildeten gemeinüblich sind, und müssen, wenn sie in einem allgemein-populären Aufsatze vorkommen sollen, dem Leser erklärt werden. Sehr viele terminologische Ausdrücke sind unter den Gebildeten gemeinüblich geworden, z. B. Geographie, Mathematik, Anthropologie, Philosophie, Humanität, Periode, periodisch, Aequator, Barometer, Thermometer, Magnet, Magnetismus, Elektrizität, Galvanismus u. v. A.; die meisten Kunstausdrücke der Naturwissenschaften und der Arzneiwissenschaft sind bei den Gebildeten nicht gemeinüblich und müssen in dem populären Vortrage vermieden oder mit gemeinüblichen Wörtern vertauscht oder umschrieben werden. Wissenschaftliche Ausdrücke, die mit populären Ausdrücken können vertauscht werden, sind z. B. Fokus (Brennpunkt), Larynr (Kehlkopf), cornea (Hornhaut), Diastasis (Knochenverschiebung), Keraphyllit (Hornblende), Oktangulum (Achteck), Oktant (Achtelkreis), Propädeutik (Vorübung, Vorschule), Palingenesie (Wiedergeburt) u. v. A. Zur Umschreibung eignen sich z. B. Konchiten (versteinerte Muscheln), heliozentrisch (vom Mittelpunkte der Sonne aus), Epikauma (Geschwür auf der Hornhaut des Auges), Oktostylon (eine Reihe von acht Säulen), Dorologie (Schlußsatz des Vaterunsers) u. A. — Wir wollen hier ein Beispiel mittheilen, in welchem Oersted anschaulich macht, wie die fremden Ausdrücke in dem populär-wissenschaftlichen Vortrage können vermieden werden. (H. Ch. Oersted „Der Geist in der Natur", deutsch von K. L. Kannegießer. II. S. 68 u. f.

Bspl. A. mit Anwendung so vieler Fremdwörter, als der Sprachgebrauch zuläßt.	Beispiel B. mit Ausschluß derselben.
„Die Schwere der Körper besteht dar-	„Die Schwere der Körper besteht dar-

in, daß sie eine Tendenz haben, perpendikulär zur Erde niederzufallen. Der Fall geschieht mit einer einförmig accelerirten Schnelligkeit. Alle Körper würden mit derselben Schnelligkeit fallen, wenn nicht der Widerstand der Luft hierin eine Veränderung bewirkte. Wir sagen deßhalb, daß sie alle gleiche Schwere haben; in der scientifischen Sprache darf das Wort Schwere niemals in anderer Bedeutung genommen werden. Im Alltagsleben wird es hin und wieder gebraucht, um das Gewicht zu bezeichnen; aber dieses ist das Produkt der Schwere und Masse. Noch öfter gebraucht man es statt „specifisches Gewicht"; aber dieses besteht in der Zusammengedrängtheit (?) der körperlichen Theile im Raume. Im Gegensatze dazu wird das, was wir sonst Gewicht nennen, als absolutes Gewicht bezeichnet. Das specifische Gewicht wird gefunden, wenn man das absolute Gewicht mit dem Volumen dividirt."

in, daß sie streben, senkrecht zur Erde zu fallen. Der Fall geschieht mit einer gleichmäßig wachsenden Schnelligkeit. Alle Körper würden mit derselben Schnelligkeit fallen, wenn nicht der Widerstand der Luft hierin eine Aenderung bewirkte. Wir sagen deßhalb, daß alle Körper gleiche Schwere haben; in der wissenschaftlichen Sprache darf das Wort Schwere niemals in anderer Bedeutung genommen werden. Im Alltagsleben wird es hin und wieder gebraucht, um das Gewicht zu bezeichnen; aber dieses ist gleich der Schwere durch die Masse vervielfältigt (?). Noch öfter gebraucht man es, um die Gewichtsfülle zu bezeichnen; aber diese besteht in der Zusammengedrängtheit der körperlichen Theile im Raume und wird gefunden, wenn man das Gewicht durch den Raumumfang dividirt."

Mehr, als in den Ausdrücken für die Begriffe, sind die Eigenschaften der populären Darstellung in den Satzverhältnissen und in der Satzverbindung zu suchen, und in dieser Hinsicht ist eine populäre Darstellung in der Regel auch eine schönere Darstellung, als die nicht populäre. Die Dunkelheit und Schwerfälligkeit des Stiles in manchen Büchern und manchen Tagsblättern haben hauptsächlich in der ungehörigen Anwendung syntaktischer Formen ihren Grund. Wir wollen einige der am häufigsten vorkommenden Fälle anführen. Die Darstellung wird sehr leicht unklar und schwer zu verstehen, wenn zu viele Begriffe oder Satzglieder aufeinander gehäuft werden. Abstrakte Substantive statt des konkreten Begriffs der Thätigkeit verleihen der Darstellung eine gedrängte Kürze, erschweren aber schon an sich leicht das Verständniß, und die Ausdrücke verzeihen, erlauben, umgehen sind verständlicher als Verzeihung ertheilen, Erlaubniß geben, Umgang nehmen; „Er hat mir versprochen, mich zu besuchen" ist verständlicher als „Er hat mir seinen Besuch versprochen." Wenn aber mehrere Abstrakta, besonders Abstrakta derselben Form einander untergeordnet werden, so verliert die Dar-

stellung sehr leicht alle sinnliche Anschaulichkeit und fordert, um verstanden zu werden, eine größere Anstrengung der geistigen Thätigkeit. Bspl.: „Die Erkenntniß der Entstehung des Uebels lag nicht sehr nahe“ (Besser: „Es war nicht leicht zu erkennen, wie das Uebel entstanden war“) „Die Stadt hat die Verpflichtung der Pflasterung und Beleuchtung der Straßen“ (Besser: „Die Stadt ist verpflichtet, die Straßen pflastern und beleuchten zu lassen.“) „Nach der allgemeinen Verbreitung der Nachricht von dem erlangten Siege unserer Truppen“ (Besser: „Als die Nachricht, daß unsere Truppen gesiegt hätten, allgemein verbreitet war“). Insbesondere verträgt sich die Anhäufung vieler Abstrakten nicht mit dem historischen und didaktischen Vortrage, und durch die Bestrebung, der Darstellung eine gedrängte Kürze zu geben, geht sehr leicht die Klarheit und Anschaulichkeit verloren. Bspl.: „Man befürchtete die plötzliche Wirkung einer unbemerkten Bewegung der Hinterhut“ J. v. Müller. „König Ludwig, mit großer Klage des gewaltigen Stolzes derer von Oesterreich, die Alles zerstören wollen, vernichtete die Acht.“ Derselbe. „Idealprosa ist der sprachliche Ausdruck für die bezweckte Wiederherstellung des Zusammenhangs von Ideal und Wirklichkeit auf verständigem Wege.“ — Ueberhaupt macht die Anhäufung substantivischer Satzglieder, besonders wenn das eine Satzglied dem andern untergeordnet ist, und der zu große Umfang einzelner Satzverhältnisse die Darstellung leicht schwerfällig und unverständlich. Bspl.: „Da fand ein Zusammentritt wohlmeinender Männer zur Erwägung und baldigsten Milderung der Noth der arbeitenden Klassen Statt.“ (Besser: „Da traten viele wohlmeinende Männer zusammen, um die Noth der arbeitenden Klassen zu erwägen und baldigst zu mildern.“) „Man hat ihn (den Albatros) nicht selten auf offenem Meere Hunderte von Seemeilen vom festen Lande entfernt sich hoch oben in der Luft mit seinen kräftigen schmalen Schwingen dahin rudern sehen.“ — Besonders ist die Anhäufung und die Einschachtelung der Nebensätze und der verkürzten Sätze, zumal wenn diese Satzformen einen zu großen Umfang haben, dem Verständniß hinderlich. Bspl.: „Unter denen, die im Jahre 1793 das Unglück hatten, durch den Vorzug einer adligen Geburt frühere Neider erweckt zu haben, befand sich auch der Marquis Serrot, ein freundlicher, gemüthlicher Mensch, der klug genug, ein Spiel der Natur, einen bloßen Zufall, sich nicht als Verdienst anzurechnen, weit davon entfernt war, zu einer Zeit, wo der Adel

am französischen Hofe Etwas galt, in den achtziger Jahren, sich über Andere zu erheben, die nicht auf gleiche Weise bedacht worden, und der nur dem Manne von Herz und Kopf, wie ihm es gebührte, seine Achtung bezeugte." Ueberhaupt wird die Darstellung nicht leicht verstanden, wenn durch Nebensätze viele logische Verhältnisse, eine große Anzahl von Gedanken ausgedrückt werden, und insbesondere, wenn die Nebensätze Thatsachen enthalten, die der Sprechende erzählend mittheilen will. Bspl. „Hatte man sich nun hieran, wie etwa an den Späßen des Pagliasse ergötzt, obgleich nicht ohne Bedenklichkeiten, weil Jedermann etwas Vorsätzliches darin erkennen mußte, wie man denn schon früher über das sonstige äußere Benehmen des übrigens sehr geschätzten Plotho glossirt, und da man ihm nun einmal gewogen war, auch den Schalk in ihm bewundert hatte, der sich über alles Ceremoniel wie sein König hinwegzusetzen pflegte: so ging man doch lieber in das Esterhazysche Feenreich wieder zurück." Göthe. — Sehr häufig wird in fehlerhafter Weise der Hauptgedanke einer Satzverbindung in der Form eines Adverbial- oder eines Adjektivsatzes ausgedrückt. Bspl.: „Am Abend des dritten Tages, da beide, um der Sache auf den Grund zu kommen, mit Herzklopfen wieder die Treppe zu dem Fremdenzimmer bestiegen, fand sich zufällig der Haushund, den man von der Kette losgemacht hatte, vor der Thür desselben ein, dergestalt daß beide, ohne sich bestimmt zu erklären, vielleicht in der unwillkürlichen Absicht, außer sich selbst noch etwas drittes Lebendiges in der Stube zu haben, den Hund mit sich ins Zimmer nahmen." H. v. Kleist.

Sehr viel trägt der Gebrauch des Gleichnisses und des Beispiels, der Frage, die der Sprechende selbst beantwortet, des Zweifels, den er selbst löset, und des Entwurfs, den er selbst beseitigt, dazu bei, die Darstellung populär zu machen. Wenn eine angeführte Rede wörtlich angeführt wird, so gewinnt dadurch die Darstellung an Lebendigkeit und oft auch an Deutlichkeit. Vergl. „Er sagte: ich habe es gethan und will es auch verantworten" und „Er sagte, er habe es gethan und wolle es auch verantworten." Lange Reden von großem Umfange, die nicht wörtlich angeführt sind, machen die Darstellung oft sehr unpopulär.

Bei Abhandlungen ist es aber hauptsächlich der Gang der Gedankenentwickelung, was die Darstellung populär macht. Die Gedanken müssen in der Aufeinanderfolge dargestellt werden wie bei dem

natürlichen Vorgange eines geordneten Nachdenkens der eine aus dem andern hervorgegangen ist. Die Darstellung ruft dann in dem Leser dieselbe geistige Thätigkeit hervor, durch welche der Gedankengang des Darstellers in naturgemäßer Weise geschaffen wurde; der Leser muß das Mitgetheilte organisch reproduziren, also nicht bloß empfangen, sondern selbstthätig sein. Die naturgemäße Gedankengangentwickelung beginnt nicht mit Definitionen, Axiomen, mit Darlegung der Prinzipien, sondern geht vom Besondern zum Allgemeinen, vom Konkreten zum Abstrakten, vom Bekannten zum Unbekannten über. Ein Meister in dieser Darstellungsweise, die den lebendigen Denkprozeß des Darstellers vor dem Leser oder Zuhörer wiederholt, war vor Allen Schleiermacher. Eine solche Darstellungsweise ist nicht immer populär; aber eine populäre Darstellungsweise muß die Gedanken immer in naturgemäßer Weise entwickeln, muß dieselben als ein Werdendes vor die Anschauung bringen, muß nicht synthetisch-deduzirend, sondern analytisch-induzirend zu Werke gehen. Wir wollen zwei kleine Beispiele beider Darstellungsweisen geben, unter a. der zutheilenden, einflößenden, gelehrt-wissenschaftlichen, unter b. der entwickelnden, auf die organische Reproduktion berechneten, populär-wissenschaftlichen Darstellungsweise.

Bspl. a. „Licht nennen wir die objektive Ursache der Sichtbarkeit der Gegenstände, welche sie dem Auge, sofern dasselbe gesund und im Besitz seiner natürlichen Fähigkeiten ist, wahrnehmbar macht.... Theorien des Lichts sind hauptsächlich zwei zu unterscheiden, die Emanations- oder Emissionstheorie und die Undulations- oder Vibrationstheorie". (Nun folgt die Erklärung beider Theorien.) Conversationslexikon von Brockhaus.

Bspl. b. „Durch den Tastsinn kommen wir mit jedem Körper in Verbindung, der nicht weit von uns entfernt ist; der Geruchssinn reicht schon weiter, noch weiter das Gehör, aber unermeßlich weit das Gesicht. Der Tastsinn wird unmittelbar von dem Körper erregt, der Geruchssinn durch feine Ausflüsse aus dem riechenden Körper, das Gehör durch die Bewegungen des Schallmittels. Wird nun das Auge ähnlich dem Geruchssinn durch einen Ausfluß von den sichtbaren Körpern, oder wird es gleich dem Gehör durch die Bewegung eines Zwischenmittels in Thätigkeit gesetzt?" 2c. Nach Dr. A. Baumgärtner „Anfangsgründe der Naturlehre."

Um das, was wir oben über die populär-wissenschaftliche Ausdrucksweise gesagt haben, in einigen zusammenhängenden Beispielen zu erläutern, werden wir unter a. einen historischen Gegenstand, unter b. ein Stück aus einer Schulrede, und unter c. ein Stück aus einer Abhandlung in wissenschaftlicher, nicht populärer und gegenüber in populärer Darstellungsform mittheilen.

(Nichtpopuläre Darstellung.)

Beispiel a. „Als diese dreiunddreißig herzhaften Männer von Gefühl ihrer angestammten Freiheit und ewigen Bundesverbrüderung, durch die Gefahr der Zeiten zu der innigsten Freundschaft vereinigt, im Rütli beisammen waren, fürchteten sie sich nicht vor König Albrecht und vor der Macht von Oesterreich. In dieser Nacht gaben sie einander mit bewegten Herzen die Hände darauf, daß in diesen Sachen Keiner von ihnen Etwas nach eignem Gutdünken wagen, Keiner den Andern verlassen wolle; sie wollen in dieser Freundschaft leben und sterben; Jeder soll das unschuldige unterdrückte Volk in seinem Thal nach gemeinem Rath in den uralten Rechten ihrer Freiheit so behaupten, daß ewig alle Schweizer dieser Freundschaft Genuß haben sollen; sie wollen den Grafen von Habsburg von allen ihren Gütern, Rechten und eigenen Leuten nicht das Geringste entfremden; die Vögte, ihr Anhang, ihre Knechte und Söldner sollen keinen Tropfen Bluts verlieren; aber die Freiheit, welche sie von ihren Voraltern empfangen, dieselbe wollen sie ihren Enkeln aufbewahren und überliefern. Als Alle dessen fest entschlossen waren und mit getrostem Angesicht und mit getreuer Hand Jeder, in Erwägung, daß von ihrem Glück wohl all ihrer Nachkommen Schicksal abhange, seinen Freund ansah und hielt, hoben Walther Fürst, Werner Stauffacher und Arnold von der Halden aus Melchthal ihre Hände auf gen Himmel und schwuren in dem Namen Gottes, der Kaiser und Bauern von gleichem Stamm in allen unveräußerbaren Rechten der Menschheit hervorgebracht hat, also mannhaft die Freiheit mit einander zu behaupten. Als die dreißig dieses hörten, hob ein Jeglicher seine Hand auf und leistete

(Populäre Darstellung.)

Als diese dreiunddreißig herzhaften Männer im Rütli beisammen standen, fühlten sie, daß sie freie Schweizer und treue Bundesbrüder waren; und durch die gefahrvolle Zeit zu der innigsten Freundschaft vereinigt, fürchteten sie sich nicht vor König Albrecht und nicht vor Oesterreichs Macht. In dieser Nacht versprachen sie einander und gaben sich mit bewegtem Herzen die Hände darauf: „Keiner von uns soll in dieser Sache Etwas nach eignem Gutdünken wagen; Keiner soll den Andern verlassen, und wir Alle wollen in dieser Freundschaft leben und sterben. Damit aber jeder Schweizer zu jeder Zeit dieser Freundschaft Genuß habe, soll Jeder von uns in seinem Thale allgemein berathen lassen, wie sich das arme unterdrückte Volk in seinen uralten Freiheitsrechten behaupten könne. Wir wollen den Grafen von Habsburg von allen ihren Gütern, Rechten und eigenen Leuten nicht das Geringste entfremden; die Vögte, ihr Anhang, ihre Knechte und Söldner sollen keinen Tropfen Bluts verlieren; aber die Freiheit, die wir von unseren Voraltern empfangen haben, die wollen wir unsern Enkeln aufbewahren und überliefern." Dieses zu thun, waren Alle fest entschlossen; Jeder blickte mit getrostem Angesicht auf seinen Freund und reichte ihm treulich die Hand; und sie gedachten, wie das Schicksal aller Nachkommen davon abhange, ob nun ihr Vorhaben glücke oder nicht. Da hoben Walther Fürst, Werner Stauffacher und Arnold von der Halden aus Melchthal ihre Hände auf gen Himmel und schwuren: „Im Namen Gottes, der, was die unveräußerbaren Menschenrechte betrifft, Kaiser und Bauern von gleichem Stamme geschaffen hat, im Namen Gottes wollen

bei Gott und bei den Heiligen diesen Eid." J. von Müller.

wir mannhaft mit einander unsere Freiheit behaupten!" Als die dreißig dieses hörten, hob ein Jeglicher seine Hand auf und leistete bei Gott und bei den Heiligen denselben Eid.

Bspl. b. „Ich habe mir vorgenommen, von der Annehmlichkeit, Nützlichkeit und Nothwendigkeit einer Schulwissenschaft zu reden, von der ich vor zwei Jahren eben in diesem fürstlichen Gynasium den sonderbaren Ausspruch gehört habe, daß sie ein für die Jugend trocknes Studium sei, und in der ich bei manchen Prüfungen, die ich zu halten gehabt habe, manche Jünglinge fremder gefunden habe, als ich sie wünschte. Es ist nämlich diese Wissenschaft keine andere als die Geographie, ein Studium, das nach meinen Begriffen eben so trocken ist, als wenn ich die Ilm oder das große Weltmeer trocken nennte, da ich wenige Wissenschaften kenne, die so reich an nützlichen und angenehmen Kenntnissen, zugleich aber auch so nothwendig für unsere Zeit und den Jahren der Jugend so angemessen ist, daß ich mich wundere, wie irgend ein edler wohlerzogener Jüngling in den schönsten Jahren seines Lebens sie nicht vor andern lieben sollte, sobald sie ihm in der Gestalt erscheint, in der sie ihm erscheinen muß, nämlich als die Grundfläche und Hülfswissenschaft aller der Studien, die gerade in unserm Jahrhunderte am meisten geliebt und geschätzt werden. Erlauben Sie also, H. V., daß ich ein kleines Gemälde der Materie und der Methode entwerfe, in dem ich sie selbst in den besten Jahren meines Lebens mit dem äußersten Vergnügen gelernt und mit eben so vielem Vergnügen Andere gelehrt habe. Ich rede aus Erfahrung, und die Sache wird für sich selbst reden." Herder. („Sophron, gesammelte Schulreden." —

Ich habe mir vorgenommen, von der Annehmlichkeit, dem Nutzen und der Nothwendigkeit der Geographie zu reden. Vor zwei Jahren hörte ich eben in diesem fürstlichen Gymnasium den Ausspruch: diese Wissenschaft sei für die Jugend ein zu trocknes Studium, und in manchen Prüfungen, die ich zu halten hatte, fand ich manche Jünglinge in derselben fremder, als ich sie wünschte. Die Geographie ist nach meinen Begriffen eben so trocken, als wenn ich die Ilm oder das Weltmeer trocken nennte; denn ich kenne wenige Wissenschaften, die so reich an nützlichen und angenehmen Kenntnissen, zugleich aber auch für unsere Zeit so nothwendig, und den Jugendjahren so angemessen sind. Sie ist die Grundfläche und Hülfswissenschaft aller der Studien, die gerade in unserm Jahrhundert am meisten geliebt und geschätzt werden, und jeder edle wohlerzogene Jüngling, dem sie in dieser Gestalt erscheint, sollte sie in den schönsten Jahren seines Lebens vor allen andern Wissenschaften lieben. Ich selbst habe diese Wissenschaft in den besten Jahren meines Lebens mit dem äußersten Vergnügen gelernt, und sie mit eben so vielem Vergnügen Andere gelehrt; erlauben Sie, H. V., daß ich ein kleines Gemälde von dem Unterrichtsstoff und der Unterrichtsmethode derselben entwerfe. Ich rede aus Erfahrung, und die Sache wird für sich selbst reden.

Bspl. c. „Zum guten Gesellschafter gehört eine superfizielle, oder durchgängige

Um ein guter Gesellschafter zu sein, braucht der Mensch nicht gründliche, aber

Vollkommenheiten des Menschen. Es ist nicht genug, daß er Verstand hat, er muß auch gutes Herz haben; er muß wohl aussehn, behende, geschickt, munter sein; — kurz Alles, was nur an Leib und Seele vorzüglich ist, das wird in einigem Maße zum guten Gesellschafter erfordert. Aber wenig davon darf tief liegen und lang anhalten, und das am meisten Aeußerliche und am meisten in die Augen Fallende wird auch am meisten gefordert. Wohlgestalt und Kleidung und Exerzitien thun mehr, als Wissenschaft und Tugend. Angenehm schwatzen gilt mehr, als gründlich wissen. Sanftmuth und Dienstfertigkeit mehr, als Wohlwollen und Gutthätigkeit. Kurz, das Gute muß scheinen und darf auch nur scheinen."

„Daher kommt es, daß diese Eigenschaften so ungleich beurtheilt werden. Die ernsthaften Männer, die bemerken, daß Alles, was die Gesellschaft verlangt und schätzt, seicht ist, und nur gut sein muß, soweit gemeine und zerstreute Augen reichen; — die zugleich aber nicht bemerken, wie vielerlei die Gesellschaft fordert, und daß die Zusammenkunft vieler kleinen Tugenden doch einen beträchtlichen Werth ausmachen können, schätzen die Sache nicht genug. Sie nennen frivol, was die Welt liebenswürdig nennt. — Andere, wie Wilhelm Meister, wie ich selbst in dem Jünglingsalter, welche den großen Umfang dessen gewahr werden, was den artigen Mann macht, und es so in die Totalität des Menschen verwebt sehen, daß sein ganzes Wesen durch den Weltton und den Umgang mit der Welt erhoben und veredelt zu sein scheint, da hingegen Wissenschaft, Genie und Kunst immer den Menschen lassen, wie er zuvor war; wir, die wir bemerkten, wie sich der Weltmann vor Niemanden schent, und allenthalben am

durchgängige Vollkommenheit. Es ist nicht genug, daß er Verstand hat; er muß auch gutes Herz haben; er muß wohl aussehen, behende, geschickt, munter sein, kurz, Alles was nur an Leib und Seele gut und vorzüglich ist, das wird in einigem Maße zu einem guten Gesellschafter erfordert. Aber wenig davon darf tief liegen und lange anhalten; das, was am meisten äußerlich ist, und am meisten in die Augen fällt, wird auch am meisten gefordert. Wohlgestalt, Kleidung und Gewandtheit (?) thun mehr als Wissenschaft und Tugend. Angenehm schwatzen gilt mehr, als gründlich wissen, Sanftmuth und Dienstfertigkeit mehr, als Wohlwollen und Gutthätigkeit. Kurz, das Gute muß scheinen, und darf auch nur scheinen.

Daher kommt es, daß diese Eigenschaften so ungleich beurtheilt werden. Alles, was die Gesellschaft verlangt und schätzt, ist seicht und braucht nur gut zu sein, so weit gemeine und zerstreute Augen reichen; das ist der Grund, warum die ernsthaften Männer das, was in der Welt liebenswürdig heißt, frivol nennen. Aber diese Männer bemerken nicht, wie vielerlei die Gesellschaft fordert, und daß die Summe vieler kleinen Tugenden doch einen beträchtlichen Werth ausmachen kann; sie schätzen die Sache zu gering. Andere dagegen, z. B. Wilhelm Meister — auch ich gehörte zu diesen, als ich jung war — Andere sehen nur die zweite Seite des Bildes. Wie groß ist der Umfang dessen, was den artigen Mann macht! Es ist in das ganze Wesen des Menschen verwebt; der Weltton, der Umgang mit der Welt erheben den Menschen und geben ihm einen edleren Anstrich. Was sind dagegen Wissenschaft, Genie und Kunst! Sie lassen den Menschen immer, wie er zuvor war. Der Weltmann scheut sich vor Niemand,

rechten Orte ist, und Allen gefällt, die Gelehrten hingegen, der Philosoph, der Künstler, der Dichter vor dem Weltmann schüchtern stehn, und durch eine Ueberlegenheit desselben gedrückt werden: wir sahen diesen Werth des feiner gebildeten Gesellschafters, des Weltmanns als das schmeichelhafteste Ziel unseres Ehrgeizes an." Garve „Versuche über versch. Gegenstände aus der Moral". Thl. 4. S. 54.

er ist immer am rechten Orte, er gefällt Allen; der Gelehrte dagegen, der Philosoph, der Künstler, der Dichter, sie stehen schüchtern vor dem Weltmanne und fühlen sich durch seine Ueberlegenheit gedrückt Sehr natürlich: wir, die wir dieses Alles bemerkten, wir sahen den Werth des feiner gebildeten Gesellschafters, des Weltmanns, als das schmeichelhafteste Ziel unseres Ehrgeizes an.

F. E. Honcamp.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Reden von Thomas Babington Macaulay, übersetzt von Dr. Friedrich Steger. 2 Bände. 8. Braunschweig, Westermann. 1854.

Von Schwindel erfaßt bei dem Anblick der Stromeswellen, die endlos, immer gleich, immer verschieden, mißfarbig und trüb vorüberrollen, mit ihren Eislasten der Brücke Verderben drohend, sucht das Auge einen Ruhepunkt, und doch mag es sich nicht von dem Schauplatz entfernen, nur das nächstliegende Ufer sucht es auf, von wo es schnell sich zum Strome zurückwenden kann. So geht es uns in einer wildströmenden, verderblich erscheinenden, und doch gewaltigen, großartigen Zeit. Unser Geist sucht einen Ruhepunkt, er möchte sich retten aus der schwindelbringenden Nähe der Flut, möchte etwas Festes sehen; und doch ist die Anziehung zu mächtig, als daß er in ferne Regionen sich auf die Berge versetzen könnte. In die Vergangenheit schauen wir aus der Gegenwart, in die Geschichte aus dem Strome der Ereignisse; aber die ruhigen erstarrten Höhen des Alterthumes liegen uns zu fern, wir können diese kühle Klarheit nicht vertragen, wir suchen die Ufer auf, die der Strom sich noch jüngst geschaffen hat, die er noch bespült und verändert und vielleicht wieder zerstören wird.

Darum nehmen wir hohes Interesse an Englands Geschichte: hier erblicken wir Kämpfe die vollendet sind und Erfolge gehabt haben; aber sie liegen uns so nah, daß wir die Spuren der Gewalt des Stromes noch zu sehen vermögen. Nichts aber läßt uns klarer in eine Zeit schauen, als Reden derer, die in ihr gewirkt haben. Und dies ist die Bedeutung des vorliegenden Buches, das uns einen Mann, den wir längst als Kenner der Geschichte bewundern, als thätigen Arbeiter in derselben zeigt. Seinem Blicke, vor dem die Vergangenheit offen liegt, ist auch die Gegenwart klar, und so werden wir durch ein doppeltes Interesse an das Buch gefesselt: die Zeit zu sehen in dem Bilde, das er von ihr entwirft, ihn selbst zu sehen, wie er fördernd und gestaltend in dieser Zeit schafft.

Soviel zur Hinweisung auf das Buch selbst, dessen reicher Inhalt, politische, sociale, religiöse und gewissermaßen auch wissenschaftliche Dinge umfassend, nicht weiter von uns specificirt zu werden braucht, als daß wir erwähnen, er betreffe die Geschichte Englands in den dreißiger und vierziger Jahren dieses Jahrhunderts.

Was nun die Uebersetzung anlangt, so haben wir sie gelesen, ehe wir das Original kannten, und sind nicht ein einziges Mal daran erinnert worden, daß wir eine Uebersetzung vor uns hatten. Und als wir dann zu einer genauen Vergleichung das Original zur Hand nahmen, waren der Fehler, die wir fanden, so wenige und diese so unbedeutend, daß sie der Erwähnung nicht werth sind. Es ist ein Meisterstück, für das wir Herrn Dr. Steger zu danken haben.

Wir versäumen nicht dem Brauche gemäß hinzuzufügen, daß der Druck gut und fast fehlerfrei, die Ausstattung des Werkes würdig ist. H. F.

Englische Lyrik in deutschen Uebertragungen.

Gedichte von Alfred Tennyson, übersetzt von W. Hertzberg. Dessau, Katz. 1853.

In Memoriam, von Alfred Tennyson. Aus dem Englischen. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 1854.

Rose und Distel, Poesien aus England und Schottland, übersetzt von Gisbert Freiherrn v. Vincke. Dessau, Katz. 1853.

„Die Uebersetzung eines Dichters ist ein beständiger Compromiß zwischen drei Forderungen, die oft in diametralem Gegensatz stehen: der Sinnestreue, des fließen-

den deutschen Ausdrucks, und des wohlklingenden — Metrum und Stimmung des Originals treu wiedergebenden — Versbaues. Es sind dies genau genommen vier Forderungen, in sofern die letztere wiederum oftmals ein Dilemma ergiebt. Von der zweiten darf in keinem Falle das Geringste aufgegeben werden. Die dritte (und vierte) wird sich ebenfalls schwer zu Opfern verstehen." — — „Die erste der obigen Forderungen daher, auf deren genaue Einhaltung der oberflächliche Beurtheiler den meisten Werth zu legen pflegt, sie gerade ist es, die sich am häufigsten wird zur Nachgiebigkeit entschließen müssen". Es sei mir erlaubt, auf diese Worte, die Herr Hertzberg in einem „Nachwort" zu seiner Uebersetzung des Tennyson ausspricht, näher einzugehen; denn sie enthalten einen Grundsatz, von dem sich, wenn auch nicht immer mit klarem Bewußtsein, gar viele Uebersetzer zu ihrem und der Leser Schaden leiten lassen. Was will denn, fragen wir, die Uebersetzung eines Dichters? Den deutschen Buchhandel mit einem Band voll glatter Verse bereichern? Da haben wir, dünkt uns, keinen Mangel an Originalen, guten und schlechten. Ist doch der Markt schier überfüllt, daß zehn Verkäufer auf Einen Käufer kommen. Hat nicht vielmehr, — und Herr Hertzberg wird dies zugestehen — jede ordentliche Uebersetzung den Zweck, das Treffliche des fremden Originals dem der Sprache Unkundigen zugänglich zu machen? Nun besteht aber eine Dichtung, wie jedes Ding nach einer alten Regel — aus Form und Inhalt. Die Uebertragung soll beide Seiten, wenn das möglich wäre, vollkommen reproduciren. Es ist unmöglich, beide gerathen in Conflict, und nun, behauptet jener Grundsatz, müsse man den Inhalt opfern, um die Form zu erhalten. Als ob das etwas nützte. Bei dem besten Gedicht ist Form und Inhalt so fest verknüpft, daß, wer eines beschädigt, auch das andere zerstört; bei gar vielen und trefflichen liegt der Werth im Inhalt, und die Form lohnt, wenn jener geopfert wird, nicht der Mühe des Lesens; solch taube Nüsse aber, bei denen die Form das beste ist, der Inhalt ohne Nachtheil verändert und vernachlässigt werden darf, sind der Uebersetzung unwerth. Gesetzt aber auch, Form und Sprache eines Dichters seien so schön, daß ihnen der Sinn seiner Worte nachstehen müsse, — lassen sich denn jene wahrhaft treu übersetzen? Bleibt nicht immer zwischen dem fremden und dem deutschen Ausdruck, dem fremden und dem deutschen Klang eine gewaltige Differenz: der ganze Unterschied des gesammten Denkens und Empfindens beider Völker; ein Unterschied, der so sehr bis in's Einzelnste, bis in jedes Wort, jedes Metrum, jeden Reim sich erstreckt, wie bis in die kleinsten Dinge des täglichen Lebens, in Kleidung, Speise, Haushalt? Nur eine analoge Form, analoger Ausdruck läßt sich erzeugen; das Einzige, was vollkommen übertragen werden kann, ist der Gedanke. Wer aber das versäumt, was er erreichen kann, um dafür Unerreichbares ins Werk zu setzen, der bringt sich selbst um die Frucht seiner Mühen. Freilich wird sich, wie Hertzberg sagt, „eine nothwendige Differenz zwischen Erstrebtem und Geleistetem als in der Natur der Uebersetzung liegend herausstellen". Aber diese Differenz darf nicht darin ihren Grund haben, daß der Uebersetzer dem hübschen Klange der deutschen Verse den Sinn seines Originals zum Opfer brachte, sondern darin, daß die Form jenem unverletzten Sinne gegenüber eine ungefüge blieb. Diese Differenz wird in der besten Uebertragung nicht vermeidlich sein und wird von einer gesunden Kritik als gerechtfertigt anerkannt werden; wie viel Originale haben wir denn, an denen wir nicht um des trefflichen Gedankens willen hier und dort über die Härte der Form hinwegsehen mußten — und gern hinwegsehen. Das freilich wird Keinem einleuchten, der in seiner Uebersetzung als Verskünstler glänzen will, statt daß sie nur die Strahlen des Originals wiederspiegeln soll. Wer übersetzen will, der entäußere sich selbst und tauche seine ganze Seele in den Quell seines Dichters; und hat er das gethan, dann wird er gar nicht anders können, als ihn allein wiedergeben, unverfälscht, unversetzt mit eigener Schöpfung und wäre sie noch so trefflich. Aber freilich manche, und nicht die schlechtesten Dichterwerke, werden sich absolut nicht so wiedergeben lassen; den Inhalt der Form zu opfern wird für den rechten Uebersetzer eine Unmöglichkeit sein, und sieht er nun ein, daß der Inhalt von der Form nicht zu trennen sei, dann — wird er bescheiden die Feder hinlegen und bekennen, die Ar=

beit sei für ihn zu schwer; er könnte nur das Werk seines Meisters verderben — und er will ja nur Jenes Ehre, nicht seine eigene.

Mag man es uns nicht verargen, daß wir diese Gelegenheit zu einer allgemeineren Betrachtung benutzt haben, in der Absicht, dieselbe sowohl auf die vorliegenden Schriften anzuwenden, als auch dasjenige, was wir früher einmal (im 4ten Hefte des 14ten Bandes) als Maßstab für unsere Beurtheilung poetischer Uebertragungen hingestellt haben, zu ergänzen.

Wenden wir uns nun zu dem ersten der oben genannten Bücher, Hertzberg's Uebersetzung des Tennyson. Das Buch enthält so vieles Treffliche, daß wir um so mehr bedauern müssen, zu sehen, wie entschiedenen Schaden die Befolgung jenes Grundsatzes ihm gethan hat. Denn da Herr Hertzberg an andern Orten eine gründliche Kenntniß der englischen Sprache gezeigt hat, so dürfen wir es nur einem allzu flüchtigen Anschauen der Gedanken, einem Hinwegeilen über den Sinn der Worte zuschreiben, wenn uns in dem Buche eine lange Reihe von Mißverständnissen auffällt, die wir unter andern Umständen aus Unkenntniß der Sprache zu erklären geneigt sein würden. Es sei uns vergönnt, hier nur einiges Wenige aufzuführen.

Tennyson redet die Erinnerung an: du kamst mit dem Morgengrau und dem Abendroth, „nor was the night thy shroud“ (dein Leichentuch); sondern dann lebtest Du in den süßesten Träumen. Hertzberg übersetzt: „Nicht war die Nacht Dein Kleid“, was, wenn es überhaupt einen Sinn giebt, gerade das Gegentheil sagt.

In demselben Gedicht (Ode to the Memory) nennt der Dichter einen weites Marschland durchschneidenden, viel befahrenen Knüppeldamm „the frequent bridge“, dem Milton'schen Gebrauch des Wortes „frequent“ folgend; Hertzberg macht „hundert Brücken“ daraus.

In dem Gedicht: The Poet heißt es: der Dichter schoß die Flammenpfeile seiner Gedanken:

From Calpe unto Caucasus they sung, (schwirrten)
 Filling with light
And vagrant melodies the wind which bore
 Them earthward till they lit; (bis sie zündeten);

Die Uebersetzung lautet:

 Sind sie
Vom Kaukasus bis Kalpe hin erklungen
 Und gossen Glanz
Und süße Weisen durch den Sturm und glühten
 Weil Den sie erdwärts trug.“

Dann wurzeln sie wie Pflanzensamen, es erwächst eine goldne Blüthe.

„bravely furnish d'all abroad to fling
The winged shafts of truth“, (nach allen Seiten die beschwingten Pfeile der Wahrheit zu schleudern). Hertzberg übersetzt:

„Tüchtig gerüstet, um sich her zu schwingen
Der Wahrheit Flügelschaft.“

Jene Pfeile „throng with stately blooms the breathing spring of Hope and Youth“.

„So many minds did gird their orbs with beams
 Tho' one did fling the fire“

fährt der Dichter, scheinbar ohne Zusammenhang mit dem Vorhergehenden — und mit dem Folgenden fort; Hertzberg übersetzt:

„Ein Strahlenkranz mag manchen Geist umsäumen;
„Nur Einen schoß die Glut;“

was in der That ohne Zusammenhang dasteht und keinen Sinn giebt: da es doch leicht war zu sehen, daß aus der des Dichters Pfeilsaat entsprossenen Blüthe eine Sonne geworden ist, mit deren Strahlen (die er vorher the winged shafts of truth genannt hat) sich die jungen Menschenherzen (jener spring of Hope and Youth) Planeten gleich umsäumen.

„Sick of shadows“ (den Schatten müde), „sick of time“ (des Lebens müde) übersetzt Hertzberg durch: „krank von Schatten“, „krank vor Geduld“.

Wir lassen es gern mit diesen wenigen Beispielen genug sein, denn es wäre ungerecht, wollten wir der Aufzählung der Fehler kein Ende finden, während wir für das viele Gute, was das Buch enthält, nur wenige Worte des Lobes haben. Indessen, wenn wir genöthigt waren, unsern Tadel zu motiviren, so werden wir nun für das Lob ohne Beweise Glauben finden. In der That ist Herrn Hertzbergs Uebersetzung ausgezeichnet durch schöne und geschmackvolle Sprache, eleganten Versbau und oft durch ein sehr glückliches Wiedergeben der Stimmung des Gedichts, so daß wir überall da, wo der Gedanke nicht vernachlässigt oder der Form geopfert wurde, mit großem Vergnügen den fremden Dichter in unserm heimischen Gewande begrüßt, und eben nur bedauert haben, daß Herrn Hertzbergs oben erwähnte Grundsätze uns verhinderten, dasselbe Vergnügen das ganze Buch hindurch zu empfinden.

Indem wir uns zu dem zweiten der oben genannten Bücher wenden, müssen wir, rückblickend auf unsere Einleitung, sagen, daß Herr Hertzberg in seiner Forderung, daß die Uebersetzung das Versmaß des Originals streng innehalten müsse, für die Lyrik wenigstens vollständig Recht hat. Es gehört zum Wesen des lyrischen Gedichtes, daß der Gedanke desselben sich selbst seine Form geschaffen hat, daß Inhalt und Form zusammen entstanden sind, daß nicht für den fertigen Gedanken eine Form gewählt oder gar für die dem Geiste vorschwebende Form ein Inhalt gesucht worden sei. Damit ist die Möglichkeit, ein lyrisches Gedicht in verändertem Versmaß wirklich zu übersetzen, vollständig ausgeschlossen; was aus einem solchen Versuche hervorgeht, können wir nur mit dem Namen einer Bearbeitung bezeichnen. Eine solche ist von weiblicher Hand mit Tennyson's „In Memoriam" vorgenommen worden, indem die vierfüßigen Jamben, in denen die Lieder des Buches gedichtet sind, in fünffüßige verändert und dadurch eine, von der des Originals völlig verschiedene Klangfarbe erzeugt wurde. Wir wissen nicht, ob wir dies bedauern sollen, da wir uns überzeugt haben, daß eine Uebersetzung der Gedichte im Versmaße des Originals bei der Masse der in kurzen Zeilen zusammengedrängten Worte völlig unmöglich ist, das Büchlein aber trotz der veränderten Form noch so viel Schönes enthält, daß es so manchem Leser zur Erquickung dienen mag. Denn mit aller Feinheit weiblicher Empfindung sind die oft höchst schwierigen Gedankenfolgen des Dichters aufgefaßt und, abgesehen von einigen Mißverständnissen, die in der manchmal fast abstrusen Sprache ihre Entschuldigung finden, mit höchster, liebevollster Treue wiedergegeben.

Wir fanden es bei der Besprechung der Hertzbergschen Uebersetzung nicht für nöthig, den Inhalt des Buches anzugeben, indem wir darüber auf unsern im vorigen Bande dieser Zeitschrift enthaltenen Artikel über Tennyson verweisen; über In Memoriam jedoch müssen wir einige Worte sagen. Das Buch enthält 131 einzelne Gedichte, die von dem Schmerze über den Verlust des geliebtesten Freundes ausgehend, alle jene Vorgänge durchlaufen, in denen der Gram des Menschen umherzuschweifen pflegt, bis schließlich die vereinte Macht der Religion und des Lebens den Geist zu neuer Frische erheben. Ein verwandtes Leid war es, das der Uebersetzerin das Buch lieb machte, und so wird es auch in manchem der Labung bedürftigen Herzen mit Liebe begrüßt werden und tröstlich wiederklingen.

Eine weit leichtere Aufgabe als die vorher besprochene hat sich Gisbert Freiherr v. Vincke gestellt, indem er nicht ein Werk vollständig zu übertragen unternommen, sondern aus einer unendlich reichen Flur von Rosen und Disteln diejenigen aussuchen konnte, welche die schönsten Blüthen und die wenigsten Dornen haben. In drei Büchern, deren das erste historischen Erinnerungen, das zweite dem Wald- und Traumleben, das letzte den „ewigen Gefühlen" gewidmet ist, giebt er Poesien aus allen Zeiten Englands und Schottlands, Poesien von Leuten die Kronen trugen, Ehre und Ansehn hatten, und anderen, deren Namen im Winde verhallten, der ihre Lieder bewahrte. Es ist ein hübsches Büchlein, dessen Verfasser eine tüchtige Kenntniß der englischen Sprache, großes Geschick in Ausdruck und Versbau und namentlich ein tiefes und klares Gefühl für poetische Schönheit zeigt. Auch bei ihm finden sich übrigens manche schwer zu rechtfertigende Abweichungen vom Sinne des Originals und einige recht unnöthige Aenderungen des Versmaßes. Am liebsten hätten wir das erste Gedicht der Sammlung gemißt, den „Edward", da,

wie alle anderen uns bekannten Uebertragungen desselben, so auch diese bei weitem nicht die Tiefe und Gewalt der Herderschen Uebersetzung erreicht. Wir können die Weglassung des „O!" die der Wiederholungen der ersten und dritten Zeile, so wie des „Edward" und „Mither" nicht billigen; „Alas! and wae is mee, O!" durch „Und Kummer leid' ich sehr"; „Mey deir son, now tell me, O!" durch „Mein lieber Sohn, sieh her" und „reid-roan steid" durch „weißes Roß" zu übersetzen, sind Dinge, die wohl vermieden werden konnten.

Schließlich erwähnen wir, daß alle drei Bücher sich durch guten Druck und geschmackvolle Ausstattung auszeichnen. H. F.

Théorie de la Structure et de l'Enchaînement des Périodes Françaises, fondée sur la diction des meilleurs écrivains du XVIIIe et XIXe siècle et contenant une foule de règles nouvelles sur la composition et le style, à l'usage des classes supérieures et des personnes qui veulent s'exercer à la composition, par G. H. F. De Castres, Leipzig, bei Baumgärtner, mit dem Motto: Scribendi recte sapere est et principium et fons (Hor.).

Mit vorliegender Schrift ergänzt der Herr Verfasser eine wesentliche Lücke in den Lehrbüchern der französischen Sprache. Dieselbe ist vorzugsweise zum Gebrauche für obere Schulklassen bestimmt und umfaßt die Satzbildung nach dem Muster neuerer deutscher Grammatiker als: Becker, Herling, Mager. Mit dem einfachen Satze beginnend, geht der Verfasser allmählig zum zusammengesetzten Satze und zum Periodenbau der französischen Sprache über, die er durch Beispiele aus den besten Werken der Neuzeit erläutert. Der Werth dieser Schrift verdient um so mehr Anerkennung, als sie den Gebrauch der Conjunctionen, worüber die bisher erschienenen Wörterbücher*) und Grammatiken dem Schüler wenig Aufschluß geben, zur klaren Anschauung bringt und Vergleichungen mit dem griechischen und lateinischen Periodenbau an passender Stelle beifügt. Das Relativ-Pronomen in Adjectiv-Sätzen ist von einer neuen Seite aufgefaßt worden. Diese qui und que, welche bekanntlich in dem französischen Satzbau so erhebliche Schwierigkeiten darbieten und deren Wiederholung dem Wohllaute so hinderlich ist, werden, unter Angabe ihrer Verkürzung, auf eine neue Weise beleuchtet. Dieß Kapitel schließt mit fehlerhaften Perioden aus Schriftstellern, die der Verfasser verbessert.

Das Gerundium, von verschiedenen Grammatikern als der französischen Sprache fremd verworfen, anerkennt der Verfasser in einer mit logischer Schärfe geschriebenen Abhandlung und weiset seine Existenz mit überzeugenden Gründen nach. Der Gebrauch der Negation in Adverbial-Neben-Sätzen der Intensität wird auf eine neue Art erklärt und mit den romanischen Idiomen verglichen. Wo es der Verfasser für nöthig erachtet, hat er Unregelmäßigkeiten aus dem Altfranzösischen erklärt oder darauf hingewiesen. Scharf werden die Irrthümer der französischen Grammatiker gerügt, und wir stehen nicht an, die Behauptung des Verfassers zu unterschreiben, daß eine erschöpfende französische Grammatik noch immer fehlt, indem in älterer Zeit Restaud, Wailly, wie in der neueren Chapsal, Poitevin und Galtier sich mit Wiederholungen des Gesagten behalfen und ihre Systeme mehr oder minder einem Donatus und Priscianus entlehnt wurden, den neueren Forschungen aber gänzlich fremd geblieben sind.

Die französische Wortfolge, die gerade, wie die umgekehrte und die Satz-Verkürzung, sind musterhaft behandelt. Der Perioden-Bau ist nach Styl-Gattungen

*) Mit Ausnahme der neuen Ausgabe des Thibaut, Braunschweig, Westermann. 1852.

geordnet und die Vergleichung der deutschen und französischen Sprache soll dem Schüler eine Anleitung sein, wie er bei Uebersetzung deutscher Meisterwerke zu verfahren habe.

Auf den Periodenbau folgt die Interpunction nebst Bemerkungen über den französischen Styl, die zum Leitfaden bei französischen Aufsätzen dienen können, und deren Ergänzung und Erweiterung in einem demnächst erscheinenden Werke über „stylistische Aufgaben" der Verfasser sich vorbehält.

Wir können unsere Beurtheilung der vorliegenden Schrift nur mit den Worten schließen, daß dieselbe als einzig in ihrer Art dasteht und von Neuem den besonderen Beruf des Verfassers für Arbeiten bekundet, welche eine genaue Kenntniß der deutschen und der französischen Sprache voraussetzen.

Mit einem Worte, das Werk vereinigt Klarheit der Darstellung mit Gründlichkeit bei Behandlung der schwierigsten Fragen, und verdient mit vollem Rechte eine recht allgemeine Verbreitung.

Druck, Papier und Correctheit sind eine empfehlenswerthe Zugabe.

C. Otto, Dr. phil.

Niederdeutsche geistliche Lieder und Sprüche aus dem Münsterlande, nach Handschriften aus dem 15. und 16. Jahrhundert, herausgegeben von Dr. B. Hölscher. Berlin, Hertz, 1854.

Recht glücklich trifft es sich, daß vorstehende Sammlung niederdeutscher geistlicher Lieder und Sprüche gerade jetzt erscheint. Das Interesse für das Niederdeutsche, so wie überhaupt für Volksdialecte ist in neuester Zeit in Wissenschaft und Dichtkunst mehrfach lebhaft angeregt worden, und in noch höherem Maße hat von hymnologischem und literar-historischem Standpunkte das geistliche Lied Beachtung gefunden. Hoffmanns und Weinholds Leistungen sind hier von entschiedener Bedeutung, alles Andere, was auf diesem Felde geleistet worden, weit überragend.

Ein recht werthvoller Beitrag sowohl in sprachlich-philologischer, als hymnologischer und litterar-historischer Hinsicht ist die Sammlung des Herrn Dr. Hölscher zu Münster (nicht zu verwechseln mit Dr. Hölscher zu Herford).

Sie enthält auf 138 Seiten 70 Lieder, — Sprüche, priamelartige, kleine sententiöse Gedichte sind nur sehr wenige darunter, — von denen zwei und sechszig aus dem Nonnenkloster Niesing zu Münster herstammen. Die Handschrift dieser Lieder, so wie überhaupt die Manuscripte von fast allen mitgetheilten, befindet sich im Besitze des Herausgebers. Außer den Angaben über die Handschriften weis't Herr Dr. Hölscher kurz auf die Entstehung dieser Lieder hin. Nur wenige derselben sind Originale, die meisten sind aus dem Niederländischen oder Lateinischen übersetzt. Dieser Entlehnung auch aus noch anderen Quellen ist es zuzuschreiben, daß in der Sprache sich vielfach Anklänge finden an die Dialecte, denen die Gedichte ursprünglich angehörten. Deshalb darf man aber nicht nach einzelnen Lauten und Formen gleich jedes Lied einem bestimmten Dialect und einer bestimmten Gegend als seine Heimath zuweisen wollen. Er erinnert mit Recht daran, daß dies schon darum so mißlich sei, weil in Westphalen die lebendige Volkssprache, das Plattdeutsche, oft in benachbarten Orten in ganz von einander abweichenden Idiomen, besonders in den Vocalen, eine unglaubliche Fülle und Mannichfaltigkeit aufzuweisen hat. Was den Inhalt betrifft, so ist der rege Verkehr des Münsterlandes mit Holland in Anschlag zu bringen, ferner die große Thätigkeit der geistlichen Brüderschaften und auch der Einfluß einzelner bedeutender Männer, wie der eines Thomas von Kempen, eines Suso, Ruysbroeck und Anderer. Als Zeit der Abfassung und Uebersetzung der Gedichte nimmt der Herausgeber das 16. oder schon 15. Jahrhundert an, weil der Reformation und der Wiedertäufer gar nicht in denselben gedacht werde. Ob dieser Grund stichhaltig ist, steht dahin, ist indeß für die Gedichte selbst von gar keinem Belang.

Den Werth der Sammlung erhöht, abgesehen vom Inhalt, dessen nähere Würdigung außer dem Bereich dieser Zeitschrift liegt, wesentlich, daß der Herausgeber die Gedichte diplomatisch genau nach der Handschrift wiedergiebt. Wir haben hier also einen Text, der der Handschrift gleichzuachten ist. Freilich wird dies Manchen, die gern Alles über ihren Leisten schlagen, die Alles hübsch glatt und regelrecht, dem Anscheine nach ohne Fehl und Makel auftischen mögen und so Texte zurichten, die nach kurzer Frist bei Seite geschoben werden, höchst unbequem sein. Und es gab hier allerdings Manches zu ebenen. Weder Vocalismus noch Consonantismus ist, wie schon oben gesagt, consequent durchgeführt; unzählige Reime sind höchst ungenau; ae u. a, oi u. oe u. o, ei u. e, i u. y, f u. ch, m u. n, u. dgl. m. wechseln jeden Augenblick mit einander; d, t, dt u. th, ch u. ck, dd u. tt, s u. z u. a. m. werden ohne Unterschied gebraucht. Unzählige Mal ist ein überschlagendes Schluß-n oder e dem Reime hinderlich, sehr viele Reime sind nur assonirend. Es erinnert dies Alles an die frühere Uebergangsperiode aus dem Althochdeutschen ins Mittelhochdeutsche, und der Herausgeber hätte für Leser, denen dergleichen fremd ist und daher anstößig sein muß, das Alles in einer kurzen Uebersicht darstellen sollen. Wie unbefangen, oder vielmehr wie religiös befangen die Sprache gehandhabt wird, zeigt gleich im Anfang des ersten Gedichts, wo ohne Rücksicht auf den Reim leven statt minnen gesetzt ist. Dasselbe geschieht noch an mehreren anderen Stellen. Diese Vertauschung rührt ohne Zweifel, wie auch der Herausgeber bemerkt, nur von religiösem Bedenken her, weil das Wort minne, ungeachtet es doch noch mehrmals vorkommt, ja in Westphalen heut zu Tage noch nicht ganz im Plattdeutschen abgestorben ist, nicht mehr edel genug erschien. Eine Stelle aus der Vorrede zu Heinrich Suso's Schriften, Ausgabe von 1512, erklärt diese Vertauschung der Wörter minne und liebe dadurch, daß „das Wort minne in etlichen Sprachen (Dialecten) nicht mehr rechte, göttliche, ehrbare und ziemliche, sondern thierliche, viehische, unehrbare, unziemliche Minne anzeigt." Trotz dieser offenbaren Mängel und geringen Sorgfalt für Correctheit in Schrift und Reim ist die Uebersetzung gewandt und fließend, die Sprache geschmeidig, weich und wohltönend, wie sich das in gewissem Sinne vom Niederdeutschen von selbst versteht. Im Gegensatze zu der eben gerügten Sorglosigkeit für das Sprachliche steht die Geschicklichkeit und Kunst der Strophenbildung, die freilich den Originalen nachgebildet ist, aber in der ganzen Technik nichts zu wünschen übrig läßt. Einzelne Verstöße in den Versen sind offenbar nur als Schreibfehler anzusehen.

Als Zuthat des Herausgebers ist die moderne Interpunction zu betrachten, ebenso, wie es scheint, die Setzung eines Circumflexes über einzelne Silben. So selten dies im Ganzen geschieht, auf mancher Seite nicht ein einziges Mal, würde es doch zweckmäßig gewesen sein, darüber in der Vorrede das Nöthige zu bemerken, um so mehr, da dergleichen im Text accentuirte Wörter im Wörterbuche fast sämmtlich ohne Accent gedruckt sind.

Für die Anmerkungen, die den meisten Gedichten angehängt sind, und die theils die Sprache betreffen, theils nachweisen, woher jene entlehnt sind, gebührt dem Herausgeber aufrichtiger Dank. Bei vielen fehlt dieser Nachweis, bei manchen mag er überhaupt unmöglich sein. Daß dem Herausgeber die gesammte hymnologische Literatur bekannt ist, ist nicht zu bezweifeln, da derselbe schon im J. 1848 eine Schrift über das deutsche Kirchenlied vor der Reformation im Druck erscheinen ließ. Das schöne Werk von Weinhold: „Weihnachtsspiele und -Lieder aus Süddeutschland und Schlesien" hat er nicht benutzt. Es würde sich hier namentlich für die Weihnachtslieder, die Volksthümliches enthalten oder Volksliedern nachgebildet sind, mancher Anknüpfungspunkt gefunden haben.

Das Wörterbuch ist für diejenigen Leser, die des Niederdeutschen unkundig sind, eine unschätzbare Zugabe. Es soll nur das Verständniß erleichtern, macht daher weder auf wissenschaftliche Behandlung noch auf Vollständigkeit Anspruch. In letzterer Hinsicht dürfte ebensowohl manches Wort überflüssig erscheinen, als andere in demselben vergeblich gesucht werden.

Die Musikbeilage enthält vier Melodien aus dem 16. und 17. Jahrhundert.

Druck und Papier sind in jeder Beziehung vortrefflich, wie sich das von der rühmlichst bekannten Firma des Herrn Verlegers nicht anders erwarten läßt.

Berlin. Dr. Sachse.

Deutsche Synonymik von Eberhard, Maaß und Gruber. Vierte Auflage, durchgesehen, ergänzt und vollendet von Karl Hermann Meyer. Leipzig, 2 Bände. 1852 und 1853.

Die synonymischen Werke von Eberhard, fortgesetzt und wesentlich verbessert von Maaß und Gruber, haben sich seit dem Schlusse des vorigen Jahrhunderts einer fortwährenden Theilnahme unter uns zu erfreuen gehabt. Sie erschienen begehrenswerth, unentbehrlich; — und pflanzten sich so bis zur jüngsten Gegenwart in immer neuen Auflagen fort. Sie waren bis 1839, in welchem Jahre der 1. Bd. von Weigands synonymischem Wörterbuche erschien, die einzige Quelle für den, welcher über den richtigen Gebrauch eines Wortes aus Büchern Rath zu holen gezwungen war; ja sie sind es für den populairen Standpunkt noch jetzt.

Aber freilich nur für diesen, denn für den wissenschaftlich Gebildeten, wenn derselbe überhaupt eines solchen Hilfsmittels bedarf, reicht dasselbe bei Weitem nicht aus. Als es entstand, gab es noch keine deutsche Sprachwissenschaft. Und wenn auch der neueste Bearbeiter, Meyer, in der Vorrede versichert, daß er sich bemüht habe, dem Buche eine den gesteigerten Bedürfnissen der jetzigen Bildungsstufe entsprechende Gestalt zu geben und so dem Inländer ein angenehmes Hilfsmittel zum richtigen Gebrauche seiner Muttersprache, dem Ausländer aber durch sorgfältige Scheidung verwandter Begriffe Gelegenheit zur richtigen Auffassung der deutschen Sprache zu bieten," so hat derselbe doch gar zu wenig gethan, um dem älteren Werke nach Form und Inhalt durchgängig die Gestaltung zu geben, die man für ein Buch, welches, — ganz abgesehen von dem Gebrauche für das Ausland, — den Gebildeten der Nation genießbar und nützlich werden soll, in Anspruch zu nehmen berechtigt ist.

Was die Form der Darstellung betrifft, so mußte der Herausgeber ganz besonders im Interesse seines Publicums das aus älteren und neueren Theilen zusammengesetzte, oft nur äußerlich aneinandergefügte Material so verarbeiten, daß das Veraltete durch Neues ersetzt, das Ungehörige, nicht mehr Passende ausgemerzt wurde, kurz daß das Ganze wie aus Einem Gusse hervorgegangen, ein dem Standpunkte des Lesers angemessenes Gepräge erhalten hätte. Das ist aber, wie es scheint, nirgends geschehen. Es ist dieselbe Weitschweifigkeit, wie früher, dieselbe Umständlichkeit und Breite, die dem Alten wohlansteht, nicht aber dem Neuen, Jungen und Frischen. Ein Buch, welches Sprachbildung fördern soll, muß wenigstens auch in gebildeter, mustergültiger, moderner Sprache geschrieben sein, nicht durch das ganze Colorit veraltet, unverständlich, ungenießbar und abschreckend werden. Bei einer wirklichen Ueber- und Umarbeitung wären also einmal alle die weitläufig und umständlich gegebenen Definitionen in kürzerer Fassung zu geben gewesen. Die Ansichten der älteren Gelehrten, wo sie wirklich Gutes enthalten, brauchten nur auszugsweise dem Tone des Ganzen angemessen berücksichtigt, nicht aber, was in der Regel geschieht, in extenso mit den Worten, „Eberhard sagt", „Maaß sagt" u. dgl. m. herübergenommen werden, ein Verfahren, das heutzutage nicht einmal mehr streng wissenschaftlichen Untersuchungen zusteht, viel weniger einer populairen Darstellung entspricht. Noch leichter, dünkt uns, wäre es gewesen und nicht minder nothwendig, alle veralteten, abgenutzten Wendungen und Wörter gegen neuere einzutauschen. Ausdrücke wie sehen auf Etwas, gehen auf, deuten auf statt bedeuten, bezeichnen, sind auffallend und veraltet. Ebenso, um nur noch einige Beispiele zu geben, das Abgezogene für Abstractum; Endform für Endung; Grundform für Hauptwort; beziehlich und sogar beziehend für relativ; Erkenntnißgrund für Grund; übergetragen für übertragen; bezeugte statt bezeigte.

Und doch sind dergleichen Einzelheiten weniger störend, als jene gerügte Umständlichkeit, Breite und oft ängstliche Sorgfalt für gehöriges Verständniß, was zuweilen ans Lächerliche streift, z. B. „Deckmantel drückt nur das Gegenständliche aus, nur das, womit man etwas zudeckt oder zudecken will." Warum nicht auch zudecken kann, wird, zugedeckt hat u. s. f. Der ganze Artikel kann überhaupt als mustergültig in seiner Art und zur Beurtheilung des Ganzen ziemlich ausreichend betrachtet werden. Manche Artikel jedoch, zumal die kürzeren, sind besser und lassen sich ohne Anstoß lesen.

Die zweite Ausstellung betrifft den Inhalt. Der Herausgeber hat nach der Vorrede nicht außer Acht gelassen, das als verbraucht und veraltet und für „den jetzigen Standpunkt der Sprache für unpassend zu erklären, was eben zur Zeit entweder außer Gebrauch gekommen ist, oder dem gegenwärtigen Begriffe von Anstand widerspricht." Warum hat er doch dergleichen nicht lieber ganz weggelassen? Was sollen ausführliche Definitionen über Wörter, die Keiner mehr gebraucht, die Niemand mehr kennt? oder aber wiederum über solche, die auch der Ungebildete nicht verwechseln kann? Zu solchen Artikeln rechnen wir, um wenigstens einige zu nennen, aschgrau; Abtritt; Auflage für Aufenthalt; Bengel; Wohlredenheit; Grummel; allerlei, vielerlei, mancherlei; darein und darin; der, derselbe u. a. m.

Was nun die Darlegung des Inhalts in den einzelnen Artikeln betrifft, so fällt zunächst auf, daß der Herausgeber bei einigen Wörtern die neueren und neuesten Forschungen benutzt, bei andern aber dieselben ganz außer Acht gelassen hat. Er bezieht sich bei diesem und jenem auf Schwenck, Schmitthenner, Becker, Grimm, Schmeller, Weigand; bei andern giebt er ganz unhaltbare oder abgeschmackte Vermuthungen und Einfälle älterer Gelehrten. Ja es scheint oft, als habe es ihm an Zeit gefehlt, für alle Artikel gleichmäßig sich in den neuesten Werken gehörig umzusehen. Beispielsweise sei nur auf die Artikel Biene, he, Windsbraut, Gestade, echt, seltsam verwiesen.

Ueberhaupt ist es unbegreiflich, daß der Herausgeber nicht mehr und besser Weigand's in seiner Art vortreffliches Werk benutzt hat. Er fand in demselben alles, was dem Eberhard'schen abgeht; namentlich ist das etymologische Element überall, wo es thunlich war, berücksichtigt worden. Durch Umschmelzung des Alten und Hinzuthun des durch neuere Forschungen gewonnenen Materials mußte er ein Werk liefern, das in leichter, ansprechend populairer Weise dem Standpunkte der weniger Gebildeten entspricht; das, ohne gelehrt zu werden, doch die Resultate der Gelehrsamkeit nicht verschmäht. Ein solches Buch allein erscheint auch Bedürfniß. Der wissenschaftlich Gebildete wird selten in den Fall kommen, sich desselben zu bedienen. Alles, was der speciellen Gelehrsamkeit angehört, so wie alle Realdefinitionen weiß er, falls er deren bedarf, andern Quellen zu entnehmen; die Hauptquelle für alles Uebrige ist der Sprachgebrauch, wie derselbe in den Werken der mustergültigen Schriftsteller sich vorfindet. Wer durch diese gebildet ist, wem diese verständlich sind, der wird nicht leicht über die richtige Anwendung eines Wortes in Zweifel sein und sich bei dem Gebrauch dieses oder jenes Wortes am Besten und Sichersten von seinem gebildeten Sprachgefühl leiten lassen.

Kaum sind vorstehende Bemerkungen über die neue Ausgabe des Eberhard'schen Buches niedergeschrieben, als uns von der Redaction des Archivs ein neues Buch über denselben Gegenstand zugeht. Es ist dies:

Deutsche Synonymik oder kurz und klar gefaßtes Handbuch der deutschen sinnverwandten Wörter. Herausgegeben von Dr. Fr. Abelmann. Leipzig, 1854.

Dieses Handbuch der deutschen Synonymen unterscheidet sich nach des Verfassers eigenen Worten „von andern höchst gediegenen Werken" wesentlich dadurch, daß es einmal nur Wörter behandelt, die in „allen" Lebenskreisen bekannt und

gebräuchlich sind und dieselben zweitens in so kurzer und volksverständlicher Sprache feststellt, als „der Sachlage" nach möglich ist. Es soll eine angenehme Gabe sein Allen, welche sich richtig ausdrücken möchten; Allen, die im Deutschen „an höheren und niederen Bildungsanstalten Unterricht ertheilen" und Aufsätze anfertigen lassen; endlich allen Freunden unserer Sprache, die zu einer ernsten und tiefwissenschaftlichen Beschäftigung mit derselben nicht Vorkenntnisse, Neigung oder Zeit haben. Wem nur daran liege, meint der Verf., die Resultate wissenschaftlicher Forschungen auf diesem Gebiete rasch übersehen und benutzen zu können, dem werde gerade dieses Buch eine hinlänglich gerechtfertigte und willkommene Erscheinung sein.

Wir glauben, der Verf. befindet sich in einer großen Selbsttäuschung hinsichtlich seiner und seines Wissens, um den mildesten Ausdruck zu gebrauchen; in einer großen Unwissenheit über die Männer, die an höheren und niederen Schulen den Unterricht im Deutschen ertheilen; in einer noch größeren über die Resultate der wissenschaftlichen Forschungen. Das Einzige, was man ihm zugestehen muß, ist, daß das Buch in kurzer und verständlicher Sprache abgefaßt ist. Alles Uebrige aber ist vom Uebel. Von wissenschaftlichem Studium findet sich nicht eine Spur vor; von dem Gebrauch „anderer, höchst gediegener Werke" nicht ein Schatten; selbst das logische Verständniß, das Wissen der allgemeinsten Bildung entspricht oft nicht mäßigeren Forderungen. Daher des Unrichtigen, Halbwahren, schwach und schwankend Ausgedrückten so Vieles. Und somit stehe ich nicht an zu sagen, das Buch ist in jeder Beziehung ein mißlungener Versuch; vielleicht eine buchhändlerische Speculation; in jedem Falle eine unzeitige, überflüssige, ja wohl schädliche Arbeit.

Zur Lebensgeschichte Walthers von der Vogelweide. Von Dr. Anton Daffis. Berlin, Hertz, 1854.

Der Unterzeichnete sieht sich veranlaßt, auf diese, so viel er weiß, Erstlingsschrift des Verf. über einen Gegenstand aus dem Gebiet der deutschen Philologie aufmerksam zu machen, da dieselbe mit unbefangener Untersuchung die liebenswürdigste Bescheidenheit verbindet und eine Gründlichkeit der Kenntnisse und Umfang der Studien verräth, die den Wunsch rechtfertigen, daß der Verf. auf der betretenen Bahn rüstig fortschreiten möge. Es wird ja auch ihm längst nicht mehr unbekannt sein, wie viel Verdienst hier noch übrig ist, wenn auch gerade auf diesem Felde die Lorbeern nur spärlich sprießen, nur kümmerlich gedeihen.

Den Gegenstand der Untersuchung bilden zwei Momente aus dem Leben Walthers, die bisher entweder übergangen oder unrichtig bestimmt sind. Der Verfasser tritt so lange in die Fußstapfen seiner Vorgänger Lachmann, Benecke, von Karajan und Haupt, als er bei langsam ruhigem Schreiten den Boden sicher findet. Sobald derselbe unsicher wird, verläßt er die früheren Wege und schlägt eine neue, unbetretene Bahn ein. Freilich kann man nicht sagen, daß er alle Zweifel löst, jedes Dunkel zerstreut, daß sein Resultat ein sichereres sei, als das seines Vorgängers von Karajan, den er von S. 17 an durch möglichste Begründung seiner Annahme zu widerlegen sucht. Es ist nicht möglich, hier auf das Einzelne näher einzugehen; der Zweck dieser kurzen Anzeige ist nur, auf die gediegene Abhandlung empfehlend hinzuweisen. Mit der Anzeige verbinden wir noch einen speciellen Wunsch. Man kann annehmen, daß kein mittelalterlicher lyrischer Dichter so geschätzt und gekannt ist, als Walther von der Vogelweide. Jeder Gelehrte kennt ihn, jeder Gebildete nennt ihn wenigstens. Sollte Herr Daffis, was wohl anzunehmen, in seinen deutsch-philologischen Studien fortfahren, dann möge er für das Bedürfniß beider sorgen, jene mit einer gründlich gelehrten, diese mit einer populairen Bearbeitung der Lebensgeschichte Walthers erfreuen. Selbst Uhland, der sich seit Langem anderen Gebieten zugewendet hat, wird ihm darob nicht zürnen.

Die Schule des freien Gedanken-Ausdrucks in Rede und Schrift. Für höhere Klassen der Realschulen und der Mädchen-Erziehungsanstalten, wie für den Haus-Unterricht. Von Dr. J. M. Jost. Leipzig, 1853.

Ueber den Unterricht des Deutschen in unseren Schulen waltet noch immer ein eigenes Mißgeschick. Merkwürdig genug; und doch wieder sehr begreiflich. Der nächstliegende, seiner Natur nach erste und wichtigste Gegenstand ist eben nach seiner Wichtigkeit und unabweisbaren Nothwendigkeit ein Gegenstand besonderer Sorgfalt und vielfältiger Bemühungen. Daher denn wieder begreiflicher Weise — quot capita, tot sensus! — die Fülle von Extremen nach allen Richtungen hin; ein Meer von Ansichten, Wünschen, Forderungen und Versuchen, Verordnungen und Maßregeln, heute diesen und morgen wieder andern. Bei diesem Wirrwarr und allgemeinen Kriege ist nur das Eine tröstlich, daß bei aller Verschiedenheit und Schroffheit der sich entgegenstehenden Ansichten alle Streitenden über die Nothwendigkeit und meistens auch über das Ziel des Unterrichtsgegenstandes einig sind. Mögen die Einen den deutschen Unterricht als den Concentrations- und Culminationspunkt aller übrigen Lehrgegenstände und Lehrmittel betrachten, die Anderen ihm eine mehr selbstständige Stellung neben, ja wohl vor den übrigen Gegenständen voraus vindiciren, beide sind wenigstens darin einig, daß das Deutsche zu lehren sei. Der ganze Schwerpunkt der Frage trifft also vorzugsweise das Wie?, die Methode des Unterrichts, nebenbei auch das Maß und Ziel desselben. Die letzte Frage tritt freilich gegen die erste schon deswegen zurück, weil sie hauptsächlich außer dem Gebiete der Schule selbst liegt und dort meistens ihre Erledigung findet. Die erste dagegen ist der eigentliche Tummelplatz der Parteien, der üppigste Boden für die große Masse von Schriften, die Jahr aus Jahr ein oft über Nacht hervorschießen und eben so rasch wieder vergehen; die in unzähligen Arten und Abarten von dem A B C und Elementarlesebuch bis zur Poetik und Rhetorik, bis zu Schiller und Göthe, bis, wenn man will, zur philosophischen Propädeutik hinauf in immer neuer Fülle hervorwuchern, oft mehr Blätterwerk und rasch aufschießende Pilze, als Pflanzen, die reife und gute Früchte bringen. Zu solchen gehört das zur Beurtheilung vorliegende Buch des Herrn Jost keineswegs. Im Gegentheil, es unterscheidet sich von den meisten neueren Schriften über Uebungen im deutschen Styl auf das Vortheilhafteste. Man merkt überall, daß man es mit einem Manne zu thun hat, der nicht bloß Lehrer ist, sondern der mit Eifer und Liebe sich in seinen Gegenstand hineingelebt und gearbeitet hat, dem daher auch, was gerade manche Bücher der Art so oft unleidlich und fast unbrauchbar macht, alles Künstliche, Gespreizte, Phantastische und darum Unwahre fremd ist; dem es um die Sache nach Form und Inhalt, nicht um prunkende Schönrednerei und hohles Wortgepränge zu thun ist. Ich glaube dem Verf. meinen Dank für Anregung und Belehrung, so wie meine Achtung nicht besser bezeigen zu können, als indem ich bei näherer Angabe des Inhals einige Punkte und besonders die näher hervorhebe, mit denen ich nicht ganz einverstanden bin.

Sogleich der Titel hat etwas Befremdendes, der aber bei dem ersten Einblick in das Buch selbst aufhört, störend zu sein. Dem Verf. ist freier Gedankenausdruck nichts weiter als schriftliche oder mündliche Production oder Reproduction als Eigenthum des Producirenden. Wer es weiß, wie wenig frei oft genug diese Aufsätze und schriftlichen Arbeiten sind, muß dem Verf. Dank wissen, daß er mit Entschiedenheit diesem Krebsschaden des deutschen Unterrichts in den mittleren und höheren Klassen, der gedankenlosen Abschreiberei und Compilation entgegenarbeitet. Hier ist ja bekanntlich eine der gewöhnlichsten Tod- und Hauptsünden der Jugend zu bekämpfen, um so schwieriger, je voller die Klasse ist, je leichter zweckwidrige und unerlaubte Hülfe aller Orten, in großen Städten natürlich am ehesten, zu beschaffen ist, wenn sie gesucht wird, (— gesucht wird sie aber fast überall von Einzelnen immer, sei es aus Schwäche, aus Ehrgeiz, aus Mißtrauen gegen eigene Leistung, aus Schlaffheit und Trägheit u. dgl. m.) — und je leichter es überhaupt

der Jugend ist, den Lehrer zu täuschen, wofern sie es nur darauf abgesehen hat, dieses zu thun.

Das Buch selbst zerfällt dem Wesen nach in zwei Theile, in einen theoretischen und in einen praktischen. Schon durch gesonderte Paginirung wird angedeutet, daß nur der letztere dem Schüler in die Hand gegeben werden soll, der erstere nur für den Lehrer bestimmt ist. Diesem zweiten Theile sind dann doch noch am Schlusse einige Theoretica und Practica angehängt, von denen Manches sowohl Schülern als Lehrern, wenn diese nicht zugleich im Französischen und Englischen unterrichten, nach meiner Meinung wenig ersprießliche Dienste zu leisten im Stande sein möchte. Ueberhaupt ließe sich noch darüber mit dem Verf. rechten, ob das Bedürfniß vorliege, dem Schüler der Bildungsstufe, für die er es bestimmt und für die es geeignet ist, ein solches Buch in die Hände zu geben. Da der Stoff für das jedesmalige Thema nicht ausreicht, sondern vom Lehrer erweitert, besprochen, wiederholt und durchgefragt werden muß, so ist die Bedeutung der viva vox auch hier nicht gering anzuschlagen, und Schwächere dürfen ja nur zur Aufzeichnung der wichtigsten Notizen angehalten werden, um der Gedächtnißschwäche oder dem Mangel an Fassungskraft zu Hülfe zu kommen. Ob der Verf. übrigens für nothwendig hält, nicht bloß für zweckmäßig, daß jeder Schüler das Buch besitze und welch wesentlicher Nutzen daraus dem Schüler erwachse, wenn er es in Händen hat, darüber hat er sich nirgends ausgesprochen. Er sagt zwar S. 65: „Der Schüler durchliest die Aufgabe einige Mal, um sich und dann auch den Lehrer zu überzeugen, daß der ganze Inhalt ihm klar sei." Ich dächte nach dem so eben vom Wiederholen, Durchfragen, Besprechen u. dgl. Gesagten würde auch ohne das Buch der Schüler das Gehörige zu leisten im Stande sein.

Der erste oder theoretische Theil (S. 1 — 70) ist der Beleuchtung des Unterrichtszweiges „des freien Gedankenausdrucks in Schrift und Rede" gewidmet. Der Verf. behandelt zuerst das Wesen des freien Gedankenausdrucks. Der Zweck desselben ist weder bloß Sprach-, noch Denk-, noch Geschmacksübung, sondern Entwickelung der Gesammtbildung des Geistes. Daher ist dieser Unterrichtsgegenstand so nothwendig, so unentbehrlich. Die bisher üblichen Mittel zur Ausübung des freien Ausdrucks sind unsicher, schwankend, mehr oder weniger unzureichend, oft unzweckmäßig und verkehrt (S. 1 — 30).

Wie sehr man auch im Allgemeinen mit dem Verf. hier übereinstimmen mag, im Einzelnen scheint doch Manches übertrieben und nicht gehörig begründet. Dahin rechne ich die Lobpreisung und Hochstellung des Auslandes hinsichtlich der Bestrebungen um allgemeine Volksbildung und des Vorhandenseins derselben; dahin die durch Nichts näher begründete Behauptung, daß von der Bürgerschule so eigentlich das Heil der deutschen Bildung ausgegangen. Es erinnert dies und manches Andere an den hohen Rang, den vor nicht gar langer Zeit eine Fraction des Volksschulwesens für sich in Anspruch nahm, wobei dann Alles, was in höheren Regionen vorging, in der Regel wo nicht ignorirt, doch gewaltig unterschätzt wurde. Warum nehmen wir nicht lieber die Schule, die gesammte Volksschule als Ein Ganzes und freuen uns, daß es hier oben und unten, in der Gelehrten-, wie in der Trivialschule, in der höheren Bürgerschule, in Mittel- und Realschule, kurz überall besser geworden ist. Daß wenigstens die Gelehrsamkeit nicht hinter der Bürger- und Elementarschule zurückgeblieben ist, das, glaub' ich, zu beweisen wird der Verf. mir heut zu Tage gern erlassen.

Bei der Zusammenstellung und Beurtheilung „der bisher üblichen Mittel zur Anübung des freien Ausdrucks", mit anderen Worten, der verschiedenen Uebungen im deutschen Styl, vermissen wir als leitendes Prinzip die Wahrheit, daß jede Art von Uebung, dann und wann angewendet, und, worauf doch am Ende Alles ankommt, durch geeignete Handhabung des Lehrers modificirt, nicht anders als förderlich sich erweisen müsse. Indem der Verf. nun eine ganze Reihe von einzelnen Uebungen durchgeht, (— daß er nicht alle aufzählt, davon kann ihn ein Blick in die gediegene Abhandlung des Directors Deinhardt leicht belehren: „Ueber die Hauptarten von Thematen zu den Aufsätzen der Gymnasiasten in der Zeitschrift für das Gymnasial-Wesen 1850, 2. Heft, p. 79 u. ff.) — ereifert er sich oft ohne Noth,

wie ich glaube, über manche Art von Uebungen, zuweilen sogar in ungeeigneter Weise. Wer in solchen Dingen zu engherzig meistert, verfällt gar leicht in den Fehler, den er an Andern so scharf tadelt, wie bekanntlich durch systematische Verfolgung eines Prinzips leicht Einseitigkeit entsteht, durch strenge Consequenz oft die größte Abnormität. Wenn nur immer der Satz festgehalten wird, den Curtmann neulich in einem Aufsatze über deutsche Stylübungen aussprach: „Ueber Themata, worüber (?) kein vernünftiger Mann schreiben wird, laßt auch keinen (?) lernenden Knaben schreiben", wird im Grunde jede Uebung, wenn sie nicht auf Kosten anderer das Maß überschreitet, wenn sie anders der Bildungsstufe und dem Alter angemessen ist, nicht ganz zu verwerfen sein.

Recht lehrreich und beachtenswerth ist, was der Verf. von Seite 30 bis zum Schlusse dieses Theils behandelt. Er bespricht zuerst die Stoffe, die, weil sie der Schule und dem jugendlichen Leben fremd sind, auszuschließen sind, dann die, welche demselben eignen. (S. 30—49). Ganz besondere Ansprüche auf Beachtung verdient die eigenthümliche Art und Weise, nach welcher der Verf. für jede Aufgabe eine besondere Einkleidung verlangt, die er den Rahmen zur Einfassung der ganzen Arbeit nennt. Er legt darauf einen großen Nachdruck, daß der Schüler lebendigst für den Gegenstand angeregt werde. Es ist dies eine Art von Einleitung, die den Gegenstand dem Anschauungskreise des Schülers möglichst nahe rückt, und die daher für jede Bildungsstufe eine verschiedene ist. Diese eigenthümliche Forderung bespricht der Verf. auf S. 50 — 54 und macht sie durch Beispiele anschaulich. Außerdem empfiehlt er noch besondere Uebungen zur Abwechselung mit den freien Ausarbeitungen, als „Umwandlung gegebener Sätze ohne Sinn-Abänderung, Beantwortung vorgelegter Fragen, Zergliederung der Begriffe, Uebersetzungen aus fremden Sprachen."

Der zweite Theil oder das Aufgabenbuch enthält in 800 Aufgaben zu Ausarbeitungen und mündlichen Uebungen einen großen Schatz von leichten und schwereren Aufgaben. Diese sind allen Gebieten des Lebens und Wissens entnommen ohne strenge Stufenfolge und Ordnung irgend welcher Art; nur im Allgemeinen etwa macht sich ein Fortschreiten vom Leichten zum Schwereren und Schwersten bemerkbar. Ja nicht wenige Aufgaben dürften für das Alter und die Stufe der vom Verf. selbst angenommenen Schüler von 15—16 Jahren, (S. 55, 56 erste Abtheilung) absolut zu schwer und zweckwidrig sein. Eine Fülle von Bemerkungen theils über die Behandlungsweise der Aufgabe, theils Mittheilungen von Stoff zur Verarbeitung sind den Aufgaben beigegeben. Man wird auch hier des Guten eher zu viel, als zu wenig gethan finden; man dürfte für manche Aufgaben strengere Dispositionen wünschen, ungeachtet der Verf. dieselben absichtlich vermeidet: man wird dem guten Takt, der feinen Beobachtungsgabe, der Belesenheit und den Kenntnissen des Verf. das ungetheilteste Lob nicht versagen können.

Ein Anhang über Briefe und kleine Geschäftsaufsätze so wie sechs Seiten Anmerkungen zur Erläuterung einiger Anleitungen in den Aufgaben machen den Beschluß dieses guten Buches.

Berlin. Dr. Sachse.

Des Mosellandes Geschichten, Sagen und Legenden, aus dem Munde deutscher Dichter, von N. Hocker. Trier, Verlag von C. Troschel. 1852.

Dieses elegante und für Freunde deutscher Landschaften in jeder Beziehung empfehlenswerthe Buch, welches Sr. Majestät dem Könige von Preußen gewidmet ist, wird vom Herausgeber mit einem feinen und sinnigen Einleitungsgedichte eröffnet.

„Was aus klarem Born, aus der Dichtung Horn
Entquollen, hab' ich verbunden;
Einen Blumenkranz in des Maien Glanz
Um die Moselnixe gewunden."

Die Sammlung selbst eröffnen Gedichte, die sich im Allgemeinen auf die Mosel beziehen: Von Böcking nach Ausonius, von C. Petrasch, von C. G. Neumann und von Julius Otto; von dem letztern wird das Preisgedicht auf die Mosel mitgetheilt. Es gehört zu den Perlen der patriotischen Dichtung.

Unter den dann folgenden Geschichten, Sagen und Legenden finden wir Gedichte von von Hardenberg, Wolfgang Müller, Carl Simrock, A. Grün und Ad. Schults.

Der Anhang enthält mehrere für die deutsche Alterthumskunde und die deutsche Heldensage wichtige Abhandlungen, durch welche das Buch zugleich ein gelehrtes Interesse gewinnt. **H. Pröhle.**

Buch der Sinnsprüche. Eine Konkordanz poetischer Sinnsprüche des Morgen- und Abendlandes (,) gesammelt von W. K., mit einem Vorwort von W. Wackernagel. Leipzig, 1853.

Das anerkennende Lob, das Wilhelm Wackernagel dieser Sammlung in seinem Vorwort zu derselben ertheilt, können wir als ein wohlverdientes nur bestätigen, obwohl wir der Ansicht dieses Gelehrten entschieden entgegentreten müssen, daß aus der Fülle und Mannigfaltigkeit von Beispielen, welche das Buch seinem Titel gemäß für „Sinnsprüche" darbietet, „das Wesen des unsatirischen, des Epigrammes der Empfindung und der Lehre und damit das Wesen des Epigramms überhaupt abzuleiten und darzuthun sei." — Diese Ansicht ist offenbar ebenso einseitig, sowie die entgegengesetzte, mit Recht von Wackernagel bekämpfte, welche nur das satirische Epigramm, wie er es nennt, oder richtiger das Epigramm mit einer Pointe anerkennt. Beide Arten gehören zum Epigramm im weiteren Sinn und wer das Wesen „des Epigramms überhaupt" ableiten und darthun will, darf sich daher nicht in einseitiger Vorliebe auf eine oder die andere Art beschränken. — Da einseitige Vorliebe ganz naturgemäß mit Ungerechtigkeit nach der andern Seite hin verbunden ist, so überrascht es uns auch nicht, daß Wackernagel von dem Fluche spricht, der auf dem Epigramme gelegen hätte, „einzig dem Spott und dem frostigen Spaße, der sich für Witz ausgab, zu dienen;" Epigramme, deren Pointen statt echten Witzes einen frostigen Spaß darbieten, sind freilich in ihrer Art eben so verwerflich, wie schlechte Sinnsprüche in der ihrigen. Epigramme dagegen, wie z. B. das folgende aus der griechischen Anthologie auf die Bildsäule der Niobe von Praxiteles:

Aus der Lebendigen schufen mich Götter zum Stein. Aus dem Steine
Hat Praxiteles mich wieder lebendig gemacht

dienen weder dem „Spott" noch „frostigem Spaße"; und doch hat der Sammler derartige Epigramme in seinem Buch der Sinnsprüche mit vollem Recht ausgeschlossen; der Vorredner aber verrückt den richtigen Gesichtspunkt für die Beurtheilung, wenn er eine Sammlung, die nicht alle Arten des Epigramms umfassen will, als genügend darstellt, daraus das Wesen des „Epigramms überhaupt" abzuleiten und darzuthun.

Doch wenden wir uns nun von dem Vorworte zu dem Buche selbst, das — wenn wir recht berichtet sind — den Kustos der Berliner Universitätsbibliothek Dr. W. Koner zum Verf. hat. Es bietet 1763 Sinnsprüche (Gnomen), „eingeordnet unter das Alphabet all der Hauptworte, welche die sittlichen Bezüge des innern wie des äußern Menschen, seine Verhältnisse zu sich selbst, zu der Welt und Gott bezeichnen" (p. IV.) — Diese Einrichtung erleichtert allerdings die Uebersicht und das Nachschlagen; ob aber durch dieselbe nicht vielleicht mancher gute Spruch ausgeschlossen blieb, der sich eben nicht allzu leicht unter ein solches „Hauptwort" einordnen ließ, bleibt zu bedenken, zumal wenn man die Schwierigkeit erwägt, zu den „Ueberschriften", wie früher das fremde Epigramm verdeutscht wurde, jedesmal wieder passende kurze Ueberschriften zu finden. Doch sei dem, wie ihm wolle, jedenfalls muß man dem Sammler für die Fülle dessen, was er in übersichtlicher

Anordnung dargeboten, dankbar sein und dabei anerkennen, daß er die Rubriken, die „Hauptworte" im Allgemeinen richtig und bezeichnend getroffen hat. Daß manche Rubriken sehr reich, andere dagegen nur dürftig ausgefüllt sind, mag theilweise in dem gesammelten Stoffe selbst begründet sein; andrerseits scheinen doch aber auch hier und da, was wir nicht billigen können, äußere Rücksichten obgewaltet zu haben, z. B. wenn wir unter Staat und Staatsverfassung nur zwei bekannte Sprüche aus Schiller finden, unter Revolution nur einen; wenn z. B. p. 2 unter Adel Bürger's bekanntes Epigramm fehlt:

Mit einem Adelsbrief muß nie der echte Sohn
Minervens und Apolls begnadigt heißen sollen.
Denn edel sind der Götter Söhne schon;
Die muß kein Fürst erst adeln wollen.

u. a. m. — Natürlich nicht, daß gerade dies Epigramm fehlt, tadeln wir — eine erschöpfende Vollständigkeit ist weder von dem Sammler bezweckt, noch auch nur annähernd möglich — nur das billigen wir nicht, daß die Sinnsprüche der politischen Opposition grundsätzlich ausgeschlossen scheinen. — Die meiste Ausbeute haben dem Sammler natürlich deutsche Dichter gewährt, deren er — außer einigen Sammlungen — etwa 100 von ihm benutzte aufführt; am häufigsten begegnen wir darunter, wie sich auch von vorn herein erwarten ließ, dem Namen Rückerts, der auch in seinem Spruchreichthum seine dem Osten verwandte Natur bekundet. Die orientalischen Dichter haben sodann in Uebersetzungen von Rückert, Herder, Goethe, Bohlen, Hammer, Graf, Rosen, Geiger, Tscherning, Olearius und Bodenstedt (z. B. No. 108; 148; 150; 151; 230; 491; 1133; 1279) ebenfalls ein bedeutendes Kontingent gestellt; auch die altklassischen Sprachen sind zumeist durch Sinnsprüche aus alten Autoren von Fr. Bouterwek und aus der griechischen Blumenlese von Fr. Jacobs (und von Herder) vertreten, ferner durch die Uebertragung von Cato's Distichen durch Opitz und einzelne Epigramme Martial's. — Horaz aber, aus welchem Einzelnes in der Uebersetzung von Gehlen mitgetheilt ist, gehörte schwerlich unter die Spruchdichter; eher durfte man statt dessen Publius Syrus hier zu finden erwarten. — Das aus andern Sprachen Mitgetheilte ist theils unbedeutend (so finden sich z. B., wenn ich nicht irre, nur neugriechische Sprüche No. 523; 808; 860 und 1353 — und noch weniger ungarische, ich glaube nur einer, aus Petofi No. 782; warum fehlt aus diesem Dichter z. B. unter Ruhm p. 207 ff. der Spruch p. 165:

Was ist der Ruhm? — Ein Regenbogenlicht,
Ein Sonnenstrahl, der sich in Thränen bricht);

theils sind das Mitgetheilte gar keine eigentlichen Sprüche, so z. B. nicht die Stellen aus Pope's Essay on Man, die noch dazu erst in einer Uebersetzung einer französischen Uebersetzung gegeben werden*); ferner aus den verschiedenen Betrachtungen von Antoinette Deshoulières und einzelne abgerissene Stellen aus Byron und Moore (z. B. 464; 916.) — Dergleichen gehörte entschieden nicht in das Buch der Sinnsprüche, so wenig wie die Stellen aus „Wielands moralischen Briefen", aus Horaz u. s. w.; wir hoffen, daß der Sammler bei einer zweiten Auflage sie wegläßt. Die so entstehende Lücke auszufüllen, kann bei dem Reichthum an wirklichen Sinnsprüchen nicht schwer fallen. Unbenutzten Stoff z. B. findet der Sammler, um nur einige Werke zu nennen, die uns gerade zur Hand sind, noch in G. Fr. Daumer, Hafis, 1846; neue Sammlung 1852. — Latifi, übersetzt von Thomas Chabert, Zürich 1800. — Jahrbuch für Israeliten, herausgegeben von Isid. Busch, Wien 1843 ff. — Volkskalender für Israeliten, heraus-

---

*) Im Englischen kennen wir eine ziemlich umfangreiche Sammlung (von Samuel Derrick): A Poetical Dictionary; or, the Beauties of the English Poets alphabetically displayed. Containing the most celebrated passages of the following Authors — hier folgen die Namen von 26 Schriftstellern ꝛc. — In 4 Voll. London 1761. Doch können wir auch dieses und ähnliche andere Werke dem Sammler nicht zur Benutzung empfehlen, eben weil sie nur Stellen aus Schriftstellern enthalten, die an und für sich eigentlich nicht Sprüche sind.

gcg. von K. Klein — Der Orient, Zeitschr. herausgeg. von Jost u. a. m. — Klänge aus Osten von Ed. Amthor, Leipzig 1841. — Thee- und Asphodelosblüthen von Adolf Ellisen, Göttingen 1840.— Weihnachtsbaum für arme Kinder, gesammelt von Fr. Hofmann, Hildburghausen 1841 ff. (darin besonders „Bilder aus der Natur" von G. Holzhey u. a. m.), Lessing (Ausg. v. Lachmann) 11, 666 ff., wozu sich noch Vieles fügen läßt, zumal wenn man auf Zeitschriften achtet, aus denen das Zerstreute zu sammeln, wie es der Herausgeber allerdings auch gethan, uns aber ein Hauptverdienst des Sammlers scheint.

Die von uns im Obigen gemachten Ausstellungen betreffen nur Einzelnes, was bei einer zweiten Auflage leicht zu ändern ist; im Ganzen ist die Sammlung, wie gesagt, eine höchst empfehlenswerthe. Auch die äußere Ausstattung verdient Lob; Druckfehler sind uns nur wenige aufgefallen, wie z. B. No. 1153, wo es statt sinnlichen vielmehr sittlichen heißen soll; No. 666 Krankheit steht dem Alphabet nach an einer falschen Stelle, es gehört nach 683.

Dan. Sanders.

Praktischer Lehrgang zur schnellen und leichten Erlernung der englischen Sprache von W. Jeep. 2 Theile. Leipzig, bei Th. Thomas. 1854.

Die meisten Elementarbücher für den Unterricht im Englischen leiden an dem Uebelstande, daß sie entweder zu ausgedehnt sind, um in einem Jahrescursus abgemacht zu werden (z. B. Callin I und II) — und länger sollte der propädeutische Unterricht doch eigentlich nicht dauern — oder daß sie zu kurz sind, kaum für ein Jahr ausreichen (Fölsing I) und es dann nöthig machen, daß die nicht versetzten Schüler ein und dasselbe Pensum noch einmal durchmachen, mit Ueberdruß gegen die Lesestücke erfüllt werden, wobei dann auch zugleich nicht zu übersehen ist, daß eine gewisse höchst bedenkliche Vererbung der Schülerhefte stattfindet. Ref. ist deshalb der Ansicht, daß ein gutes Elementarbuch nur zunächst auf ein Jahr berechnet sein, daneben aber für ein etwaiges zweites Jahr zugleich einen ganz neuen Lese- und Uebersetzungsstoff bieten müsse. Denken wir uns ein solches Buch, wie das von verschiedenen Verfassern geschehen ist, auf zwei Gänge berechnet, so müßte der erste, noch ohne Hülfe zusammenhängender Lesestücke, das Allernothwendigste an die Schüler bringen und ihnen vor Allem die Sprache schaffen; es wäre dabei für die Gewinnung eines verhältnißmäßig großen Schatzes von Wörtern meist sächsischer Abstammung zu sorgen, wodurch das raschere Verständniß des eigentlich Grammatischen bedeutend erleichtert werden würde. Erst wenn dieses in etwa 30 — 40 Stunden vollständig absolvirt wäre, müßte dann zu einer zusammenhängenden Lectüre gegriffen werden, welche nach Form und Inhalt dem jugendlichen Alter zu entsprechen und zugleich das Material zu liefern hätte, an welchem die nun gleichzeitig eintretende mehr systematische Grammatik angeschaut werden und andrerseits als Vorbild zur Nachahmung dienen und Stoff zur Einübung des Gelernten geben könnte. In dieser kurzgefaßten Grammatik müßte dann die Satzlehre die Grundlage bilden, und zwar in möglichst einfacher, übersichtlicher Form, mit Beispielen zur Anschauung und deutschen Sätzen zur Einübung, und beides wieder jedesmal für doppelte Jahrgänge. Rücksichtlich des beigegebenen Lehrstoffes wäre zu wünschen, daß derselbe besonders paginirt ist und wieder aus doppelten Jahrgängen besteht, die gemäß der fortschreitenden Schwierigkeit parallel laufen. Von diesen beiden Lehrcursen hätte sodann ein Theil des Ganzen sogenannte Hauptstücke zu bilden, die sich vorzugsweise zum Auswendiglernen eigneten und in jeder Beziehung und vollständig des Schülers geistiges Eigenthum werden müssen, weil auf sie die Grammatik mit ihren Beispielen und Uebungsstücken sich hauptsächlich beziehen soll. Zweckmäßig erscheint es, daß nur für diese ein methodisch angefertigtes Wörterverzeichniß beigegeben wird. Was die Auswahl des Lesestoffes überhaupt betrifft,

so dürfte die Auswahl am besten so wohl zu treffen sein, daß keine zu lange Stücke aufgenommen werden, daß ferner die Umgangssprache darin vertreten ist und daß sie ihrem Inhalte nach instructiv und zugleich unterhaltend sind. Gerade darin möchte ein besonderer Vorzug eines Elementarbuches bestehen, daß sich Grammatik und Lectüre in Wahrheit gegenseitig durchdringen. Wenn hier die Forderung ausgesprochen wird, daß das Elementarbuch wirklich methodisch sei, so ist damit durchaus nicht gemeint, daß dasselbe nach „einer ganz neuen Methode" bearbeitet sei, wie man dergleichen Phrasen häufig zu lesen bekommt; die Methode soll weder analytisch allein, noch synthetisch allein, sondern beides zugleich sein und zwar, soweit es bei der Verschmelzung irgend thunlich, genetisch, namentlich vom zweiten Gange an. Was dazu alles gehöre, als Anfänge der Onomatik, Synonymik u. s. w., ist hinlänglich in diesem Blatte auseinandergesetzt. Methodisch soll das Buch aber nicht allein für den Schüler sein; es kann heut zu Tage nichts schaden, wenn in dergleichen Büchern dieser und jener Lehrer einen Wink zur weiteren Durchführung des Lehrgangs, wie ihn das Buch vorschreibt, bekommt, darum sollen gelegentlich, und am besten als numerirte Noten in einem Anhange dergleichen für den Lehrer gegeben werden, die zusammen eine Art „Gebrauchsanweisung" ausmachen.

Das vorliegende Werk ist nun nach der calculirenden Methode gearbeitet; Herr Jeep erkennt in der Vorrede die Tüchtigkeit anderer Lehrbücher an, hat aber an ihnen Folgendes auszusetzen:

1) Es fehlt darin die Angabe der Aussprache durch die in allen neuern englischen Wörterbüchern angenommene Bezifferung (soll wohl heißen: in vielen neuen engl. Wörterbüchern angenommene Bezifferung nach Walker? —). 2) In einigen ist zwar die Bezifferung, allein mit Verzerrung des Wortbildes. 3) Es enthalten diese Bücher zwar Regeln; allein entweder in englischer Sprache, mithin vorläufig nutzlos für den Schüler, oder sie sind in deutscher Sprache, aber an einem unpassenden Orte (etwa in einem Anhange am Ende des Buches) angegeben. 4) Es sind die Uebungen nicht so eingerichtet, daß sie von vornherein Veranlassungen zu den so wichtigen Sprechübungen geben. — Hat aber der Verfasser durch den Mangel seines Buches, das diesen Anforderungen Genüge leistet, seine Berechtigung ein neues zu schreiben erwiesen, so zeigt er durch das Buch selbst, daß er recht wohl befähigt war, ein englisches Elementarbuch zu verfassen. Die beiden ersten Anforderungen hat er durch das Material des Buches vollständig befriedigt. Am wenigsten glücklich ist er mit Nr. 3 gewesen.

Wir geben vollständig zu, daß kurze Regeln und insbesondere Anmerkungen, für den Standpunkt des Schülers, auf dem er eben steht, berechnet, wo nicht gleich Anfangs, doch bald gegeben werden müssen. Jedoch können wir uns mit der Art und Weise, wie ein, wenn auch nur geringer Theil dieser Anmerkungen aufgestellt ist, nicht befreunden.

Einige sind dunkel ausgedrückt, z. B. §. 115, 3. a good one; one erspart die Wiederholung des Hauptworts; dunkel insofern als diese Anmerkung zweifelhaft läßt, ob erspart werden müsse oder nur erspart werden dürfte, denn zu ersparen ist man nicht verpflichtet, dunkel insbesondere für den Deutschen, der hier gar keine Ersparniß, sondern eine Verschwendung sieht: denn der Deutsche wird in diesen Fällen weder „ein" noch sonst ein das Hauptwort vertretendes Wort setzen. Aehnlich §. 42, 1. Präpositionen werden oft ans Ende des Satzes gesetzt: What are you thinking of? Was soll in diesem Falle „oft" heißen. Soll es den Gegensatz einschließen: selten werden die Präpositionen des Satzes vor das Wort gesetzt, zu dem sie gehören (!)

Andere Anmerkungen schienen uns nichtssagend, z. B. S. 147, 1. Die Wörter mit den Vorsilben re, be, de etc. haben ein langes e. Da jedoch der Accent nicht auf der Vorsilbe liegt, so wird das e (1) fast (?) wie i (2) ausgesprochen. Hebt hier nicht der letzte Satz den ersten fast wieder auf? Doch abgesehen von diesen und ähnlichen Verstößen, zeichnet sich die bei weitem große Mehrzahl durch Klarheit, Einfachheit und Kürze aus. Aber wir müssen hier noch entschiedener, als es der Verfasser gethan hat, betonen, daß es nicht sowohl Regeln, als vielmehr

merkungen sein sollen, berechnet für den Standpunkt, auf dem der Schüler gerade steht.

Wie der Verf. den 4. Punkt ausgeführt wissen will, darüber läßt uns die Vorrede völlig in Ungewißheit. Sie bringt statt einer Auseinanderlegung zuerst etwas über das Buch im Allgemeinen, dann einige Bemerkungen über das germanische Element und endlich über die Sprechübungen im Allgemeinen. Dagegen läßt sie völlig unerörtert, inwiefern die Uebungen so eingerichtet wären, daß sie von vorn herein Veranlassungen zu den wichtigen Sprechübungen gäben. Das Buch selbst übertrifft hier die Vorrede — der Verfassar hat nämlich von §. 58 an (vielleicht etwas zu spät?) bis gegen das Ende kleine Erzählungen resp. Fabeln, Gedichte u. dgl. m., die durch den Lehrer leicht abgefragt und durch den Schüler im Einzelnen leicht beantwortet, im Ganzen leicht wiedererzählt werden können. Hierdurch hat der Verfasser allerdings etwas sehr Schätzenswerthes geliefert, indeß hat er doch damit vor vielen Andern noch nichts voraus.

Das aber ist ein Vorzug vor sehr Vielen, daß er einige Erzählungen in Frageform reconstruirt und somit dem Lehrer zeigt, wie er richtig fragen, d. h. bestimmt fragen soll. Denn wie viele Lehrer sind im Stande richtig zu fragen?

So weit an der Hand der 4 Punkte, die der Verf. selbst aufstellt.

Im Uebrigen finden wir es nicht calculirend, daß der Verf. in einem §. oft zu viele Wörter hat. Es setzt den größern Schüler und folglich größere Geistesfähigkeit voraus. Dies möchte man auch zu glauben versucht sein, wenn man Ausdrücke liest, wie §. 61, 1. bear = ertragen in abstracter Bedeutung, wenn Aehnlichkeiten im Französischen nachgewiesen werden. Doch daß er sich Schüler der eben bezeichneten Art nicht gedacht habe, geht hervor aus Seite XI der Vorrede, wo von Schülern in einer Classe, die scholae nec vitae discunt, die Rede ist. Ebenso ist es nicht calculirend, wenn I have und I had sammt den folgenden Personen in einem § (§. 3) abgemacht werden; denn welcher Lehrer wüßte nicht, wie sehr die Schüler — große wie kleine — geneigt sind, „er hat" mit he had zu übersetzen.

Sehen wir aber von diesen und ähnlichen Mängeln ab, so stellt sich uns das Buch als eine neue und zwar **fortgeschrittene Behandlung der engl. Sprache nach der calculirenden Methode** dar. Es zeugt von pädagogischem Takt, der den Schülern Lust zur Sache zu machen weiß, giebt aber hie und da einige Mängel kund, die eine spätere Ausgabe leicht beseitigen kann.

Der zweite Theil ist nach denselben Grundsätzen gearbeitet und zeichnet sich ganz besonders durch eine glückliche Auswahl des Lesestoffes aus. Wir schließen unsern Bericht, indem wir die Erwartung des Herrn Jeep ganz gerechtfertigt finden, wenn er am Schlusse seiner Vorrede sagt: Hat der Schüler diese beiden Theile nach dem in den Vorreden und in den Uebungen selbst gezeigten Gange durchgemacht, so kann man ihn versichern, daß er das Wichtige und Nothwendige der Grammatik weiß und — was besonders hervorgehoben zu werden verdient — auch **kann** und ohne Furcht jedwedes größere Lesebuch wird in die Hand nehmen können.

Standard American authors. vol. I. Poems by William Cullen Bryant. vol. II. The life of Benjamin Franklin. Dessau: Katz, brothers.

Bei der Bedeutung, welche die Freistaaten von Nordamerika auch in literarischer Hinsicht mehr und mehr gewinnen, begrüßen wir das neue Unternehmen der Herren Katz, uns die besten Werke amerikanischer Schriftsteller billig und in angemessener Ausstattung zugänglich zu machen, mit aufrichtiger Freude. Es sind zwar von dem Leben Franklin's bereits mehrere äußerst wohlfeile deutsche Ausgaben vorhanden; vergleicht man aber z. B. nur die Francfurt Edition mit der vorliegenden, welche unter der Revision des Herrn Dr. Elze mit größter Genauigkeit besorgt

worden ist, und erwägt endlich, wie außerordentlich sauber Druck und Papier sind, so dürfte wohl ein Jeder dieser schönen Ausgabe der Herren Katz bereitwillig den Vorzug einräumen, zumal diese überdies durch ein sehr interessantes Facsimile von Franklin geziert ist. Mit ganz besonderer Theilnahme beachtete Ref. das Werkchen von Bryant, dessen poetische Leistungen bereits früher in dieser Zeitschrift gewürdigt worden sind, und an welche wir deshalb die Leser wohl nur zu erinnern brauchen. Ref. schließt mit dem Wunsche, daß die Katz'schen Ausgaben, welche an Schönheit und Correctheit die Tauchnitz'schen noch übertreffen, recht viel Beifall finden möchten.

---

1) Blossoms from the English Litterature. Engl. Lesebuch für Mittelklassen von H. Plate. Hannover, Ehlermann.

2) The English School-companion, a selection of sketches, tales and poetry by Dr. G. Jaep. vol. I. Goettingen, H. Wigand.

Wieder ein Paar Lesebücher, welche zwar nichts Originelles an sich tragen, aber rücksichtlich der Reinheit des Inhalts zu loben sind und auch Unterhaltung und Belehrung gewähren. Herr Plate theilt seine Sammlung in 6 Abschnitte: Anecdotes, 9 Narrative pieces, 8 Deseriptive pieces, 4 Historical pieces, 1 Dramatic pieces (?) und 18 Poetical pieces. Man findet recht viele gute und bekannte Stücke, muß sich indessen wundern, daß die Dramatic pieces nichts weiter als Sheridan's Tragödie Pizarro enthalten, gegen deren Zweckmäßigkeit, sowie auch gegen die Auswahl der 4 historischen Stücke sich manches Erhebliche möchte einwenden lassen. Das kleine Buch des Herrn Jaep ist insofern interessant, als die gelieferten Aufsätze, welche meistens unbekannteren Quellen entlehnt sind, nachweisen, daß der Herausgeber selbstständig zu Werke gegangen ist, was bei den Compilatoren nicht gerade häufig der Fall ist. Viele der Skizzen und Erzählungen lesen sich recht gut, und es läßt sich annehmen, daß sich das Buch Freunde erwerben wird.

W. Anderson's Handbuch der praktischen kaufmännischen Correspondenz. Deutsch bearbeitet, mit Anmerkungen u. s. w. versehen von N. J. Lucas. Bremen, bei J. G. Heyse.

Unter den kaufmännischen Briefsammlungen in englischer Sprache sind die Anderson'schen unstreitig die besten und rücksichtlich der „neatness, perspicuity und brevity" selbst denen von Hodgkin vorzuziehen. Wir besitzen von dieser guten Sammlung zwar bereits eine treffliche englische Ausgabe; keine aber unter den deutschen Bearbeitungen dürfte der vorliegenden vorzuziehen sein, von welcher seit der kurzen Zeit ihres ersten Erscheinens schon jetzt eine zweite Auflage nöthig geworden ist. Ref. hat manche Verbesserungen bemerkt und empfiehlt das Buch bestens.

Praktisches Lehr- und Lesebuch für die untersten Stufen des Unterrichts in der französischen Sprache. Von C. Villatte, Lehrer am Gymnasium Carolinum zu Neustrelitz. Neustrelitz, 1854.

Gerade die ersten Seiten dieses Büchleins bieten manche Ungenauigkeit, wie z. B. gleich unter den Buchstaben nicht blos W, w fehlt, sondern auch das früher genannte i consonne (J, j, qu'on nomme ji suivant l'appellation ancienne

und usuelle, und je suivant la méthode moderne), wie ferner p. 4 im 9ten Stück nach dem 2ten Satz ein Punkt statt des Fragezeichens steht. Man hüte sich, daraus einen — wie wir versichern können — falschen Schluß auf das Ganze zu ziehen, welches vielmehr sorgfältig gearbeitet und seinem Zweck entsprechend ist, in Schulen nämlich, wo dem franz. Unterricht nur 2 wöchentliche Lehrstunden zugemessen sind, als Lehrbuch zu dienen, die mit den praktischen Vorzügen des Ahn'schen Lehrganges einen engeren Anschluß an die Grammatik, vollständigere Paradigmen und besonders eine größere Auswahl von zusammenhängenden Lesestücken darbietet. Vielleicht aber wäre es nicht unzweckmäßig, trotz der p. 92 ff. mitgetheilten vollständigen Paradigmen der Conjugation, an der gehörigen Stelle die für die nächsten Uebungsstücke nöthigen Formen eines Verbums einzufügen, z. B. p. 34 statt der Notiz: „Bei den folgenden Uebungen wird die der ersten regelmäßigen Conjugation vorausgesetzt", das Prés. de l'Indic. von parler für die Uebungsstücke No. 57 — 62 u. s. w. Dann könnten auch die Paradigmen füglich etwas kürzer gefaßt sein, z. B. p. 93 das Futur passé ganz so wie Plusqueparfait und Anter. défini; namentlich gilt das Gesagte für das Passif, wo dem Schüler füglich das Ausarbeiten des vollständigen Paradigmas überlassen bleibt, wenn nur das Prés. vollständig, von den übrigen Zeiten dagegen nur die erste Person angegeben ist. — Vollkommen billigen wir es aber, daß in den deutschen Uebungsstücken nicht die französische Wortfolge beibehalten ist, wodurch allein der Schüler zum vollen Bewußtsein über die Verschiedenheit der Construction in der Muttersprache und in der fremden gelangt. — In Bezug auf die zusammenhängenden Lesestücke wäre der Wunsch wohl nicht ungerechtfertigt, daß noch mehr kürzere Erzählungen sich fänden, wogegen vielleicht von den längeren eine wegbleiben und statt einer anderen ein kleines Drama eingeschoben werden könnte. — In den Noten p. 117, 10 hieße es füglicher: s. 113. 9); ebenso p. 115. 8) s. 113. 8) u. a. m. Durch ein derartiges Verweisen wird die Selbstthätigkeit der Schüler angeregt. — An einzelnen Stellen wäre vielleicht noch Einzelnes beizufügen; so vermissen wir z. B. p. 34 unter den Zahlwörtern ungern die Bemerkung, daß das französische billion nicht dem deutschen Billion entspricht, sondern = milliard nur tausend Million ist.

Der Verf., welcher um „Mittheilung von Mängeln und wünschenswerthen Veränderungen" an seinem Buche gebeten, berücksichtigt das Vorstehende vielleicht für eine zweite Auflage seines Büchleins, welches außer dem Erwähnten noch ein Wörterbuch und einen Nachweis der in den deutschen Uebungsstücken vorkommenden Wörter enthält und, wie wir schließlich wiederholen, als sehr zweckmäßig für den ersten Unterricht zu empfehlen ist.

Praktisch-theoretischer Lehrgang der französischen Schrift- und Umgangssprache nach der Robertson'schen Methode von F. Booch-Arkossy. Dessau, Gebr. Katz.

Der Verfasser dieses Werkes hat sich in weiteren Kreisen bereits durch die deutsche Bearbeitung einer ähnlichen italienischen und spanischen Grammatik bekannt gemacht, und die vorliegende Arbeit reiht sich den früheren Leistungen des Verf. in würdiger Weise an. Die Vorzüge und Mängel der Robertson'schen Methode sind zu bekannt, als daß es nöthig wäre, an dieser Stelle nochmals darauf zurückzukommen, und wir beschränken uns deshalb auf die Bemerkung, daß uns der Herausgeber unseres Buches überall als ein fleißiger Sammler und ein feiner Kenner der Sprache entgegentritt und daß er mit den praktischen Bedürfnissen seiner Schüler wohl vertraut ist und dieselben zu befriedigen versteht. Was die äußere Einrichtung des Buches betrifft, so würde es nach unserer Ansicht zweckmäßiger — und vielleicht auch für den Absatz praktischer gewesen sein, wenn das Ganze in mehrere Stufen in gesonderten Heften eingetheilt wäre. Hr. Arkossy ist freilich der Ansicht, daß der Lernende (auch der Selbststudirende) im Stande sein solle, noch vor Ablauf von 4 Monaten das Werk durchzumachen und sich bis dahin eine

„tüchtige, vollständige (?) grammatische Kenntniß der Sprache mit hinlänglicher (?) mündlicher und schriftlicher Ausdrucksfähigkeit zu erwerben, so daß er sich unbedenklich der Lectüre und der Conversation mit gebildeten Franzosen hingeben könne.“ Wir erlauben uns dieser Hoffnung gegenüber einigen Zweifel zu hegen. Das thut indessen weiter nichts zur Sache, das Buch ist in seiner Weise jedenfalls ein gutes und der Empfehlung werth.

---

1) Poésies de V. Hugo, de Lamartine, de Delavigne et de Béranger, par Charles Graeser. II. Ed. Marienwerder, Levysohn.
2) Premières Lectures françaises. Franz. Lesebuch für die untern Klassen, herausgegeben von Dr. F. Seinecke. Hannover, L. Ehlermann.
3) Franz. Lesebuch für obere Klassen von F. Bauerheim. 3. Aufl. Stuttgart, Rieger.

Es fehlt zwar nicht an guten Handbüchern für die Lectüre, aber Viele lieben die Abwechslung, und in dieser Beziehung schon verdienen die obigen Sammlungen, daß auf sie die Aufmerksamkeit gelenkt werde. Die schöne Anthologie von Graeser hat, wie es scheint, sehr schnell eine große Verbreitung gefunden, und das verdient sie auch, indem sie einen großen Schatz des Besten darbietet, welches die franz. Poesie überhaupt aufzuweisen hat. Bereits die erste Auflage ist an diesem Orte von anderer Hand sehr warm empfohlen worden, und Ref. kann versichern, daß die neuen Zusätze in dem Texte sowie die hinzugekommenen sachlichen Erklärungen eine wahre Bereicherung sind. Auch vermöge seiner schönen Ausstattung möchte sich das Werkchen sehr gut zu Geschenken eignen.

Wir können nicht gerade behaupten, daß Hr. Seinecke das hübsche Lesebuch von Lüdecking, von welchem uns gegenwärtig schon die dritte Auflage vorliegt, übertroffen habe, aber es verdient doch als eine recht gute Sammlung bestens empfohlen zu werden. Im Gegensatze zu manchen Lesebüchern Süddeutschlands, welche die Schüler mit Recht für ziemlich ledern halten, wird hier ein Stoff geboten, welcher seinem Inhalte nach reich an Anziehungskraft ist und zugleich viele tüchtige Bildungselemente in sich enthält. Rücksichtlich der Form kann man sich ebenfalls höchst anerkennend über die gewählten Lesestücke aussprechen; sie beginnen mit der einfachsten Satzbildung und es findet sich dann ein höchst angemessener Fortschritt zum Schwierigern. Der Druck ist sehr correct und das Aeußere überhaupt dem wohlgegründeten Rufe des Verlegers angemessen.

Herr Bauerheim hat sein Buch vorzugsweise für höhere Töchterschulen bestimmt. Ueberwiegend herrscht in dieser Sammlung die Briefform vor und daneben das Poetische. Weshalb der Herausgeber das rein Historische so sehr zurücktreten ließ, begreifen wir nicht recht, auch vermögen wir es nicht zu billigen, daß die dramatische Literatur nur durch Johanna d'Arc und Maria Stuart vertreten wird. Doch sind das nur kleine Ausstellungen und man muß zugeben, daß der Verf. seine Aufgabe stets im Auge behalten und seinen Schülerinnen sehr viel Gutes geboten hat.

---

1) Lectures pour les enfants. I. et II. part. 5e Éd. Strasbourg, Veuve Berger-Levrault et fils.
2) Second cours de lecture intellectuelle et morale, par B. Sesselmann. Nancy, Grimblot et Ve. Raybois.

Es giebt zwar eine Unzahl französischer Kinderschriften, aber die meisten sind

höchst planlos und unzweckmäßig angelegt, und manchem Lehrer wird es vielleicht angenehm sein, daß Ref. hier auf ein paar soeben erschienene, wirklich gute derartige Schriften aufmerksam machen kann, die des Lobes werth sind. Eine ganz besondere Sorgfalt hat Herr Sesselmann auf sein hübsches Büchlein verwendet, welches er für die franz. Elementarschulen (second âge) bestimmte; er wollte die Kinder durch die Lectüre in Allem unterrichten, was ihnen irgend nützlich sein könnte, und so macht er sie denn zuerst mit ihren Umgebungen vertraut und redet dann später von höheren Gegenständen. Das Buch zerfällt in 5 Theile, von denen der erste das der Sphäre des Kindes ganz Naheliegende entwickelt und erklärt; es folgen darauf kleine Erzählungen und Parabeln, welche bei den Kindern Ideen und moralische Gefühle erwecken sollen; daran schließt sich eine Darlegung der nothwendigsten Begriffe über den Leib und die Seele des Menschen und eine mit feinem Tacte aufgestellte Betrachtung über die Natur. In einem vierten Abschnitte folgt das Nothwendigste aus der Geographie, mit besonderer Berücksichtigung Frankreichs, der Naturgeschichte u. s. w., und den Schluß bildet eine Reihe von hübschen Fabeln, welche theils in Prosa, theils in poetischer Form abgefaßt sind. Ref. kann nicht umhin, schließlich ein paar Worte aus dem amtlichen Berichte des Herrn Ferry anzuführen, mit welchen das Werk bestens empfohlen wird; es heißt dort nämlich: „Ces lectures, composées dans le but de préparer les jeunes intelligences à recevoir plus tard une instruction plus forte et plus complète, sont toutes utiles et intéressantes, écrites d'un style clair, simple et familier, elles sont mises bien à la portée intellectuelle de cet âge et propres à former de bonne heure l'esprit et le coeur du jeune enfant“ etc.

Auch die beiden hübschen anonymen Straßburger Bücher können ihrem Inhalte und der Form nach bestens empfohlen werden. Wir erhalten hier eine Reihe von kleinen Erzählungen, welche für das jugendliche Alter außerordentlich zweckmäßig sind, und manche unter ihnen verdienen rücksichtlich der Anlage und Durchführung meisterhaft genannt zu werden.

---

1) La meilleure école de conversation française par W. Stieffelius. Leipzig, H. Schulze.

2) Dialogues français et allemands. 22me Éd. Berger-Levrault, Strasbourg.

3) Petit livre de conversation allemand-français à l'usage de la jeunesse par le Dr. Emile Otto. 10me Éd.

Von den Hülfsmitteln für den Unterricht in der franz. Conversation sind die Straßburger Handbücher, wie es schon die Zahl der erschienenen Auflagen andeutet, am meisten verbreitet, und unter diesen verdienen besonders die unter No. 2 und 3 genannten Bücher lobende Erwähnung. Die Sammlung des tüchtigen Pädagogen Otto möchte vielleicht in einzelnen Theilen von Deutschland weniger bekannt sein, als sie es verdient, und Ref. will den Inhalt derselben deshalb in einigen Worten angeben. Ein vorbereitender Theil bringt ein Recueil des mots les plus usités, welche gut geordnet sind; daran schließen sich 1) kurze Uebungssätze (Phrases d'exercice); 2) ausgewählte Redensarten und später Germanismes et Gallicismes. Die dann folgenden 33 Dialoge, welche das für das kindliche Alter Nothwendige in recht angemessener Weise bringen, bilden den eigentlichen Hauptbestandtheil des Werkes, das mit einer Reihe von sprichwörtlichen Redensarten abschließt. In seiner Weise verdient das Büchlein vortrefflich genannt zu werden, und es läßt sich erwarten, daß es bei seiner äußerst zweckmäßigen Einrichtung, schönen Ausstattung und großen Wohlfeilheit immer festern Fuß auch in unseren deutschen Lehranstalten fassen werde.

Ueber das größere Werk, welches jetzt auch von dem Conseil de l'Instruction publique adoptirt worden ist, bemerken wir nur, daß diese neue Ausgabe in ihrer äußern Ausstattung sowohl als auch hinsichtlich der Correctheit gewonnen hat.

Ebenso braucht hier über die Arbeit des Herrn Stieffelius nicht viel gesagt zu werden, da dieselbe schon nach der früheren Auflage den meisten Lesern dieser Zeitschrift hinlänglich bekannt sein dürfte. Der Verf. hat 52 kleine Scenen aus verschiedenen guten dramatischen Werken zusammengestellt mit gegenüberstehender deutscher Uebersetzung und fordert nun, daß in jeder Woche einer dieser Dialoge von den Schülern gelernt werde. Die redenden Personen so wie die behandelten Gegenstände sind sehr mannigfaltig, und man darf zugleich sagen, daß der Herausgeber mit Geschmack und feinem pädagogischen Tacte gewählt hat; man wird es ihm deshalb auch gern zugestehen, daß seine Sammlung weit passender ist, als das gewöhnliche Gewäsch solcher Bücher mit Schuster und Schneider. Einen besondern Werth gewinnt die empfehlungswerthe Schrift noch durch die Beigabe dreier hübscher Comödien von Picard und Leclerq.

Die französische Conversationssprache soll, in anderer Weise zwar, auch gefördert werden durch ein Büchlein:

Uebungsstoff zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Französische. No. 1. Die Müssiggänger. Bremen, bei Heyse.

Dies kleine Stück ist für die obern Classen bestimmt und gewährt in seiner ganz französischen Haltung und mit Hülfe der sehr zweckmäßig gegebenen Winke einen zweckmäßigen Uebergang zum eigentlichen Französisch-Sprechen.

Wir verbinden hiemit noch eine kurze Anzeige von der

Anleitung zur spanischen und deutschen Umgangssprache von H. W. A. Kotzenberg. Bremen, J. G. Heyse.

Das Buch erscheint hier bereits in einer zweiten und vielfach berichtigten und erweiterten Ausgabe. Schon in früherer Zeit hat dasselbe an dieser Stelle eine lobende Erwähnung gefunden, und Ref. kann sich dieser Ansicht um so eher anschließen, da auch die neuere Orthographie jetzt durchgängig in der Sammlung beobachtet worden ist. Den eigentlichen Dialogen geht ein vorbereitender Theil voran, in welchem durch eine Reihe von kurzen, leichtfaßlichen Phrasen die Regeln der Grammatik in systematischer Aufeinanderfolge zur Anschauung gebracht werden; in praktischer Weise ist dabei zugleich der Blick stets auf die Beziehungen des Lebens gerichtet, und man darf wohl annehmen, daß Jemand, der mit einem geschickten Lehrer dieses Buch durchgemacht hat, im Stande sein wird, sich geläufig und correct in der fremden Sprache auszudrücken.

Sprechen Sie russisch? Sammlung der nothwendigsten Russisch-deutschen Gespräche von Nikolai Iwanowitsch. E. Wengler, Leipzig.

Dieses Buch giebt zuerst eine ziemlich ausführliche, äußerst populär gehaltene Grammatik der russischen Sprache, liefert sodann ein systematisch geordnetes Vocabularium, an welches sich eine Reihe von Dialogen anschließt, welche die gewöhnlichen Verhältnisse des Lebens in genügender Weise behandeln.

Programmenschau.

Ueber Ursprung und Wesen der romanischen Sprache, von J. Pirmin Rufinatsche. Programm des K. K. Gymnasiums in Meran, 1853.

Der Verfasser beabsichtigt, gegen verschiedene entgegenstehende Ansichten, die er besonders auf S. 16 rc. zusammenstellt, die lateinische Abstammung und innige Verwandtschaft der romanischen Sprache mit den übrigen romanischen Idiomen zu erweisen, welche einst auch einen Theil von Tirol umfaßte, jetzt aber besonders in Graubünden gesprochen wird. In einer geschichtlichen Einleitung wird das Verhältniß Rätiens zu Rom erörtert, und Chur als politischer Centralpunkt wie als Heerd für die sociale Propaganda genannt, welche über die rätischen Thäler römische Cultur und Sprache ausbreitete: auch in Rätien sind lateinische Schulen als sehr wahrscheinlich anzunehmen, römische Sitte und Sprache waren so verbreitet, daß trotz der Beeinträchtigung durch die Völkerwanderung sich die romanische Sprache in den abgeschlossenen Thälern bis auf den heutigen Tag erhalten hat. — Wenn sich die Rätier im Mittelalter unabhängig zu machen suchten und 1471 endlich eine Bundesrepublik aller Rätier zu Stande brachten, so ging mit dieser politischen Isolirung leider eine geistige gleichen Schritt, der Ideenkreis und dessen mündlicher Austausch wurde einförmig, und die Sprache hat so keine Literatur; während die andern romanischen Dialecte sich fortbildeten, blieb dieser in der nämlichen Gestalt, welche er um jene Zeit haben mochte, als der allgemeine Scheidungsprozeß eingetreten war, durch den sich die neuromanischen Sprachen aus der lingua vulgaris oder romana organisch zu dialectisiren anfingen. Der Verf. giebt nach einer kurzen Geschichte des Latein. dem Romanischen als seiner Mutter die den übrigen romanischen Sprachen gemeinsame Quelle, den lateinischen Jargon, der nach dem Untergange der alten Römersprache aus der Vermischung der nach der Nationalität gefärbten und verunstalteten Volksmundart und der germanischen Idiotismen hervorgegangen ist (in welchem Verhältniß seine Ansicht zu der vielbestrittenen Raynouards steht, sagt er nicht). Das Mischungsverhältniß wird so bestimmt, daß von 100 Wörtern ungefähr 75 auf die latein., 15 auf die german., der Rest auf die alträtische und andere Sprachen fallen, und darauf an verschiedenen, nach bestimmten Klassen geschiedenen romanischen Wörtern diese Abstammung erwiesen, wobei sich das auffallende Factum zeigt, daß manche germanische Wörter unmittelbar ins Roman. übergegangen sind, z. B. einfettis aus einfältig, gottlos. Falsch ist die Ansicht, daß das Roman. dem alträtischen, gleichviel ob keltischen oder etruskischen Gebiet angehöre, es gilt auch für diesen Dialect der Grundsatz, so lange nicht besondere Gründe für keltischen Ursprung reden, der latein. oder german. Ableitung den Vorzug einzuräumen. Nachdem der Verf. noch mehrere seiner Ansicht entgegenstehende Meinungen von Gelehrten, auch Diez, Fuchs rc. über diese Sprache, welche immer mehr und mehr vor der deutschen und italienischen Zunge zurückweicht und in vielleicht nicht ferner Zeit aussterben wird, beigebracht, benutzt er schließlich den von Hormayr citirten ersten Psalm, um an dem abgedruckten roman. Texte zu zeigen, daß diese Sprache nicht, wie H. meint, der treueste Rest der etruskischen Sprache, sondern eine echt romanische ist.

Sachs.

Ueber die sittlich-religiöse Entwickelung Göthes bis zum Jahre 1774, von dem Prorector Aug. Spieß. Programm des Gymnasiums in Wiesbaden, 1853.

Der Verf. ist mit Recht von der Ansicht ausgegangen, daß man über die angebliche Religiosität oder Irreligiosität eines Schriftstellers kein Urtheil gewinnen könne, wenn man Stellen aus seinen Schriften beliebig auswähle, und aus einem solchen zusammengespeicherten Conglomerat ein Resultat abstrahiren wolle; es komme vielmehr wesentlich darauf an, die verschiedenen Phasen, welche sich in der religiösen Entwickelung eines Schriftstellers auffinden ließen, sorgfältig auseinander zu halten, um dann aus ihrem Verlauf ein Gesammturtheil gewinnen zu können. Er hat von diesem Gesichtspunkt aus die sittlich-religiöse Entwickelung Göthes bis zu seiner Beschäftigung mit der Philosophie Spinoza's verfolgt und folgende Bildungsmomente beleuchtet: 1) Göthes Kinderjahre in Frankfurt, sein Verhältniß zu dem deistisch gesinnten Vater, zu der frömmeren Mutter, zu Fräulein von Klettenberg (die Stillen im Lande) und zu dem skeptischen Hofrath Huisgen, 2) seinen Aufenthalt in Leipzig und seine Beziehungen zu Gellert und Langer, seine damalige Ansicht über die Abendmahlslehre und seinen Indifferentismus, 3) seine Rückkehr nach Frankfurt und sein näheres Anschließen an Frl. v. Klettenberg (Religion des Herzens), 4) seine Bekanntschaft mit dem Arzt Dr. Müller (theosophische Studien), 5) seinen Aufenthalt in Straßburg, seine Abneigung gegen den Voltaire'schen Unglauben, seine Hinneigung zum Mystischen und Pantheistischen und seine Bekanntschaft mit Herder, 6) seine Rückkehr nach Frankfurt, seine Beziehung zu Riese und Merk, sein Studium des Spinoza und seine Bekanntschaft mit Fr. H. Jacobi, Lavater und Basedow. Der Verf. sucht hierauf anschaulich zu machen, wie aus allen diesen sittlich-religiösen Bestrebungen jene Toleranz hervorgegangen sei, die einen Grundzug in Göthes Charakter bilde. Dabei hat der Verf. nicht unterlassen, auf die Schriften Göthes hinzuweisen, die gleichsam als Niederschläge jener geistigen Lebensströmungen zu betrachten sind, unter andern auf die „Bekenntnisse einer schönen Seele", die Fräulein von Klettenberg vindicirt werden, auf den Anfang des Faust, der als ein Ergebniß der mystisch-cabbalistischen (theosophischen) und theologisch-philosophischen Studien Göthes in Frankfurt und Straßburg betrachtet werden müsse, auf sein Straßburger Tagebuch (cf. die von A. Schöll herausgegebenen Ephemeriden) auf die Briefe eines Landgeistlichen (Toleranz), auf die Doctor-Dissertation über den Satz, „daß der Gesetzgeber nicht allein berechtigt, sondern auch verpflichtet sei, einen gewissen Cultus festzusetzen, von welchem weder die Geistlichkeit noch die Laien sich lossagen dürften (eine Frucht der theologisch-philosophischen Studien in Straßburg) u. s. w. Daß sich im „Werther" schon Anklänge des Spinozismus vorfinden, wie Gelzer und Düntzer behauptet haben, läugnet der Verf., ohne jedoch für seine Ansicht schlagende Beweise anzuführen. Denn allerdings lassen sich den von Gelzer angeführten Beweisstellen andere entgegensetzen, in denen die Gottheit als reine Persönlichkeit und das Verhältniß derselben in christlicher Weise aufgefaßt ist; andrerseits muß doch aber auch schon in jener Zeit eine gewisse Prädisposition in Göthes Gemüth angenommen werden, die ihn dem Spinozismus zuführte.

Jedenfalls ist die Abhandlung des Verfs. eine sehr lesenswerthe, und wir wünschen ihr nicht bloß eine weitere Verbreitung, sondern auch eine baldige Fortsetzung, welche die spätere Entwickelung Göthes behandelt.

Berlin. Dr. **Kleiber.**

Observations sur Hamlet. — Vom Hülfslehrer Jänecke. Programm der höheren Bürgerschule zu Graudenz, 1853.

Der Bericht über ein seit länger als einem Jahre erschienenes Programm, kommt ein Wenig post festum. Wir wollen ihn indeß auch jetzt, da die Schrift uns leider erst so spät zu Gesicht kommt, nicht zurückhalten, weil die darin ent-

haltene französische Abhandlung in sofern ein allgemeines Interesse hat, als sie uns eine Probe des französischen Styles bringt, womit uns deutsche Verfasser in jüngster Zeit nur zu häufig beschenken. — Wir geben also mit der Beurtheilung dieser einen Schrift ein Bild von der ganzen Gattung dieser Schriftstellerei. — Nur unter diesem Gesichtspunkte schien sie uns wichtig.

In der Form, welche wir hier natürlich allein im Auge haben, tritt uns zunächst die vollkommen unfranzösische Manier der Entwickelung entgegen. Der Franzose liebt Bestimmtheit und Klarheit auf jedem Schritt, vorzüglich sind ihm lange Einleitungen zuwider. Unser Verfasser braucht zwei und eine halbe Seite, d. h. mehr als ein Viertel der ganzen (aus $9\frac{1}{2}$ Seiten bestehenden) Abhandlung, um zu seinem Gegenstande zu gelangen. Ueberhaupt ist der Fortschritt der Gedanken schwerfällig und bewegt sich oft in künstlichen Krümmungen. Das Ganze erinnert vielmehr an eine lateinische Dissertation als an einen französischen traité. — Indessen weichen bekanntlich darüber die Meinungen ab, in weit man sich bei dem Gebrauch des fremden Idioms zugleich der nationalen Auffassungs- und Behandlungsweise anbequemen solle. Viele nennen die der Franzosen oberflächlich; indeß scheint es, daß unser Verfasser unbeschadet der Gründlichkeit, die ganze Einleitung weglassen und sogleich mit dem Urtheile von Gervinus, welches er S. 3 Z. 16 anführt, anfangen konnte, zumal da er fast alle Gedanken der Einleitung später nochmals vorbringt. — Auch die stylistische Form ist nicht zu kostbar für ein solches Opfer. Denn, um es kurz zu sagen, die Arbeit ist, nicht bloß in der Einleitung, sondern durchgehends, voll arger Verstöße gegen Präcision und Leichtigkeit, gegen französische Satzbildung, sprachgemäßen Ausdruck und richtige Wahl der Worte.

Es würde schwer sein, die einzelnen Verstöße unter den hier genannten Rubriken aufzuführen. — Ein einziger Satz bringt oft mehrere verschiedener Art zusammen, und man müßte zum Belege dieselben Wörter zuweilen wohl fünfmal wiederholen. — Wir ziehen es daher vor, zunächst eine Stelle im Zusammenhange durchzugehen und beginnen sogleich mit dem Anfange der Arbeit:

Der erste Satz bietet der Kritik nur einige gelegentliche Bemerkungen dar: Voilà un coeur noble qui se brise schreibt der Verfasser; man würde besser sagen voilà un noble coeur qui se brise. — Ein Franzose hätte ferner Horace nicht le héraut de ses (Hamlets) aventures genannt, weil dies Wort zu einem calembourg mit héros Anlaß giebt. Doch sind dies Subtilitäten, die wir dem Verfasser gern hingehen lassen. — Bedenklicher aber ist der zweite Satz: Er lautet mit Weglassung der englischen Parenthesen: En effet, il n'y a que lui, de tous les assistants, que dis-je, de tous les survivants à remplir ce triste devoir: lui seul ayant ses secrets, quels qu'ils soient, lui seul, sachant les détails de ses affaires, et connaissant assez et lui et sa cause, pour en faire un rapport juste aux incrédules. — Hier ist in nuce der Styl der ganzen Arbeit.

Zuerst würde man anstatt il n'y a que lui de tous etc. besser sagen parmi tous les etc. — à remplir ce triste devoir ist ein Sprachfehler. Es konnte nur pour remplir, oder gewählter: qui puisse remplir gesagt werden. Der Infinitiv mit à scheint übrigens die besondere Gunst des Verfassers zu genießen. Er wendet ihn S. 7 Z. 18 nochmals und ebenso sprachwidrig an: concours de circonstances à nous persuader: was wahrscheinlich den Sinn von circonstances propres à nous persuader haben soll. — Les détails de ses affaires ist ein Germanismus, es muß le détail de ses affaires heißen, endlich un rapport juste ist ein ganz sinnloser Ausdruck. Ein genauer, getreuer Bericht, der hier offenbar bezeichnet werden soll und auch dem Englischen: report me and my cause aright entspricht, ist ein rapport fidèle. Die ganze Structur dieses Satzes hat aber etwas Gezwungenes, Unfranzösisches, was namentlich an der Stellung der Participe ayant, sachant etc. liegt, die, wenn sie einen Grund angeben, besser dem Subjekt vorangehen. Noch sind die Worte de tous les survivants ganz überflüssig und connaissant assez et lui et sa cause eine frostige Tautologie. In leidlichem Französisch würde der Gedanke des Verfassers etwa so lauten: Ayant tous ses

secrets et sachant le détail de ses affaires il était aussi le seul de tous les assistants, qui pût en faire un rapport fidèle aux incrédules. Der dritte Satz beginnt wieder mit einem Germanismus: tout le reste ne sait de rien, die wörtliche Uebersetzung von: die Andern wissen von Nichts. Es giebt im Französischen eine familiäre Redensart ne savoir rien de rien. Außer dieser aber kommt die Verbindung savoir de rien nicht vor. — Auch tout le reste ist zu tadeln. Horace steht den Andern gleichsam als eine Partei gegenüber, nicht aber kann er als Theil eines Ganzen angesehen werden. Es war daher zu schreiben les autres n'en savent rien. — Die Worte ni ne comprend rien à l'acte en scène sind ganz unverständlich. Wahrscheinlich wollte der Verfasser Etwas ausdrücken, was in den Worten ne comprend rien à ce qui se passe liegt. Von einem acteur wird gesagt entrer en scène, être en scène, auf der Bühne sein; aber ein acte en scène ist ein Unding. — An der Hand eines neuen Sprachfehlers werden wir in den folgenden Satz eingeführt. Il n'y est que des spectateurs etc. Das pronom y soll hier die Ortsbezeichnung auf die Bühne ausdrücken. Dies aber ist in den bestimmt ausgeprägten Redensarten il y a und il est unstatthaft. Es dürfte nur entweder il n'y a là, oder il ne s'y trouve geschrieben werden. In demselben Satz ist Hamlet enflammé à la vengeance; bis jetzt wohl der einzige Sterbliche, dem dies begegnet. Man ist z. B. enflammé de fureur aber man ist porté à la vengeance.

Den folgenden Satz müssen wir ganz hierher setzen: Mais enfin, si nous le demandons précisément, qu'est ce que Horace pût avoir eu à rapporter devant le monde ignorant, si ce n'est ce que nous autres savons déjà, et et ce qu'il dit lui-même (ein längeres englisches Citat) enfin toutes ces scènes que le poète a représentées devant nos yeux; et s'il ajoute (—) il promet, sans doute, de faire paraître les causes véritables, les motifs réels des événements qu'il va rapporter. Welch schleppende, unklare Construction. Zunächst muß précisement wegfallen, welches den Sinn des Zwischensatzes si nous le demandons stört. — Demander précisement würde nur heißen können seine Frage genau stellen, so daß sie nicht mißverstanden werden kann. — Das bringt hier einen galimatias zu Wege. — Aber auch ohne précisément ist der Zwischensatz gar nicht an seinem Platze, da die folgenden Worte keine wirkliche Frage enthalten, sondern nur in Form einer solchen gebracht sind. Eigentlich stellt der Verfasser hier eine Behauptung auf, Horaz kann nichts Anderes zu berichten haben, als was wir schon wissen und was er selbst sagt. — Deshalb wirken auch jene Worte verwirrend auf das Verständniß der Construction, da nicht allein sie eine Frage in Aussicht stellen, sondern der Form nach auch hinter ihnen eine solche beginnt. Man muß zweimal lesen, um die Structur zu begreifen. Und nun! welcher galimatias! Horaz kann nichts Anderes zu berichten haben, als was er eben berichtet! Diese nicht gerade tief liegende Entdeckung bedurfte der emphatischen Form einer Frage nicht, welche unsere Aufmerksamkeit erregt und uns auf einen ausbündig geistreichen Gedanken gefaßt macht. — Das nous autres ist hier als ein gesuchter Ausdruck so recht am unrechten Orte. Aus welchem Grunde soll denn dem nous durch Andeutung eines Gegensatzes hier Nachdruck gegeben werden? Wer sind die Andern, die im Gegensatze zu uns die Sache nicht wissen? das einfache que nous savons déjà ist hier allein dem Gedanken angemessen. — Ferner entstellt das letzte Object zu „à rapporter“ — „enfin toutes ces scénes“ etc. durchaus den Gedanken. Horatius will uns kein Drama liefern, sondern Thatsachen erzählen und Fortinbras mit seinen Ständen verlangt von ihm kein Schauspiel, sondern einen Bericht. — Ganz störend tritt endlich das folgende s'il ajoute in die Construction des Satzes hinein. Offenbar nimmt es jenes erste si nous le demandons wieder auf und man erwartet daher eine dem ersten Theile des Satzes parallele Construction — aber vergeblich. — Der Gebrauch der Bedingungspartikel zur Anführung eines Grundes ist wieder ein Germanismus. — Französisch richtig muß es statt dessen et en ajoutant heißen. — Nicht anders das gleich folgende faire paraître; eine Uebersetzung des deutschen: vorführen. Paraître wird nur von der wirklich sinnlichen Erscheinung gebraucht und man kann causes nicht faire paraître, sondern nur mettre au jour. —

Wir halten hier inne mit der Verfolgung des weiteren Zusammenhanges, nicht weil es in dem Folgenden an Stoff für die Kritik fehlt, sondern weil im Gegentheil sich im Wesen dasselbe nur wiederholt. Wir denken, das bisher Besprochene reicht hin zur Begründung unseres obigen Urtheils. Wen nach weiteren Beweisen gelüstet, der lese getrost in der Abhandlung weiter, er wird nicht lange suchen dürfen. — Wir empfehlen z. B. noch Seite 3 Zeile 3: Mais le poète — den ganzen Absatz hinunter, wo sich der Gedanke in lauter Hypothesen herumjagt, von einer sehr unklaren Gerechtigkeit des Dichters gegen seinen Helden die Rede ist, gleich als ob es sich um eine politische Gegnerschaft handle. Ferner S. 5 Z. 22 den Satz et surtout — lui-même n'a pas, dem das Prädicatsverb des Hauptsatzes fehlt. — Wir wollen noch eine kleine Nachlese jener oben bezeichneten Fehler halten, wie sie sich uns eben beim Durchblättern der Arbeit darbieten.

Eine besondere Neigung zur Breite zeigt sich durchweg in dem Aufsatz in einer Menge der lästigsten Tautologien, S. 6 Z. 3 des opinions qu'il aurait su fausses et erronées. S. 4 Z. 8 et Hamlet en vient pour la malice, la malignité insidieuse. — S. 5 Z. 5 qu'il y a enfin de l'affection, de l'amitié, que le poète a jugé essentiel de nous communiquer, pour bien juger de Hamlet et surtout; pour en juger plutôt que de le juger. Diese letzten Worte namentlich enthalten einen ganz lahmen Gedanken; der Dichter hat uns Liebe für Hamlet eingeflößt, um ihn vielmehr zu beurtheilen als zu verurtheilen. — Kein irgend stichhaltiger Grund war vorhanden zu diesem tautologischen Zusatz als der etwa, zu zeigen, daß man den Unterschied von juger quelqu'un und juger de quelqu'un wisse. — Z. 5. Hamlet aussi s'accuse, il s'attaque à lui-même. Hier ist dem Verfasser beinahe dasselbe passirt. S'attaquer à lui-même heißt so viel als s'en prendre à lui-même — sich an sich wagen, was hier sinnlos ist. Wenigstens mußte geschrieben werden il s'attaque lui-même, dann war es wenigstens ein richtiger, wenn auch überflüssiger Ausdruck. — S. 4 Z. 21 à défier, à provoquer le danger. — Z. 30 qu'il ait voulu relever, et faire valoir Laërte aux dépens de Hamlet. — Vorletzte Zeile sur la portée et l'étendue de cette injonction importante. — S. 3 Z. 9 steht: ajoutons, qu'il ne se serait ainsi écarté, ou égaré du sens commun. Abermals eine Tautologie und ein Fehler zugleich; s'égarer du sens commun ist nicht französisch. — Dergleichen bringt uns jede Seite in reichhaltiger Auswahl.

Sprachwidrige und mißverstandene Ausdrücke, Germanismen, falsche Wortstellungen eben so:

S. 2 Z. 11. Qu'il fait son héros d'un côté s'inquiéter. — faire quelqu'un s'inquiéter würde kein Franzose schreiben. — S. 4 Z. 2. La mort de Polone se venge sur ce dernier. Ein Germanismus: rächt sich. Französisch: la mort est vengée. S. 4 Z. 10 kommt venger les forfaits vor, ein ähnlicher Germanismus, der im Französischen einen ganz lächerlichen Gedanken giebt. On punit les forfaits. — S. 4 Z. 6 von unten. Du premier abord. — Germanismus, muß dès l'abord heißen. — S. 5 Z. 4. Ainsi ce n'est pas dans nous ni préjugé, muß en nous heißen. — S. 5 Z. 15. Du poids qui les oppresse, que de les oppresser davantage. Anstatt des zweiten oppresser muß es accabler heißen. — S. 7 letzte Z. En faisant ce drame. — On compose des drames, on ne les fait pas. — S. 8 Z. 8 passirt dem Verfasser dasselbe Unglück, was wir bereits oben bei juger zu bemerken Gelegenheit hatten, noch einmal, nämlich gerade da, wo er seine Kenntnisse zeigen will, einen recht fatalen Irrthum zu begehen. — Es heißt da: Mais si l'on se croit en droit de se servir des paroles de Hamlet, pour lui faire justice, y a-t-il de l'équité à ne s'en servir pour la lui rendre. Der Gedanke, den hier der Verfasser durch den Gegensatz von faire und rendre justice hat ausdrücken zu wollen, ist zwar kein glücklicher Griff, aber doch eine recht willkommene Gelegenheit, ein bischen Gelehrsamkeit auszukramen. Unglücklicherweise heißt aber pour lui faire justice gar nicht, ihn verurtheilen, sondern faire justice de lui: — faire justice *à* quelqu'un bedeutet durchaus dasselbe was rendre j. à quelqu'un. — Doch genug! Wir kämen nicht zu Ende, wollten wir hier nur einigermaßen vollständig sein. — Die

bemerkten Fehler sind nur ein paar Proben, es springen Einem immer mehr in die Augen, je länger man darauf sieht. S. 5 Z. 3 steht contre les apparences des choses. Der Zusatz des choses ist ein Latinismus. S. 10 am Anfang des letzten Absatzes beginnt eine directe Frage mit si, — si c'est lui ou l'esprit de son père qui en est etc. — Das vollständige lateinische utrum — an.

Wir können endlich die Nachlässigkeit der Arbeit in Bezug auf einige Aeußerlichkeiten nicht ungerügt lassen. — Wer in einer fremden Sprache Geschriebenes drucken läßt, muß sich billigerweise auch um ihre Orthographie fremder Wörter und Namen, um ihre Interpunction bekümmern. Beides findet sich hier öfters stark vernachlässigt. S. 3 Z. 6 v. unten steht z. B. phlegmatique, welches man franz. mit fl schreibt. Darüber hätte jedes Handwörterbuch Auskunft gegeben. Ferner behält der franz. Usus die Orthographie fremder Namen, die nicht in der Sprache selbst heimisch werden, besonders der Personen eines fremden Drama's bei. Polonius und Claudius werden nicht in Polone und Claude verstümmelt, was unser Verfasser sich erlaubt. Eine höchst komische Wirkung bringt namentlich der Name Claude hervor, der in Frankreich sprüchwörtlich geworden ist zur Bezeichnung eines einfältigen Menschen. Je ne suis pas si Claude heißt eben so viel als je ne suis pas si bête.

Von Verstößen gegen französische Interpunction nur einige, die mir gerade auf der dritten Seite auffallen. Z. 9. Ajoutons, qu'il ne serait écarté, muß das Komma hinter ajoutons fort. Z. 15. L'idée, que selon lui le poète aurait voulu représenter, ein Komma vor que zu viel. Z. 17. Envisager, combien il y a du sentiment etc. Auch hier ist das Komma vor combien ein Fehler. — Endlich zum Schluß hätten wir noch den Wunsch, daß auf die Correctur des Druckes etwas mehr Sorgfalt verwendet worden wäre und daß nicht z. B. wie auf Seite 3 applanir mit dem doppelten p, und rénommée mit dem accent aigu zweimal wäre stehen geblieben.

Wir haben nicht nöthig ein Wort weiter hinzuzufügen. Das Gesagte reicht hin um zu zeigen, daß die Arbeit zwar aus französischen Phrasen zusammengesetzt, eben aber so wenig französisch ist als ein Haufe antiker Baustücke ein antikes Gebäude ist.

Wie wir im Eingange sagten, bringt uns die vorliegende Abhandlung nur eine Probe der neueren französischen Schriftwerke deutschen Ursprungs, welche, mit einigen ehrenvollen Ausnahmen, wie z. B. die im diesjährigen Programm des collége français enthaltene Arbeit von Dr. Ploetz, nicht viel Anderes sind als gedruckte Schulexercitien. Der Standpunkt einer gewissen Kenntniß des Französischen, selbst einer gewissen Uebung im schriftlichen Ausdruck, ist von der Beherrschung der Sprache, welche berechtigt, als Schriftsteller darin aufzutreten, noch weiter entfernt als jener Standpunkt selbst von ihren ersten Elementen. — Möchte doch das gründliche Studium der Sprache und der Aufenthalt im Lande selbst wenigstens diese Ueberzeugung hervorbringen. Es würde vor vielen Enttäuschungen bewahren, und Manchen davon zurückhalten, statt eines specimen eruditionis, welches er zu geben beabsichtigt, ein specimen des Gegentheils zu Tage zu bringen.

Otto Weiß.

Miscellen.

Ueber eine bisher nicht edirte Schrift des J. M. Moscherosch.

Auf der Hamburger Stadtbibliothek befinden sich zwei zusammengeheftete Fascikel, eins im Folio-, eins im Quartformat, von welchen jenes auf der ersten Seite die Ueberschrift führt: Patientia. Auctore J. M. Moscherosch. 1627: das zweite aber dem Namen des Verfassers die Worte beifügt: poeta ac satyrico celebr. autographum.

Ersteres umfaßt über 100, letzteres über 200 Seiten. Das Folioheft enthält außer einigen eingeklebten Allotriis drei bis vier verschiedene Versuche in der Behandlung des im Titel angegebenen Themas, aus jedem Stadium der Bearbeitung; bald roher Entwurf, bald Reinschrift; ganze Blätter durchgestrichen, andere wieder wie fertig zum Abdruck. Im Ganzen gilt das Gleiche vom Quartheft; nur daß in diesem die Arbeit einer größeren Gleichmäßigkeit seiner Theile näher gekommen ist.

Jenes Heft in Folio fängt nämlich mit einer prosaischen Klag- und Trostrede an zwischen einem Geängsteten und dessen Freunde. Der Geängstete ist aber J. M. Moscherosch selber, der hier, wie in seinem christlichen Vermächtniß, überall im eigenen Namen redet. Die Hauptursache seiner Beängstigung ist sein damaliges Hofleben (als Ephorus bei den Söhnen des Grafen Johann Philipp von Leiningen-Dagsburg). Er sei in dasselbe getreten, erzählt er uns, „sine fuco et fallaciis, majorum more, wie ein guter Deutscher", — werde aber in demselben „nun schon etliche jahr durch lose, leichtfertige leut hintergangen und verfolget, durch ihre list und gewalt geängstiget und gefrestet, vertrieben, genötbiget, geäffet, verlacht, verspottet, verhöret, und jämmerlich an seinen sinnen gemartert und gepeinigt", — wie die Klage in einem Athemzuge herausbricht pag. 12. Seines theilnehmenden Freundes letzter Trostgrund besteht aber in der Verheißung, daß „seiner Feinde Tyrannei bald einen häßlichen Fall thun und den Hals brechen werde." — Im Manuscripte folgt hier ein finis; aus der Einleitung aber ersehen wir, daß nach der Abfertigung des Freundes der Glaube hätte auftreten sollen mit seinen Tröstungen; und daß, nachdem der Geängstete auch diesem Herz und Ohr verschlossen, Christus selber hätte herabkommen und dem Geängsteten eine Strafrede über die Hartnäckigkeit hätte halten sollen, mit der er sich nicht wolle trösten lassen. Das Ganze ist demnach angelegt gewesen auf eine Nachahmung des Buches Hiob.

An jene abgebrochene Klagrede schließt sich dann nach einem mehrmaligen, vergeblichen Anlauf eine zweite, durchgeführte, zum Theil poetische oder gereimte Behandlung desselben Gegenstandes in einer mehrfachen Ueberarbeitung an; diese aber geht von einem allgemeinen Stand- oder Gesichtspunkt aus. Statt im eignen Jammer stecken zu bleiben, mustert der Verfasser hier in einer versificirten Rundschau Alles und Jedes der Reihe nach durch, was als Kreuz oder Leid, als Müh- oder Trübsal, als „Hausverdruß und Regenwetter" den Lebensweg für Jung oder Alt, für Mann oder Weib, für Lehr-, Wehr- oder Nährstand unbequem und beschwerlich machen kann, und schließt fast jeden Vers seiner Litanei mit dem monotonen Refrain: „Nur die Patientia — Sei das beste Mittel da."*) Den einzel-

*) z. B. pag. 40, v. 1. Bist du jetzt ein Kind geboren — Mit dir kom-

nen Verslein sind dann bald Gebote, moralisirende Betrachtungen, Anecdoten, Lebenserinnerungen, gelehrte Excurse, Citate u. s. w. als Geleit beigegeben, bald gehen sie leer aus.

Das Quartheft übergeht aber jene unvollendete, prosaische Klag- und Trostrede völlig, und beschränkt sich auf eine Ueberarbeitung dieses zweiten Theils.

Darin aber stimmen beide überein, daß sie an verschiedenen Stellen bald Entwürfe zu Dedicationen (ad Marcum, ad Paullum, ad Wolframum u. s. w.), bald Randbemerkungen für den Setzer über die Wahl der Lettern, bald Anweisungen für den Drucker über die Zahl der Exemplare, bald Entwürfe zu zierlicher klingenden Titeln*), bald Anreden und Vorstellungen an die Leser — germanae sinceritatis studiosos — enthalten.

Offenbar haben wir demnach in diesen Blättern eine von J. M. Moscherosch zum Druck bestimmte Schrift, und zwar, wie es scheint, seinen Erstlingsversuch, mit welchem der 27jährige junge Mann, bald nach vollendeten Studien, seine schriftstellerische Laufbahn hat eröffnen wollen**). — Daß aber je von unserm

---

met Kreuz und Noth — Weh' und Weinen bis zum Tod — Oft gepocht, erschreckt, verschworen: Und ist Patientia — Nur das einz'ge Mittel da.

pag. 44, v. 3. Hast ein Vatter, der fast strafet — Ein Stiefmutter, die dir flucht — Ein praeceptor, der verrucht, — Der zu deinen lastern schlafet; — Volg, bet', Patientia — Giebt dir schon ein Mittel da.

pag. 64, v. 21. Must du im gefängniß sitzen — Eingeschlossen tag und nacht — Stark verhütet und verwacht — Oft vor angst und schrecken schwitzen: Allein Patientia — Giebt das einz'ge Mittel da.

pag. 74, v. 38. Hast Soldaten um dich laufen — Nemen dir dein Hab und Guth — Trachten dir nach leib und bluth — Schmeißen Alles über haufen; so ist Patientia — Nur das einz'ge Mittel da.

pag. 94, v. 105. Wenn du bist in höchsten nöthen — Und weißt weder aus noch ein — Hast kein brodt, holz, gelt noch wein; — Zieh in krieg und laß dich tödten — Und denk: Patientia — Giebt das einz'ge Mittel da.

pag. 99, v. 110. Wenn mit harten redners worten — Spricht der Pfarrherr wider dich — Und dich auch unbilliglich — Ausschilt auf der kanzel dorten — So ist Patientia — Nur das einz'ge Mittel da. — U. s. w.

Nur an zwei Stellen giebt dieser Anwalt einer universalen Geduld dem Kreuzträger selber die Erlaubniß, daß ihm die Geduld auch einmal ausgehe, und zwar beide Mal bei Mißverhältnissen des Familienlebens, v. 86. Hast du einen Mann ohn' dauern — Einen holzblock, der dich haßt — Einen gauch, der dich verlaßt — Der nichts kann als laufen, lauren — Ach weh: Patientia — Ist ein krankes Mittel da. Und v. 89 bei der Erwähnung ungerathener Kinder: Straf, schmeiß! Patientia — Ist jetzund kein Mittel da.

*) z. B. Neues, vor unbeschriebenes Arzneibuch, darin enthalten, wie alle Krankheiten, Zustände und Fälle des Lebens, Guths und Gemüths mit einem einzigen Kräutlein wunderbarlich können geheilt und kurirt werden. — Oder: die güldene Geduldt durch J. M. Moscherosch getruckt.

**) Daß hier aber nicht an einen Versuch zu denken sei, dem berühmten Philander von Sittewald eine Schrift unterzuschieben, geht aus vielen innern Gründen deutlich hervor. Abgesehen von den vielen Anspielungen auf des Verfassers speciellste Lebensverhältnisse, von vielen Stellen, die später fast wörtlich in seine Visionen übergegangen, tragen beide Hefte im Ganzen und Einzelnen zu sehr das Gepräge an sich, daß in ihnen in keiner Weise auf einen Schein sei hingearbeitet worden. Andrerseits lesen wir ja auch in den Visionen 5. Ges.: daß ihr Verfasser „vor Zeiten an einem poetischen Fieber etwas weniges krank gelegen". Ausgabe 1650 pag. 474; sowie in ihnen ja auch an mancher Stelle derselbe Grundton, im oft wiederholten Lobe der Geduld, wiederklingt, den er hier als den einzigen angeschlagen. z. B. 1. Theil, 2. Ges. pag. 74. 4. Ges. pag. 216. 5. Ges. pag. 295. 2. Theil, pag. 51, pag. 311, pag. 501 — 506, pag. 738.

Verfasser ein solches Buch, unter diesem oder einem ähnlichen Titel wirklich sei herausgegeben worden, für diese Annahme habe ich wenigstens bisher vergebens nach einer Bestätigung gesucht*).

Einerseits ist nun allerdings der Verlust für die Literatur nicht groß, sollte auch das ganze Werkchen immer ungedruckt im Pulte des Verfassers geblieben sein; andrerseits glaube ich, daß selbst in dem Fall, daß die eine oder andere Recension dieser Patientia je wäre durch den Druck veröffentlicht worden, in dem übrigen Inhalt jener Fascikel sich noch immer manche bisher unbenutzte Notiz findet, welche für Männer, die sich für die Entwicklung und Gestaltung der deutschen Satire im 17. Jahrhundert, für den persönlichen Charakter ihres Hauptrepräsentanten, und den schriftstellerischen seiner übrigen Werke näher interessiren, von historischem Werthe sein möchte.

In diesem Sinne habe ich gewünscht auf dieselben aufmerksam zu machen, und hebe hier zur Begründung dieser meiner Ansicht, mit Uebergehung mancher anderer Ergebnisse dieser Blätter, nur als Probe ihre eigenen Aussagen über ihre eigene Entstehungsgeschichte und Abfassungszeit hervor.

Nach der Jahresangabe der Ueberschrift (1627) ist die Patientia nämlich der Erstlingsversuch unsers Verfassers, entworfen gleich nach seiner Rückkehr aus Frankreich. Auf der 3. Seite des Foliobeftes hören wir aber den Verfasser schon klagen über dasjenige, „was er in den verwichenen 2 Jahren, die er am Hofe gewesen, habe ausstehn müssen". Da sind wir also schon ins Jahr 1628 versetzt, und daß es ihm in diesem Jahre sehr Ernst gewesen mit der Herausgabe des Werkchens, dafür sprechen namentlich (pag. 19) 30 lateinische Anagramme, in welchen das Lob der Geduld mit jener Jahreszahl zur würdigen Einleitung in die Schrift ist verbunden worden**).

Auf der 40ten Seite begegnen wir aber unserm Verfasser schon als Vater und Wittwer, und zwar gleich nach dem Verlust seiner zweiten Frau, also im Jahre 1636; und auf den nächsten 10 Seiten des Heftes rücken wir wieder um 20 Jahre weiter, bis zum Jahre 1656***). Von da an fallen im Hefte selber die näheren Zeitbestimmungen wohl fast alle weg: statt derselben stoßen wir aber gegen das

---

Quevedo aber in seinen Sulños hat auf das Lob dieser Tugend kaum ein Wort verwendet.

*) Auch Dr. Heinrich Dittmar, dem bei der 1830 veranstalteten neuen Ausgabe eines Theils der Geschichte Philanders von Sittewald die Benutzung von Familienpapieren verstattet war, thut in der biograph. literarhist. Einleitung einer solchen Schrift keine Erwähnung.

**) z. B. 1. Anagr. DIrae VIM sortIs VIrtVs patIentIa VInCIt. 30. Anagr. Ut DVret DVrIs gaVdet patIentIa CVrIs.

***) Seite 40 redet er nämlich seinen erstgebornen Sohn (Ernst Ludwig, geb. 1631) folgendermaßen an: Lutz, du bist von fünfthalb jahren — Mußt doch schon ein Waise sein u. s. w. Zur Beseitigung aller Zweifel lesen wir aber pag. 45, jener fein supra nominatus filius „hab wiederum verloren — Die Mutter, die ihm Gott zur Mutter auserkoren". Seite 50 lesen wir dann einen Ausfall auf Cromwell. Daselbst heißt es v. 6: Bist du ein Penal geworden — Und mußt leiden Pein und Plag — Von Choristen u. s. w. Hieran schließt sich eine lateinische Anmerkung über die verschiedenen Arten von Choristen, die damals in Europa hausten, wo es unter Anderm heißt: Tertium est genus e Cromwelli schola noviter inductum, quo is innocentissimum quemvis principem et statum ad interitum, ad exilium, ad necem postulat. — Gegen das Ende des Hefts hat jener „seine Obrigkeit vom Throne gestürzt und sich selbst darauf gesetzt." pag. 53 wird die indianische Reise des Paul Dürker (?) citirt, — wahrscheinlich die 1652 von Paul Decker herausgegebene indianische Reise. Seite 54 unterschreibt J. M. Moscherosch sich im Entwurf einer Dedication: fürstlicher Cr. D. — Curator Domus, „Rath vom Haus", war er aber beim Churfürsten von Mainz seit 1656.

Ende auf mehrere eingeklebte Briefe oder Briefconcepte. Einer derselben, unterzeichnet Mainz d. 1. Hornung 1662 mit der Namenssignatur J. C. (?) N. berichtet in zierlich gesetzter Rede dem edlen Herrn Philander, daß der Schreiber dieser Zeilen „mit großer Betrübniß von einem neuen sturmwind vernommen, der aus des Teufels schule auf dessen schwebendes schifflein geblasen." Deßhalb schicke er ihm „das Concept und den Aufsatz", welchen er „in diesen Tagen unter den schriftlichen sachen seines seligen Schwagers, Herrn Wolfram gefunden, und welchen Herr Philander jenem als eine Universalmedicin wider allerlei Gemüthszufälle geschrieben gegeben." Sollte also Herr Philander „seiner wohl mitgetheilten Arznei selber vergessen haben, so erhalte er hiermit das Original-Recept: contra cordolium" etc. In einem beigefügten Briefe antwortet Moscherosch: gratias tibi ago de Patientia tua, inunc mea, hanc enim, ut meminisse possum olim clarissimo Wolframo legendam dedi etc.

Nach längerer Entfernung ist demnach damals ein geschriebenes Heft der Patientia dem Verfasser aus dem schriftlichen Nachlaß seines verstorbenen Freundes wieder zugestellt; und zwar das einzige, welches Moscherosch selber hatte, also wahrscheinlich dieses Fascikel im Folioformat selber. Denn im später geschriebenen Quartheft spricht er pag. 233 von seiner Patientia tot annis perdita, nunc postliminio revocata*). Auch das Papier und die Handschrift jenes erstgenannten Heftes selber zeugt für eine solche allmählige Entstehung und Verschleppung der Arbeit von Jahr zu Jahr. Die unerwartete Heimkehr aber dieser gelben Blätter aus seiner Jugendzeit scheint dem bereits ergrauten Verfasser die alten Zeilen recht lieb gemacht und den seit Jahren vergessenen oder aufgegebenen Plan wieder aufgeweckt zu haben, durch diese seine Panacee etwas beizutragen zur Genesung einer kranken Zeit. Und das um so mehr, da auch er als alternder Mann noch immer im Kampf mit offenen und heimlichen Feinden, Verläumdern und Neidern das Bedürfniß „dieses wunderbaren Kräutleins" oft empfand, und selbst an der Schwelle des Greisenalters sein trauriges „Knabensymbolum" nicht mit einem andern hatte vertauschen dürfen**). Da scheint er's denn im Quartheft nochmals haben in's Reine schreiben und umarbeiten wollen, und den Freunden vorgelesen und auf ihre Bitten Alles im Jahr 1663 zum Druck fertig gemacht zu haben. So erzählt er's in diesem Hefte selbst: Rogatus et pressus passim ad editionem, titulos dedi, ne ingenium me perdidisse putares. — Auch habe jene perdita tot annis — et revocata patientia selber den Willen gehabt: ipsamet inimicis meis loqui et malas, quas contra me finxerunt, opiniones dissuadere. — Wenige Seiten vorm Ende pag. 218 findet sich aber ein Anagramm auf das Jahr 1663: DeVs MIserebItVr nostrI haeC Lege!

So sind demnach diese Blätter in ihrer unvollendeten Gestalt mit ihrem Verfasser vom Hofe auf's Land, nach Vinstingen und Krichingen, von da nach Straßburg, Mainz u. s. w. umher gezogen; haben ihn begleitet aus der Zeit seiner Hofmeisternoth in die Drangsale des Krieges, aus diesen in den Jammer der folgenden Friedensjahre: nie abgeschlossen und vielleicht nie völlig aufgegeben, — allmählich herangewachsen, zum Theil nach jahrelanger Unterbrechung, und umgestaltet, überall unter dem Eindruck der jedesmaligen Zeitverhältnisse, von seinem 27. bis zu seinem 63. Lebensjahre. So können dieselben, so gut wie sein christliches Vermächtniß***), gewissermaßen betrachtet werden als das Tagebuch seines vielbewegten Lebens und als die ersten und letzten Herzensergießungen eines der

*) Von einer andern längern Unterbrechung erzählt er in einer Zuschrift, mit welcher er jene Blätter eben dem Wolfram vor Jahren hatte zustellen wollen, pag. 55: Dudum quidem est quum severior vita et status ab his studiis me avocarint, revocarit paucorum mensium iniuria etc.

**) pag. 48. Mihi quidem a puero hoc solenne est symbolum:
Kreuz und Leid — Ist mein Sommer- und Winterkleid.

***) Dieses aber ist bekanntlich in 8 Tagen von J. M. Moscherosch im Jahre 1641 aufgesetzt.

interessantesten, bravsten Männer seiner Zeit. Mögen sie von dieser Seite hier der Beachtung seiner Freunde empfohlen sein.

J. Bendixen.

Ueber das tréma, vorzüglich in den Wörtern poète, poème.

Die Trennungspunkte, höchst passend von den Franzosen tréma — τρῆμα, Punkt auf dem Würfel, eigentlich Loch, Höhlung — genannt (seit wann? von wem zuerst?), ein Name den alle Nationen einführen sollten, dienen dazu Zusammengehöriges zu trennen, und dürfen daher (müssen aber nicht) bloß auf dem zweiten von zwei Vokalen stehen, welche an sich einen Diphthong, eine einzige Silbe bilden, sobald dieselben getrennt gesprochen werden, d. h. zwei Silben bilden sollen. Aus diesem Grunde hat Borel, gramm. franç. §. 7 in Bezug auf die Wörter poète und poème die Behauptung aufgestellt: On remplace aujourd'hui par l'accent tous les trémas auxquels on peut le substituer, was zwar nicht klar und bestimmt genug ausgedrückt ist, sich aber doch in der Praxis bewährt. Die letzte Entscheidung von Lemaire gegen seinen Vorgänger Girault-Duvivier, gramm. des gramm. 13me éd., p. 1225, 1226. (remarques détachées, poëte): Nous pensons que c'est (que l'Académie persiste dans l'emploi du tréma) pour m a r q u e r l'a c c e n t u a t i o n p l u s f o r t e de la syllabe suivie d'un e muet final. Et comme dans la prononciation il existe en effet une légère différence, nous écrivons — poëme, poëte — poésie etc., welche allenfalls an ihrem Orte wäre, wenn es sich um den Unterschied zwischen é und è handelte, ist so schief und nichtssagend, also ungrammatisch, daß sie weiter keine Beachtung verdient. Und unglücklicherweise hat derselbe, p. 982, §. X Ende, unangefochten den von Borel benutzten Ausspruch des Dict. de l'Acad. (wo?) und Domergue stehen lassen, der seinem poëme jede Berechtigung raubt: Ce serait abuser de la dièrèse que de la mettre sur un i précédé d'un é accentué, parce que l'accent suffit pour faire détacher les deux voyelles; ou, en d'autres termes, l o r s q u' u n e d e s d e u x v o y e l l e s **peut** ê t r e a c c e n t u é e, le t r é m a e s t i n u t i l e, e t l'a c c e n t e s t d e r è g l e (vgl. was Girault-Duvivier p. 1225 unmittelbar vor der citirten Stelle sagt: Remarquez — le grave au tréma, wo statt de r è g l e eine andere Lesart de r i g u e u r zu finden ist). Uns scheint, um hierüber ins Klare zu kommen, das einfachste und richtigste Auskunftsmittel, darzuthun, daß das Neufranzösische den Diphthong oe nicht hat, woraus sich, vorausgesetzt, daß das oben über die Bestimmung des tréma Gesagte, also auch die Regel der gramm. des gramm. p. 981, §. X Anfang, richtig ist, von selbst ergibt, daß oe nicht durch ein tréma zu trennen ist, was ja bisher auch Niemandem eingefallen ist bei poésie u. s. w.

Bei genauer Nachforschung nun stellt sich unleugbar heraus, daß der altfranzösische und provençalische Diphthong oe im Neufranzösischen theils durch eu (altfranz. moeble, jetzt meuble; il moet, jetzt meut) theils, und zwar seltener, durch oi verdrängt worden ist (altfranz. moeteté, jetzt moiteur). In Fremdwörtern und Eigennamen, die durchaus keinen Ausschlag geben können (vgl. schéma, Bescherelle, deren sch wohl Niemand zum Belege für das Vorhandensein dieses Zeichens für den Zischlaut in der französischen Orthographie anführen wird), ist zwar oe oft in é verwandelt worden, wenn sie vollständig franzisirt sind (altfranz. la Moesie, jetzt Mésie), jedoch sehr oft auch geblieben, namentlich in den aus dem Griechischen entlehnten terminis technicis, z. B. oesophage (doch auch ésophage), oecuménique, oedème, oenomanie, oestre, auch Oedipe, eine Erscheinung, die bloß auf einer Inconsequenz der Orthographie, oder mit anderen Worten auf einem Stillstande der Acclimatisirung fremder Elemente beruht; ferner in den aus der langue d'oc oder auch aus dem Afr. übriggebliebenen Eigennamen, z. B. Château d'Oex. In diesen vereinzelten Fällen, woraus man ebensowenig die Existenz des Diphthonges oe folgern darf, als z. B. aus Caen, taon die der Diphthonge ae, ao, ist oe in der Aussprache = é. Außerdem erscheint es jetzt noch als integrirender Theil zweier graphisch als Triphthonge dargestellten Laute, oei (stets mit

son mouillé) und oeu, bei denen beiden das etymologisch gerechtfertigte o in der Schrift sich erhalten hat, während es in der Aussprache entweder gar keine Geltung hat (oeu = eu, z. B. soeur, vgl. fleur, oeuf, oeuvre, noeud, altfranz. noed; der Diphthong eu, anstatt das oe gänzlich zu verdrängen, ist an das organische o angesetzt), oder seine frühere Geltung behalten hat (oeil = euil, welche letztere Schreibweise bloß in der Endung euil, euille = iolus, a und im Substantivum deuil — gleichsam dole-um — Platz gegriffen hat, während sonst, d. h. bloß in oeil und seinen Ableitungen, aus etymologischen Rücksichten die alte Orthographie beibehalten worden ist).

Das einzige Wort, welches nach der gramm. des gramm. (p. 30, erste Anmerk. von Lemaire) für die Existenz des Diphthongs oe sprechen würde, ist moelle (also auch seine dérivés), und allenfalls noch (on peut y joindre) foerre und poêle (!!). Betrachten wir nun jedes von diesen drei Wörtern, in denen doch wohl die diphthongische Aussprache des oe gleich der von oi sein soll, etwas näher, so möchten wir vorerst um einen Beleg für moelle bitten, und wir gestehen, daß uns leicht eine Dichterstelle entgangen sein könnte, wo oe einsilbig gebraucht wäre; jedoch könnte dieß immer nicht maßgebend sein, vgl. unten die Beispiele über ière u. s. w. Bei foerre, das der Aussprache gemäß auch foarre geschrieben wird, dürfte wohl ein Beleg nicht zu fordern sein; poêle schreibt Lemaire und die Academie selbst mit circonflexe, und dieser ist Beweises genug, daß o und e zwei Silben bilden. Auch ist derselbe historisch vollkommen gerechtfertigt, indem nach Diez, Gramm. d. rom. Spr. I, p. 267, im Afr. in die ursprüngliche Form paele (patella) ein unorganisches s (paesle) eingeschoben worden ist*). Nun scheint freilich die Aussprache des oe in diesen drei Wörtern dafür zu sprechen, daß dasselbe Diphthong sei, allein dieß ist wohl kein entscheidendes Moment, und vielmehr als ein in die gewöhnliche Aussprache übergegangener Provinzialismus zu betrachten. Habe ich ja selbst einen Deklamator aus Paris gehört, welcher, sei es durch einen solchen Provinzialismus, sei es durch das hergebrachte tréma verführt, die Aussprache von poète wie poite nicht nur für die in allen gebildeten Kreisen gewöhnliche, sondern auch für die einzig richtige ausgab. Zu vergleichen ist auch das durchaus nicht diphthongische fouet mit seinem dérivé fouetter. Moelle und foerre nun können wegen der auf das e folgenden Doppelconsonanten keinen Accent haben, ebenso wie das von poêle abgeleitete altfranz. Wort poelleterie durch die Verdoppelung des l seinen circonflexe verlieren muß.

In poème und poète dagegen muß, selbst abgesehen davon, daß nach dem bisher Gesagten kein Grund zu einem tréma vorhanden ist, nach den Lautgesetzen das e als ouvert und nicht aus Syncope hervorgegangen den grave haben, während derselbe bei noel (na-t-alis, vgl. poêle), das natürlich ebensowenig ein tréma haben darf wie jene, nicht stehen kann, weil auf das l kein stummes e folgt, sondern jenes die Silbe schließt, d. h. weil die Endung el, wie er in fer u. s. w., als geschlossene Silbe schon an sich e ouvert hat**).

Während also, so lange als nicht das Vorhandensein des Diphthongen oe im Neufranz. nachgewiesen ist, die Bezeichnung der Wörter poème, poète, noel mit dem tréma für entschieden falsch zu erklären ist und in Betreff der beiden ersten Borel a. a. O. so wie die in der gramm. des gramm. a. a. O. erwähnte Schaar französischer Grammatiker Recht behält, gibt es dagegen noch einige Fälle, wo man, um consequent zu sein, gegen die gewöhnliche Orthographie das tréma gebrauchen müßte, z. B. nuï, luï geleuchtet, ruïne, vgl. nuit, lui er, bruine; hiër (das freilich ohne Grund zweisilbig gebraucht wird), niër, oubliër, épiër, confiër, vgl. fier stolz, dernier, entier etc. Und da es, wie der grave bei à, là, où, auch gebraucht wird um Verwechselungen vorzubeugen, z. B. bei eigüe, iambe, um anzudeuten, daß u und i, insofern es ursprünglich identisch mit j ist,

---

*) Beiläufig sei hier noch vor der so gewöhnlichen Verwechselung dieses Wortes mit dem poetischen poile (Thronhimmel) gewarnt.

**) Anders die Wörter auf ès, z. B. progrès, der einzige Fall wo eine geschlossene Endsilbe den grave hat; der Grund ist, daß die Endung es auch stumm ist.

nicht consonantisch gebraucht sind, so würde wegen oui ja, da dieß ein vereinzelter Fall ist wie taon u. s. w., zwar nicht die ganze Masse von Wörtern wo oui nebeneinander stehn, aber doch wenigstens oui gehört, hierher zu rechnen sein. Doch ist in Bezug auf die diphthongische Geltung zweier ursprünglich gesonderter Silben der dichterische Gebrauch so schwankend, daß sich kaum etwas Sicheres feststellen läßt (vgl. gramm. des gramm. p. 27 — 30) und wir abwarten müssen, bis ein academischer Poet sich der Arbeit unterzieht, im Einklange mit dem herrschenden Sprachgebrauche die Gesetze dafür zu erforschen, damit fortan nicht mehr Reime vorkommen wie folgende (in denen wir der Kürze wegen die Arsis durch –, die Thesis durch ˘, die Synizesis durch ‿, bezeichnen):

pĭeux — mieux, vieux

īnquĭēt — pied

prĭērĕ — chaumierĕ, lŭmierĕ; und, um ganze Hemistichien anzuführen,

sĭ pour grăcē dĕrnièrĕ
écoutĕr lā prĭērĕ } Rac. Iphig. III, VI, 45, 46.

sous cēs mŭrs ōdieux
ou pérĭr ā tēs yeux } Volt. Brutus, IV, III, 7, 6. v. E.

Endlich gehört zu diesen Inconsequenzen die auffallende Erscheinung, daß in aïeul u. s. w. aï als eine Silbe gebraucht wird, während pays, was entschieden und immer zweisilbig ist, nie mit dem tréma bezeichnet wird und doch seiner Aussprache gemäß paiïs geschrieben werden sollte, abgesehen von dieser also paÿs.

Meißen. **Dr. Dinter.**

Für Kenner der englischen Sprache.

Neuerdings behauptete mir gegenüber ein gründlicher Kenner des Englischen, es sei unmöglich, die zwei Verse zu übersetzen, von denen der eine in Shakspeare's „Maß für Maß" steht, act IV. sc. I., beide zusammen in Beaumont und Fletcher's „Bloody Brother", act V. sc. II., von wo sie in Percy's Reliques übergingen, obwohl Lewel und Gibbon sie unter Shakspeare's kleine Gedichte aufnahmen. Da man nirgends weniger als in wissenschaftlichen Dingen autoritätsgläubig sein darf und sich das Recht der freien Forschung wahren muß, wo es eine zwiespaltige Ansicht giebt, so ließ ich mich auch hier von der Autorität meines gelehrten Freundes nicht abschrecken, sondern wagte den Versuch, die beiden Strophen zu übersetzen. Möchte ich die Freude erleben, recht bald eine bessere und zartere Verdeutschung dieses Liedchens in diesen Blättern zu lesen, eines Liedchens, das zu dem zartesten gehört, was die englische Poesie aufzuweisen hat.

Dasselbe lautet im Englischen wie folgt:

Take, oh take those lips away,
  That so sweetly were forsworn;
And those eyes, the break of day,
  Lights, that do mislead the morn:
But my kisses bring again,
Seales of love, but seal'd in vain.

Hide, oh hide those hills of snow,
  Which thy frozen bosom beares,
Oh whose tops the pinkes that grow
  Are of those that April weares;
But first set my poor heart free
Bound in those icy chains by thee.

Deutsch:

Schließ, o schließ die Lippen ganz,
  Die verschworen sind so hold,
Und die Augen, deren Glanz,
  Schöner als des Morgens Gold;
Doch meinen Kuß mir wieder gieb,
Der umsonst dir sprach von Lieb'.

Hüll', o hüll' die Berg von Schnee,
  Die dein kalter Busen trägt,
Nelken blühn auf ihrer Höh',
  Wie sie der Aprilmond hegt;
Doch mein Herz — zuvor befrei's,
Das gebunden an dies Eis.

Julius Schanz.

Garcilaso's erste Ecloge.

Diese Uebersetzung des berühmtesten lyrischen Gedichtes der Spanier ist meines Wissens die erste. Da der vorzüglichste Werth desselben in der Schönheit der Verse, der einfach klaren Sprache und der unnachahmlichen Anmuth des Ausdrucks liegt, die überhaupt einem Producte südlicher Lyrik so wesentlich ist, daß man sich wundern müßte, wenn sie in fremdem Gewande Glück machte, so habe ich, um den Eindruck des Originals auch nur annähernd zu erreichen, vornehmlich auf die Reinheit der Form achten zu müssen geglaubt. Gewisse Freiheiten jedoch, wie unter Umständen mit denselben Sylben zu reimen, Reimwörter wiederkehren zu lassen, zusammengehörige Wörter durch das Ende des Verses zu trennen, wird man, weil sie im Original vorkommen, auch in der Uebersetzung angewendet finden. Möchte sie das Streben, in tadelloser Form den Wortlaut so genau als möglich wiederzugeben, in hinreichendem Grade verrathen, um für ihre Schwächen nachsichtige Beurtheiler zu gewinnen.

An den Vicekönig von Neapel.

Verkünden will ich zweier Hirten Leiden,
Saliz und Nemoroso's im Gesange,
Nachahmend ihre trauervollen Klagen,
Wobei die Schafe selbst, dem süßen Klange
Zu lauschen scheinend, ohne Lust zu weiden
Aufmerksam in dem frischen Grase lagen,
Du dessen Ruhm, getragen
Durch Thaten ohne gleichen,
Ertönt in allen Reichen,
Magst du geschäftig jetzt nur daran denken
Mit ruhmgewöhnter Hand den Staat zu lenken,
Alban, magst du im hellen Waffenglanze,
Ein neuer Mars, den Ränken
Der Feinde widerstehn mit kühner Lanze;

Oder vielleicht, von lästigen Geschäften
Und Sorgen frei, mit fröhlichen Genossen
Zur Jagd bewaffnet das Gebirg durchziehen
Auf leichtem Rappen, welcher unverdrossen
Den Hirsch verfolgt, der mit den letzten Kräften
Umsonst versucht dem Tode zu entfliehen:
Wird es mir erst verliehen,
Daß ich dereinst auf's neue
Der Ruhe mich erfreue,
Dann sollst du endlich meine Feder sehen
In deinen hohen Thaten sich ergehen,
In deines Geistes unerschöpfter Fülle,
Daß ich, eh' abzustehen
Mich Alter zwingt, noch diese Pflicht erfülle.

Bis jene Zeit mein hoffendes Verlangen
Einst stillt und mich der großen Schuld entbindet
An deinen Ruhm, dem sich die Völker neigen,
Der allgemeinen Schuld, die Jeden bindet,
Der von dem Schicksal höhern Geist empfangen,
Erinnrungswürdiges nicht zu verschweigen:
Laß mit des Lorbeers Zweigen,
Die dir in heißen Stunden
Der Sieg ums Haupt gewunden,
Bescheiden sich das Laub des Epheu's gatten,
Laß es erwachsen unter Deinem Schatten,
Im Schutze deiner Macht empor sich wagen,
Und bis ihr Preis von statten
Einst geht, vernimm du meiner Schäfer Klagen.

Die Berge glänzten in dem ersten Strahle
Der Morgensonne, die so eben blitzend
Dem Meer entstieg, als sich Salicio, lange
Am Fuße einer hohen Buche sitzend,
Bei der vorüber in dem grünen Thale
Ein klarer Bach sich schlingt mit lautem Gange,
In traurigem Gesange,
Zu dem des Wassers Wellen
Harmonisch sich gesellen,
So zärtlich und so bitterlich beklagte,
Als wenn, die dieses Leid zu thun ihm wagte
Nicht längst geschieden wäre von dem Orte;
In diesem Tone sagte
Wie einer Gegenwärt'gen er die Worte:

„O Marmorharte gegen meine Klagen,
Und bei dem Feuer dessen Glut ich leide
An Eiseskälte nicht erreicht vom Schneee!

Das Leben fürcht' ich noch indem ich scheide,
Fürcht' es mit Recht, da dir ich soll entsagen,
Dem Zwecke meines Lebens, Galatee!
O daß mich Niemand sehe
In solchem Mißgeschicke,
Geflohn von deinem Blicke,
So schimpflich und doch mir nicht beizumessen!
So konntest du im Stolz ein Herz vergessen,
Das unablässig, ohne je zu wanken,
Als Herrin dich besessen?
Entströmt dem Aug' ihr Thränen ohne Schranken.

Die Sonne weckt mit ihres Lichtes Strahle,
Das sie ergießt auf Berg und Thal und Klüfte,
Wie Wesen alle die der Schlaf geborgen,
Die einen schweben in die heitern Lüfte,
Die andern weiden in dem grünen Thale,
Auf hohem Gipfel frei und ohne Sorgen,
Und Jeden führt der Morgen
Mit neu gestärkten Kräften
Zurück zu den Geschäften,
An welche Neigung oder Pflicht ihn binden;
Dies arme Herz kann niemals Frieden finden,
Nicht als die Schatten auf die Erde sanken,
Und nicht da sie entschwinden.
Entströmt dem Aug' ihr Thränen ohne Schranken.

Du konntest, unbekümmert um mein Leben
Und unberührt von Mitleid oder Reue
Daß nur durch dich Salicio traurig endet,
O undankbares Herz, die Lieb' und Treue
Sorglosen Sinns den Winden übergeben,
Die du mir doch auf ewig zugewendet?
Und dieser Falschen sendet
Gott, der von seinem Throne
Sie so mit kaltem Hohne
Auf eines Freundes Tode sieht bestehen,
Nicht eine Züchtigung für solch Vergehen?
Will man mit Todesqual für Liebe danken,
Was soll dem Feind geschehen?
Entströmt dem Aug' ihr Thränen ohne Schranken.

Um deinetwillen hatten einst den Blinden
Des abgeschiednen Waldes stille Schatten,
Die Einsamkeit des Berges angezogen;
Um deinetwillen war den grünen Matten,
Der rothen Rose und den frischen Winden,
Dem holden Lenz vor Allem ich gewogen
Wie hab' ich mich betrogen!
Wie anders ist gewesen,
Von wie verschiednem Wesen
Was sich in deiner falschen Brust versteckte!
So deutlich mir's die Krähe auch entdeckte,
Als sie durch wiederholten Schrei Gedanken
An nahes Unglück weckte.
Entströmt dem Aug' ihr Thränen ohne Schranken.

Wie oft auch wenn ich schlief im Waldesgrunde,
Obwohl ich Thörichter es nicht bedachte,
Konnt' ich aus Träumen all' mein Leid vermuten!
In heißer Sommerzeit, so träumt' ich, brachte
Ich meine Heerde, um die Mittagsstunde
Dort zuzubringen, an des Tajo Fluten.
Doch ehe wir noch ruhten,
Entflohn in alle Weite
Nach ungewohnter Seite
In neuentstand'nem Bett des Stromes Wogen.
Verschmachtend unter glüh'ndem Himmelsbogen
Bin ich umsonst dem wunderbaren Schwanken
Der Wasser nachgezogen.
Entströmt dem Aug' ihr Thränen ohne Schranken.

O welches Ohr lauscht jetzt den süßen Tönen?
Wem sind die klaren Augen zugewendet?
Für wen hast du mich rücksichtslos verlassen?
Wo dein gebrochnes Wort auf's neu' verpfändet?
Um welchen Hals die Arme jetzt die schönen
Geschlungen die ihn kettengleich umfassen?
Wie könnt' ein Herz es fassen,
Und wenn es Stein beschützte,
Daß der von mir gestützte,
Geliebte Epheu dort empor sich hebe,
Um andern Stamm sich ranke meine Rebe,
Und sollte nicht an diesem Schmerze kranken

So lange als ich lebe?
Entströmt dem Aug' ihr Thränen ohne Schranken.

Was wird man in der Folgezeit nicht hoffen,
Wie schwierig und wie ungewiß es scheine?
Was für ein Zwiespalt soll nun noch bestehen?
Hat andrerseits der Liebende noch Eine
Gewißheit, Eins wovon es nicht betroffen
Zu werden fürchten muß, seit dies geschehen?
Als du von mir zu gehen
Beschlossest und des Armen
Dich nimmer zu erbarmen,
Hast du der Welt Grund und Beweis gegeben,
Daß selbst der Sicherste in Aengsten schweben
Und fürchten muß, daß seine Güter wanken.
Entströmt mit meinem Leben,
Entströmt dem Aug' ihr Thränen ohne Schranken.

Unmögliches, Unglaubliches wird nimmer
Für unerreichbar gelten, Niemand denken,
Daß sich Verschiednes ewig widerstreite,
Seitdem du ihm dein gottlos Herz zu schenken
Es mir entzogst, ein Wechsel welcher immer
Von Mund zu Mund wird klingen in die Weite;
Sanft an des Wolfes Seite
Wird sich das Lamm jetzt schmiegen
Und sicher bei ihm liegen,
Bei wilden Schlangen werden ohne Grauen
Arglose Vögel ihre Nester bauen,
Denn größres Wunder, als ich in Gedanken,
Ersinn', ist hier zu schauen.
Entströmt dem Aug' ihr Thränen ohne Schranken.

In meiner Hütt' ist frische Milch in Menge,
Wie auch im Winter und zu jeder Stunde
An Käs' und Butter Ueberfluß vorhanden.
Auch meinen Liedern ward von deinem Munde
So großes Lob zu Theil, daß die Gesänge
Des Tityrus nicht größern Beifall fanden.
Und, offen eingestanden,
Bin ich nicht häßlich eben:
Seh' ich mein Bild doch schweben
Auf diesen Wellen die vorüberrauschen,
Und nimmer möcht' ich die Gestalt vertauschen
Mit jenem dort, der spottend mir mag danken.
Das Schicksal möcht' ich tauschen.
Entströmt dem Aug' ihr Thränen ohne Schranken.

Wie kam es daß du mich so sehr verachtet?
Wie konntest du so schnell zum Haß dich neigen?
Wie konnte die Erkenntlichkeit dir fehlen?
Wäre dir diese Grausamkeit nicht eigen,
So würd' ich immerdar von dir geachtet,
Kein Schmerz der Trennung würde jetzt mich quälen.
Wer mag die Schafe zählen,
Die in des Sommers Schwüle
Von mir geführt das kühle
Gebirg von Cuenca frohen Muts erklettern,
Wenn sie das Thal geschützt vor Winters Wettern?
Doch ach! was helfen Schätze selbst dem Kranken,
Den Leiden niederschmettern!
Entströmt dem Aug' ihr Thränen ohne Schranken.

Die Steine selbst beweg' ich durch mein Weinen
Der Starrheit und der Härte zu entsagen,
Die Bäume seh' ich ihre Kronen neigen,
Die Vögel, die mich schluchzen hören, klagen
Mitfühlend auf verschiedne Art und scheinen
Dadurch den nahen Tod mir anzuzeigen,
Die wilden Thiere schweigen
Und strecken sie die Glieder
Zum sanften Schlafe nieder,
Sie horchen wach noch auf die Trauerklänge.
Du bist allein so unerbittlich strenge,
Daß deine Augen auch nicht einmal sanken
Auf meiner Leiden Menge.
Entströmt dem Aug' ihr Thränen ohne Schranken.

Doch wenn du mir auch keine Hülfe spendest,
Den so geliebten Platz wirst du nicht hassen;

Befürchte nicht mich nochmals zu erblicken:
Den Ort verlass' ich, wo du mich verlassen,
Komm, wenn du darum nur dich von ihm wendest,
Hier wird der Wiese Grün dein Aug' erquicken,
Das dunkle Laub der dicken
Gebüsche und die hellen,
Dir ehmals theuern Wellen,
Zu denen ich jetzt meine Klage sende.
Hierher wird, wenn ich anderwärts mich wende,
Den der mein Glück geraubt die Sehnsucht treiben:
Hab' ich in seine Hände
Das Glück gelegt, mag auch der Platz ihm bleiben."

Hier endete Salicio seine Klagen,
Und es entquoll ihm bei dem letzten Laute
Ein voller Thränenstrom mit tiefem Stöhnen.
Der Berg, der dieses Schmerzes Schwere schaute,
Will einen schwachen Trost ihm nicht versagen
Und wiederholt den Schall mit dumpfem Dröhnen.
In süßen Klagetönen
Wie aus betrübter Seele
Antwortet Philomele
Dem Schmerzenslaut, der in ihr Ohr gedrungen.
Was aber Nemoroso drauf gesungen
Sagt Pieriden ihr; denn nicht verstattet
Ist Solches andern Zungen.
Ich fühle daß mein schwacher Sang ermattet.

„Krystallne Wasser, klar vorübergleitend,
Ihr Bäume, die nach euerm Bild ihr spähet,
Du frische Wiese in des Waldes Mitte,
Auf die ihr Vögel eure Klagen säet,
Du Ephen, der du weithin dich verbreitend
Durch grünes Dickicht windest deine Schritte.
Eh' noch des Frohsinns Sitte
Vor diesem Schmerz entschwunden,
Den ich so tief empfunden,
Verweilt' ich unter euch mit heiterm Mute,
Indem ich oft in süßem Schlummer ruhte
Und öfters der Vergangenheit gedachte,
In welcher nichts als gute
Und freundliche Erinnerung erwachte.

Und in demselben Thale wo voll Kummer
Und Schmerz ich jetzt verkünde meine Trauer
Pflegt' ich in Freud' und Lust mich zu ergehen.
O eitles Glück, hinfällig, ohne Dauer!
Ich weiß noch, wie ich hier von kurzem Schlummer
Erwacht Elise neben mir gesehen.
Welch Leid ist nun geschehen!
O zart gewebte Glieder,
So frühe nun schon wieder
Anheimgefalln des Todes scharfem Eisen!
O lieber konnte diese Gunst erweisen
Das Schicksal meines Lebens müden Tagen,
Das härter ist als Eisen,
Da es die bittre Trennung hat ertragen.

Wo sind nun jene klaren Augen heute,
An denen meine Seele wie gebunden
Wohin sie sich auch wandten festgehangen?
Wohin die zarte weiße Hand entschwunden,
Von den Triumphen voll und von der Beute
Die sie durch meines Herzens Raub empfangen?
Die Haare, die in Prangen
Mit Hohn das Gold betrachtet
Und für gering geachtet,
Die weiße Brust, wohin sind sie entflohen?
Die Säule, die so anmutsvoll des hohen,
Des schönen Hauptes goldnen Schmuck getragen?
Dies Alles ist, was ich nicht enden werde
Auf's tiefste zu beklagen,
Verschlossen in der kalten harten Erde.

Wer dachte, als wir noch in diesem Grunde,
Geliebte, bei des frischen Windes Wehen
Uns sammelten des Frühlings zarte Spenden,
Daß ich in kurzem sollte kommen sehen
Der langen Trennung kummervolle Stunde,
Die meine Liebe schmerzlich würde enden?
So hat mit vollen Händen
Der Himmel Leid gegeben,
Daß nun mein ganzes Leben
In Thränen muß und Einsamkeit entschwinden,

Und was am meisten peinigt ist mich binden
Zu müssen an das traurige Verhängniß,
Das den Verlaßnen, Blinden
Gefesselt hält in finsterem Gefängniß.

Seitdem du uns verlassen, reicht die Weide
Nicht hin zu sättigen die magre Heerde,
Noch bringt der Acker mehr den reichen Segen.
Kein Glück, das nicht in Leid verwandelt werde:
Unkraut erstickt den Weizen, statt Getreide
Wächst wilder Hafer traurig uns entgegen.
Wo, ohne sie zu pflegen,
Die Erde Blumen schmückten
Und unser Aug' entzückten,
Daß tausend Sorgen bei dem Anblick schwanden,
Da sind jetzt diese Disteln hier entstanden,
Bereits bedeckt mit starker Stacheln Reihen,
Und durch mein Weinen fanden
Die kläglichen Gewächse noch Gedeihen.

Wie sich die Schatten bei der Sonne Fliehen
Vergrößern, und wenn ihre Strahlen schwinden
Die Erde schwarze Finsterniß umhüllet,
Woher der Schauer kommt den wir empfinden,
Die ängstliche Gestalt die dem verliehen,
Was uns die Dunkelheit der Nacht verhüllet,
Bis sich die Sonn' enthüllet
In reinem schönem Lichte,
So ist die Nacht, die dichte,
In welcher ich nach deiner Trennung lebe,
Indem in Furcht und Finsterniß ich bebe,
Bis einst der Tod den Augenblick bereite,
Wo er, nach der ich strebe,
Zu deines Anblicks Sonne mich geleite.

So wie die Nachtigall, im Laub verborgen,
In Trauertönen ihre Klag' entsendet
Ueber den harten Bauer, der die lieben,
Die süßen Kleinen ihrem Nest entwendet
Mit list'ger Hand, indessen sie in Sorgen
Für sie dem theuern Zweige fern geblieben,
Und von dem Schmerz getrieben
Ihn durch die süßen Klänge
Abwechselnder Gesänge
Verkündend läßt in alle Lüfte steigen,
Und nicht zu hemmen selbst das nächt'ge Schweigen
Vermag die Trauerpflicht der Klagelieder,
Wenn, Mitleid ihr zu zeigen,
Die Sterne schauen von dem Himmel nieder:

Auf solche Weise lass' ich meinen Schmerzen
Den vollen Lauf und klage so vergebens
Ueber den bittern Tod den nichts begütet.
Er faßte an die Wurzel meines Lebens
Und riß das süße Pfand von meinem Herzen,
Denn diese Stätte hat es treu gehütet.
Wie grimmig er gewütet!
Laut, harter Tod, verklag' ich
Dem Himmel dich, und mag ich
Die ganze Welt mit meinen Thränen kränken,
So unerhörten Schmerz kann nichts beschränken;
Und dieses schmerzliche Gefühl zu zähmen
Soll keiner jemals denken,
Kann er nicht alles Fühlen mir benehmen.

Noch hab' ich einen Theil von deinen Haaren,
Elise, in ein weißes Tuch geschlungen,
Die niemals sich von meinem Busen trennen.
Enthüll' ich sie, so fühl' ich mich durchdrungen
Von solchem Schmerz, daß über sie in Schaaren
Die Thränen strömen ohne Maß zu kennen,
Und ohne mich zu trennen,
Lass' ich die Thränenfluten
An meiner Seufzer Gluten
Vertrocknen, dann betracht' ich sie genauer
Und geh' sie einzeln durch mit stiller Trauer,
Und binde sie mit einem Bande wieder:
Erst dann legt jener Schauer
Des Schmerzes sich für eine Weile nieder.

Doch bald muß die Erinn'rung an die Grauen
Von jener dunkeln finstern Nacht mich schrecken,
Die nimmer ruhen wird in meiner Wunde

Der alten Qual Erinnerung zu wecken.
Ich glaube gegenwärtig dich zu schauen
Wie in Lucina's harter Prüfungsstunde,
Mit dem jetzt stummen Munde,
Durch dessen Ton und Stimme
Der Sturm in seinem Grimme
Besänftigt zu gelindem Wehen schwände,
Glaub' ich zu hören, wie du nah' dem Ende
Die harte unbarmherz'ge Göttin batest,
Daß sie dir Hülfe sende —
Sprich, rohe Göttin, was du damals thatest?

War dir soviel daran das Wild zu jagen,
Soviel an eines Schäfers Schlaf gelegen?
Wie konnte solche Grausamkeit entstehen,
Daß darum nicht dein Mitleid zu erregen
Das Flehn vermocht, die Thränen und die Klagen,
Um solche Schönheit nicht in Staub vergehen,
Den Kummer nicht zu sehen,
Dem Nemoroso's Leben
Von nun anheimgegeben,
Der stets voll Eifers daß er dir willfahre
Durch Berge jagte, deinem Weihaltare
Durch seine Beute Opfer zu erwerben —
Und du, o Undankbare,
Du lässest unbesorgt mein Liebstes sterben?

Elise, die du jetzt des Himmels Räume
Mit ew'gem Fuße schon betrittst und missest
Und selber ruhig schaust der Sterne Ringe,
Warum doch o Unsterbliche vergissest
Du mein und duldest daß die Zeit noch säume,
Wo ich durch dieses Körpers Hülle dringe
Und frei mich aufwärts schwinge,
Und in dem dritten Runde
Wir, Hand in Hand, im Bunde
Dann andre Berge, andre Ström' und Auen
Und schatt'ge blumenreiche Thäler schauen,
Wo ich dich sehend von den Mühn der Erde
Ausruhn und fest vertrauen
Kann, daß ich niemals dich verlieren werde."

Noch hätten wohl die Hirten nicht geendet
Mit Thränen ihre Klage zu entrichten,
Obwohl der Berg nur hörte was sie sangen,
Wenn ihnen nicht die rothen Wolkenschichten,
Indem die Sonne sank, mit Gold gerändet,
Verkündigt hätten, daß der Tag vergangen.
Die dichten Schatten drangen
Bereits in schnellem Gleiten
Des hohen Berges Seiten
Hinauf, und beide, die sich nun besannen,
Als wollten sie ein Traumgebild verbannen,
Nahmen, schon war der letzte Schein im Fliehen,
Die Heerde und begannen
Langsamen Schrittes sich zurückzuziehen.

Breslau. **Wilhelm Grüzmacher.**

Unter den von Crapelet (Paris 1832) edirten Poésies morales et historiques des Huissier d'armes Königs Carl VI. von Frankreich, des Castellans von Fismes, Eustaches Deschamps, befinden sich auch mehrere Gedichte, welche in der überhaupt von diesem Poeten beliebten didactischen Manier Verhaltungsmaßregeln für die Pest geben, deren Besprechung, weil die Ausgabe selten, die Vorschriften den jetzt von den Aerzten bei der Cholera aufgestellten ähnlich sind, wohl von Interesse sein möchte. Morel (so nannten ihn seine Zeitgenossen) starb mehr als 90jährig bald nach 1422, und so ist die Pest, gegen die er den Leser seiner Gedichte sichern will, wohl nicht die von Boccaccio in der Einleitung zum Decameron so ergreifend geschilderte des Jahres 1348, sondern die Europa wiederum 1373 heimsuchende. Wir wählen aus den verschiedenen diesen Gegenstand behandelnden Balladen (d. h. nach Morels Poetik Gedichten aus achtzeiligen Strophen mit wiederkehrenden Reimen und gleichem Refrain) das Seite 116 mitgetheilte, dessen Angaben wir aus einem ähnlichen 145 und aus der diete 163 fg., allgemeinen diätetischen Vorschriften, ergänzen.

Qui veult son corps en santé maintenir
et resister à mort d'epidemie,
il doit courroux et tristesce fuir.
laissier le lieu où est la maladie,
et fréquenter joieuse compaignie; d. h. 147 soiez joieux sans
boire bon vin[1]) nette viande user[2]), le cuer esmouvoir.
port bonne odour contre la punaisie[3])
et ne voist hors (se promène) s'il ne fait bel et cler.

Jeun estomac ne se doit point partir,
boire matin et mener sobre vie[4]),
face cler feu (146 de genevre) en sa chambre tenir,
de femme avoir ne li souviengne mie[5]), d. h. il n'y pense point.
bains, estuves à son povoir denie[6]),
car les humeurs font mouvoir et troubler;
soit bien vestis, ait toudis (toujours) chière lie (clair visage)
et ne voist hors s'il ne fait bel et cler.

De grosses chars[7]) et de choulz abstenir[8]),
et de tous fruiz[9]) se doit on en partir,
cler vin avoir, sa poulaille rostir[10]),
connins, perdriz et pour espicerie
canelle avoir, safran, gingembre et prie[11])
tout d'aigrevin et vergus destremper;
dormir au main (matin): ce regime n'oublie,
et ne voist hors s'il ne fait bel et cler.

Wir beschließen hiermit diesen versifizirten Codex der Diätetik, dessen Regeln eine im Sinne eines lebenslustigen Mannes vorgenommene Vereinigung des Annehmbaren aus den drei bei Boccaccio vorgeschlagenen Methoden zeigen, welche freilich die traurigen Folgen der allein zu Florenz in 5 Monaten 100,000 Menschen dahinraffenden Epidemie nicht aufhalten konnten.

---

[1]) 163 empfiehlt Rothwein mit Wasser gemischt und warnt vor Ypocras und andern präparirten Weinen, unter denen besonders Piment, Rothwein mit Honig und Gewürzen, und Clairet, ähnlich zubereiteter Weißwein beliebt waren. Man trank gewöhnlich bei Tisch den letzteren und ging, nachdem man die Hände gewaschen und die Früchte des Desserts genossen, zu besseren Weinsorten über cf. Méon IV. 371. Uebrigens kannte man auch schon vor Morels Zeit den Apfelwein, s. Poetiel primo secolo II. 198 vin di pome che'l stomaco affina. — [2]) 145 räth pain cuit d'un jour. — [3]) 146 d'eaues roses vous devez pourvoir, odeurs porter, robes plaisans, joyaulx, bei welchen letztern wohl an die vom Mittelalter den Edelsteinen zugeschriebenen Heilkräfte zu denken ist, welche zum Beispiel die ausführliche Episode des spanischen Poema del Alexandro 1306—30 angiebt. — [4]) usez d'un mez sanz prolongacion de longuement à la table seoir. 146; man arbeite nicht gleich nach Tisch 164. — *en*cor fault faire purgacion sanz differer l'evacuacion que chascun doit avoir naturelment. — [5]) 166 euvre naturele mortele, welches Wort oft z. B. auch bei Méon IV. 210, 296 obscönen Sinn hat. — [6]) user d'eaue de bonne region ou flums courans, par moderacion. — [7]) Zu diesen rechnet 166 poucins, chapons en rost, chars de pourceaulx, de cerfs, de buefs; oés, cannes; poissons lymonneaulx; ferner wird dort wie 164 Milch, Butter, Speck verboten. — [8]) choux, pois ne gros potaige, viez fromaige 163. — [9]) 146 freiz viez et nouveaux und 164 chastaignes, pommes, nefles, poires, blanches prunes, grosses ou noires, crus et cuis. — [10]) Unter den erlaubten Speisen führt 166 an: cerfs jeunes, moutons, cabriz, faisans, poucin (?), teurterelles, poules vieilles, vuide coq; Kälber, die über einen Monat alt, leichte Fische; persil, bettes, bourraches, cresson. — [11]) Außer diesen nennt Morel 211 noch grains et cloux, poivre long, feuilles de lorier unter den für die Küche nöthigen Gewürzen.

C. Sachs.

Randglosse.

Die von Herrn Dr. Krüger fälschlich als undeutsch aufgeführte Imperativform gehen wir findet sich auch — obgleich die meisten englischen Grammatiken sie gar nicht erwähnen — ganz entsprechend im Englischen, z. B. Shakespeare (Dramat. Works in 1 Bd. Leipz. 1824) p. 86b: But leave we him to his events with a prayer &c.

p. 134a: My lord Biron, see him deliver'd o'er —
And go we, lords, to put in practice that
Which each to other hath so strongly sworn.
p. 289a: Come, go we to the king! Our power is ready
„ ib. b: Well, march we on
To give obedience, where 'tis truly ow'd!
Meet we the medecine of the sickly weal;
And with him pour we, in our country's parge,
Each drop of us.
p. 298b: Go we, as well as haste will suffer us,
To this unlook'd for, unprepared pomp.
p. 374a: Blunt, lead him hence; and see you guard him sure.
And now despatch we toward the court, my lord.
p. 383a: Then go we in, to know his embassy.
p. 417b; And now no more ado, brave Burgundy,
But gather we our forces out of hand,
And set upon our boasting enemy.
p. 429b: Join we together, for the public good.
p. 475b: Now march we hence! discharge the common sort
With pay and thank and let's away to London &c.
p. 583a: Go we to our tent!
p. 615a: And let us bathe our hands in Cæsar's blood
Up to the elbows, and besmear our swords:
Then walk we forth, even to the market-place;
And, waving our red weapons o'er our heads
Let's all cry: Peace! Freedom! and Liberty!
p. 632a: 'Would, we had spoke together. Haste we for it:
Yet, ere we put ourselves in arms, dispatch we
The business, we have talk'd of!
p. 640b: Set we our squadrons on yon side o' the hill &c.
p. 646a; Go we to him etc.

Wir führen hier nur noch aus einem spätern Dichter einen Beleg an aus Goldsmith's Traveller (s. The Select Works of Ol. Goldsmith. Leipz. Tauchnitz. p. 169): My soul turns from them: turn we to survey. Where rougher climes a nobler race display &c.

Druckfehler-Berichtigung.

Bei einem Einblicke in meine Recension des Günther'schen Buches über die „Glocke" stößt mir ein Druckfehler auf, den ich nicht umhin kann, ausdrücklich zu berichtigen, weil er einen gesperrt gedruckten Nonsens abgibt, der dennoch den etwas oberflächlichen Leser nicht zwingt, das richtige Wort zu suchen. Es heißt nämlich da, wo ich meine Besprechung der Glocke begonnen habe, statt: des inneren und äußeren Ereignisses (welches die Glockentöne verkündigen und für welches sie zum Ausdruck werden): des inneren und äußeren Freigeistes. Es geschieht mir übrigens nicht zum ersten Male, daß mir das Ereigniß fataler Weise in einen Freigeist verwandelt wird, und daher mag meine Handschrift nicht ohne Schuld sein.

H. Deinhardt.

Bibliographischer Anzeiger.

Lexikographie.

R. J. Lucas, englisch-deutsches und deutsch-englisches Wörterbuch. I. Band. 1 — 6. Heft. (Schünemann's Verl., Bremen.) à 15 Ngr.

Grammatik.

H. N. Riis, grammatical outline and vocabulary of the language. (Bahnmaier's Buchh., Basel.) In engl. Einb. 3 Thlr. 10 Ngr.

Literatur.

B. Hölscher, niederdeutsche geistliche Lieder und Sprüche aus dem Münsterlande, nach Handschriften aus dem 15. und 16. Jahrhundert. (Hertz, Berlin.) 1 Thlr.

J. Scherr. Geschichte der deutschen Literatur. 2. Aufl. (O. Wigand, Leipzig.) 1 Thlr. 10 Ngr.
Im engl. Einb. 1 Thlr. 20 Ngr.

Schiller's Briefe. Mit geschichtlichen Erläuterungen. 6. Lieferung. (Hempel, Berlin.) 4 Ngr.

M. A. Burt. Specimens of the choicest lyrical productions of the most celebrated german poets. From Klopstock to the present time. (Michelsen's Buchh., Leipzig.) 2 Thlr.

Ph. Chasles, und F. Guizot. William Shakespeare, sein Leben, seine Werke und seine Zeit. Herausgegeben von P. H. Sillig. (Dyk'sche Buchh., Leipzig.) 1 Thlr.

Hilfsbücher.

J. Kehrein. Handbuch deutscher Prosa für Schule und Haus. 1. Lieferung. (O. Wigand, Leipzig.) 10 Ngr.

Dr. H. Lüdecking. Französisches Lesebuch für untere und mittlere Klassen. 1ster Theil, mit vollständ. Wörterbuche. 3. Aufl. (Kunze, Mainz.) 1854. 15 Sgr.

R. Sparschuh. Deutsches Sprach- und Uebungsbuch für die unteren Classen höherer Lehranstalten. I. Theil: die Wortlehre. (Le Roux'sche Hofbuchh. in Mainz.) 10 Ngr.

L. Jdeler und H. Nolte. Handbuch der französischen Sprache und Literatur. 3 Thle. 5. Aufl., verm. durch A. Boltz. (Nauck'sche Buchh. in Berlin.) 1 Thlr. 11 Ngr.

J. Laycock. New dialogues, English and German. For the use both nations. 5. Edition. (Nestler & Melle, Hamburgh). 26 1/4 Ngr.

Library, little English, or selection of the best modern writings adapted for childhood and youth. By J. M' Lean. Vol. 12.: Elinor Fulton by an american lady. (Baumgärtner's Buchh., Leipzig.) 6 Ngr.

Waldensische Sprache.

Seit Raynouard bei Aufzählung der waldensischen Gedichte in einer Anmerkung einige eigenthümliche Formen der Sprache angegeben und Diez das Bedauern ausgesprochen hat, daß dieselbe noch so wenig bekannt sei, hat ihr meines Wissens nach Niemand eine gründlichere Untersuchung gewidmet. Wenn sie aber schon darum Beachtung verdient, weil auch der kleinste Zweig des romanischen Sprachstammes für die Kenntniß des ganzen Organismus von Wichtigkeit ist, so steigert sich ihr Interesse noch besonders dadurch, daß gerade sie zu einer literarischen Bedeutsamkeit gelangt ist, deren sich wenige Dialecte rühmen können. In ein hohes Alter der romanischen Sprachbildung scheint uns nun dieser Dialect freilich nicht zu führen, da die bekannten Handschriften kaum über das 16. Jahrhundert hinausreichen sollen. Es befinden sich nämlich nach Herzog in Genf fünf Bände (Nr. 205 bis 209 a), von denen die ersten beiden aus dem 15. Jahrhundert, und eben so viele in der Usher'schen Sammlung der Bibliothek in Dublin. Die letzteren enthalten u. A. eine Uebersetzung des neuen Testaments nebst Stücken des alten, wovon andere Handschriften ungefähr desselben Alters in Zürich und Grenoble liegen. Handschriften in Cambridge, von denen Leger ausführlich spricht, sind nicht vorhanden. Da dies alles Abschriften sind, so berechtigen sie an sich allerdings zu keinem Schlusse auf das Alter der Schriften; indessen hat doch Dieckhoff beinahe festgestellt, daß die Entstehung der Nobla Leyczon in das 15. Jahrhundert falle, und da die Sprache der übrigen Schriften durchaus nicht das Gepräge höheren Alters trägt, dürfte Alles was wir besitzen, ungefähr dieser Zeit zuzuweisen sein. Möglich, ja wahrscheinlich ist jedoch, daß die Bibelübersetzung älteren Ursprungs ist, welche für die Erforschung der Sprache die bedeutendste Quelle sein muß. Was wir von der waldensischen Literatur kennen, ist leider höchst wenig. Leger im 1. Bande

seiner Histoire des églises Vaudoises (Leyde 1669) und Perrin in der Histoire des Vaudois (Genève 1619), theilen Bruchstücke von Genfer Tractaten besonders aus Nr. 208, Hahn in seiner Geschichte der Ketzer im Mittelalter Bd. 2. (Stuttgart 1847), andere Bruchstücke, hauptsächlich aber die bei Raynouard (Choix des poésies des Troubadours t. II. S. 73 bis 133) unvollständigen Gedichte vollständig mit. Dazu hat neuerdings Herzog, nachdem er schon 1848 ein Programm De origine et pristino statu Waldensium vorausgeschickt, als Beilagen zu einem größeren Werke: Die romanischen Waldenser (Halle 1853) einige prosaische Stücke aus Dubliner Handschriften und einen bessern Text der Nobla Leyczon geliefert. Morland, Monastier u. A. mögen kaum etwas Neues enthalten; das Stück bei Champollion-Figeac, das Raynouard citirt, giebt sich sogleich als ein bedeutend jüngeres zu erkennen. Diese Abdrücke sind nun aber zum Theil höchst mangelhaft. Die bei Leger, die meisten und wichtigsten, wimmeln von bedeutenden und unbedeutenderen Fehlern und Ungenauigkeiten und können darum nur mit großer Vorsicht benutzt werden. Hahn's Texte sind zwar im Ganzen gut und genau, doch hat sein Gehülfe Grivel, der kein solcher Kenner gewesen sein kann wie er glaubt und in seinen Erklärungen bisweilen die nothdürftigsten philologischen Kenntnisse vermissen läßt, eben weil er Vieles nicht verstanden, auch vieles Unsinnige ohne Bedenken abgeschrieben, so daß z. B. der ganze Abschnitt Epistola amicus kaum zu benutzen ist. Dagegen sind Herzog's Proben sehr sorgfältig, nur leider zu spärlich dargeboten, da sie sich fast ganz auf neue Texte schon bekannter Stücke beschränken. Obwohl nun eine genauere und vollständigere Kenntniß dessen, was die Handschriften enthalten, höchst wünschenswerth wäre, so können wir aus dem Bekannten doch wenigstens einen ungefähren Begriff der Sprache gewinnen, und einen solchen uns zu verschaffen dürfen wir nicht säumen, da wir nicht wissen, für wie lange Zeit er uns vielleicht wird genügen müssen. Einen Anfang dazu habe ich nun durch den vorliegenden Abriß machen wollen. Ich habe darin die Sprache von den wichtigsten Gesichtspunkten aus betrachtet, von keiner Seite aber eine vollständige Darstellung beabsichtigt, sondern nur die charakteristischsten und durch eine hinlängliche Anzahl von Belegen gesicherten Eigenthümlichkeiten herausgegriffen. Was sehr häufig ist, habe ich angeführt ohne Belegstellen hinzuzufügen, bei dem minder Gewöhnlichen jedoch hinreichende

Citate für unerläßlich gehalten*). Auf diese Weise hoffe ich nicht ein Bild, aber wenigstens eine Skizze geliefert zu haben, die von dem Wesen des Gegenstandes eine hinreichende Anschauung giebt, um ihn einer tieferen Untersuchung für würdig zu halten.

§. 1.

Die waldensische Sprache ist ein Dialect der provençalischen, der sich durch weichere Laute, einfachere Formen und (nicht ohne Schuld der Schriftsteller oder Abschreiber) eine gewisse Unsicherheit des Ausdrucks, die fast von allen Regeln abzuweichen erlaubt, hinlänglich kenntlich macht, um den Namen einer andern Sprache zu verdienen. Wir haben an ihr zunächst die Lautbeschaffenheit, sodann die Flexion der Nomina und Verba, endlich die Eigenthümlichkeiten in Verbindung der Wörter zu betrachten und am Schlusse zu sehen, welche fremde Sprache auf ihre Bildung eingewirkt haben mag. Um von den Lautverhältnissen ein Bild zu geben, wird es das Kürzeste sein, von denen der provençalischen Sprache ausgehend, nur das von diesen Abweichende aufzuführen. Wir beginnen dabei vom Auslaute, der für die Natur jeder romanischen Sprache charakteristisch ist. Hier tritt nun sogleich die große Verschiedenheit hervor, daß die Wörter nicht wie im Provençalischen fast alle auf einen Consonanten, sondern zum großen Theil auf einen Vocal ausgehen, nicht aber durch Beibehaltung dessen, der auf jenen folgt, sondern durch Abwerfung des Consonanten. Dies geschieht hauptsächlich bei den Hauptwörtern auf -at (lat. -as, atis), trinità, bontà, verità, carità, franquetà, potestà, degnetà, utilità, humanità und unzähligen andern, ebenso bei peccà, blà[1], refù[2], salù[3], virtù, sè (sitis), acì[4], nù (nudus)[5], agù[6], grà[7], flà[8] (was Grivel übersetzt le flanc), dè (digitus, pr. detz)[9] (was Herzog Progr. p. 8 mit dii übersetzt), grà (gradus, pr. grat)[10]. Dasselbe tritt ein bei allen passiven Participien, wie formà, aurà, donà, ordenà, irà, nà (natus), com-

*) Dabei habe ich die Nobla Leyczon mit NL., den ersten Band des Leger mit L., Perrin mit P., Hahn mit H., Herzog mit Hz., Raynouard mit R. bezeichnet. Die Nobla Leyczon ist nach Versen, alles Uebrige nach den Seiten citirt, denen bisweilen zur nähern Bestimmung ein ° oder ᵘ hinzugefügt werden konnte.

[1]L. 196 °. [2]NL. 239. [3]H. 623. [4]NL. 308. [5]NL. 157, H. 562. [6]H. 619 [7]L. 191. [8]H. 564. [9]L. 84 °, H. 591. [10]L. 71, 194, H. 579.

plì[1], deffendú[2] u. s. w., und so sind auch scripturà (pr. escriptura t)[3] und delicament[4] zu erklären. Ferner wird auch das gequetschte ch oder g vermieden, wofür allerdings *t* eintritt, zumal wenn ein lat. ct zu Grunde liegt: dit, fait, script, scrit, tuit; ebenso das weichere g oder i: für mieg steht mes mez mecz[5], für dreg dreit, für freg freit u. s. w. Desgleichen wird das tz der 3. Person Präs. abgeworfen in den sehr häufigen Formen dì und pò, oder weicht einem i in fay, fey, play[6], produy[7], noy[8], zu denen tray[9] stimmt, besonders aber in der 2. Pers. Plur. aller Zeiten und Conjugationen, so daß amatz, voletz, seretz, venretz u. s. w. amà, volè, serè, venrè lauten. Ferner wird c abgeworfen in domesti[10], Chroni[11], s stets in ma für mas und nach einem Consonanten in temp, corp[12] und der häufigen Partikel acer, deren Ursprung aus a cert (oder acerta, wie einmal bei Leger[13] steht) dadurch bestätigt wird, daß Herzog dafür dreimal[14] certament schreibt. In mehreren Partikeln finden wir nicht den Consonanten abgeworfen, sondern einen Vocal zugesetzt, nämlich in sencza (pr. sens, senes), coma (pr. com), donca, selten donc, bisweilen adonca[15], und dem sehr gebräuchlichen enayma (wofür Leger oft enaymi, Perrin einmal[16] vielleicht durch ein Versehen enayme hat). Dazu kommt die Eigenthümlichkeit, daß das s als Zeichen des Nominativs oder des Plurals meist weggelassen, bei einigen Wörtern sogar durch i ersetzt wird, so daß in der That der größte Theil der consonantischen Endungen der Provençalen verschwunden ist. Dagegen wird das gelindere *n*, was jene so oft apocopiren, durchaus bewahrt, namentlich bei den Nominibus, die lat. auf -o, onis, pr. auf ô ausgehen, so daß es immer heißt raczon, perdon, leyczon, bon, caison, faczon, baron, defension, passion u. dgl.; daher ist auch ben volrio[17] zu lesen, nicht mit Raynouard be, und die Präsensformen von tenir und venir lauten ten und ven. Beim Verbum ist dieser Ausgang, wie sich zeigen wird, sehr gewöhnlich. Nach n bleibt sogar *t*, obwohl es die Troubadours abwerfen, in sovent, segont, ont[18], dont[19], mont Berg[20], nient[21], cant, tant, grant, in den Präsensformen atent,

---

[1]NL. 6. [2]NL. 72. [3]NL. 200. [4]H. 583 c. [5]L. 62, 192, NL. 312. [6]H. 570 u, P. 31, L. 186. [7]H. 561. [8]L. 39. [9]L. 197. [10]L. 192. [11]L. 92. [12]L. 35. [13]p. 64. [14]L. 85, 86, 87. [15]H. 581 zweimal. [16]p. 73. [17]H. 571. [18]H. 599. [19]NL. 140, L. 30 u. sonst. [20]H. 565 c. [21]H. 596 u.

defent, rescont[1], respont[2] und ähnlichen, in allen Participien des Präsens, wie errant, scrivent, resplandent, in den Adverbien auf -ment, wie primierament, subitanament, sovendierament, eternalment, fortment, und in den hier vielleicht häufiger als in irgend einer Sprache vorkommenden Substantiven auf -ment, atalentement, parlament, naissament, vistiment, instrament, issiment, istament, faczament, gemament, serviment, acreisament, entendament, placzament, gayment, decorament, entaillament, decebament, cagiment, apremiment, retenament; ja wir finden sogar ein pleonastisches t in Moysent[3] und Symont[4] (vgl. soport[5]), so wie in dem nicht ganz sichern Adjectiv peyrient steinern[6]. So bleibt auch ct am Ende und in der Mitte der Wörter, denn man findet oft dict und dicta, sanct und sancta, auch subjection[7], tractar[8], suject[9], octava[10], pact[11], deffect[12], effect[13] und dgl., ja es bleibt sogar, wenn das c schon im i aufgelöst ist, wie in oinct[14], peict[15], faict[16], sainct[17], huicten[18], perfeicta[19].

§. 2.

Dies sind die wichtigsten Abweichungen vom Provençalischen hinsichtlich der Endung. Im Inlaut fällt zunächst auf die häufige Elision der mediae zwischen zwei Vocalen. So wird namentlich häufig das *d* elidirt, z. B. in poer und veer nebst den abgeleiteten Formen, creo, crees, creon, crea u. s. f., Pf. creyès[20], seon[21], see[22] und andern Formen des Verbi seser, reemps remps, rempsès[23] und andern Formen von reemer (redimere, pr. rezemer), veniar[24] neben venjar[25], juiar (judicare)[26], salue (saluto)[27], beneit und maleit[28], aurar (adorare), ayrar eyrar hassen (adirare), woher das Adj. airos[29] (worunter Grivel einen Heros verstanden hat), die Subst. anvia[30], barchaa (ital. barcata)[31] und intrà (intrata)[31], glay (gladius)[32], goy, tebiament[33], roa[34], poestà postà, dazu fee[35] für fè und see[36] für sè, nebst sämmtlichen weiblichen Participien des Passivs, wie donà[37], perduas[38], complia[39], salhia

---

[1] H. 617. [2] H. 616. [3] NL. 144. [4] H. 610. [5] NL. 176. [6] NL. 150. [7] L. 74. [8] L. 201. [9] L. 80. [10] L. 75. [11] L. 77. [12] L. 79. [13] L. 80. [14] L. 82. [15] L. 91 °. [16] L. 117, 193. [17] L. 187. [18] L. 197. [19] H. 612. [20] H. 620, Hz. 440, 441. [21] L. 40. [22] H. 609. [23] H. 607 °, 606 u. [24] L. 198. [25] z. B. NL. 248. [26] L. 34. [27] L. 64 °. [28] H. 609 u. [29] H. 578. [30] H. 564. [31] H. 567. [32] NL. 173. [33] L. 45. [34] L. 195. [35] H. 600, Hz. 456. [36] H. 601. [37] NL. 41. [38] H. 581. [39] H. 598.

complia feria[1] u. s. w.; g (c) ist elidirt in dion und dia, nehar (necare)[2], renear[3], vendiar[4], paya[5], payar[6], neun[7], brea (ital. briga)[8], pertia[9], unial[10], malaurà (von augurium); b in dean (debeant)[11], heitar (habitare)[12]. Einschiebung eines Consonanten zur Tilgung des Hiatus zeigen avoteri[13] und avootrar[14], avoir in verschiedenen Formen (auvir[15], au[16] u. a.), nebst den Derivaten auvidor und auvia, lauvar[17], chavon (von cadere)[18]; creyèn[19], veyèn, poyes, poyon. Konnte *d* nicht ausfallen, so wurde es doch in s erweicht, in tarzar[20] (was Grivel mit taire übersetzt!), possesir, seser, reser, caser, creser (cresent, cresè, cresù, sogar 3. Pers. cres[21]) und in dem bekannten meseyme, das bisweilen durch gänzlichen Ausfall des d in meyme zusammenschmilzt[22]. Einen andern Uebergang des d scheinen gewisse Formen des Verbi caser darzubieten: man findet nämlich den Inf. cagir[23], den Plural des Imper. cagé[24], die 3. Pl. Präs. Ind. cagion[25], die 1. Pl. Conj. cajàm[26], das Perf. cagic[27] und das Subst. cagiment[25]. Hier scheint mir nun das d ausgefallen und zur Tilgung des Hiatus, wie oben, ein y eingeschoben worden zu sein, was dann den Zischlaut angenommen hat. Dies wird nicht nur durch die Imperativform chaiè[28] und das Präsens chayon[28], wo das c schon den Zischlaut angenommen hat, sondern mehr noch dadurch bestätigt, daß für poes, aus potes, Leger[29] und Herzog poyes lesen, Hahn[30] aber poges. Ferner wird das harte *c* sehr oft in *i* aufgelöst. Die gewöhnlichsten Fälle sind fait, diit, andere Beispiele leyt (lectum)[31], deleit[32] und deleitar[33], es-, ey- eleit[34], profeitar[35] und profeit[36] (perfeit Rayn.), perfeit[37] (wofür auch perfit steht), costreit[38], noyt[39], speyt (aspectus)[40], espeytanza[41], playrè[42], noyre[43] (woher noisent[44]), fornais[45], liy (illic)[46], oyt (octo) und oyten[47], mit Anticipation des i sayntas[48], conjointas[49], plaint[50], enfeint und enfeintament[51], ceynt[52], point[53], wonach coynt[54] und recoin-

[1] H. 599. [2] NL. 117. [3] H. 599. [4] L. 198. [5] H. 581. [6] H. 578. [7] z. B. NL. 13. [8] L. 194. [9] L. 39. [10] H. 608 u. sonst. [11] NL. 138. [12] L. 41 u. [13] NL. 162. [14] L. 197. [15] NL. 292, 474. [16] NL. 392. [17] L. 38. [18] NL. 3, 203. [19] H. 605. [20] NL. 386. [21] L. 59. [22] L. 42, 44. [23] H. 618 u. [24] H. 619. [25] H. 613. [26] L. 91. [27] L. 39. [28] L. 32. [29] L. 59. [30] H. 674. [31] H. 582 o. [32] H. 570 u. [33] L. 34 o. [34] NL. 479, 183, H. 570 u, 581. [35] H. 571. [36] H. 560 u. [37] H. 607. [38] NL. 143. [39] H. 574 o. [40] H. 575 o. [41] H. 617. [42] H. 561. [43] L. 35 u. sonst oft. [44] H. 593. [45] L. 40. [46] L. 39, 40. [47] L. 82. [48] L. 34. [49] L. 72. [50] L. 74. [51] H. 650 u, L. 76 u. sonst. [52] H. 569. [53] H. 574 o. [54] H. 575.

tar[1] gebildet zu sein scheinen, endlich soyme (somnium) und soymar[2] (wofür Leger einmal[3] seumar schreibt). Ebenso findet sich s vocalisirt in meseyme (pr. meteisme), proyme aus prosme, bateime[4], ayme[5] gewöhnlich enayma, was aus aisme, einem Superlativ der Partikel aissi*), die einmal[6] bei Leger steht, wo Hahn ayma hat, abgeleitet werden zu müssen scheint, ferner in poisant, poisa, poisenza, deiliorar[7], eymendar[8], eyleit (woher eleit) und ähnlichen. Auch l wird in u aufgelöst: tout[9], saut[10], autre häufiger als altre (einmal aultre[11], wie peict), scoutar (auscultare)[12], outra[13] häufiger otra, chaut (calidus)[14], scautriment (vom ital. scaltro)[15], cootivador[16] für coutivador, cauez (calces)[17]; und die übliche Form au (statt ab mit) zeigt ebenfalls die Neigung der Sprache zur Vocalisirung. Drittens wird ein Consonant, dessen Verbindung mit einem folgenden zu hart scheint, nicht selten elibirt. Besonders geschieht dies bei Zusammensetzung der Verba mit des- und es-, wofür sich viele Beispiele anführen ließen: degieta[18], delogna[19], demenar[20], degracià[21], devian[22], elevar[23], emolà[24] (emolù?); andere Fälle sind das schon erwähnte soyme und soymar, forment statt fortment, asot statt asolt[25], cociencia[26], rexucitar[27], nurir[28] und nuriment[29], puridura (von putrere)[30], veva[31] (sonst vefva), almona (pr. almosna)[32], arapar[33], auch propio, und so viele. Daher keine Einschiebung eines d zwischen nr: venrè, tenrè, penrè, remanrà, engenrar, volria, dagegen einigemal Assimilation: verè[34], fenna (femina)[35], vefva (vidua)[36], messognia mesognia[37] (sotporrèn[38] dürfte nach Herzog's Text[39] in sotponèn zu corrigiren sein). Endlich sind hier einige Wörter zu erwähnen, worin der weichere lateinische Laut beibehalten ist: sapia, crepia[40], apropriar[41], pr. sapcha, crepcha, apropchar, und repropiar tadeln[42], was mit

*) Vgl. mit dieser Steigerung das sehr gebräuchliche alpostot oder al pos tot durchaus, entstanden aus al tot = pr. del tot.

[1] H. 578 °, 581, L. 45 °. [2] H. 582 ° u. sonst. [3] p. 83. [4] L. 68. [5] H. 593. [6] p. 43. [7] L. 30, 32. [8] L. 31. [9] L. 45. [10] L. 195. [11] L. 194 u. [12] H. 569. [13] z. B. H. 573. [14] H. 576. [15] H. 599 u. [16] H. 607. [17] NL. 191. [18] L. 30. [19] L. 31. [20] H. 599. [21] H. 619. [22] H. 679 u. L. 63, Hz. desvian. [23] H. 569. [24] L. 195. [25] NL. 390, 396. [26] H. 619. [27] NL. 271, 287, 322, L. 117, H. 607 u. sonst. [28] L. 43. [29] L. 74. [30] H. 563. [31] L. 44, NL. 156. [32] L. 76, 83 u. [33] H. 566. [34] L. 33, R. 132 (perverèn), H. 691. [35] L. 76, 186. [36] L. 74, 75. [37] L. 74, 83, 84. [38] L. 84. [39] p. 434. [40] NL. 218. [41] L. 90, 187 °. [42] L. 88 °.

jenen verglichen des Diez (Etymolog. Wörterb. p. 716) Ableitung des pr. repropchar, fr. reprocher von dem lat. repropiare, das die Bedeutung unseres vorrücken angenommen habe, bestätigt. Hierher dürfte auch das schon oben angeführte vendiar, veniar (vindicare) gehören, welches der deutliche Uebergang zu dem prov. venjar ist.

Weniger Eigenthümliches bieten die Vocale, die sich der provençalischen Einfachheit anschließen und die Diphthongirung lateinischer Kürzen nicht weniger vermeiden; wenigstens kommen in den bekannten Texten nur zwei neue Beispiele der Diphthongirung vor, cuebre[1] und huebre[2]. Doch tritt sehr stark hervor eine Bevorzugung des *o* vor *u*, namentlich in folgenden Wörtern: deo (pr. deu, debet), meo teo seo (pr. mieu, tieu, sieu), greo, breo und breoment[3], Iudio[4], vio (vivus)[5], caitio[6], noo (novem)[7], dio (pr. deus), nao[8], neo (nix)[9], moo[10] und escomoo[11], receop[12], viore, beore[13] und abeorar[14], liorar[15] und desliorar[16], beotà[17], doocz[18] und dooczament[19], leogeria[20], cootivador[21], neon[22], sogar vaoc[23] und paosa[24]; seltener steht o, wenn kein Vocal vorhergeht, wie in soa, toa, alcon[25] und ähnlichen bei Leger. Uebrigens ist Verwechslung des *o* und *au* nicht selten: man findet beotà und beaument[26], dos statt daus[27], pausar immer für posar, repaus[28], aucios[29], aurient[30], goy, cosa, sogar por für paur[31]. Andere Vocalverschiedenheiten lassen sich aus den spärlichen Quellen nicht mit Sicherheit nachweisen, da gerade hier die provençalischen Formen am mannichfaltigsten und die waldensischen Texte am unzuverlässigsten sind. Doch kann dem Leser derselben nicht entgehen, daß die Abschwächung des *a* in *e* sehr überhand genommen hat; besonders tritt dieselbe in den Endungen der Verba hervor, doch auch hin und wieder im Innern der Wörter, z. B. eyrar[32], heitar[33], eytal[34], leisar[35].

Im Anlaut ist die ziemlich durchgreifende Vereinfachung zu bemerken, daß die Partikel dis oder ex in Zusammensetzungen durch ein bloßes *s* ausgedrückt wird. So in scampar[36], smendar[37],

[1] L. 71, 76 u zweimal, Hz. 434. [2] H. 569. [3] NL. 437. [4] NL. 140. [5] NL. 387, H. 593, L. 85 u. [6] NL. 423. [7] NL. 214. [8] L. 46 o. [9] L. 84 u, H. 596 o. [10] H. 572. [11] H. 617. [12] NL. 175, 233. [13] H. 583 o. [14] NL. 308. [15] NL. 301, 303. [16] H. 596 u. [17] H. 561. [18] H. 595 o. [19] H. 589 u. [20] H. 575, 577, 617. [21] H. 607. [22] Hz. 441. [23] H. 606. [24] H. 621. [25] L. 201. [26] H. 582 o. [27] NL. 462. [28] L. 43. [29] L. 32, H. 599 u. [30] H. 593. [31] H. 564 o. [32] L. 38 u u. sonst. [33] L. 41 u. [34] L. 38 u, 39 o. [35] z. B. H. 577. [36] NL. 111, 128. [37] NL. 391, 405, L. 33.

sbair[1], scusa[1] und scusar[2], scarnir[3], squiar[4] oder squivar[5], scuminigar[6], sfaçar[7], sponre[8], spres und spressament[9] (wofür Herzog jedoch immer expon, excomuniga, expressa u. s. w. schreibt), sforzar[10], scrolar[11]. Demgemäß wird, wenn keine Präposition da ist, nicht nur gesagt sperar, sperancza, spars[12], spaventar[13], scandol[14], sconiurament[15], spaci[16], stalbiar[17], sperit, sondern sogar mit Apocope eines Vocals stier außer[18], stenir[19] (in der Stelle la pena a laqual ... stenrèn eternal torment[20], wie es scheint sogar für sostenir), spettar[21], scoutar[22], speyt[23], scuro[24], scurzir[25], scurità[26]. Eigenthümlich ist ferner besonders im Anlaut das *a* statt *o* oder *e*, welches ich in folgenden Wörtern gefunden habe: ara (nicht nur für das Adverb ora, sondern sogar per tot ara[27], arrivolment[28], argolh[29] und argolhos[30], apermù (oppressus)[31]; avangeli, wie gewöhnlich statt evangeli steht, rabel[32], trasoriar[33] (auch tresorar, thesaurare), haretier[34], marcy[35], pareços[36], parfect[37], raptilias[38], mambre[39], aliment (elementum)[40], adificament[40], arror[41], und bisweilen par statt per, auch in spavantos[42] und spavantament[43] und in Ysadori[44]; manche andere dürften nicht sicher sein, da man auch conoysar, li vostra enemic u. dgl. gedruckt findet. Noch ist zu erwähnen das anlautendem Vocale häufig vorgesetzte *h*, das zwar den Laut nicht ändern mag, aber doch wohl zu dessen leichterer Aussprache dienen soll; wenigstens deutet die häufige Abwesenheit desselben, in Verbindung mit dem Gebrauche anderer Sprachen, besonders aber die Anwendung bei Wörtern, denen keins zukommt, darauf hin, daß es nicht gehört wurde. So findet man ein h in allen Formen des Verbi aver: havian[45], ha, hac[46], haurè[47] u. a., ferner in ho (hoc)[48], ha (ad)[49], hi (vielleicht hic)[50], habandonar[51], hornar[52], hubrir[53], hostar[54], huffrir[55], hobra[56], hont

[1] H. 582. [2] L. 44. [3] NL. 261, L. 39 ^{u}. [4] H. 595 ^{o}. [5] L. 77. [6] L. 39 ^{u}, 86. [7] L. 77 ^{u}. [8] L. 84 ^{u}, 85 ^{o}. [9] L. 85 ^{u}, 86, 87. [10] H. 601. [11] H. 620. [12] H. 598 ^{u}. [13] L. 37. [14] L. 190. [15] P. 32. [16] H. 568 (wo Grivel übers. divertissement). [17] H. 572, 575 ^{o}. [18] L. 39, 59, H. 605. [19] L. 42 ^{u}. [20] L. 86. [21] L. 192. [22] H. 569. [23] H. 575. [24] H. 582, 591 ^{o}. [25] H. 564 (wo es nicht bedeutet arracher), L. 91 ^{o}. [26] H. 578 (wo es auch nicht desséchement bedeutet). [27] H. 622. [28] L. 88 ^{o}. [29] H. 577, 600 ^{u} u. sonst. [30] H. 578, 585. [31] NL. 143, 194 (apremù), Hz. 448. [32] H. 588. [33] L. 31. [34] L. 33. [35] L. 36 zweimal, H. 569. [36] L. 45. [37] L. 72. [38] L. 46. [39] L. 71. [40] H. 620. [41] Hz. 434. [42] H. 574. [43] H. 578. [44] H. 617. [45] NL. 291. [46] R. 126 ^{u}. [47] H. 610 ^{u}. [48] NL. 44, 407, L. 31 u. sonst. [49] NL. 254, H. 582, 613. [50] NL. 317, H. 590 ^{u}. [51] NL. 95, 231. [52] H. 561. [53] H. 589 zweimal, 591. [54] H. 591 ^{o}. [55] H. 594. [56] L. 31.

(unde)[1], herrar[2], hedificar[3], habominacion[4], hong (unguit)[5], husant[6], hodi[7], hami[8]. — Dies möchten in Kürze die hauptsächlichsten Eigenthümlichkeiten der Laute sein; orthographische Besonderheiten, wie cz für z oder c, y für i (selbst wenn es betont ist) finden sich nicht durchgängig in allen Handschriften und würden auch dann von keinem Belang sein.

§. 3.

Wenn wir in den Formen zwar einige Unsicherheit, aber doch dieselbe Einfachheit wie in den Lautverhältnissen finden, so wird uns dies nicht Wunder nehmen, wenn wir bedenken, daß die Mannichfaltigkeit im Provençalischen aus einer Mischung verschiedener Dialecte hervorgegangen ist. Nach deren Sonderung wird sich nun, da das Waldensische vieles mit jenem Gemeinsame enthält, wohl ein Dialect herausstellen, an den es sich am nächsten anschließt. Da diese Sonderung aber noch nicht geschehen ist, so kann nicht, was sich auch hin und wieder bei den Troubadours findet, übergangen, sondern es muß vielmehr das was im Ganzen unserer Sprache eigenthümlich ist, auch mit der möglichen Vollständigkeit dargelegt werden, damit die Besonderheit ihrer Bildungen den provençalischen gegenüber erkannt werde. Darum habe ich namentlich für nöthig gehalten, eine so vollständige Uebersicht des Verbums zusammenzustellen, als aus meinen Quellen möglich war, ohne auf einzelne Uebereinstimmungen mit provençalischen Formen Rücksicht zu nehmen.

Vor der Betrachtung des Nomens ist zu erwähnen, daß der Artikel Eine bestimmte Form hat, für den Sing. lo, la, für den Plur. li, las; der Genitiv und Dativ werden mittelst der Partikeln de und a gebildet, durch deren Zusammenziehung mit dem männlichen Artikel del und al entstehen. Der Vocal des Artikels im Sing. wird elidirt, des Plurals nicht; der einzige Fall bei Raynouard e a l'autre enseguador[9] beruht auf demselben Grunde, wie die bei Hahn häufige Schreibung d'l, d'la u. s. w., von der unten zu sprechen sein wird. — Der Plural der ersten Declination wird durch s bezeichnet, der der übrigen nur durch den Artikel, der darum unversehrt bleiben muß. Wenn der Artikel fehlt, wird das Zeichen des Nu-

---

[1] H. 569 °, 582, 614. [2] H. 593 °. [3] H. 600 ᵘ. [4] H. 607. [5] H. 612 ᵘ. [6] H. 613 °. [7] H. 617. [8] H. 623 ᵘ. [9] NL. 60.

merus hinzugefügt, z. B. O frayres [1], O karissimes [2], en possessions de terras [3], en convilis [3], tribulacions suffron [4], plena de tentacions [5], garnias de divins dons [6], deleicz e grant honor [7], en leys e en decretals [8], servent a ley per orations, per dejunis, per sacrificis, donas, per uffertas, per pelegrinations [9] u. s. w. Doch ist dies überflüssig, wenn anderweitig, durch Verbum oder Adjectiv, der Numerus hinreichend bezeichnet ist, so daß man sagt rey serèn coronà [10], aquilh que son serf [10], tanti deleit [11], moti desirier [11], d'aquilli ric [12], aquilli tal [13], de doas part [14], auch segnors e serf [15], Iudios e Grec [16]. Freilich wird auch in solchen Fällen, und selbst nach dem Artikel der Plural oft genug bezeichnet: Verbindungen wie li nostre enemics [17], cinc ciptàs [18], totas vertucz [19], motas virtucz [20], nos mesquins [21], Christians foron nomnà [22] begegnen überall; indessen mag es nicht überall so in den Handschriften stehen: für mil e cent anez [23] z. B. und dui chaminz [24] was Raynouard schreibt, hat Leger an und camin. Declination des Namens durch suffixirtes s oder Umänderung der Endung und des Tones findet gar nicht statt. Die einzigen Spuren davon, die ich gefunden habe, sind ambedos [25] und semenaire [26], beides im Reim; sonst heißt es immer segnor, baron, governador, compagnon, home u. s. w. — Das weibliche Adjectiv aller Declinationen nimmt im Plural ein s an, das männliche nicht. Man sagt li sant livre, li pur cor, li peccà accusant, li ome fellon u. s. w., dagegen las sanctas scripturas, las soas obras, vestimentas claras, malas cogitations [27], las vertùs del cel serèn escomoguas [28], las armas son delioràs e ... son atrobà li goy de Paradis [29], totas cosas son pausàs [30], l'offensa que havèn fayta [31], avent la conoissua [32], las solas ceremonias exteriors [33], las cosas terrenals [34], quals cosas [35], quals son las cosas [36], alcunas son substantials alcunas son ministerials [35], totas las cosas besognivols [37], parolas curiosas e enflammans [38], au innombrivols maculas [39]. Wie genau hier eigentlich das Feminin vom Masculin unterschieden wird, zeigt folgendes Beispiel: las armas de li devent esser salvà son finalment de dever

[1] NL. 1. [2] H. 594. [3] H. 597. [4] H. 601. [5] H. 691 u. [6] H. 592. [7] H. 571. [8] H. 594 o. [9] H. 678. [10] H. 581. [11] H. 691. [12] H. 690. [13] L. 31. [14] H. 619. [15] H. 562. [16] NL. 336. [17] NL. 436. [18] NL. 131. [19] NL. 293. [20] NL. 336. [21] H. 595. [22] H. 641. [23] NL. 6. [24] NL. 20. [25] H. 570 u. [26] H. 603. [27] H. 701. [28] H. 617. [29] L. 30 u. [30] H. 618. [31] NL. 428. [32] P. 75. [33] H. 677. [34] H. 596. [35] H. 678. [36] L. 73 u. [37] H. 698. [38] H. 698 u. [39] H. 624.

esser purgùs de totas las lor non munditias[1]. Motion der Adjectiva auf -is ist nicht selten: man findet nobla, sensibla, vesibla sehr oft, vendablas[2], fidella[3], tala[4], molla[5], comuna[6], civila[7], crudela[7], und Adverbien wie grandament, comunament, semblablament, diligentament, talament. — Die Formen des selbstständigen Personalpronomens sind:

Sing. 1. yo, Acc. mi; a mi[8], en mi, au mi u. dgl.
2. tu, Acc. tu; de tu[9], a tu[10], en tu[11], per tu[11] u. s. w.
3. M. el, Acc. lui; de lui u. dgl. (a li).
F. ilh (il[12], illi L.) ella (illa[13]), Acc. lei; de lei[14], a ley[15].
Plur. 1. nos, de nos u. s. f.
2. vos, de vos u. s. f.
3. M. il ilh[16], L. illi (elli[17], cy[18]), Acc. lor; de lor, a lor.
F. elhas[19] od. ellas.

Das conjunctive stimmt fast mit dem provençalischen überein, nur daß es nie mit Verlust seines Vocals enclinirt wird:

1. me, me; nos, nos.
2. te, te; vos, vos.
3. li, {M. lo; F. la;} lor, li.

Das possessive Pronomen hat wie bei den Troubadours zwei Formen. Die längere lautet meo mio, F. mia; teo tio, F. toa; seo sio, F. soa; Plur. nostre, vostre, lor. Von der kürzeren habe ich gefunden die 2. Pers. ton, ta (mit der Elision t'amor[20] mag es dieselbe Bewandtniß haben wie mit l'autre enseguador) und die 3. son, sa. Demonstrativ sind aquest, aquel (aquit) und das neutrale czo. Die ersten beiden scheinen bei der Declination nicht nur mit de, da man daquellas, daquilli (auch daitals[21]) findet, sondern auch mit a verschmelzen zu können (wie ja wenigstens beim Artikel auch im Portugiesischen geschieht): denn für Malaventurà a quilli tal und malaventura à quilli tal[22] dürfte wohl beidemal malaventura àquilli tal und für à qu'illi que non volgron . . . es aparellià la pena[23] àquilli que zu lesen sein. Doch sind solche Beispiele zu vereinzelt, als daß man nicht annehmen sollte, es sei hier, wie

[1] L. 84. [2] L. 75. [3] L. 80. [4] L. 197 u. [5] H. 575 o. [6] H. 612. [7] H. 618. [8] H. 590 u. [9] NL. 212. [10] L. 33, H. 590 o. [11] H. 590. [12] NL. 231. [13] L. 85 u. [14] L. 78. [15] NL. 209. [16] beides NL. 127. [17] L. 190 u. [18] L. 33 u. [19] H. 564. [20] H. 594 o. [21] L. 62. [22] L. 31. [23] L. 34.

wir schon anderweitig gefunden haben, die populäre Sprechweise unmittelbar wiedergegeben worden. Für das Relativum qui, que, besonders für das letztere (cui fehlt), ist gebräuchlicher local, lacal, Plur. lical (los quals[1]), lascals, Gen. delcal, de lacal u. s. w. — Namentlich beim Pronomen ist nun auffallend die sonderbare Pluralendung i. Nach dem Ursprung derselben wird unten zu fragen sein, hier genügt es, die Sache selbst festzustellen. Man findet nämlich fast immer illi, aquilli, aquisti, tanti, quanti, moti (motos)[2]. Allerdings ist von den ersten beiden leicht nachzuweisen, daß sie nur eine andere Schreibung für ilh und aquilh sind und keinen vocalischen Ausgang haben: sie finden sich nämlich hauptsächlich bei Leger und stehen da auch für das Feminin des Singular, wo sie nichts Anderes bedeuten können als ilh, z. B. la toa voluntà sia fayta en ayma illi es fayta al Cel[3], l'amor de Dio non es unca oççiosa, car illi obra grant cosas s'illi es u. s. w.[3]. Diese Schreibart ist bei Leger besonders häufig: man liest perilli, ruilli, meilli, olli, velli, ventailli, auch bei Hahn einmal genouilli[4], wofür sonst bei ihm und Andern perilh, ruilh, melh u. s. w., ferner lo seo glorios filli car[5] (Rayn. filh), lo primier filli de Adam[6] (Rayn. filh) und öfter, vollia als Conj. Präs.[7], aparelliar[8], aurellias[9], agullia[10] u. A., womit illi und aquilli vollkommen übereinstimmen. Dagegen kann der vocalische Ausgang der übrigen Formen, die sich durch unzählige Beispiele belegen lassen, nicht bezweifelt werden. Vielleicht gehört zu diesen noch das einmalige tali[11], welches indessen ein Druckfehler für tals sein kann.

§. 4.

Schwierig ist es, eine Darstellung des Verbums zu geben, da sich nicht für alle Formen Belege finden und in den vorhandenen Conjugationen und Modi so oft verwechselt werden, daß man zuweilen in Zweifel bleibt, welches eigentlich in einem bestimmten Falle die normale Form sei. Doch kann man so viel mit Gewißheit sagen, daß sich die Endungen mehr als irgendwo abgestumpft haben. Weggefallen sind nämlich das t der 3. Person Sing. und Plur., die Endung tis der 2. Plur., so wie tus des Part. Pass.,

[1] L. 76. [2] L. 40. [3] L. 46. [4] p. 675. [5] NL. 29. [6] NL. 65. [7] z. B. p. 33. [8] p. 34 zweimal. [9] p. 43. [10] p. 44. [11] P. 21.

und von der Sylbe mus der 1. Plur. ist nur ein n geblieben; der Charaktervocal der 1. Conjugation aber so wie das i der 3. hat sich fast durchgängig in e abgeschwächt. Daraus ist für das Präsens folgende Flexion hervorgegangen. 1. Conj. Ind.: o, as (es), a, èn, à on (an), Conj. e, es, e, èn, è, on. 2. u. 3. Conj. Ind.: o, es, —, èn, è, on, Conj. a, as, a, àn, à, an. Noch größere Umgestaltung hat das Perfectum erlitten, dadurch, daß nach Ausstoßung des o die aneinanderstoßenden Vocale verschmolzen und die Endlaute ti, t, us, stis, t abgeworfen worden sind. Die Endungen der 1. Conjugation haben sich auf diese Weise folgendermaßen gestaltet: ey, iès, è, èn, è, eron; die der zweiten scheinen damit, vielleicht mit Ausnahme der 1. Pers. Sing., übereinzustimmen, in der dritten lautet der Sing. ì, ìs, ì, die 3. Plur. iron. Vom Conj. Präteriti kennen wir nur die beiden Formen der 3. Pers. ès und esan, die in allen Conjugationen so lauten, aber man sieht daraus schon, daß die Sprache hier ebenso verfahren ist, und kann mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß die übrigen Formen ès, eses (dafür spricht fosses[1]), esèn, esè gelautet haben werden. Im Uebrigen wird der Charaktervocal jeder Conjugation bewahrt im Particip Pass., Infinitiv, Futur und Futurum Imperfectum, und wenigstens die erste von den übrigen unterschieden im Imperfectum, Imperativ und Particip Präs., das unbetonte e der zweiten jedoch ausgeworfen. Die Formen gestalten sich nämlich folgendermaßen. Impf. der 1. Conj. ava, der 2. u. 3. ia u. s. f.; Imper. 1. Conj. a, à, 2. u. 3. —, è; Participien 1. Conj. ant, à, 2. ent, u, 3. ent, ì; Inf. ar, re (er), ir. Der Stammvocal von aver geht jedoch hinter dem Infinitiv durchaus in è über, so daß das Futurum folgendermaßen lautet: 1. Conj. arey, arès, arè, arèn, 2. rey u. s. f., 3. irey u. s. f., und entsprechend das Futurum Imperfectum. Vom Futurum Conjunctivi findet sich kaum eine Spur, die unten zur Sprache kommen wird. Wir haben also gesehen, daß die Abplattung der Formen einigemal so weit geht, daß schon hier einzutreten droht, was sonst nur im Französischen und auch da erst spät geschehen ist, daß nämlich die Endungen zur Bezeichnung der Person nicht mehr ausreichen. Ja die Stellen sind gar nicht selten, wo man über den Modus in Zweifel gelassen wird, obwohl

[1] L. 58.

dies mehr Schuld der Schriftsteller sein mag. In folgender Stelle z. B. Tu maugarès lo tio pan cum la sudor de la toa facia, entro que tu retornes[1], würde man Nichts dagegen haben, wenn retornes unzweifelhafte Indicativform wäre; conven qu'illi se fatigon[2] ist ebenfalls zweifelhaft. Bisweilen läßt sich sogar der Schriftsteller verleiten, Verben verschiedener Conjugationen, wenn sie neben einander stehen, dieselbe Endung zu geben; wenigstens kann man nichts Anderes annehmen, wenn man liest: amenant establant e conservant[3] oder que nos creàn e confessan[4] oder manjant e bevant[5]. — Die verschiedenen Formen der schwachen Conjugationen folgen nun mit den nöthigen Belegen in kurzer Zusammenstellung. Zunächst die der ersten.

Präs. Ind. Sing. — o: amo[6], desiro[6], prego[7], segno[8], confirmo[8], (reconta[9], garde[10]).
— as: oras[11] (ebenda adores), perdonas[12], ayras[13] (ebenda ames)
— a: ama, desira, honora u. s. w. (ensegne[14])
Plur. — èn: parlèn[15], demandèn[16], portèn[17], lavèn[17], purifiquèn[17] u. s. f. (enseignàn[18])
— à: desirà[19], cubità[19], portà[20], ripausà[21]
— an, -on: gardan[22], laissan[23], (demostra[24], persevera[25], garda[26])
amenon[27], communion[28], reciton[29], pregon[30] (estudien[31])

Präs. Conj. Sing. — e: cante[32]
— es: aquistes[33], comences[34], manges[35], ordonnes[36]
— e: enflame[37], intre[37], ame[38], pense[38] (porta[38], don[39])
Plur. — èn: obrèn[40], gardèn[41], mondèn[42], desprecièn[42] (squian[43])
— è: donè[44], pensè[45] (gardès[46])

---

[1] H. 624. [2] H. 601. [3] L. 80. [4] L. 117 o. [5] H. 575. [6] L. 59. [7] P. 75. [8] L. 68. [9] H. 579 o. [10] L. 59. [11] L. 60. [12] NL. 259. [13] H. 618 u. [14] H. 571. [15] L. 40. [16] L. 41. [17] L. 42. [18] L. 191. [19] P. 76. [20] L. 77. [21] H. 596. [22] NL. 53. [23] NL. 54. [24] H. 606. [25] H. 624. [26] H. 572. [27] L. 62. [28] L. 64. [29] L. 190. [30] L. 191. [31] H. 564. [32] H. 590. [33] H. 565 u. [34] H. 566 o. [35] L. 77. [36] L. 191. [37] H. 624. [38] H. 571. [39] H. 560. [40] H. 597 o. [41] L. 43. [42] H. 596. [43] H. 595. [44] H. 569 u. [45] L. 40. [46] L. 62.

Plur. — on: squivon[1], converson[2], ajoston[3] (ebenda ajostan)

Impf. Sing. 3. — ava: amava, pausava u. a.[4]

Pl. 1. — avàn? (confidavàm[5])

3. — avan: mostravan[6], manjavan[7], (contrastava[8])

Imperat. Sing. — a: dona, garda u. dgl.

Plur. — à: amà u. s. f.

Part. Präs. — ant: errant, gardant u. a. (contrastent[9], ament[10])

Inf. — ar: velhar, istar, venjar u. s. f. (parler[11])

Perf. Sing. — ey: ordonnei[12] (ebenda laissai, ordennay), jugey[13], presentey[14], tratey[15], pechey[16]

— iès: montiès[17], foncziès[18], sequiès[19], creyès[20], semeniès[21], fundiès u. a. (donès[22])

— è: pechè, mangè, donè, pausè u. s. w. (der 2. Pers. entsprechend — iè: abondiè[23], despreciè[24])

Plur. — èn: commencèn[25], ordonnèn[26]

— ès: laysès[27], resuscitès[28]

— eron: garderon, pauseron u. s. w. (comenczero[29])

Prät. Conj. Sg. 3. — ès: gardès, amès u. a.[30], ajostès[31], sanctifiquès[32] (ensegnessa[33])

Plur. 3. — esan: nehesan[34], conselhesan u. a.[35], anesan[36], speressan[37] (desiresson[38], dejunesson[39])

Part. Präter. — à: formà, salvà, donà und unzählige andere.

Futurum. Sing. — arey: amenarey[40], recelarey[41], donarey[42] (donneray[43], pauseray[44])

— arès: apellarès[45], trobarès[46], declinarès[47], scortarès[48] u. s. w.

---

1 L. 77. 2 L. 190 u. 3 L. 196. 4 H. 588. 5 H. 583 u. 6 NL. 356. 7 Champ.-Fig. 113. 8 L. 39. 9 H. 591 u. 10 H. 615 o. 11 L. 40 u. 12 L. 191. 13 L. 193. 14 H. 621 o. 15 H. 570. 16 Champ. 114. 17 P. 31. 18 H. 591. 19 H. 592. 20 L. 41 u. 21 H. 602 u. 22 H. 622. 23 L. 94. 24 H. 620 u, 621 o. 25 L. 45. 26 L. 79. 27 H. 623. 28 L. 89. 29 NL. 119. 30 NL. 84 ff. 31 L. 79. 32 L. 85. 33 L. 41. 34 NL. 117. 35 NL. 156 u. ff. 36 NL. 267. 37 L. 83. 38 L. 94. 39 L. 69. 40 L. 77. 41 L. 78. 42 H. 611, 613. 43 L. 60. 44 L. 77. 45 NL. 212. 46 NL. 25' 47 P. 30. 48 L. 197 o.

Futurum. Sing. — arè: intrarè[1], aribaré[2], declinarè u. a.[3], esaminarè[4]

— arèn: annarèn[5], smendarèn[5]

— arè: toccarè[6], ligarè[7], istarè u. s. w.

— arèn: adorarèn[8], revelharèn[9], jujarèn[10]

Fut. Impf. Sg. 3. — aria: endegnaria[11], profeitaria[12] (profiteria[13]), bastaria[14]

Plur. 3. — arian? (jugearien[15])

Fut. Conj. scheint amera[16].

Die zweite und dritte Conjugation unterscheiden sich wenig von einander. Die Endungen der **zweiten** sind folgende:

Präs. Ind. Sing. — o: colo[17], requero[18], rendo[19]

— es: coles[17], socorres[20], tolles[21], places[22]

— (ohne Endung): col, tem, tot[23], pren[24], met[25], pert[26], romp[26], sotjong[27], requer, par, recep, ensec, creis u. a.

— èn: temèn[28], ponèn[29], vivèn.

— è: querè[30], volè, ryè[31]

— on: permanon[32], procedon[33], segon[34], recebon[35], salhon[36], aucion[37] (temen[38])

Präs. Conj. Sing. — a: perda[39], conoissa[40], cola[40]

— as: entendas[39], conjongnas[39], vivas[41], aucias[42]

— a: occorra[43], descenda[44], fugia[45], viva[46], quera[47] (creisse[48])

— àn: prenàn[49], metàn[50] (facèn[51], corèn[51], metèn[52])

— à: atendà[53], recebà[54], mettà[55] (mettàs[56])

— an: rendan[57], vivan, conoissan[58] (sapion[59])

Impf. Sing. 2. — ias: sabias[60]

3. — ia: temia[61], reprenia[61], rendia[62], conoissia[63], metia[64]

---

[1] NL. 49. [2] H. 567. [3] P. 31. [4] H. 622. [5] H. 563. [6] L. 62. [7] H. 616. [8] L. 60. [9] H. 610. [10] H. 581. [11] L. 88. [12] L. 200. [13] L. 90. [14] H. 613. [15] P. 211. [16] Joh. XV. 28 (Hs. 104). [17] L. 60. [18] H. 591. [19] H. 593. [20] H. 569. [21] H. 593. [22] L. 38 c. [23] L. 74 u. [24] L. 75. [25] L. 192. [26] H. 572, corromp. L. 186. [27] L. 87. [28] P. 29. [29] L. 88. [30] H. 582. [31] L. 37. [32] L. 32. [33] L. 74 u. [34] H. 574. [35] H. 573. [36] H. 586 c. [37] L. 35. [38] P. 29. [39] L. 77. [40] L. 58. [41] H. 574. [42] L. 39. [43] P. 14. [44] P. 27. [45] P. 78. [46] H. 577. [47] L. 75. [48] L. 67. [49] L. 40. [50] H. 586. [51] L. 34. [52] H. 597. [53] H. 589 u. [54] L. 78. [55] P. 78. [56] L. 201 u. [57] H. 601 u. [58] L. 64. [59] L. 197 u. [60] H. 592 u. [61] L. 39. [62] L. 44. [63] L. 72. [64] H. 602.

Plur. 1. — iàn: sabiàn[1], deviàn[1]

3. — ian: temian[2], conoisian[3], devian[4]

Imper. Sing. — (ohne Endung): atent, pren, jong[5], met[6], vencz[7], quer[8], scri[9]

Plur. — è: entendè[10], recebè[11], prenè[12]

Part. Präs. — ent: scrivent[13], confondent[14] (vivant[15], venczant[16])

Inf. — re: perdre[17], segre[17], rendre[18], requerre[19], recebre[20] (— er: prener[21], conoisser u. dgl.)

Perf. Sing. 2. — iès: deisendiès[22]

3. — è: vencè[23], perdè[24], descendè[25], rompè[26], creissè[27], cagè[28]

Plur. 3. — eron: visqueron[29], perderon[30], persegueron[31], creisseron[32], creseron[33].

Conj. Prät. Pl. 3. — esan: entendesan[34], descendessan[35]

Part. Pass. — ù: deffendù[36], colù[37], segù[38], perdù u. s. w. (teissut[39]) F. conoissua[40], exponua[41], receopua[42], entenduas[43], resconduas[44]

Futur. Sing. — rey: temerey[45], redurey[46], occirey[47] (recebray[48])

— rès: recebrès[49], querrès[50] (descenderàs[47])

— rè: recebrè[51], penrè[52], vivrè[53], ardrè[54] u. s. w. (remanrà[55])

— rèn: recebrèn[56], segrèn[57]

— rè: recebrè[58]

— rèn: recebrèn[59], tenrèn[60], persegrèn[61], conoiserèn[62] u. dgl. m.

Fut. Impf. Sg. 2. — rias? (poyries[63])

3. — ria: creisseria[64], requerria[65], metria[66] (taisiria[67])

---

[1] H. 583. [2] NL. 117. [3] H. 572. 583. [4] H. 592 u. [5] H. 569. [6] H. 570 o. [7] H. 591 u. [8] H. 561. [9] H. 594. [10] NL. 1. [11] L. 62. [12] H. 577. [13] H. 581 u. [14] L. 116. [15] H. 614. [16] H. 580. [17] H. 574. [18] H. 580. [19] H. 586. [20] H. 587. [21] H. 574. [22] H. 591. [23] H. 589. [24] L. 39. [25] L. 117. [26] L. 195. [27] L. 91 o. [28] P. 23. [29] L. 33. [30] L. 40. [31] Joh. XV. 30 (Hz. 104). [32] NL. 113. [33] NL. 116. [34] NL. 126. [35] H. 609. [36] NL. 72. [37] L. 73. [38] H. 623. [39] L. 75. [40] L. 193. [41] L. 42. [42] L. 45 o. [43] L. 200 u. [44] z. B. P. 30. [45] L. 39. [46] H. 610. [47] P. 31. [48] L. 62. [49] L. 196, H. 569. [50] H. 567 o. [51] NL. 17. [52] NL. 15. [53] L. 33. [54] L. 34. [55] NL. 394 R., remanrè Hz. [56] H. 571 u. [57] H. 579 u. [58] L. 41 o. [59] H. 575, 584. [60] NL. 20. [61] L. 38. [62] H. 578 u. [63] H. 599. [64] L. 90. [65] L. 91 o. [66] L. 37. [67] L. 86 u.

Plur. 1. — riàn: segrian[1]

3. — rian: atenrian[2]

Regelmäßiges Fut. Conj. wäre volera[3], was aber wohl für volrà steht, da der Conj. volgra heißen müßte.

Die Beispiele aus der dritten sind nicht zahlreicher.

Präs. Ind. Sing. — o: conoisso.

— es: despartes[4], serves[5], anves[6]

— (ohne Voc., außer nach 2 Cons.) eys[7], conois[8], apareis[8], mor[9], sort[10], sait[11], recueilli[12], cuebre[13], suffre[14]

— èn: sentèn[15], legèn[16], ufrèn[17], servèn[18]

— è: dormè

— on: destruon[19] (ebenda vomen) anvon[20], reconoisson[21], cayon[22], attribuon[23]

Präs. Conj. Sg. 1. — a: destrua[24]

3. — a: parta[25], senta[25]

Plur. — àn: servàn[26] (cajam[27])

— à: servà[28], venà[29]

— an: sufran[30], luczan[31]

Impf. Sing. 3. — ia: aucia[32], suffria[33], feria[34], destruia[35]

Plur. 3. — ian: venian[36], dormian[37]

Impf. Sing. — (ohne Voc.) an[38], sufre[39]

Plur. — è: issè[40] (ebenda issì), pentè[41], departè[42], servè[43], fugè[44], saillè[44]

Part. Präs. — ent: servent[45], departent[46]

Inf. — ir: perir, fenir, servir, complir.

Perf. Sing. — ì: anvì[47] (issic[48])

— ìs: partìs[49]

— ìc*): partic[51], ysic[52], eylegic[53], pervertic[54],

*) Dieser auch bei den Troubadours üblichen Form scheint sich die waldensische Sprache zur Unterscheidung der 3. von der 1. Person immer bedient zu haben; nur nasquit findet sich[25], zur Vermeidung des Mißlautes.

[1] NL. 435. [2] H. 572. [3] L. 201. [4] L. 31. [5] H. 574. [6] L. 35 u. [7] H. 570. [8] L. 86. [9] H. 600. [10] H. 561. [11] L. 198 o. [12] L. 192. [13] L. 71. [14] H. 585. [15] H. 611. [16] L. 40 u. [17] L. 45. [18] H. 579 u. [19] L. 76. [20] L. 77 u. [21] L. 91 u. [22] L. 32. [23] P. 29. [24] L. 77. [25] L. 116 u. [26] H. 571 u. [27] L. 91. [28] H. 578 u. [29] H. 589. [30] L. 44. [31] H. 591 o. [32] NL. 166. [33] H. 598 u. [34] L. 35. [35] L. 72. [36] L. 39. [37] H. 602. [38] L. 59. [39] L. 38. [40] L. 78. [41] L. 63. [42] NL. 468. [48] H. 581 u. [44] L. 77. [45] L. 63 u. [46] L. 116. [47] L. 78. [48] H. 606. [49] H. 591. [50] H. 563. [51] NL. 310, L. 77. [52] NL. 316, H. 606. [53] L. 44 (esl.) 61, P. 15 u (L. -ìs), H. 607. [54] P. 16 (L -ìs).

bastic[1], vestic[2], complic[3], umplic[3], fenic[4], descernic[5], und so moric[6] und cagic[7].

Plur. 2. — ès: anvès[8]

— iron: moriron[9], periron[10], departiron[11]

Conj. Prät. Sg. 3. — ès: servès[12], cubrès[13]

Part. Pass. — ì: complì[14], departì[15], proibì[16], garnia[17], cuillias[18].

Fut. Sing. — irey: hubrirey[19]

— irès: servirès[20], possesirès[21] (suffriràs[22])

— irè: punirè[23], perirè[24] (pererà[25]), tranglutirè[26], isirè[27] u. v. a.

Plur. — irèn: perirèn[28]

— irè: plagnirè[29], anvirè[30]

— irèn: possesirèn[31], suffrirèn[32], servirèn[33], deffalhiren[34] u. a.

Fut. Impf. Pl. 3. — irian: suffririan[35]

Conj. Fut. ist vielleicht possessieren[36], doch möchte man es eher für einen Fehler halten und possessirèn lesen.

In dieser Vermischung der beiden Conjugationen, die nur noch im Perfect, Part. Pass., Infinitiv und den mit diesem zusammengesetzten Formen getrennt sind, scheint zum Theil die häufige Anwendung der verstärkten (inchoativen) Form ihren Grund zu haben. Beispiele derselben sind:

Präs. Ind. Sg. 2. — isses: regisses[37], ensoperbisses[38]

3. — ìs: proibis[39], convertis[39], tribuis[40], regis[40], legis[41], esancis[42], obedis[43], servis[44], pudis[45], scurzis[45], complis[46], sorbis[47], competicz[48], nuris[49]

Plur. 3. — ison: perison[50], reconoison[51], servison[52], s'empegrecison[53], polisson[54], robisson[55]

---

[1] L. 75. [2] H. 606. [3] H. 607. [4] H. 623. [5] H. 434. [6] L. 90, H. 606. [7] L. 39. [8] Matth. V, 34 (Hz. 104). [9] H. 609. [10] L. 186 [u]. [11] L. 83. [12] NL. 86. [13] L. 82. [14] NL. 6. [15] L. 78. [16] L. 191. [17] H. 583. [18] P. 72. [19] H. 610. [20] L. 60. [21] L. 77 [u]. [22] L. 35. [23] H. 619 [o]. [24] L. 64 [o]. [25] NL. 112. [26] L. 31 [u]. [27] L. 34. [28] NL. 110. [29] L. 37. [30] H. 588. [31] L. 43 [u]. [32] L. 36. [33] H. 578. [34] H. 581. [35] L. 195 [o]. [36] L. 43 [u]. [37] L. 41 [u]. [38] Hz. 97. [39] L. 74 [u]. [40] L. 75. [41] L. 87. [42] L. 89. [43] L. 186. [44] L. 196 [u], H. 577. [45] H. 564. [46] H. 571. [47] H. 599. [48] H. 612. [49] L. 45. [50] L. 32. [51] H. 576. [52] H. 600. [53] L. 46. [54] L. 195 [u]. [55] H. 598 [u].

Conj. Sing. 3. — issa: nurissa[1], legissa[2], fermissa (frem.)[3]
Plur. 3. — issan: eslegissan[4]
Imper. Sing. — is: corregis[5], ensuperbis[6], enargolhosis[6], conoys[7], convertis[8].

§. 5.

Von esser sind einige Formen bemerkenswerth, welche Fortbildungen der lateinischen Wurzeln und jedenfalls ganz volksmäßig sind. Das Präsens lautet nämlich soy, siès, es, sèn, son, und von den Participien kommt essent öfter, eysù statt istà einmal[9] vor. Die übrigen Formen beider Hülfsverba zeigen nur die gewöhnlichen Abschleifungen der Endungen, doch ist der häufige Conj. Fut. fora, foran zu erwähnen.

Die starken Verba, deren nicht viele sind, bilden das Perfect entweder auf s oder auf c. Der letzteren Art sind folgende: uberc[10], uferc[11] (obtulit, nicht ouvrit wie Grivel meint), sufferc[12], ac, volc, valc[13], vic, tenc, venc, poc, moc (wie aus mogù zu schließen), dec (aus degna), pac, plac (wegen plagù[14] und plagnès[15]), aparec[16], conec[17] (Part. conegù[18] und bei Hahn coneguament[19]; Herzog liest an der ersten Stelle conoc und an einer andern[20] conogron), und so auch das schwache creisec[21]. Der Perfecta auf s sind noch weniger, und unter ihnen kein neues: mes, pres, remas[22], dis, destruis, (re)quis, ancis, reemps reyms, seris[23] (was im Verzeichnisse bei Diez fehlt); für attribuis[24] möchte attribuic zu lesen sein. Reste der lateinischen Endung — ui sind nur receop und saup; fey ist durch Abwerfung des tz gebildet, der Eigenthümlichkeit der Sprache gemäß. Eine besondere Personalflexion findet nicht statt. Beispiele der 2. Sing. sind reyniès, promesiès, tramesiès[25] (wo Hahn und Leger tramès lesen), tenguìs, disìs u. a., der 1. Plur. receopèn, veguèn, der 2. receopès, der 3. receopron, conogron, saupron, vigron, pervengro, occiseron; man findet sogar in der 3. Sing. die Formation saupè[26], sostenè[27] u. dgl. Das Particip unterscheidet sich von dem provençalischen nur dadurch, daß et mit Erwähnung des i bewahrt wird, wovon

[1] P. 76. [2] L. 190. [3] L. 36 u. [4] L. 191. [5] L. 193. [6] H. 561. [7] H. 564. [8] H. 590. [9] NL. 73 L. [10] NL. 315. [11] H. 591. [12] NL. 226. [13] L. 44 u. [14] H. 577 c. [15] Gal. 2, 10 (Hz. 106). [16] NL. 224. [17] L. 61. [18] L. 76. [19] H. 622. [20] Thess. 1, 8. [21] L. 72. [22] NL. 171, 311. [23] L. 89. [24] L. 81 c. [25] Hz. 444. [26] L. 33. [27] L. 36.

Beispiele bei der Betrachtung des Auslautes angeführt wurden. Infinitiv, Futurum und Präsens erleiden dieselben Verkürzungen wie im Provençalischen, eigenthümlich möchten etwa sein die Inf. redure[1], claure[2] und conclurre[3], creire, more (movere)[4], playre, noyre, die Fut. claurè[5], creirè, playrè, noyrè, segrè[6] (Inf. aber seser), morrès[7] und murè[8]; im Präs. ist zu bemerken die 2. Sing. pos (doch auch pr. potz), sàs (sabes), dis (dices), eres, die 3. durch Abwerfung des tz stark verkürzt in dì, po, fay, noy, play, produy, und der unversehrt erhaltene Charakterbuchstabe des Conjunctivs in sapia, recepia[9], debia. Die wichtigsten starken Verba in ihren verschiedenen Formen sind nun folgende.

Recebre, Präs. Conj. recepia[10], recipiàn[11]. Perf. receop, receopèn[12], receopès[13], receopron[14], Part. receopù. Decebre: decеopù[15]; concebre: conceopù[16].

Devre (dever[17]), Fut. Impf. devria. Präs. devo u. s. f., Conj. dea (debia[18], debbia[19]), Impf. devia. Prät. Conj. deguessan, Part. degua[20], Conj. Fut. degra[21].

Dire (desir[22]), Fut. direy, diria. Präs. dic[23] (diç?[24]), dis[25] und dices[26], dì und dicz dis[27], dicèn[28], dion[29] und diczon[30], Conj. dia[31] und diça[32], Impf. dicia. Perf. 2. Sing. disìs[33], 3. dis, Plur. disseron[34]; Part. dict diit dit, F. dicta[35], dica[36].

Reemer reymer, Fut. reymerè[37]. Perf. reemps remps[38], Conj. rempsès[39], oder (reyms?) 2. reymès reymiès[40], 3. reim[41].

Far (facer[42]), Fut. farey, faria. Präs. fauc[43], fas[44], fay, facèn[45], facè, fan, Imp. fay[46], Conj. facza. (Ebenso vauc, 3. vay, 3. Plur. van, Imp. vay[47]). Perf. 2. feziès[48], feczìs[49], 3. fey (fè[49]), 1. Plur. fezèn[50], 3. feron[51], Conj. fès (facessa[52]), fessan.

Paiser, Perf. pac[53], Prät. pagù[54].

Poer, Fut. poirey, poiria. Präs. pois[55], pocz poç pos[56] (pois

---

[1]NL. 118. [2]H. 614. [3]L. 80. [4]H. 600, 621 u. [5]L. 89 o. [6]H. 608 o, 623. [7]P. 31. [8]H. 619. [9]L. 79. [10]L. 79. [11]P. 70. [12]L. 64. [13]L. 78 u. [14]L. 40. [15]L. 84. [16]H. 561. [17]H. 615. [18]H. 561. [19]L. 190, 193. [20]L. 200. [21]H. 620 u. [22]L. 68. [23]L. 34 o, H. 573. [24]L. 41 o. [25]L. 64 o. [26]L. 33. [27]H. 613. [28]L. 84. [29]NL. 372, Hz. 436. [30]NL. 382, L. 33. [31]L. 36 u. [32]L. 41. [33]H. 592. [34]L. 41, NL. 118, H. 608, (diceron) P. 27. [35]H. 571 o. [36]H. 580 o. [37]H. 618. [38]H. 607. [39]H. 606 u. [40]L. 41 u. [41]L. 34. [42]L. 43. [43]H. 591. [44]H. 566 u. [45]L. 33, 191. [46]H. 591 u. [47]H. 593 o. [48]L. 91 u, H. 592, 619 o. [49]NL. 256. [50]H. 619. [51]L. 33. [52]P. 16 u. sonst. [53]NL. 149. [54]H. 583, 601. [55]L. 33. [56]H. 595, L. 36.

bei Herzog einmal[1] wo die Uebrigen pos haben) oder (s. oben) poyes[2] (Hahn poges), pò, poèn, poè[3] (poès[4]), pon (poon[5], poyon[6]), Conj. poisa und Adj. poissant (einmal[7] im Reim ganz participial), Impf. poia[8]. Perf. poc[9], pogron, Conj. poguès.

Saber, Fut. sabrey, sabria. Präs. say[10], sàs[11], sap[12], san[13], sabèn u. s. f., Conj. sapia[14], sapias[15] u. s. f., Impf. sabia. Perf. 3. Plur. saupron, Conj. saupès[16].

Tenir, Fut. tenrey, tenria. Präs. tegno[17], ten, tenèn, tenon, Conj. tegna[18], Impf. tenia. Perf. sostenc[19], sos- retenguìs[20], Conj. tenguès, Part. tengà[21].

Venir, Fut. venrey. Präs. 3. ven (convent[22]), venèn u. s. f., Conj. vegna[23], venga[24], vega[25], Impf. venia. Perf. venc[26], vengueron[27], vengron[28], pervengro[29], Conj. venguès[30], Part. vengù[31].

Veer (veser[32] Part. vesent[33], veyre[34]), Fut. veyrey u. s. f.[35]. Präs. veo, 3. vè[36], veèn gewöhnlich Leger veyen Rayn., 3. veon[37], Conj. veia, veias u. s. f.[38], Imp. veya. Perf. vic[39], veguèn[40], vigron[41], Conj. veguesan[42], Part. vist.

Voler, Fut. volrè[43], volria. Präs. volh[44], voles, vol u. s. w., Conj. volha, Impf. volia. Perf. volc, volgron[45], Part. volgù[46].

§. 6.

Geringere Abweichungen von dem Gebrauche der Provençalen werden in der Syntax zu bemerken sein. Eine einfache und doch ungeschickte Ausdrucksweise, verbunden mit einer gewissen Nachlässigkeit, ist das Kennzeichen des älteren Styls aller romanischen Völker, und der waldensische macht davon keine Ausnahme. Nur kommt bei ihm noch die lateinische Färbung hinzu, die populäre oder moderne Ausdrucksweisen vermeidet und sich mit Vorliebe an lateinische

---

[1] p. 439 u. [2] L. 59 o u. Hz. [3] H. 597, P. 76. [4] NL. 73. [5] L. 83 u. [6] NL. 360. [7] H. 603. [8] H. 598, 576. [9] L. 72. [10] H. 591, 607, L. 59. [11] H. 592. [12] L. 90 u, 197. [13] L. 194. [14] H. 575, 589. [15] Hz. 436 u. [16] L. 40. [17] H. 590. [18] L. 43, H. 561. [19] H. 580. [20] H. 591, 621 o. [21] L. 35, H. 610. [22] NL. 287, 426 R. [23] H. 563. [24] L. 43. [25] NL. 103. [26] NL. 330, H. 606, (sov.) NL. 334, vent? NL. 315. [27] L. 32. [28] H. 577 o. [29] L. 78 u. [30] z. B. L. 40. [31] P. 28. [32] NL. 237, 291 u. sonst. [33] H. 591. [34] NL. 367 L. [35] H. 607, L. 38, H. 578. [36] L. 81. [37] L. 35, H. 578. [38] L. 37 u, 74, P. 20. [39] L. 195. [40] L. 63. [41] NL. 324. [42] NL. 202. [43] H. 551, 595 u. [44] H. 597, (volli) L. 33, (voil) 78 u. [45] z. B. NL. 230. [46] H. 572.

Wendungen hält. Von ungeschickten und nachlässigen Verbindungen ließen sich die Proben, besonders aus Leger, in großer Menge sammeln; hier nur einige, wie sie sich gerade darbieten: Contrarietà de Christ e de la soa sposa e *a* un chascun mambre fidel[1]; Non comunicar las malas obras, e totalment *a* las sabent Idolatria e del service u. s. w.[2]; Sia manifest ... la causa del nostre departiment esser istà aital, per la verità essential de la Fè, e per u. s. w.[3]; al sabent ben far e el non lo fay, pecà es a luy[3]; Domentre que vos germenà en la fè, e vos alegrè en l'esperancza, e fruti fiq*uar* u. s. w.[4]. Dazu Ausdrucksweisen, die zu vereinzelt sind, als daß man einen eigenthümlichen Gebrauch aus ihnen ableiten könnte, wie aquilli a qui li enfant lor tocan plus pres *de* ser parentes[5]; que nos nos donnèn nostras deleitanças ... cum qualque qual nos ocorra, o sia *de* maire, o de filla, o de molher, o de soror[6]. An andern Stellen mögen auch Druckfehler dazu beitragen, daß aller Sinn verloren geht, wie z. B. Lo III. article es que nos creièn Dio haver donà a Moyses la ley sancta ... e tot czo qu'es contenu al velh e al novel testament, esser segura e auctentica del sagel del sant sperit, que ellas sian livràs a gardar, adonca, aias de lettra, mas ara en sperit[7]; dergleichen häufen sich bei Hahn von p. 624 an, so daß man gar nicht weiter lesen kann. Von Emendationen kann hier ohne Einsicht in die Handschriften keine Rede sein; von solchen Stellen ist zu abstrahiren, und Nichts aufzustellen, was nicht an sich glaubwürdig oder durch andere Belege hinreichend gesichert ist. Freilich läßt sich auf diese Weise nur weniges Einzelne ermitteln, woraus kein Bild der Syntax entsteht. So steht z. B. für das adjectivische Relativpronomen nicht selten qui: li enemic qui[8], aquilh de qui[9] u. dgl.; hinwieder que für das complexive, z. B. Lacal que non farè ... serè punì[10], und dreimal sogar in der Bedeutung von si quis: Melh es morir que vivre, que vol ben consid'rar[11], Czo es la via d'la carn, que la vol ben servir[12], Ma que regarda ben czo que la raczon dì, La son trey compagnias que van per aquet chemin[12]. Local, das gewöhnlich statt que steht, begegnet auch für qui: Li peccà de liqual vos perdonarè serèn

---

[1]L. 71. [2]L. 198. [3]H. 622. [4]H. 624 c. [5]P. 19. [6]L. 186. [7]H. 606. [8]NL. 184. [9]NL. 405. [10]H. 570. [11]H. 565 u. [12]H. 575.

perdoná, e de liqual vos li retenrè serèn retengù a lor[1], und mit einer merkwürdigen Umschreibung für si quis: Ma chassuna persona lacal vol ben obrar. Lo nom de dio lo paire deo esser al commenczar[2]. Die Unsicherheit des Ausdrucks giebt sich in dem allen sehr stark zu erkennen. Pas, zur Verstärkung der Negation, ist selten: li Libres Apocriphes, liqual nen son pas receopù de li Hebrios, ma nos li ligén per l'enseignament del Poble, non pas per confermar l'authorità de las Doctrinas Ecclesiasticas[3]; Christ es nà... a l'hora que tota eniquità abondiè, e non pas per las bonas obras solament[4]; doch finden wir es auch dreimal in der Poesie, wo es die Troubadours gemieden haben: El non la mudè pas[5], el no s'es pas formà[6], Que non serian pas tost d'un en un recontà[7], ein Beweis, wenn es dessen bedürfte, daß die Poesie der Waldenser nicht gesuchter und gekünstelter war, als die Sprache der Prosa. Von eigenthümlicher Anwendung der Präpositionen sind bereits einige Beispiele oben vorgekommen, es gehört dazu auch die öftere Bildung adverbialer Phrasen durch per, per entier[8], si el fès per lo contrari[9] u. dgl. Statt per wird auch pur geschrieben, z. B. l'un se condampnè, Ço fo la molie, pur car se reguardè[10]; aber an folgenden zwei Stellen des Novel Sermon[11]: Al paire ni a la maire non porta tant d'onor Pur qu'il poisa far per guisa d'aver d'lor lavor und Del paure ni del ric non fay grant differencia Pur qu'ilh poisa far de que el haia chaveneza (Grivel übersetzt beide Male richtig pourvu que) scheint pur que für sol que geschrieben worden zu sein. Von *a* im Sinne von *en* bringt Diez Gramm. III. S. 142 aus den Troubadours kein Beispiel, aus den Waldensischen Gedichten aber zwei bei, scriptas al novel testament R. p. 90 und pensar al cor p. 107. Wie üblich es aber in diesem Sinne war, wird aus folgenden ferneren Belegen erhellen: luoc al cal li peccador se poysan rescondre[12], tresor en terra, al cal luoc ruilli e camolas lo degastan[12], totas las cosas lascals son al mont[13], pausèn lo nostre amor a Christ[14], Nos avèn eysemple al leiron, local fò converti a la cros[15], un jorn venrè al cal u. s. f.[15], Lo bon home se deo alegrar en la pena e al sio lavor... E l'ome

[1] H. 610. [2] NL. 27. [3] L. 93. [4] L. 94. [5] NL. 231. [6] NL. 442. [7] H. 564 u. [8] NL. 17, [9] H. 592. [10] NL. 92. [11] NL. 136. [12] H. 572. [13] L. 32. [14] L. 32, 34. [15] L. 33. L. 34.

fellon des plorar al sio goy, e al sio deleit, e en las soas riqueças[1], li sio Commandament lical yo ay al mio cor[2], el degnè deysendre dal cel al ventre de la Vergena[2], lo ric entrarè greoment al Regne de li cel[3], que paz e charità creisse al poble[4], la perseveranza al ben[5], Augustin al libre... seri enaima[6], lo cootiva de li home mort non sia a vos[7], enaima dis Hierome al Prologe de li Proverbi[8], e es home nà al segle[9], Lo Matrimoni es està ordinà da Dio al Paradis[10], qui intra al Bal und Vieles dergleichen[11], cal es la nuritura Al ventre d'la mayre[12], Al regne de li cel te farey intrar[13], Dona me les sept gras scriptas al tio nom[14], Metent a lor al cor tal spavantament[15], vestic carn al ventre de la vergena Maria[16], Aquesta mia speraneza es reposta al meo sen[17], Ensenhas serèn al solelh e en la luna[18]. Von dem durch cossi verstärkten cum giebt Diez Gramm. III. S. 355 aus dem Provençalischen Ein Beispiel, zu dem sich noch eins bei Wilh. von Poitiers (Mahn I. p. 2) gesellt: Ma dona m'assaya em prueva (wie wohl zu lesen sein möchte) Quossi de qual guiza l'am. Wie gewöhnlich diese Verstärkung im Waldensischen gewesen sein muß, geht daraus hervor, daß wir an vier Stellen der Gedichte in demselben Sinne ein bloßes cossi finden: De czo que era a venir el lor vay annunciar, Cossi el devia morir e pois rexucitar[19], E li troban cayson en meczonja e engan, Cosi ilh poirian toller czo qu'el ha de son just afan[20], Reconta d'un e un cossi tu has fait li mal[21], Reconta(r) encar aquel li tio mal parlament: Cossi tu has menti u. s. f.[22]. Car geht, mit Verlust seines Causalsinnes, in die Bedeutung des rein conjunctionalen que über: pur car (d. i. per que) se reguardè[23], Car ilh avian envidia car la gent lo seguia[24], La quarta eniquità de l'Ante-Christ es car el meseime... se orna de nom de authorità[25], La terza rason es car u. s. f.[26]. Nos sabèn car lo filh de Dio vene e vestic carn per nos[27], Per qual cosa poyes tu cognosser car (Leger und Hahn que) tu crees en Dio?[28]. Das Verzeichniß neuer Transitiva bei Diez III. S. 93 kann vermehrt werden durch das Verbum irar hassen:

[1] L. 38 u. [2] L. 39. [3] L. 44 o. [4] L. 67. [5] L. 73 [6] L. 86. [7] L. 89. [8] L. 93. [9] L. 117. [10] L. 187. [11] L. 195 u, 196. [12] H. 562. [13] H. 567. [14] H. 592. [15] H. 599. [16] H. 606. [17] H. 607. [18] H. 617. [19] NL. 280. [20] NL. 374. [21] H. 569 u. [22] H. 570 o. [23] NL. 136. [24] NL. 297. [25] L. 82. [26] L. 196. [27] H. 606. [28] Hz. 439.

Neun non des aucir ni irar neuna gent[1], häufiger ayrar: lical eyran lo mont per l'amor de luy[2] u. dgl. Der Modus der Nothwendigkeit pflegt durch esser de ausgedrückt zu werden, z. B. es de notar[3], lasquals cosas son totas d'esquivar e abominar[4], la sia d'honorar la Trinità[5] u. dgl., vgl. creo totas cosas de creyre, spero totas cosas d'esperar[6]. Obwohl dieser Infinitiv passive Bedeutung hat, wie Diez III. S. 189 mit Recht bemerkt, nimmt er doch häufig auch noch die passive Form ausdrücklich an: illi son d'esser honrà[7], es d'esser adorà[7], sia d'esser forment temù[8], son finalment d'esser purgà[9] (de dever esser purgàs Leger), sian d'esser purgà[10]. Noch klarer aber beweisen die Schriftsteller, daß sie den passiven Sinn eines Inf. Act. nicht gefühlt haben, dadurch daß sie esser a und aver a vermischen, denn man findet de ezo que era a venir[11], es a venir jugear..., tuit an a resuscitar com li lor cors, e son a rendre raçon[12], soy a rexucitar de la terra[13], laqual cosa yo meseyme soy a veser e li meo olh o son a regardar[13], und zwar richtig es a dire[14] (etwas anders ist der Sinn an einer Stelle bei Hahn[15] L'aversari es a dire encontra nos, wo Grivel übersetzt est fâcheux, nämlich est dicturus), aber auch nos sèn a parlar[16] und Aehnliches, worin sich wieder die Unsicherheit des Ausdrucks zu erkennen giebt. Wir heben nun, auf Vollständigkeit verzichtend, noch einen Gebrauch hervor, der unserm Dialect ein dem Provençalischen sehr fremdes Ansehn giebt, sich aber, wegen der Unsicherheit der Texte, kaum in eine Regel zusammenfassen läßt. Wie nämlich im Französischen il (ce), im Deutschen es, so wird im Waldensischen bei unpersönlichen Verben oder nachfolgendem Subject lo vorgesetzt. Beispiele wird man fast auf jeder Seite finden: per laqual cosa lo es dict, l'Esperança de li felon perirè[17], Yo creo que lo son doas cosas en lasquals u. s. f.[17], aital sacrament... alqual lo se blastema en Dio[18], que lo son alcuns Dejunis liquals non son de tenir[19], lo es commandà del Seignor de departirse u. s. f.[20], si lo es donà plus a alcun[20], Lo es de issir de la pessima communion de li Monach[21], que lo es cosa segurissima que un chascun viva u. s. f.[22], Car lo es meilli far ben[22], Lo es de

[1] NL. 259. [2] L. 38 u. [3] H. 613 u u. a. v. a. O. [4] L. 88. [5] L. 116 u. [6] L. 60. [7] L. 89. [8] L. 195. [9] Hz. 434 o. [10] Hz. 436. [11] NL. 280. [12] L. 117. [13] H. 607. [14] H. 611, Hz. 433. [15] H. 620. [16] L. 84. [17] L. 64 o. [18] L. 68. [19] L. 69. [20] L. 79. [21] L. 82. [22] L. 85.

fugir a Christ patron[1], que les un Dio tot poissant[2], Lo es escrit, Non laissarès u. s. f.[3], lo es souvent occis al Bal[4], lo y a IV. canton (Grivel schreibt loya und übersetzt aperçoit)[5], Car lo es per la divina scriptura Que alcun no meta u. s. f.[6], Lo es ver que tota potestà u. s. f.[7], lo es in mediatura que la creatura de Dio u. s. f.[7], Item lo es de notar que la potestà u. s. f.[8], lo es dit a Peire, Qualquequal cosa u. s. f.[9], Lo es plus legier crear lo mont que u. s. f.[10], lo es ensegnà ... Dio sol de per si perdonar[11], son a jujar, cum lo es dit, li home secant per temor[12], lo non resta sinon qu'ilh deysenda (was Grivel auch falsch versteht)[13]. Für dieses lo findet man nun la, bisweilen als andere Lesart; so steht bei Leger[14] cum la sia plus benaurà cosa saillir libre, während Herzog[15] liest cum lo sia plus benauros e segur; auf derselben Seite bei Leger la non es vist amenar concordivol sententia, bei Herzog lo poissa esser amenà c. s. In manchen Fällen, wie in dem ersteren, könnte la aus dem Geschlechte des folgenden oder ausgelassenen Subjects erklärt werden; vergl. la non se a (l'Ordre) per Fè d'Escritura[16], la ho di (Grivel schreibt l'a hodi) l'Escriptura. Wie aber in folgenden: la son dui luoc, e lo ters non es alpostot[17], la se ven a presentar li enfant al Baptisme[18], La non es olh que poysa regardar[19], La son trey compagnias que van u. s. f.[20], que la convegna endreyczar lor[21], La non eran encara hereges[22], la son 2 cosas, zo es a saber u. s. w.[23], la coventa que un cascun u. s. w.[24], la es de fugir d'aitals[25], si que la non remagna alcuna immundicia[26], Ma la corre dubi que li home modern ayan u. s. f.[27] und unzähligen der Art? Jedenfalls ist auch Grivel's aus wenigen Stellen hergeleitete Ansicht[28], das la sei aus las! entstanden, zurückzuweisen und die Erklärung vorzuziehen, daß es aus dem Ablativ illa verkürzt und somit an die Stelle des prov. i oder y, das sich auch wirklich höchst selten findet, getreten sei. Allerdings ist es auch dann oft überflüssig und selbst unpassend, wie z. B. la seria plus spedient adorar Christ[29], la sia d'honorar la Trinità[30], la non es entrevengù causa novella[31], Al Bal la

[1] L. 91. [2] L. 94. [3] P. 24. [4] L. 197 °. [5] H. 577. [6] H. 594 ᵘ. [7] H. 611. [8] H. 613. [9] H. 614. [10] H. 615. [11] H. 616. [12] H. 619 °. [13] H. 619 ᵘ. [14] p. 85. [15] p. 435. [16] L. 68 °. [17] L. 86. [18] P. 18. [19] H. 568. [20] H. 575. [21] H. 612. [22] H. 615. [23] H. 621. [24] H. 626. [25] L. 62. [26] L. 85. [27] L. 87. [28] H. 566 Anm. 4. [29] L. 90. [30] L. 116 ᵘ. [31] P. 28.

se col la persona[1], Per ço la se pò monstrar quant mal sia Ballar[2], La li manca lo sen[3], la serè compli lo numbre[4]; aber wenn man selbst an keiner von diesen Stellen lo vermuthen dürfte, so kann man doch annehmen, daß sich die Bedeutung eines so häufig gebrauchten Wortes hinlänglich abgeschwächt habe, um nicht mehr in jedem einzelnen Falle anwendbar zu sein. Alle romanischen Sprachen sind reich an Formenwörtern, die, aus ursprünglichen Verbindungen in andere übertragen, am Ende keinen andern Zweck mehr haben, als dem Ausdrucke Rundung oder eine noch größere Anschaulichkeit zu verleihen.

§. 7.

Solche Einzelnheiten treten jedoch ziemlich zurück gegen die lateinische Färbung, die dem waldensischen Styl anhaftet und in den religiösen Gegenständen, die ausschließlich behandelt werden, genügende Erklärung findet. Derselben hier zu gedenken, scheint darum passend, weil sie besonders in der Verbindung der Wörter und Sätze oder auch in einzelnen Ausdrücken hervortritt. Zunächst bieten sich eine Menge von Wörtern dar, in denen entweder die lateinische Schreibung beibehalten ist oder die bei den romanischen Völkern nicht im Gebrauch geblieben oder noch ganz lateinisch sind. Dahin gehören z. B. administration, menistration, operation, reconciliation, congregation, abomination, participation, convention, entention, solemnization, sanctification, spiritual refection u. dgl., gratia, justitia, substantia, sapientia, avaritia, sententia, malitia, essentia, sufficientia, obedientia, penitentia, diligentia, licentia, conscientia u. a., ferner extrema onction[5], fraudulenta[6] und fraudulentament[7], maxima[8], amicitia[9], singulas[10], pecunias[11], cogitation[12], dextra de Dio[13], optime e benignissime mediator e intercessor[14], optimi[15], fortissima[16], exemple[17], recipia[18], contumacia[19], las (obras) sabent Idolatria[20], contrit[21], vult (vultus)[22], anima[23], vita aeterna[24], praedican[25], permanon en eterna[26], rendre rason[27], constare in Etwas bestehen[28], dazu cum häufiger

[1] L. 196. [2] L. 197. [3] H. 364 c. [4] H. 381. [5] L. 68. [6] L. 71. [7] L. 73. [8] L. 72, 73 u. sonst. [9] L. 77. [10] L. 80. [11] L. 81, 192. [12] L. 89 c. [13] L. 89, 117. [14] L. 90. [15] H. 613 c. [16] H. 391. [17] L. 187 c. [18] L. 191 c. [19] L. 193 u. [20] L. 198. [21] L. 83 c. [22] L. 90 c. [23] L. 117. [24] L. 31, 64, 81. [25] L. 186. [26] L. 32. [27] L. 32, 117, H. 364, 600, 622. [28] L. 75.

als an, et vor Consonanten[1], veni (wenn nicht venc zu lesen)[2] und Anderes der Art. Häufiger sind noch lateinische Wendungen, namentlich Accusativ mit Infinitiv, wovon sich allenthalben Beispiele darbieten: Es greo cosa.., li permanent en las riqueças intrar al regne de Dio[3], disèn lor mot faillir[4], nos demandèn esser ostà de nos lo peccà d'avaricia[5], laqual perforçan se fondar lei al diit de S. Jaco[6], el predica tota la salù constar en las soas obras[7], Yo non voil vos esser fait compagnons del Demoni[8], creon o esperan lor participar a la verità[9], confessan lor esser ordenà dreitament Sacerdots[9], enseignant esser a consegre per ley lo Baptisme[10], Fè morta es creire esser Dio[11] und oft mit esser, se legis luy aver ordenà[12], illi confessan lor aver conegù[13], non es possible alcon poer esser salvà[14], que nos creyèn Dio haver donà[15], lo es ensegnà ... Dio sol de per si perdonar li peccà[16], vos non nos volen mesconoyser[17] u. a. Ferner bloßer Infinitiv, wo nach romanischem Sprachgebrauch eine Präposition erfordert würde: que Dio done a nos segre las vias[18], proibis adorar[19], es entengù departirse[20], ordonnèn notar[21], aurè donà aver aquesta mesceyma verità[21], enseigneron orar per li mort[22], enseigneron uffrir mot[22], nos sèn defendù dire[23]. Absoluter Accusativ: lo Seignor arrosant[24], aquestas cosas devant pausàs nos dizen[25], Dio gardant e preservant nos non è auvia[26], lor vesent montè al cel[27], lo sacerdocii es ordonà Dio comandant[28], receopron ja la lor partia encara lo payre vivent[29], testificant l'apostol[30]. Ueberhaupt sehr häufige Participien: cum li sequent lei[31], encontra li amant la verità[32], Donc nos conoissent aquestas cosas, lo Seignor revelant per li seo serf, e cresent aquesta revelation josta las Sanctas Scripturas, e nos ensemp admonestà de li Commandament del Seignor, nos fazen u. s. f.[33], car essent la quarta Bestia ... se orna[33], conoissua seria abandonnà[34], Car li Emperador ... estimant ley esser semblant[34], las armas de li devent esser salvà[35], las armas ... non satisfacent en aquesta vita per li peccà, e sostenent penas

---

[1] L. 190, H. 563 u u. sonst. [2] L. 33. [3] L. 32 o. [4] P. 23. [5] L. 43. [6] L. 68 u. [7] L. 75. [8] L. 78 u. [9] L. 82. [10] L. 75. [11] L. 58 u. [12] L. 87. [13] L. 76. [14] L. 201. [15] H. 606. [16] H. 616. [17] H. 624 o. [18] L. 40. [19] L. 74. [20] L. 77 u. anderwärts. [21] L. 79. [22] L. 86. [23] L. 116. [24] L. 79. [25] L. 85. [26] L. 186. [27] H. 609. [28] H. 612 u. [29] H. 627. [30] Hz. 439 o. [31] L. 71. [32] L. 73. [33] L. 79. [34] L. 82. [35] L. 84.

sensiblas eisent del corps, y sian purgàs[1], car transcorrent tota la Ley obligant li Christian non es vist[1], l'invocation de li Sanct, laqual aver li Maistre, com li ajostant se a lor, predican ... publicant com per article de Fè, disent que li Sanct existent en la Patria celestial son d'esser pregà de nos vivent[2]; dazu die sehr übliche Wendung es vist, videtur: non es vist esser ordenà de Christ[3], non es vist esser de necessità de salù[3] u. dgl. Daß solche Wendungen, deren Proben sich bedeutend vermehren ließen, aus dem Kirchenlatein in das Waldensische gekommen sind, unterliegt wohl keinem Zweifel, und welchen Einfluß sie auf den ganzen Styl haben, zeigt auf das klarste eine Vergleichung mit gleichzeitigen Schriften anderer Völker. Sie erscheinen als etwas der Sprache Fremdes und sind doch so in dieselbe verflochten, daß das Waldensische durchaus den Eindruck einer unfertigen, aus dem Lateinischen noch nicht vollständig herausgebildeten Sprache macht.

§. 8.

Außerdem hat sich das Waldensische aber noch ein, wenn auch nicht so fremdes Element angeeignet, welches von großer Bedeutung geworden ist. Die Waldenser, von denen wir sprechen, bewohnten drei oder vier Thäler Piemont's, waren also rings von einem italischen Dialect umgeben, den sie gewiß gekannt und unter Umständen gesprochen haben werden. Es bedarf Herzog's Beweisführung und seiner Belegstellen aus den Geschichtsschreibern der Waldenser nicht, um uns das vollkommen glaublich zu machen. Daß sie ihre eigene Sprache ganz verlernten, hinderte nun zwar, wenn auch kein anderer Grund vorhanden gewesen wäre, schon ihre kirchliche Abgeschlossenheit und Gemeinschaft unter sich; aber daß sie aus einer Sprache, deren sie sich so häufig bedienen mochten, Vieles in die ihrige müssen aufgenommen haben, würden wir selbst, wenn wir von letzterer gar Nichts wüßten, mit ziemlicher Sicherheit behaupten können. Ueber das Verhältniß dieser Mischung finden wir indeß verschiedene Urtheile. Perrin sagt (p. 60): Tout lesquels liures sont escrits en langue Vaudoise, laquelle est en partie Prouençale, en partie Piedmontoise, womit er zu meinen scheint, daß von beiden Sprachen gleich viel im Waldensischen enthalten sei;

---

[1] L. 86 °. [2] L. 87 ᵘ. [3] L. 68.

Raynouard wiederum (Choix II. p. CXL) urtheilt: le dialecte Vaudois est identiquement la langue romane; les légères modifications qu'on y remarque (die er sogleich in einer Anmerkung aufführt), quand on le compare à la langue des troubadours, reçoivent des explications qui deviennent de nouvelles preuves de l'identité; er beweist dadurch nur wieder die Beschränktheit seines Standpunktes für die Betrachtung der romanischen Sprachen. Ein Mémoire historico-statistique sur les Vaudois bei Hahn (S. 560) sagt: il est pris du français, de l'Italien et du patois que l'on parle dans lè Dauphiné et la Provence; il tient même d'autres langues; c'est un mélange de mots originaires et empruntés. Auch Herzog, dem es allerdings nicht um die Sprache an und für sich zu thun war, geht auf die Beschaffenheit derselben nicht näher ein. Er macht nur zu den obigen Worten Raynouard's die ganz passende Bemerkung: „Indessen constituiren diese Modificationen doch eine besondere Abart, welche sich deutlich von der Sprache der Troubadours unterscheidet und für das Verständniß weit weniger Schwierigkeit bietet" und läßt sich dann, nachdem er zu dem Schlusse gekommen ist, daß die Sprache einen abgegrenzten örtlichen Raum eingenommen haben müsse, ausführlich auf die Frage ein, „wo der Stammsitz derselben gewesen sei". Diesen findet er endlich zu beiden Seiten der Cottischen Alpen und stellt die Grenzen desselben, so gut es sich aus einigen Andeutungen bei Perrin thun läßt, fest. Ich sehe dabei gar nicht ein, warum man Leger's Angabe, daß die Waldenser die Thäler von Lucerna, des Clusone und des obern Po bewohnt haben, mißtrauen soll; was aber das Alter der Sprache betrifft, so können wir darüber kein Urtheil fällen, ehe uns das wahrscheinlich älteste Denkmal, die Bibelübersetzung, zugänglich ist, und müssen uns hinsichtlich der bekannten Schriften, auf die es doch zunächst ankommt, mit der ganz glaublichen Annahme begnügen, daß sie im 15. Jahrhundert entstanden sind. Die Sprache nun, die in diesen vorliegt, ist allerdings ein Gemisch, ich möchte sagen von Waldensisch (dem Waldensischen, was wir bis jetzt kennen gelernt haben) und Italienisch; denn sicherlich ist das Waldensische in der ersten Zeit, wie auch durch die Sprache der angeführten Bibelstellen bestätigt wird, viel reiner gewesen und hat sich erst allmählich immer mehr mit dem Italienischen vermischt. Diese Mischung nun ist eine solche gewesen, daß einzelne Wörter und Wortformen, wie sie täglich

gehört wurden, in der mündlichen Rede wahrscheinlich noch reichlicher, aber auch in der Schrift in großer Menge aufgenommen wurden, der Bau der Sprache dagegen und ihre innere Bildung unversehrt blieb. Es läßt sich denken, welch buntes Aussehen die schon durch gewichtige lateinische Wendungen sonderbar zugestutzte Volkssprache noch durch den Beisatz eleganter italienischer Formen bekommen haben muß, und es ist zu bedauern, daß wir sie nur in dieser Verunstaltung sehen können, nicht in der ursprünglichen Reinheit, der sich die Bibelübersetzung gewiß wenigstens um ein Bedeutendes nähert. Um aber das begonnene Bild der Sprache unserer Denkmäler zu vollenden, möge eine Anzahl von Beispielen zeigen, welcher Art etwa die Vermischung mit dem Italienischen gewesen ist. Von Wortverbindungen ist zu nennen: Die Umschreibung des Neutrums von Pronominen und Adjectiven durch cosa: cal cosa, qualquequal cosa, lacal cosa, alcuna cosa, totas (las) cosas, Alles sehr üblich, niuna cosa[1], per che cosa[2], altra cosa[3], dann es greo cosa[4], dura cosa es a my[5], lo es cosa certana[6], cosa segurissima[7] u. A.; die Partikeln a czo que oder aiço que (ital. acciochè), sinon que[8] (ital. se non che), woraus si que (wenn nur)[8] entstanden sein mag, en tant que[9] u. ähnliche, so wie o sia für o[10]; das dem Provençalischen ganz fremde Casuszeichen da, was zwar in Verbindungen wie a comparacion dal guiardon, balanza dal divin pes, lo Reyne dal cel häufig mit dem Genitiv verwechselt, in den meisten Fällen jedoch ganz im italienischen Sinne angewandt wird: descendè dal cel[11], deysendre dal cel[12], procedent dal Paire e dal Filli[13], receop dal Paire[14], lo Filli es sol dal Paire non fait ni creà, ma engenrà, lo S. Esperit es dal Paire e dal Filli... procedent[15], ordenà da Dio[16], dal cor salhon[17], esser mudà dal lume[18], las cosas da esperar[19], non se pò scusar dal comprament[20]. Phrasen wie mancar de (ermangeln)[21], oder fora lo necessari, fora besogna[22] möchten auch bei den Troubadours nicht vorkommen, doch kennen wir selbst von der provençalischen Literatur erst einen zu kleinen Theil, um daraus in solchen Einzelnheiten ein Urtheil zu begründen. Eher läßt das Nichtvorkommen von

---

[1] L. 116 u. [2] H. 674. [3] L. 45 u. [4] L. 32 o. [5] L. 33. [6] L. 38 u. [7] L. 85. [8] L. 43, 82. [9] H. 573. [10] L. 74 o dreimal, 193 dreimal. [11] L. 33. [12] L. 39 u. [13] L. 59 u. [14] L. 89. [15] L. 116 (P. 91 del). [16] L. 187 (P. 17 de). [17] H. 586 o. [18] P. 74. [19] L. 58. [20] L. 44 u. [21] L. 72. [22] L. 65.

Wörtern, die geläufige Begriffe bezeichnen, wenn sie im Italienischen eine entsprechende Form haben, den Schluß zu, daß sie daraus entnommen seien. Dies ist z. B. der Fall bei den Verben coler (dio)[1], scampar (entrinnen)[2], orbar (blenden)[3], soczar (ital. sozzare)[4], woher soçura[5], soçament[6] (ob auch, das Adjectivum, läßt sich wegen der Uebereinstimmung der weiblichen Form mit dem Particip nicht erkennen), stivar[7] (ital. stipare, vollpfropfen, pr. nur calfater Rayn.), cercar[8] und encercar[9], cercondar[10], trapassar[10], dimentigarse (dimenticarsi)[11], recordarse[12] oder esser recordà[13] (recordar erinnern[14]), istar (stehen, sich befinden)[15], calpisar (ital. calpestare)[16], scalqueiar (scalcheggiare)[17]; bei den Substantiven bocon (boccone)[18], via statt vetz[19], facia (faccia)[20], savorra (Ballast)[21], ment[22], cabri[23], stregnament de dent[24], stercora[25] (woraus man geneigt sein möchte, diese Pluralform den übrigen altitalienischen auf -ora anzureihen), den Adjectiven cubit[26] (dessen Derivate cubitar, cubiticia auch provençalisch sind), debit[27], rostic[28], miser[29], sop (zoppo)[30]; ferner sovendierament, simelliantement, semeillament und resimillament[31] (wovon ressimeillar)[32], casquedun[33], salvo (ausgenommen)[34], unca[35], anc (auch)[36], sì[37], pur (nur)[38]. Am unzweifelhaftesten ist jedoch der italienische Einfluß in gewissen Formen waldensischer Wörter. Zu diesen gehört die ausschließlich italienische Adjectivendung -ivol, von der sich viele Beispiele anführen lassen: abundivolment[39], movivol[40], honorivol[41], profeitivol[42], prof. ma noysivol[43], trapassivol[44], bisognivol[45], soperchivol[46], scuminiguivol[47], convenivol[48], obrivol[49], plorivolment[50], sazivol[51], numbrivol[52], squivolment[53], concordivol[54], deducivol[55], arrivolment[56], parlivol[57], mesurivol[58], punivol[59],

---

[1] H. 572 o, L. 73, P. 25. [2] NL. 111, H. 596. [3] H. 582 u. [4] L. 42 u, 43 o u. öfter. [5] L. 27, 42. [6] L. 42 u. sonst. [7] H. 567. [8] H. 612. [9] L. 32. [10] H. 565. [11] L. 90 u. [12] H. 563. [13] NL. 114. [14] H. 612. [15] L. 73, 89 o, 91 u. sonst. [16] H. 589. [17] L. 74. [18] NL. 61. [19] L. 66 u, H. 622. [20] L. 196 o, H. 591. [21] H. 567. [22] L. 88, 89 o, 90. [23] L. 77 o. [24] Hz. 436. [25] H. 595 o. [26] NL. 220, 302. [27] L. 68 u. [28] L. 72, 73. [29] H. 596. [30] L. 194, H. 562. [31] L. 74, 71, 89. [32] L. 75 u, 77 u. [33] H. 622. [34] H. 608 u. [35] L. 31, H. 565, (unques), 610 u. [36] L. 32, 33. [37] NL. 246. [38] NL. 412 L. (pur un st. un sol), H. 572, 598. [39] H. 571 o, L. 88 u. [40] H. 591 o. [41] H. 597 u, L. 40 u. [42] L. 40 u, 41. [43] L. 33, H. 592 u. [44] L. 40. [45] L. 41. [46] L. 43. [47] L. 43. [48] L. 61, 79, 192. [49] L. 64. [50] L. 74. [51] L. 75. [52] L. 76. [53] L. 83 u. [54] L. 86 o. [55] L. 86. [56] L. 88 o. [57] L. 94 u. [58] L. 116, (meser.) H. 593 u. [59] P. 14.

desliguivol[1], escusivol[2], maritivol[3], abominivol[4], rassonivol[4], auch devol (debilis, nicht dévôt), d'leitivol, odorivol, escreisivol, abrivol[5], perfectivol[6], desirivol[7], amorivol[8], compendivol[8], comprenivol[9], stimivol[10], rompivol[11], saludivol[12] und saludivolment[13], concordivolment[14], signifiquivolment[15]. Diese Beispiele zeigen, wie selbstständig doch die Waldenser die fremde Bildungssylbe benutzt haben. Ferner die schon bei einigen Pronominen gefundene Pluralform i, welche auch bei mehreren Substantiven erscheint, nämlich modi[16], digni[17], miracli[18], cabri[19], dazu alcune vees (vie)[20]. Die italienische Pluralform des männlichen Artikels begegnet einige Mal: a i paure[21], ay repentent[21], gl' home[22], de gli apostol[23] (vgl. delli mal[24]). Sodann möchte der lateinische Superlativ, weil er besonders in Italien im Gebrauch geblieben ist, mit demselben Rechte daher, wie aus den lateinischen Vorbildern abgeleitet werden: benignissima[25], karissimes[26], peissime[27], altissime[28], maxima[29], maximament[30] (auch maiorment[31]) u. dgl. Ferner gehört hieher die oben erwähnte Substantivendung -à, z. B. in cità[32]; der abgeworfene Consonant in temp und corp, sot (pr. sotz)[33], ma (pr. mas), ca (car)[34], fora[35], der zugesetzte Vocal in sencza, quasi (quais[36], quatro[37], modo[38] (auch a, al modo de[39]), introito[40], vergena (vergeno[41]), imagena[42], und die Eigenthümlichkeit, nicht nur anlautendes s impurum unverändert zu lassen (sperar, sperit), sondern sogar durch Weglassung eines anlautenden Vocals herbeizuführen (scuro, stenir), zumal in Zusammensetzungen mit ex, dis (sfaçar), wovon oben hinreichende Beispiele gegeben wurden. Dann ist hier anzuführen das j (ital. -ggi-) in baptejar[43], famegè e setegè[44], major[45], das u in ucis (pr. aucis)[46], uffici[47], desubidir[48], das i in ripausar[49], die Schreibung perchè[50], chi[51], pechinità[52], giudici[53], ciascun[54]. Auch bemerke man Verbalformen wie gittar[55],

---

[1] delig. P. 16 dessig. L. 187. [2] P. 75. [3] L. 194. [4] H. 562, (racz.) 593. [5] H. 563. [6] H. 570. [7] H. 590. [8] H. 591. [9] H. 592 [o]. [10] H. 593 [u]. [11] H. 594 [o]. [12] Hz. 438. [13] H. 613 [o]. [14] H. 615. [15] Hz. 444. [16] L. 84, 85. [17] L. 191. [18] L. 76. [19] L. 77 [o]. [20] L. 95. [21] L. 33. [22] L. 62 [o]. [23] L. 92. [24] L. 190 [u]. [25] H. 594. [26] H. 594, 595. [27] L. 73. [28] P. 74. [29] L. 72 [u]. [30] P. 74. [31] NL. 98, 362. [32] L. 74, 77. [33] H. 596 zweimal, L. 77 [u], 81, P. 26, (des) H. 619. [34] L. 71, P. 30. [35] L. 65, H. 563 (wo for a steht). [36] L. 67 [o], 82 [o]. [37] P. 16. [38] L. 85, 95, 193. [39] L. 82, 86. [40] L. 67. [41] L. 76. [42] L. 74 [u], H. 593. [43] NL. 234. [44] L. 39. [45] L. 38. [46] NL. 76 L. [47] L. 71. [48] H. 565, 578. [49] H. 567, 575. [50] L. 89 [u]. [51] L. 91. [52] L. 79. [53] L. 32, H. 690. [54] L. 187, 190. [55] H. 567.

cambiar[1], elevar[2], pilhar[3] (apilhar[4]), abevrar[5], dobbia und debbia[6] (allerdings mit überflüssigem i) nebst dovavan[7], possa (wenn nicht poisa zu lesen)[8], è[9], Nomina wie Dio, molie (ital. moglie)[10], specie (pr. especia)[11], macula[12], signor[13], fra (Bruder)[14], cosa, la paur[15], mecz (ital. mezzo)[16], leger und legiera (pr. leugier)[17], endlich das häufig für cum stehende con, assay[18], nè[19]. Diese Beispiele werden hinreichen, um einen Begriff von dem Einflusse des Italienischen, und der Beschaffenheit dieses Einflusses zu geben: daß er sich, so bedeutend er ist, doch auf das äußere Material der Sprache beschränkt, und das Wesen derselben nicht berührt. Nur Dinge, wie die Adjectivbildung mittelst der Sylbe -ivol würden in größerer Menge angewandt, ihrer Eigenthümlichkeit geschadet haben.

§. 9.

Es bleibt nun noch ein Punkt kurz zu besprechen, nämlich der Vers. Das Maaß ist im Allgemeinen der Jambus, und zwar bestehen die Gedichte La nobla Leyczon, Lo novel Sermon, Lo Despreci del Mont aus Senarien, Lo novel Confort und L'Avangeli de li quatre Semencz ebenfalls jedoch mit Eintheilung in vierzeilige, Lo Payre eternal mit Eintheilung in dreizeilige Strophen; nur in dem Gedichte La Barca, das in sechszeilige Strophen getheilt ist, möchte der fünffüßige Jambus die Grundform sein. Das Metrum ist nämlich so unvollkommen durchgeführt, daß nicht nur viele Halbverse eingemischt und einzelne Füße zugesetzt oder weggelassen werden, sondern auch Sylben besonders nach der Cäsur fehlen oder zu viel sind. Ob davon Viel Schuld der Abschreiber sei, könnte, wenn überhaupt, nur aus den Handschriften erkannt werden; doch ist kaum anzunehmen, daß diese unzählige Menge falscher Verse allein durch Schreibfehler entstanden sei. Wir lassen daher die schon von Diez aufgestellte Frage, ob es glaublich sei, daß Dichter, die einen richtigen Vers bauen konnten, so unendlich viele falsche gemacht haben, vor der Hand auf sich beruhen und suchen aus der Mehrzahl die Regeln der waldensischen Versification festzustellen. Hier tritt uns nun als Grundprincip entgegen, daß aneinanderstoßende

[1] H. 567. [2] H. 569. [3] H. 562, 564, 566. [4] H. 582 u, 598. [5] NL. 308. [6] L. 190, 193. [7] H. 602. [8] L. 190 u. [9] L. 186. [10] NL. 136 R. [11] L. 71, 190. [12] L. 85. [13] L. 190 u, 193. [14] L. 83. [15] L. 37. [16] NL. 312, L. 62, 192. [17] L. 40 u, 41 o, 69 u. sonst. [18] L. 193. [19] L. 186, H. 566.

Vocale durchaus in Eine Sylbe verschmolzen werden, und hierin zeigt sich, da die Troubadours in dieser Beziehung von allen romanischen Völkern eine auffallende Ausnahme machen, die Einwirkung des Italienischen in sehr entschiedener Weise. Die Waldenser gehen aber noch weiter, indem sie die überall und auch im Italienischen herrschende Einschränkung, daß zwei Vocale desselben Wortes, die verschiedenen Sylben angehören, auch metrisch getrennt bleiben, keineswegs gelten lassen. Unleugbare Belege dafür sind cre͡ator[1] und cre͡atura[2], po͡er[3], Aiczo po͡es vos ben ve͡er[4], Mot curi͡os deori͡an esser[5], glori͡os[6], empromessi͡on[7], re͡emps[8] (daher die Zusammenziehung remps), le͡alment[9], sogar Car nos ve͡yen aquest mont[10]; Ausnahmen giebt es freilich auch. Allein auch so können wir die meisten Verse noch nicht lesen. Zum Beweis mögen folgende, wie es scheint unverdorbene, Verse dienen, deren Rhythmus so klar ist, daß nicht verborgen bleiben kann, was noch zu thun ist.

Enayma que nos amàn la santa trinità[11]
E que no gardan la ley e li commandament[12]
E disseron de far torre per redure se aqui[13]
Enayma se pò provar per la santa scriptura[14]
Lo serviment de las ydolas lor mes en defension[15]
Li enemic qui (que?) li perseguian eran moti d'entorn[16]
Ma hi ac alcuna gent plen de si grant falsità[17]
Ma poc val aquel honor que tost ven a chavon[18]
E volc mudar la ley que devant avia donà[19]
E plus de sì o de nò non sia en ton parllar[20]
De li bon fo sebelì e gardà de li fellon[21]
E foron confortà, car devant avian grant pa͡or[22].

Wir bedürften nicht des Fingerzeiges, den uns die bei Hahn zuweilen vorkommende Schreibung d'l, d'leitivol[23], consid'rar[24], d'tuit[25], Carl[25], d'peccà[26], d'lui[26], ch'la[27] giebt, um zu finden, daß man lesen muß qu' nos amàn, E qu' no, d'far, s'pò, serv'ment d'las ydolas, Li en'mic qu'li, d'si grant, val 'quel, d'vant, d'nò, d'li bon ... d'li fellon, d'vant. Fragen wir nun nach dem Grunde dieser in romanischer Schriftsprache nicht eben gewöhnlichen Erscheinung, so kommt uns aufs Trefflichste der Piemontesische

[1] NL. 64, 78. [2] NL. 81, 85. [3] NL. 71. [4] NL. 73. [5] NL. 4. [6] NL. 29. [7] NL. 52. [8] NL. 62. [9] H. 575. [10] NL. 3, 5, 9. [11] NL. 43. [12] NL. 53. [13] NL. 128. [14] NL. 130. [15] NL. 166. [16] NL. 184. [17] NL. 199. [18] NL. 203. [19] NL. 230. [20] NL. 246. [21] NL. 321 [22] NL. 325. [23] p. 563. [24] p. 565. [25] p. 566. [26] p. 561. [27] H; 124.

Dialect zu Hülfe, von dem Fuchs (Unreg. Zeitw. p. 126) sagt: Am meisten tritt aber die eigenthümliche Härte der Piemontischen Mundart hervor in der häufigen Ausstossung eines unbetonten (bisweilen sogar betonten) *e* oder *i*, so dass daraus die härtesten Mitlautverbindungen entstehen: msura, ubdì, librtà, pr vddè, dl, pr, n. Es wäre nun allerdings unüberlegt, diese Art der Erklärung zu weit zu treiben und auf specielle Dinge anzuwenden; es wäre z. B. gewagt, die Abwerfung des t oder das unbegründete a im Anlaut ohne Weiteres aus dem Piemontesischen abzuleiten, oder jenes lo und la dem Einflusse dieser Sprache zuzuschreiben, wo ein abundirendes l' und a, besonders a für unser es, sehr üblich ist, oder etwa daraus, daß die mitlautig ausgehenden Wörter im Piemontesischen keine Bezeichnung der Mehrheit haben, die fast übereinstimmende Erscheinung im Waldensischen zu erklären. Berücksichtigt man aber, was Fuchs ferner (p. 124) über den für jede romanische Sprache sehr charakteristischen Auslaut sagt: Die Wörter lauten mitlautig aus und dieses wird bewirkt, indem der Stamm der Lateinischen Wörter nach Abwerfung aller Bildungslaute übertragen wird, und nur in dem Falle, wenn dieser mit einem Selbstlaute schliesst, oder bei weiblichen Hauptwörtern auf a ist der Auslaut auch im Piemontischen selbstlautig: an, merit, frut, viv, diluvi, sentiment, creassion, cros, boca; zieht man die eben erwähnte Uebereinstimmung in einzelnen Eigenthümlichkeiten in Betracht, und bedenkt die zahlreichen Italianismen, die doch wohl zum großen Theil auch dem Piemontesischen nicht fremd gewesen sein werden, so wird man nicht leugnen können, daß eine große Aehnlichkeit beider Dialecte vorhanden sei. Ja wir können, da wir das Piemontesische zumal jener Zeit nicht kennen, gar nicht wissen, ob die Aehnlichkeit nicht noch viel größer ist, und ob sich nicht jene Italianismen zu einer weit bedeutenderen Anzahl von Pedemontanismen gestalten würden, wären wir im Stande, die Quelle des fremden Elementes gründlich zu erforschen. Dem sei indeß wie immer: haben die Waldenser mit ihren Nachbarn häufig Italienisch, also Piemontesisch gesprochen und war ihnen diese Sprache geläufig, so ist es bei der großen Aehnlichkeit der ihrigen nicht unwahrscheinlich, daß sie, wenn auch nicht in dem eigenthümlichen Wesen der andern begründete Einzelnheiten, doch die bei allen Gebirgsvölkern sich wiederfindende Art und Weise

dieselbe zu sprechen allmählich in ihre eigene herübergenommen haben. Sie haben also gleichfalls die unbetonten Vocale, besonders e, häufig ausgeworfen und auf diese Weise auch ihre volksmäßigen Verse gebildet, die darum mit Berücksichtigung dieser Eigenthümlichkeit zu lesen sind. Welche Vocale nun freilich jedesmal ausgeworfen wurden, welche nicht, dürfte kaum überall mit Sicherheit festzustellen sein und stand, da sie die Wörter doch vollständig schrieben, wohl auch bei ihnen selbst nicht fest; doch scheint es mir, daß z. B. V. 439 und folgende der Nobla Leyczon folgendermaßen zu lesen seien.

La pr(é)miéra léy demóstra || a qui há sen ni raczon,
Ço es á conóiser dío || e honrár lo séo creatór;
Car (a)quél que ha enténdament || pò pénsar éntre sí
Qu' el nó s'es pás formá || ni li aútre átresí:
D' ayci pò cónoisér || aquél que ha sén n(i) raczón
Que lo és un ségnor dío || l(o)cal há formá lo mónt;
E réconóisent lúi || mot ló devén honrár,
Car (a)quílh forón dampná || que nón ho vólgron fár.
Ma lá secónda léy || que dío doné a Moysént
Nos (e)nségna a ténir dío || e sérvir lúy fortmént,
Car (e)l cóndampna é punís || tot hóme qué l'offént.
Ma l(a) téreza léy lacál || es ára al témp presént
Nos (e)nségn(a a)mar dío d(e) bon cór || e sérvir púramént;
Car dío atent ló pecc(a)dór || e lí dona álong(a)mént,
Qu' el póysa fár p(e)niténcia || en lá vitá presént etc.

Breslau. **Wilhelm Grüzmacher.**

Die neuhochdeutsche schwache Substantiv-Deklination.*)

Schwaches Maskulin. Erste Deklination.

Sing.	Nom.	Has-e.	Plur.	Nom.	Has-en.
	Gen.	Has-en.		Gen.	Has-en.
	Dat.	Has-en.		Dat.	Has-en.
	Acc.	Has-en.		Acc.	Has-en.

Es gehören hierher vorzugsweise Personen- und Thiernamen, sowohl ursprünglich deutsche, als auch fremde. 1) Unter den deutschen haben die meisten die Endung **e**. Da unter den Mask. auf **e** nur das Wort Käse der starken Dekl. folgt, so läßt sich die praktische Regel aufstellen, daß alle Mask. auf **e** mit einziger Ausnahme von Käse schwach flektirt werden. Einige von diesen werfen das **e** im Nom. oft ab, wie Bub, Bull, Bursch, Gesell, Hirt, Jung, Pfaff, Scheck, Schulz, Weck. Wie diese übrigens in der Dekl. bleiben, so gehören zu ihr auch viele Mask. ohne Bildungsendung, und zwar haben sie diese meistens abgeworfen, während freilich einzelne sie nie gehabt haben. Es sind dies die Wörter: Ahn, Bär, Bauer, Nachbar, Bläß (dem Bläßen. Gutzkow, Blasedow. (1838**). I, 296. die Bläßen. Gutzk., Beitr. zur Gesch. der neuesten Litt. (1839). I, 307), Drost, Fink, Fratz (den Fratzen. Göthe. (1828). VIII, 7. Spindler, Vogelhändl. (1841). I, 180, Fürst, Geck, Graf, Greif, Schultheiß, Held, Herr, Kossat, Leu, Lump (des Lumpen. Kurtz, Schillers Heimathsj. (1843). II, 242. Dem Lumpen. Gaudy. (1844). III, 167. Tieck, Novell. (1823). I, 150. V, 178. Den Lumpen. Gaudy. II, 104. Kurtz, Sch. H. J. II, 242. III, 32. Waldau, Aus d. Junkrw. (1850). I, 6. II, 93. Höfer, Aus d. Volke. (1852). 218. Die Lumpen. Tieck, Phantasus. (1812). II, 486. Gutzk., Ritter v. Geist. (1850). V, 494. Grabbe, Napol. (1831). 291. Lessing. (1825). VIII, 250, Mensch, Steinmetz,

*) Der erste Abschnitt dieser grammatischen Studien, welcher die neuhochdeutsche starke Deklination behandelt, ist im Programm des Lycker Gymnasiums für das Jahr 1843 veröffentlicht.

**) Diese Zahl bezeichnet das Jahr der Ausgabe.

Narr, Obrist, Ochs, Schenk, Schranz, Spatz, Hagestolz, Thor, Truchseß, Unterthan, Vetter, Gevatter. Insbesondere werden alle Völkernamen auf **e**, wie Britte, Burgunde u. s. w., schwach flektirt, und an sie schließen sich alle ohne diese Endung, welche nicht von dem Namen des Landes abgeleitet werden, sondern umgekehrt zur Bildung des Landesnamens vorausgesetzt werden müssen, wie z. B. Baier, Kaffer, Mohr, Tatar, Ungar. Die nicht persönlichen Wörter, welche dieser Dekl. folgen, wie Brosame, Funke, Hirse, Fußstapfe, Fels, Glaube, Wille, Gedanke, Haufe u. a. lassen die schwache Dekl. auch in den Nominativ eindringen und flektiren alsdann diesen Nom. von Neuem und zwar stark. Es soll darüber bei der gemischten Dekl. ausführlich gehandelt werden. 2) Unter den fremden hierher gehörigen Personen- und Thiernamen lassen sich insbesondere anführen: alle auf **e**, wie Cicerone, Doge, Invalide, Kollege; die Partizipialien auf ant, ent, at, and, wie Adjudant, Arrestant, Agent, Insurgent, Advokat, Konfirmand, wohin auch Adept, Adjunkt und ähnliche gehören; ferner die griechischen mit log, nom, krat, graph u. s. w. zusammengesetzten, wie Chronolog, Astronom, Aristokrat, Biograph, Chirurg, Cyklop, Demagog, Geognost, Ichthyophag, Monarch, Philosoph, Physiognom, Proselyt, Misanthrop; alle auf ast, ist, ost, et, it, ot, wie Dynast, Phantast, Christ, Atheist, Starost, Kadet, Kornet, Bandit, Eremit, Despot, Patriot, Ascet, Apologet; endlich andere ähnliche, wie Autodidakt, Basilisk, Elephant, Hermeneut, Husar, Kamerad, Katholik, Khalif, Korsar, Lakai, Leopard, Polyp, Prinz, Rabatt, Rekrut, Satrap, Scholar, Tyrann, Vagabund, Vasall. Mit nicht persönlicher Bedeutung gehören hierher: Dithyrambe, Jambe, Nerve, Trope, Brillant, Diamant, Foliant, Quadrant, Exponent, Quotient, Komet, Planet, Paragraph.

Schwankungen zwischen starker und schwacher Formation sind bei einzelnen Wörtern immer vorgekommen, haben aber nie so überhand genommen, wie im Neuhochdeutschen. Es sind jetzt nicht mehr einzelne Wörter, die aus einer Formation in die andere ausweichen: es lassen sich im Gegentheil vielleicht nur wenige hierher gehörige nennen, die nicht hier und da der starken Dekl. folgen. Bevor ich diejenigen derartigen Formen angebe, die im Vergleich zum gewöhnlichen Gebrauch doch immer nur als Ausnahmen zu betrachten sind; verweile ich erst bei den Wörtern Bauer, Nachbar, Vetter und Gevatter. Diese werden gewöhnlich als schwache Mask. aufgeführt,

und darum habe auch ich sie vorläufig noch hier eingereiht; es wäre aber wohl an der Zeit, sie der gemischten Dekl., welche den Sing. stark und den Plur. schwach bildet, zuzuweisen, wie Becker es mit den drei letzten bereits gethan hat. Allerdings sind die mhd. bûre, nâchgebûre, vetere, gevatere schwache Mask.; aber der nhd. Sprachgebrauch hat die starken Formen im Sing. so sehr die Oberhand gewinnen lassen, daß die schwachen Formen weit passender als Ausnahmen aufgeführt würden. Am entschiedensten ist dies bei Vetter und Gevatter der Fall, welche im Sing. höchst selten schwach formirt werden. Ich habe nur gefunden: des Vettern. Göthe. VIII, 280. XXV, 363. XXX, 143. Wetzel, Jeanne d'Arc. (1817). 148. Spindler, Frid. Schwrtb. (1844). II, 247. Dem Gevattern. F. Müller. (1825). I, 235. Zu Gevattern bitten. Löhr, Märch.*) 86. Selbst der Plur. Vetter kommt vor bei König, Waldens. (1836). I, 156, 264, wie Bauer bei Schefer, Gräf. Ulf. (1834). II, 27 (2 mal). Weniger selten ist die schwache Formation des Sing. bei Bauer und Nachbar, ja im Genitiv des ersten Wortes überwiegt die schwache Form noch. Im Genitiv des zweiten Wortes aber, so wie im Dat. und Acc. beider, hat die starke Form ganz entschieden das Uebergewicht. Zum Beweise für diese Behauptungen führe ich die Stellen an, die ich bei meiner Lektüre gesammelt habe. Ich habe namentlich auf diese Formen sorgfältig geachtet und glaube kaum, daß ich in den angeführten Werken eine werde übersehen haben. Man findet: des Bauern. Bechstein, Fahrten. (1837). II, 2. Bretschneider, Clement. (1841). 129. Hoffm. v. Fallersl., Ged. (1834). II, 158. Immerm., Münchh. (1838). I, 294. II, 105. III, 436. W. Alex., d. falsche Wold. (1842). I, 83, 250, 251, 252 (2 mal), 253 (4 mal), 254, 256. III, 270. Jung-Stilling, d. Emigr. (Neuer Nov.-Schatz. 1824). 179. Klinger. (1832). XI, 21. Knorring, Evremont. (1836). II, 185. III, 257. Lenau, Albig. (1842). 100, 197. Lewald, Aquar. (1837). I, 99. Fr. Müller. I, 197, 300. Pückler, Tutti Fr. III, 269. Semil. I, 206. Raupach, Komöd. (1829). II, 275. Rehfues, Scip. Cic. (1832). II, 153. 154. Neue Med. (1836). III, 385. Sternberg, Kallens. (1839). I, 254. Schütze, d. unf. Prinz. (1812). II, 452. Steffens, Wats. u. L. I, 197. IV, 59, 81. Norweg. (1837). I,

*) Bei manchen Werken habe ich es versäumt, das Jahr der Ausgabe zu notiren.

15, 70, 195. III, 182. IV, 188. VI, 55, 59, 191. Novell. (1837). 165. Spindler, Boa. (1836). II, 74. Nonne v. Gnad. (1833). II, 150. III, 242, 261, 264, 343. Vogelh. I, 234. II, 101, 285. Schiller. (1827). VI, 14, 60. VIII, 288. Wolzogen, Kordel. (1840). I, 114. II, 175. Schefer, Grf. Ulf. I, 78. Hebel. (1843). III, 109. Clodius bei Seume. (1839). I, 132. Spindler, Tirol. IV, 130. Fr. Schwertb. II, 220. Lessing. XIII, 250. Gutzkow, Ritt. v. G. IV, 345. VII, 147. Des Bauren. Klopstock, Od. (1823). II, 45. Des Bauers. W. Alex., Heer u. D. Str. (1824). I, 166. Bechst., Fahrt. I, 207. Todtent. (1831). 132, 159. A. Grün, Ged. (1838). 176. Nib. im Fr. (1843). 45. Gutzkow, Beitr. II, 168. Halm, König und Bauer. (1842). 23, 63, 77. König, Hohe Braut. (1833). I, 269. Laube, D. Krieger. (1837). I, 181. II, 4. Lentner, Tyr. Bauernsp. (1841). I, 51, 176, 269. II, 161, 203, 218, 287. Mügge, Vend. (1837). I, 133, 150, 212, 217, 224, 226. Novell. (1836). II, 245. Toussaint. (1840). I, 406. Musäus, Volksm. (1823). I, 240. II, 97. Oehlenschl., Inseln. (1826). III, 50. Pückl., Semil. I, 177. Schefer, Klein. Rom. (1836). VI, 204. Steffens, Malk. (1831). I, 120. Norw. VI, 193. Kurtz, Sch. H. J. II, 302. III, 497. Sternberg, Fortun. (1838). II, 22. Löhr, Märch. 93, 369. Des Nachbarn. W. Alex., D. Geächt. (1825). 188. Drollinger, Ged. (1745). 31. Gaudy. II, 83. Göthe. IX, 136. XII, 167. XXIV, 313. XXV, 10. Hebel. IV, 288, 360. Immerm., Münchh. IV, 13. Jung-St., Emigr. 176. E. Kleist (1771). II, 122. Sallet, Ged. (1843). 184. Schefer, Gr. Ulf. I, 268. Schütze, Uns. Pr. III, 401. Sealsfield, Reiseff. (1834). II, 38. Spindl., Boa. II, 492. Fr. Schw. IV, 245. Des Nachbars. W. Alex., Schatz d. Temp. (1823). 207. Zwölf Ncht. (1838). II, 22. Shaksp. u. s. Fr. II, 55, 265. Roland. (1840). I, 262. II, 188. Haus Düstrw. (1835). I, 67, 314. II, 282. Schloß Av. (1827). I, Einl. 27. I, 28. II, 203. Bronikowski, Kazim. (1826). I, 121, 146. Beck, D. fahr. Poet. (1838). 209. W. Contessa. (1826). IV, 133. VII, 5, 189, 208. Chamisso. (1836). III, 330. Elsholtz, Schsp. (1835). II, 153. Göthe. II, 103. III, 59. VII, 124. VIII, 59. XVIII, 105. XL, 253, 257. XLI, 113, 267. XLVIII, 54. Grabbe, Hrm. Schl. (1838). 6. Gutzkow, Blas. II, 100. Ritt. v. G. I, 22. IV, 157 (2 mal), 179. V, 238.

VII, 143. IX, 335, 353. Duller, Kais. u. P. (1838). IV, 190. Hauff. XXV, 106. Herloßsohn, Hahn. (1830). 144. Heine, Reiseb. (2. Aufl.) I, 44. Hippel, A bis Z. (1793). I, 93, 108, 116, 491. Hahn-Hahn, Aus d. Ges. (1838). 25. Hoffm. v. F., Ged. I, 120. Halm, Kön. und B. 66. Hebel. III, 72, 139. IV, 204. Herder. (1828). Litt. u. K. VIII, 116. Immerm., D. u. Pygm. (Taschenb. z. ges. B. 1825). 30. Klencke, Hrdr. (1852). III, 70. König, Braut. II, 88, 151. Lengerke, Lieder. (1840). 140. Laube, N. Reisenov. (1837). II, 60. D. Krieger. I, 30, 65, 169. D. Bürger. (1837). 144. D. Bandom. (1842). II, 52. Mod. Kar. (1835). I, 346. Lappe. (1840). V, 68. Lessing. V, 119, 137, 138, 139, 142 (2 mal), 151, 159 (2 mal) 161, 167, 207 (2 mal) 209. VI, 114, 220. XVIII, 128. XX, 201. Löhr, Märch. 176, 285. Mügge, Vend. I, 219. Tänz. u. Gr. (1839). I, 50. II, 13. Musäus, Volksm. III, 23, 77, 114. Martell, Curs. isab. (Urania. 1841). 171, 181. Mosen, Congress. (1842). II, 99. Oehlenschl., Insln. II, 362. Pückler, T. Fr. IV, 191. Rehfues, Sc. Cic. I, 203. III, 126. IV, 297. Neue Med. II, 314. III, 84. Rellstab, 1812. (1834). I, 258. Rosenkranz, Kön. Sk. (1842). Einl. 16. II, 175. Schefer, Kl. Rom. II, 17, 91. Schütze, Uns. Pr. I, 173, 363, 365, 366. Steffens, Malk. I, 17, 83. Spindler, Fr. Pilgr. 65. Boa. II, 509, 511. Kön. v. Zion. (1837). II, 104. Vogelh. I, 15. Fr. Schw. I, 152. Schiller. III, 111. Seume. I, 316. Puttmann, Tscherk. Lied. (1841). 12. Tieck, Phant. I, 400, 417. Uhland, Ged. (1842). 40. Wetzel, Ged. (1838). 413. Wieland. (1794). IX, 104. XXI, 125. XXIV. 48. Dem Bauern. Hoffm. v. F., Ged. I, 110. II, 157. Halm, Kön. u. B. 37. Hebel. III, 262. Gutzkow, Ritt. v. G. IX, 454. Immerm., Münchh. III, 64. IV, 113. W. Alex., Wold. I, 252. Klinger. III, 114. Knorring, Evr. I, 128. Steffens, Norw. I, 46, 52, 63, 73. VI, 49, 95. Dem Bauer. W. Alex., Schatz. 178. Heer- u. Q. Str. I, 171, 223. II, 158. Zw. Ncht. III, 173. Prätend. (Urania, 1841). 72. Roland. II, 219. III, 258. H. Dstrw. I, 190. Wold. I, 209, 405. Schl. Av. III, 245. Bechstein, Fahrt. I, 59. Duller, Loyol. (1836). I, 263. Göthe. I, 148. XXIII, 270. XL, 10. Gisecke. (1767). 332. Grabbe, Nap. 65. Gutzkow, Ritt. v. G. II, 11, 28. III, 107. V, 60, 109, 147. VII, 161, 208, 435. VIII, 3. IX, 157.

Horn, Bruno. (Dtsch. Abend-Unt. 1822). 159. Halm, Kön. u. B. 58, 86, 123, 141. Hebel. III, 228, 250. Immerm. Münchh. I, 270, 308, 376. III, 429, 430. IV, 168. Trsp. Tyr. (1828). 11. König, Braut. I, 150, 182. Klinger. III, 115. Klingem., Faust. (1815). 80. Kurtz, Sch. H. J. II, 299. Laube, R. R. Nov. I, 359. Krgr. I, 36, 102, 127, 178. Lentner, T. Brnsp. I, 165, 276. II, 57, 175, 324. Lewald, Alg. I, 186. Lessing. IV, 80. XVIII, 63 (Bau'r). Löhr, Märch. 96, 368, 369. Mügge, Vend. I, 214, 218. II, 85. Nov. II, 245. Tänz. II, 379. Musäus, Volksm. II, 101. Oehlenschl., Insln. II. 218, 247. Pückler, Semil. I, 206. J. Paul. LXIV, 153. Rehfues, Sc. Cic. II, 153. III, 7, 12, 192. IV, 21, 33, 36. Schefer, Osternacht. (Taschb. z. ges. W. 1826). 135. Kl. Rom. I, 176. VI, 202. Gr. Ulf. I, 148, 155. II, 75. Schütze, Unf. Pr. I, 233. II, 88, 375. Steffens, Malk. I, 75, 76, 108, 159. Walf. u. L. I, 117. Norw. I, 59, 99. IV, 184. VI, 50, 80, 192, 204, 229. Revolut. (1837). I, 265. III, 67. Nov. 34, 71, 112. Spindler, Kön. v. Z. I, 179. Nonne. II, 210. III, 216. Vogelh. I, 40, 215. II, 67, 94, 162, 178, 284. Schiller. VI, 15, 46 (2 mal), 51. VIII, 198. Streckfuß, Verhältn. d. Juden. (1833). 29. Seume. III. 121, 148. Sternberg, Fort. I, 201. II, 137. Tieck. D. j. Tischl. (1836). I, 177. Phant. I, 322, 397, 399, 497. Wieland. VII, 151. Waldau, Junkrw. I, 264. II, 210. Zschokke, Nov. (1843). VII, 251. **Dem Nachbarn.** W. Alex., Roland. I, 108. Hebel. III, 15, 16 (2 mal), 176. Gaudy. IX, 106. Immerm., Münchh. II, 281. Oehlenschl., Insln. I, 400. Steffens, Norw. V, 212. VI, 81. Wieland. IX, 98. **Dem Nachbar.** W. Alex., Schatz. 184. Shaksp. III, 128, 241. Roland. I, 280, 337. II, 8. Schl. Av. I. Einl. 52. II, 23. Wold. I, 4. III, 235, 312. Bouterw., Graf Don. (1791). I, 147. W. Contessa. VII, 44. Duller, Loy. III, 241. K. u. P. II, 35. III, 24 (2 mal). Eichendorff. (1841). IV, 285. Grillparzer, Kön. Ott. (1825). 107. Göthe. II, 214. III, 121, 192. VIII, 76, 112, 259. XII, 44, 85, 261. XVI, 328. XVIII, 41. XX, 42. XXII, 59. XXVIII, 46. XXIX, 215. XXX, 173. XLI, 187 (2 mal). Gutzk., Beitr. II, 170. Blas. I, 101. II, 104. R. v. G. V 182, 451. VI, 413, 414. VII, 146, 161, 421, 441. IX, 157, 259. Gaudy. I, 140. Hauff. XXVII, 105, 206. Heine, Reiseb. III, 8. Hippel, A bis Z. I, 85, 99,

105, 115, 116, 125, 167, 485. II, 22, 435. Hoffm. v. F., Ged. I, 158. Hebel. III, 224, 331. IV, 239, 240. Immerm., Pygm. 11, 42, 75. Verkleidungen. (1828). 23. Epigon. (1836). II, 223. III, 25. Münchh. IV, 58. Trsp. Tyr. 76. Tristan. (1841). 222. Jung-St. (1841). I, 394. König, Braut. II, 322. Waldens. II, 22, 260. Klinger. V, 159. Kurtz, Sch. H. J. I, 335, 399. III, 223, 264. Klencke, Hrdr. II, 158. III, 208. Lenau, Alb. 98. Laube, Krgr. II, 46, 207, 276. Bürger. 144. Bandom. I, 96, 127. II, 52. Schauspielerin. (1836). 39, 105. Lentner, T. Brnsp. I, 87. II, 303. Lewald, Aq. III, 109. Lessing. V, 115 (2 mal), 140, 141, 143 (2 mal), 144, 162, 175, 177, 181, 189, 211. VI, 221. XII, 56. XVIII, 35. XXV, 31. Mügge, Vend. I, 36. Cheval. (1835). I, 95. Touss. III, 159. IV, 85. Musäus, Volksm. II, 10, 101, 182. III, 80. IV, 32, 35, 159. Mosengeil, D. u. Ark. (Frauentaschb. 1824). 314. Mosen, Congr. I, 36. G. Venlot. (1831). 195. Löhr, Märch. 72, 175, 176 (2 mal). Oehlenschl., Inseln. I, 319. II, 363. Pückl., T. Fr. V, 302. Briefe. (1831). II, 317, 388. III, 86, 88, 155, 277, 382. Rehfues, Sc. Cic. II, 243. IV, 36. N. Med. I, 334. III, 172. Rellstab. 1812. II, 135. IV, 11. Schefer, Kl. Rom. II, 8, 18, 88. IV, 138. VI, 241. Seybold, Uebers. v. V. Hugo. (1835). I, 41. Sternberg, Kallenf. I, 132, 192. II, 185. Fort. II, 137. Sealsfield, Wahlverw. (1839). I, 117. Reisesk. I, 148. II, 93. Legitime. (1833). II, 6. Schütze, Uns. Pr. I, 168, 182. II, 171, 493. III, 187, 251. Steffens, Malk. II, 269. Walsets. II, 89. Norw. I, 53. Sternberg, Missionär. (1842). II, 83, 254. Spindler, Boa. I, 19. Kön. v. Z. I, 26, 114, 119. II, 132. III, 144. Vogelh. II, 104, 224. Fr. Schw. I, 6, 37, 93. III, 69 (2 mal), 101, 125. IV, 276, 278. Schiller. VIII, 21, 248, 297. Schopenhauer, Sidonie. (1831). I, 137. Seume. I, 47. III, 138. Starklof, Arm. Jaloor. (1846). I, 234. Tieck, D. Geheimnißv. (1823). 160. Nov. I, 42, 44, 93, 133. Phant. II, 159, 177, 204. III, 350. Voß, Bestät. d. Stolb. Umtr. (1820). 50, 93, 146. Wilhelmi, Seefahrer. (1823). III. 15, 19. Wetzel, J. d'Arc. 162. Wieland. IV, 89. V, 24. VIII, 253, 271. XX, 33, 142, 178, 265. XXIV, 156. Den Bauern. W. Alex., Geächt. 278. Schatz. 124. H. u. D. Str. II, 266. A. Grün, Spazierg. (1832). 76. Göthe. VIII, 50. XL, 155. Hoffm. v. F., Ged. I, 167.

Hebel. III, 229. Immerm., Trsp. Tyr. 199. Jung-St. I, 142, 146. Lentn., Tyr. Brnsp. I, 59, 61. Rehfues, N. Med. III, 75. Seybold, Uebrs. v. V. Hugo. III, 78. Steffens, Walf. III, 239. Norw. II. 32. Temme, Jos. Münsterberg. (1850). I, 192. Den Bauren. Schubart. (1839). II, 101 (2 mal). Den Bauer. W. Aler., H. u. D. Str. I, 149. II, 204. Roland. I, 8. Wold. I, 123. II, 475. Schl. Av. III, 293. Bechstein, Todtent. 132, 134. Chamisso. III, 302, 303. Duller, Antichrist (1836). I, 127. III, 308. Beck, Aus d. Heimat. (1852). 151. Göthe. XVIII, 148. Giseke. 336. Grabbe, Nap. 65. Gutzk., R. v. G. IV, 229. V, 108, 109. IX, 160, 481. Halm, Kön. u. B. 60, 113, 122, 140. Immerm., Epig. II, 40. Münchh. IV, 67. Trsp. Tyr. 17, 187. König, Braut. II, 151. Klinger. III, 148. Knorring, Evr. I, 124. Kurtz, Sch. H. J. I, 47. II, 299, 377, 421. Laube, R. Reisenov. I, 300. Krgr. I, 118, 123. II, 181. Bandom. II, 10. Lappe. I, 4. III, 119, 126, 127, 137. Lentner, T. Brnsp. I, 277, 296. II, 57, 295. Lessing. XVIII, 62, 63 Bau'r), 116. XXII, 105. Löhr, Märch. 369. Mügge, Vend. I, 220. II, 173. III, 12, 153, 175. Nov. I, 42. II, 271. Chev. I, 167, 274. II. 96. Tänz. II, 333. Mosen, Congr. I, 235. Pückler, T. Fr. III, 240. V, 274. Semil. I, 130. III, 117, 152. Brf. IV, 123. Rellstab, 1812. IV, 54. Rosenkr., K. Sk. II, 169. Schefer, Bauchredner. (Berl. Kalend. 1829). 224. Gr. Ulf. I, 146 (2 m.). Seybold, Uebers. v. V. Hugo. III, 70, 77, 79. Schütze, Uns. Pr. I, 326. II, 251. III, 154. Steffens, Malk. I, 5, 78, 118, 161, 179. Walf. I, 77. Norw. I, 76, 155, 156, 167, 225. VI, 48, 53, 81, 95, 161, 165, 213. Rev. I, 67, 110. Nov. 35, 39. Spindl., Nonne. I, 102. II, 212. Vogelh. II, 72, 391. III, 72, 214. Schiller. VI, 15, 44. Seume. III, 134. Tieck, Geheimnißv. 107. Nov. V, 64. VII, 33. D. j. Tischl. I, 220. Phant. I, 191. Wieland. VI, 146. Waldau, Junkrw. I, 151, 262. Den Nachbarn. Gutzk., Blas. II, 346. Gaudy. III, 159. Hebel. IV, 204. Sealsfield, Legit. II, 208, 230. Spindler, Vogelh. III, 311. Den Nachbar. W. Aler., D. ehrl. Leute. (Frauentaschenb. 1825). 70, 89. H. u. D. Str. II, 291. Zw. Ncht. I, 101. Shaksp. I, 163, 290, 292. H. Düstrw. II, 287. Schl. Av. I, 210. W. Contessa. II, 328. J. Contessa, Der Freiherr. (1824). 31. H. v. Canitz, Streifereien (1839). 181. Duller, Loy.

I, 27. II, 127, 305. III, 241. K. u. P. III, 180. Fouqué, Undine. (1826). 36. Göthe. VIII, 111. XVI, 76, 99, 327. XXI, 171. XXIII, 44, 156. XXV, 48, 183. Gisele. 41. Gutzkow, Blas. I, 88. II, 84, 116, 162. III, 287. R. v. G. I, 17. VI, 412. VII, 218, 423, 431. Gaudy. IV, 145. Heine, Reiseb. I, 194. Hippel, A bis Z. I, 99, 204, 244. Hebel. III, 183. IV, 204, 239. Immerm., Pygm. 29, 31, 40, 78. Epig. II, 64. Münchh. II, 280, 282. III, 102. König, Braut. I, 169. II, 83, 85. Waldens. I, 272. Klinger. X, 147. H. v. Kleist. (1826). III, 20. Knorring, Evr. I, 261. Kurtz, Sch. H. J. I, 31, 329. III, 189, 263, 366. Klencke, Hrdr. II, 176. III, 38. Laube, Krgr. I, 28, 35, 60, 141. II, 203. Brgr. 145, 252. Bandom. I, 46, 128. Lewald, Aq. I, 101, 142. Lessing. V, 115, 121, 143, 146, 152, 154, 183. VI, 221. XXIV, 21, 335. Mügge, Nov. II, 58. Tänz. I, 180. Musäus, Volksm. II, 52, 179. IV, 31, 33, 56. Mosen, Ahasver. (1838). 119. Congr. II, 25. Pückler, Semil. I, 57. Rehfues, Sc. Cic. I, 16, 18. II, 305, 315. III, 89. N. Med. III, 138, 196. Rosenkr., K. Sk. II, 175. Schefer, Nov. (1825). I, 72. Sternberg, Kallens. II, 45. Miss. I, 161. Sealsfield, Wahlverw. I, 170. Reisesk. II, 93. Caj. Buch. (1841). II, 241. Schütze, Uns. Pr. II, 172. III, 130, 370. Steffens, Malk. II, 423. Norw. VI, 133. Rev. I, 252. II, 160. Spindler, Nonne. I, 52, 142. III, 47. Vogelh. I, 142. Fr. Schw. I, 146, 294. II, 24. IV, 231, 232. Schiller. III, 199. X, 50. Schopenh., Sidon. III, 278. Seume. II, 177. Starklof, A. Gal. I, 15. Tieck, Nov. IV, 21. VI, 202. Waldens. (Urania. 1841). 323. Phant. II, 237. Uhland, Ged. 447. Wilhelmi, Seefahr. III, 19. Wieland. VII, 328. VIII, 352. IX, 104. XX, 66. Zschokke. VII, 69, 180. —

Ich gehe jetzt zur Aufzählung derjenigen Formen über, welche als minder gewöhnliche Ausweichungen aus der schwachen Dekl. zu betrachten sind. Bei weitem am häufigsten findet der Uebergang in die starke Dekl. bei Wörtern statt, die sich nicht auf **e** endigen. Der Art sind: dem Ahn. Gaudy, Korallen. (1834). 96. Des Bärs. Mügge, Nov. II, 95. Des Brummbärs. Gutzk., Dramen. (1842). III, 178. Nieritz, Gutenb. 120. I, 5, 80, 121. Dem Bär. W. Alex., Roland. I, 273. W. Contessa. II, 188. Lessing. XVIII, 55. Löhr, Märch. 22, 344. Nieritz. I, 5, 63. Schefer,

Kl. Rom. VI, 203. Zschokke, Nov. VII, 142. Dem Bäre. Schefer, Kl. Rom. VI, 133. Den Bär. Herder, Lit. u. K. VIII, 152. Laube, Bandom. I, 118. Mügge, Nov. I, 112, 120. (dagegen: den Bären. 119). Musäus, Volksm. I, 6, 35, 36, 43, 45. Nieritz, III. 1, 74. I, 5, 65, 81, 139. Gutenb. 120. Seybold, Uebers. v. V. Hugo. III, 270. Tieck, Phant. III, 188. Den Brummbär. Gutzk., R. v. G. VII, 420. Platen. (Ausg. in 1 Bd.). 257. Die Bäre. Lessing. XVIII, 11, 12. Dem Fink. Herwegh, Ged. (1841). 97. Lappe. I, 61. Den Fink. Spindler, Vogelh. II, 8. Des Fürsts. Creuz, Ged. (1753). 124. Des Churfürst's. Mügge, Nov. II, 147, 159, 161, 165, 168. (sonst: des Fürsten). Dem Fürst. Gutzk., Blas. II, 242. Herwegh, Ged. 121. Schiller. VII, 240. Zachariä, Renommist. (1754). VI, 105.*) Dem Kurfürst. H. v. Canitz, Streif. 119. Den Kurfürst. Bechstein, Todtent. 54. Den Fürst. H. v. Canitz, Streif. 113. W. Alex., Wold. II, 471. Den Geck. H. v. Canitz, Streif. 165. Lessing. VI, 213. Die Gecke. Lessing. II, 328. Des Markgrafs. Uhland, Ernst. 107. Dem Markgraf. Fouqué, Carlos. (1823). 141, 151, 176. Dem Pfalzgraf. Grillparz., K. Ott. 79. Dem Graf. Löhr, Märch. 343. Tieck, Phant. III, 129. Den Markgraf. Fouqué, Carl. 121, 214. Den Pfalzgraf. Nachtigal. (bei Lessing. VIII). 520. Dem Schultheiß. Halm, Kön. u. B. 122. Den Schultheiß. W. Alex., Wold. III, 251. Jung-St. I, 677. Platen. 257. Dem Held. W. Alex., Schl. Av. I, Einl. 55. Fouqué, Carl. 116. Herder, L. u. K. V, 177. Karsch., Ged. (1764). 69, 276, 284. Uhland, Ged. 422. O. L. B. Wolff. (1841). 227. Wetzel, Ged. 117, 252. Dem Helde. Grün, Nib. im Fr. 25 (:**) Felde). Den Held. Herder, L. u. K. IV, 116. VII, 210. Herwegh, Ged. 26. Hinrichs, Pol. Vorl. I, 46. Karsch., Ged. 54, 168, 227, 257. E. Kleist. (1771). Vorbericht. 14. I, 150. Lessing. II, 255. XII, 66, 68, 117. XVIII, 56. Mendelssohn, Phäd. (1821). 117. Nachtigal. 467. Pückler, T. Fr. III, 244. Tieck, Phant. I, 222, 329. Zachariä, Ren. VI, 55, 95, 188. Dem Herr. Tieck, Phant. III, 346. Meinem Landesherr. W. Alex.,

*) Die Zahlen bezeichnen hier Gesang und Vers. Ebenso bei Klopstocks Messias und bei Vossens Luise.

**) D. h. im Reim.

Wold. II, 328. Den Feldherr. Nieritz. I, 2, 23. Den Freiherr. Zschokke, Nov. VII, 301. Dem Hirt. Nachtigal. 575. Dem Leu. Bechstein, Todtent. 85. Schink, Lessings Leben. (1825). 38. Den Gottmensch. Klopstock, Mess. V, 264, 735, 818. XIII, 489.*) Des Obersts. Lentner, Tyr. Brnsp. I, 160. Schiller. VI, 47. Dem Obrist. M. Beer. (1835). 297. Den Oberst. Immerm., Trsp. Tyr. 86. Schiller. X, 166. Sealsfield, Caj. B. II, 8, 207. Den Obrist. Hebel. IV, 84. Dem Hagestolz. Sealsfield, Reisesk. II, 62. Tieck, Phant. I, 452. Den Hagestolz. W. Alex., H. Ostrw. I, 272. Lessing. XVIII, 27. Den Truchseß. Spindler, Nonne. III, 29, 74. Des Unterthans. Schiller. V, 173. Dem Unterthan. Bronikowski, Kaz. I, 71. Dem Vorfahr. Sternberg, Fort. II, 334. Den Pfaff. Widmann, Am warm. Of. (1853). 116. Des Baiers. Lentner, Tyr. Brnsp. II, 209, 223. Uhland, Ludw. d. B. (1819). 138. Dem Baier. W. Alex., Wold. I, 27. II, 243. Grillp. Kön. Ott. 99. Hebel. III, 336. Schiller. VI, 19. Den Baier. W. Alex., Wold. I, 18, 215. II, 71. Grillp., Kön. Ott. 99. Lentner, Tyr. Brnsp. II, 203. Spindler, Vogelh. II, 13. Die Baier. Uhland, Ludw. 14, 25, 105, 145.**) Des Barbars, bei Lessing. XXIV. 48. Den Barbar. Nieritz. I, 7, 18. Des Mohrs. Gervinus, Hist. Schrft. VI, 147. Den Mohr. Hebel. IV, 57. Lessing. XX, 305. Dem Mammeluck. Wieland. XXI, 243. Des Normanns. Tancred von Hauteville. Wieland. XXI, 173. Des Pommers. Mosen, G. Venl. 234. Den Pommer. ibid. Starklof, Arm. Gal. I, 108. Den Tartar. Herder, L. u. K. IV, 78. Laube, Band. I, 71. (Pferd). Des Centaurs. Lessing. XVI, 62. Dem Centaur. ibid. Wieland. XVII, 99, 105. Den Centaur. ibid. 101. Dem Adjunkt. Hebel. IV, 93. Dem Ungar. Gutzkow, R. v. G. III, 39. Beck, Aus d. Heim. 86. Den Advokat. Spindler, Fr. Sch. IV, 281. Den Czaar. Püttmann, Tscherk. Lied. 41. Den Basilisk. Gutzkow, R. v. G. VIII, 252. Den Despot. Herwegh, Ged. 60. Den Elephant. Hebel. IV, 91. Dem Hippo-

---

*) Bei Mensche, Nieritz II, 5, 60. ist wohl ein Druckfehler anzunehmen.

**) Dieses Wort geht schon im Mhd. in die starke Dekl. über. So liest man im Biterolf (in Hagens Heldenbuch): vil manigen Payr. 4182. die Bayr. 6627. der Bayr lant. 3179, 5624, 5631.

gryphe. Platen. 43. Den Husar. Hebel. III, 310. Den Kalif. Wieland. XXII, 64. Dem Kamerad. Hebel. IV, 44. Den Kamerad. Gutzkow, R. v. G. II, 78. Löhr, Märch. 251. Den Komponist. H. v. Canitz, Streif. 127. Den Lakai. Klencke, Hrdr. II, 46. Dem Monarch. Hebel. III, 86. Den Nerv. Platen. 71. Zum Präfekt. Wieland. XXVIII, 200. Den Prälat. W. Alex., Wold. II, 147. Dem Präsident. Gutzkow, Dram. I, 273. Hebel. III, 326. Den Präsident. Sternberg, Kall. I, 284. Den Prinz. W. Alex., H. Dstrw. II, 135 (den verrückten Prinz nennt ihn das Volk, den aristokratischen Prinzen die Bürger). H. v. Canitz, Streif. 110. Dem Paragraph. Lessing. IV, 108, 190, 191, 195. Vogt bei Lessing. IV, 169. Den Paragraph. Lessing. VII, 47. Dem Rival. Wieland. III, 319. Den Rival. Göthe. XXII, 55. Dem Sergeant. Hebel. II, 155. Den Sergeant. Gutzkow, R. v. G. VI, 138. Dem Tyrann. Creuz, Ged. (1753). 55. Den Tyrann. Herwegh, Ged. 61. Sealsfield, Wahlv. I, 221. Dem Vasall. Tieck, Phant. III, 194. Dem Veteran. Wieland. XXV, 81. Die Mask. auf **e** werfen ihre Endung ab und erscheinen dann als gleichartig mit den eben genannten. So findet man: dem Bard'. Herder, L. u. K. III, 170. Dem Falk. ibid. V, 79. Den Falk. Fr. Müller. I, 185. Schiller. VII, 402. Dem Halunk. Fr. Müller. I, 185. Vom garst'gen Heid'. Herder, L. u. K. VIII, 56. Den Schöff. Göthe. XXX, 164. Dem Schulz. W. Alex., Wold. I, 127. Hebel. IV, 252. Fr. Müller. I, 308. Den Schulz. M. Beer. 763. Den Schütz. Hebel, III, 148. Den Freischütz. Laube, Mod. Char. II, 229.*) Den Sklav. Creuz, Ged. 123. Grabbe, Hermannschl. 59 (weßwegen nennst du ihn Sklav?). Den Dukat. Wetzel, J. d'Arc. 24. Doch kommt es auch vor, daß sie ihre Endung behalten. So: dem Kunde. W. Alex., Rol. I, 138. Dem Knabe. Oehlenschl., Insln. II, 55. Dem Burgunde. Tieck, Phant. I, 221. Den Burgunde. ibid. I, 219. Dem Doge. Göthe. I, 350. Rehfues, N. Med. I, 103. II, 181, 186. III, 51, 100, 117, 122, 165, 166, 168 und öfter.**) Den Doge. Duller, Kais. u. P. III, 342. Rehfues, N. Med.

*) Dagegen: dem Freischützen. Eichend. IV, 106.
**) III, 50: dem Dogen.

I, 286. III, 59, 255, 319, 336 und öfter.*) Noch fremdartiger als diese Formen klingen starke Plurale solcher Wörter, wie: die Knabe. Halm, Imeld. Lamb. (1842). 16. Die Gefährt'. Göthe. II, 212. Die Brosame. Klopstock, Mess. XIX, 480. Die Schecke. Laube, N. Reisenov. II, 104. Nur der ebenso abnorme Plural Bursche ist gleich gebräuchlich, wie die regelmäßige Form Burschen, und bedarf keiner Belege. — Auch an diesen Beispielen sehen wir, daß die Uebergänge in die starke Dekl. sich vorzugsweise im Dat. und Acc. zeigen, so daß man, wenn nicht auch genug Fälle des starken Genit. und des starken Plur. vorkämen, sich versucht fühlen könnte, lieber ein Abwerfen der Flexionsendung anzunehmen.

Ueber einzelne der angeführten Formen bleibt noch einiges zu erinnern. Held wurde ursprünglich stark deklinirt**), und darum können die noch vorkommenden starken Formen ebenso gut als Nachwirkungen dieses ursprünglichen Verhältnisses angesehen werden. Ahn und Unterthan weist Becker bereits der gemischten Dekl. zu. Das erste Wort gehörte früher entschieden der schwachen Dekl. an. Von Unterthan finde ich Nibel. 720, 2. Lachm. den Plural sîne undertâne und als wieder gute Lesart die sînen undertânen, obwohl es als Adjektivsubst. schwach deklinirt werden sollte, und so auch Biterolf, 6225 undertânen steht. Jetzt mag allerdings bei beiden Wörtern, wie bei Nachbar u. s. w., im Sing. die starke Form die gewöhnlichere sein. Ich habe es versäumt, den Gebrauch genauer zu beobachten, und kann nur anführen die schwachen Formen des Ahnen. W. Alex., Wold. II, 449. Schl. Av. III, 201. König, Veronika. (1844). II, 164. Dem Ahnen. Göthe. III, 6.***) Dem Unterthanen. Hebel. III, 262. Wieland. VIII, 356. Den Unterthanen. Lessing. IX, 209. Auch Pfau weisen Becker und Schmitthenner der gemischten Dekl. zu; doch findet sich auch des Pfauen. J. Paul. LXIV, 21. Gutzk., R. v. G. IX, 77. Diamant zieht Schmitthenner zur schwachen, Becker zur gemischten Dekl.: ich habe dafür keine Belege gesammelt. Papagei

*) III, 126: den Dogen.

**) Doch liest man: die zwên helden. Biterolf. 3438.

***) Ich füge hier noch einige Beispiele von der starken Formation dieses Wortes bei, die oben vergessen sind: des Ahns. Duller, Kais. u. P. I, 8. Dem Ahn. ibid. I, 38. Uhland, Ged. 427. Dem Ahne. Gaudy. I, 99 (: Fahne). Platen. 72.

endlich wird von Schmitthenner als stark oder gemischt aufgeführt. In der That schwankt aber auch der Sing. zwischen starker und schwacher Formation. So liest man: des Papageis. Eichend. IV, 181. Wieland. XVII, 151. Des Papageien. Immerm., Epig. I, 284. Wieland. V, 103. XIV, 18, 26, 99. Dem Papagei. Lessing. XXIV, 26. Schütze, Uns. Pr. I, 14. Wieland. IV, 27. XIV, 19 (2 mal), 21, 26. Dem Papageien. Wieland. XIV, 84. Den Papagei. König, Veronika. I, 173. Oehlenschl., Inseln. II, 82. Wieland. XIV, 19. XVII, 152. Den Papageien. W. Alex., Zw. Ncht. III, 41. Auch der starke Plural kommt vor: die Papageie. Lewald, Aq. III, 175.

Wie in den bisher genannten Formen ein Uebertreten aus der schwachen in die starke Dekl. anzunehmen ist, so giebt es schwache Formen, die als Uebergänge aus der starken Formation anzusehen sind. Es zeigt sich die Neigung, in die schwache Dekl. überzutreten, vorzugsweise an Personen- und Thiernamen, wie folgende Beispiele beweisen mögen: des Dieben. Hebel IV, 104. Sealsfield, Legit. I, 163, 166. II, 97. III, 221 (sonst: Diebes). Den Filzen. Schiller. III, 32. Des Freunden. Wolff. V, 248. Dem Fuchsen. Gutzkow, Blas. I, 408, 411, 435. II, 85 (ein Gasthaus; doch II, 414: in den Fuchs). Starklof, Arm. Gal. I, 341. Den Fuchsen. Hauff. XXVII, 100. Immerm., Trst. 163. Kurtz, Sch. H. J. II, 397. Des Greisen. Bronikowski, Kaz. I, 106. Gaudy, Kor. 70. Grillparz., Kön. Ott. 91. Gutzk., Beitr. I, 242. Immerm., Kön. Periand. 111. Trst. 110, 329, 331. W. Alex., Wold. II, 440. Lentner, T. Brnsp. II, 343. Schefer, Nov. I, 337. Sealsfield, Legit. II, 21. Spindler, Kön. v. Z. III, 258. Nonne. I, 221. Schiller. VII, 161. Stolberg, Ged. (1821). I, 41. Strauß, Leb. Jesu. (1835). I, 182. Uhland, Ged. 203. Werner. IX, 162 (2 mal). Wieland. XVI, 43, 53. Wolff. V, 193. Dem Greisen. Schubart. I, 64. Spindler, Nonne. I, 228. Den Greisen. Chamisso. III, 293. Göthe. II, 69. Hauff. XXVI, 91, 92. Hebels Leben. 11, 100. Hebel. II, 230. Die Greisen. Drollinger, Ged. 268, 274. Des Prahlhansen. Spindl., Kön. v. Z. II, 339. Faselhansen. Wieland. VIII, 102. Die Hansen. Gutzkow, Blas. I, 157. Des Hirschen. W. Alex., Kol. II, 181. A. Grün, Spazierg. 75. Immerm., Trst. 59, 61, 65, 69. Püttmann, Tscherkessenl. 30. Dem Hirschen. W. Alex.,

Rol. I, 252. Wold. I, 82. Immerm., Trst. 85. Hebel. III, 274. Sealsfield, Reisesk. II, 60 (ibid. des Hirsches). Den Hirschen. Immerm., Trst. 62, 81, 85. Des Kauzen. Spindler, Nonne. II, 344. Den Kauzen. Göthe. VII, 102. Fr. Müller. I, 340. Des Rathmannen. W. Alex., Wold. II, 139. Einen Mannen. Gutzkow, R. v. G. IX, 389. Lappe. II, 107. Die Rathmannen. W. Alex., Wold. I, 87, 90, 109, 129, 130, 134, 253, 263, 268. II, 54, 57, 62, 69 und öfter. (Rathleute. II, 467). Die Mannen (nicht Krieger). ibid. II, 385. Hebel. III, 309. Kurtz, Sch. H. J. I, 5. III, 121. Muselmannen. Wieland. VI, 190. Muselmanen. Klinger. VII, 19. Wieland. VIII, 209. XI, 6. Freier Mannen. Zschokke, Nov. VII, 151. Des Lollharden. Zschokke, Nov. VII, 30, 198, 205, 283, 313. Dem Lollharden. 285. Die Lollharden. 204.*) Des Rittern. Creuz, Ged. 36. Des Marschalken. Spindler, Nonne. I, 183, 184, 186. III, 141. Des Seneschallen. Wieland. XVIII, 98. Des Schelmen. Göthe. XL, 115. Spindler, Nonne. I, 138. Vogelh. III, 58. Dem Schelmen. Göthe. VIII, 245. XXI, 61. XXIV, 257. XL, 96. Jung-St. I, 460. Oehlenschl., Inseln. III, 319. Schiller. III, 175. IV, 22. Den Schelmen. Göthe. II, 235. IX, 241. XL, 65. Schiller. IV, 109. X, 77. W. Alex., Wold. II, 327. Jung-St. I, 216. Die Schelmen. Göthe. IX, 241. Hebel. III, 87, 209, 213. Hebbel, Mar. Magd. (1844). 52. Fr. Müller. I, 196, 274. Spindler, Nonne. III, 162. Schiller. VI, 44, 308. Wieland. XIII, 37. Wolff. V, 198. Zschokke, Nov. VII, 20, 174. Dem Storchen. Hauff. XXV, 38. Hebel. III, 151. Den Storchen. Hauff. XXV, 33, 34, 35, 38, 41, 51. Die Storchen. Spindler, Vogelh. II, 233. Dem Straußen. Musäus, Volksm. III, 248. Des Strolchen. Duller, Antichr. I, 95. Zschokke, Nov. VII, 255. Den Strolchen. Lentner, Tyr. Brnsp. II, 303. Die Strolchen. Zschokke, Nov. VII, 224. Den Schuften. Lentner, T. Brnsp. I, 166. Rehfues, N. Med. II, 193. Die Schuften. Göthe. XLI, 325. Lentner, T. Brnsp. I, 75. Dem Staaren. Hebel. III, 222,

*) Dagegen: des Lollhards. 214, 243, 246, 247, 259, 335, 336, 337, 345, 352, 358, 367. Dem Lollhard. 32, 40, 247, 279, 320, 329, 340, 345, 382. Den Lollhard. 248, 254, 257, 258, 316, 320 (2 mal), 328, 329, 331, 333, 335, 364 (2 mal), 366, 381, 382.

224. Des Stieren. Immerm., Trst. 178. Die Stieren. Hebel. III, 302. Den Tropfen. Lentner, T. Brusp. I, 163. Die Tropfen. Göthe. XI, 133 (im Reim). Den Trunkenbolden. Freiligrath, Glaubensbek. (1844). 78. Den Uren. H. v. Kleist. II, 391. Dem Schenkwirthen. Gaudy. III, 107. Den Hanswursten. Gutzkow, Unters. (1853). 213. Dramen. III, 225. Des Zwergen. Spindler, Nonne. III, 81. Den Zwergen. Immerm., Trst. 419. Die Zwergen. ibid. 300. Wieland. XVII, 130. Des Cherubinen. Creuz, Ged. 1. Des Seraphinen. ibid. 1, 54. Dem Dämonen. Schefer, Gr. Ulf. I, 87. Des Derwischen. Wieland. VI, 220. VIII, 256. Dem Derwischen. VIII, 91, 173. Den Derwischen. VI, 19, 128. Die Derwischen. VI, 3*), 4, 13, 15, 61, 125, 127 (2 mal), 128, 137, 151, 187, 214. VII, 135, 271, 359. VIII, 92. Des Fanten. Immerm., Trst. 332. Den Fanten. 397. Den Fasanen. Gutzkow, Dramen. II, 220.**) Tieck, Phant. III, 46. Den Faunen. Wieland. IX, 16. Des Generalen. Sealsfield, Legit. II, 112, 141, 198. III, 237, 243. Dem Generalen. II, 141, 180. III, 210, 229, 241. Den Generalen. II, 192, 194, 197. III, 229, 230, 231, 238. Des Gladiatoren. Waldau, Junkerw. II, 125. Dem Kuratoren. W. Contessa. IV, 222. Des Herrn Pastoren. Elsholtz, Schausp. II, 137, 193. Dem Herrn Pastoren. 162. Den Schutzpatronen. Immerm., Trst. 150, an den hochwirdigen vatter, herrn Anthonium des Titels sancti Chrysogoni priestern cardinaln. Steinhöwel bei Lessing. VIII, 119. Dem Professoren. Jung-St. I, 479. Dem Profosen. Spindl., Fr. Schw. II, 258. Des Propsten. Gutzk., Blas. I, 189. Spindler, Kön. v. Z. II, 53. Nonne. II, 181, im Gast- und Badhause zum Salmen. Jung-St. I, 796. Dem Satyren. Wieland. XVII, 293. Die Satyren. Lessing. III, 48, 49.***) Des Spionen. Sealsfield, Legit. II, 218, 222. Die Spionen. Musäus, Volksm. V, 238. Schiller. IV, 82. Schubart. I, 170. Wieland. XXI, 101. Dem Vampyren. Göthe. XII, 281. Die Vampyren. Tieck, Phant. II, 496. Wieland. X, 315. — Den Jungherrn. König, Waldens. I, 332 darf man nicht hierher

*) ibid. Derwische.
**) 219: den Fasan.
***) 49: den Satyr.

rechnen, muß es vielmehr als regelmäßig ansehn. Eben so wenig gehören hierher folgende Dative und Accusative: ich will mit Vatern reden. W. Alex., H. Düstrw. I, 153. Dem Herrn Vater'n. Spindl., Vogelh. III, 202. Vatern. Gaudy. III, 141. Schwiegervater'n. Immerm., Münchh. II, 42. Schlachtenmalern. Gutzk., Blas. II, 241. Vorzeigern. Musäus, Volksm. III, 243. Klägern. Wieland. XX, 56. Schreibern dieses. XV, 369. Mich Ostersängern. Scultetus bei Lessing. IX, 5. Des Peleus Brudern. 24. Diese Formen, syntaktisch von den vorgenannten dadurch unterschieden, daß sie nicht in unmittelbarer Verbindung mit dem Artikel vorkommen, gehören nicht der schwachen Dekl. an, sondern sind nach Analogie der Eigennamen flektirt, deren Stelle sie vertreten. Auf dieselbe Weise nehmen selbst Feminina scheinbar männliche Flexion an, wie: neben Mutters Spiegel. Gutzkow, Blas. II, 144. Auf Mutters Schoß. Heine, Reiseb. I, 159. An Mutters Fenster. Schefer, Kl. Rom. VI, 85. Den Kranz für Mutters Grab. Immerm., Trsp. Tyr. 154. Mutters alte Art. Gutzkow, R. v. G. IX, 222. In aller Welts Schoten und Gerste. Schefer, Gr. Ulf. II, 6.

Außer Personen- und Thiernamen weichen besonders manche Zeitbenennungen und gewisse fremde Wörter aus der starken in die schwache Dekl. aus, wie folgende: des Märzen. M. Beer. 401. Spindl., F. Schw. II, 250. Des Monats Merzen. Hebel. IV, 175. Dem Märzen. Grillp., K. Otto. 110. Wieland. XVII, 184. Des Maien. Freiligr., Glaubensbek. 249. Immerm., Trst. 125. Lappe. III, 181. Wetzel, Ged. 53, 83. Wieland. XVIII, 301. Gutzkow, R. v. G. VII, 88. Dem Maien. Herder, Litt. u. K. VIII, 91 (am dritten Maien). Logau bei Lessing. VIII, 246. Fr. Müller. I, 354. Werner. IX, 69, 73 (4 mal). Den May'n. Fr. Müller. I, 199. Die Maien. Lappe. I, 100. Des Lenzen. Drollinger, Ged. 66. E. Kleist. II, 6. Lappe. I, 77. Musäus, Volksm. II, 40. Wetzel, Ged. 72. Wieland. X, 22. XVII, 118. Dem Lenzen. Lappe. I, 189. Wieland. XVI, 125. XXI, 188. Die Lenzen. Gisecke, Ged. 6. Am Dienstagen. W. Alex., Wold. II, 394. Am Mittwochen. W. Alex., Roland. III, 228. Des Dialogen. Engel. (1801). IV, 201. Den Dialogen. Wieland. VIII, 117. Die Dialogen. Engel. IV, 196, 202. Tieck, Vitt. Acc. (1840). I, 258.

Wieland. II, 93. XIII, Vorb. 16 (2 mal), 33. XIX, 73. XXIV, 324, 331. XXVII, 64. Die Katalogen. Göthe. XXXI, 108, 218, 223. Des Monologen. Gutzkow, Blas. I, 26. Die Monologen. Engel. IV, 193, 194. Lessing. XI, 210. XXIV, 349. Wieland. IX, 247. X, 55. Des Prologen. Lessing. XI, 133. Die Prologen. XXIV, 351.*) Den Atomen. Wieland. I, 88. Den Kolossen. Göthe. XII, 288. Die Kolossen. Gaudy, Kaiserl. (1835). 15, 91. Göthe. XXVII, 204. XLIII, 138. Lessing. XXV, 229. Pückler, T. Fr. V, 76. Rellstab, 1812. II, 6. Werner. IX, 73, 101. Wieland. XXII, 103, 104. Den Psalmen. W. Alex, Schl. Av. II, 286. Den Realen (die Münze). Wieland. XI, 375. Dem Sarkophagen. Göthe. XX, 198. Den Sarkophagen. I, 347**). Endlich sind noch anzuführen: den Flicken. W. Alex., H. Düstrw. I, 22. Die Flicken. Spindler, K. v. Z. I, 334. Tieck, Nov. VII, 71. Dem Krahnen. Gutzkow, R. v. G. IV, 295. Den Krahnen. Jung-St. I, 360. Dem Packen. W. Alex., Wold. I, 120***). Die Packen. Immerm., Epig. III, 404. Münchh. III, 23, 29, 33, 57, 195. Mügge, Vend. III, 60 (Dativ). Den Aststumpen. Hebel. III, 195, 349. Die Stumpen. Duller, Loy. III, 227. Jung-St. I, 458.†) Rehfues, Sc. Cic. III, 72. Rellstab, 1812. III, 110. Die Stumpfen. Göthe. XXX, 251. XXXI, 178. Immerm., Epig. I, 15. Dem Zehen. Hebel. III, 147. Das letztgenannte ist aus der Feminin-Dekl. hierher übergetreten. Ebenso verhält es sich mit Periode, welches Wort früher als Mask. gebraucht wurde und dann natürlich zur schwachen Dekl. gehörte, z. B. Dem Perioden. Engel. IV, 141. Lessing. XXIV, 64. Den Perioden. Herder, Litt. u. K. VII, 82. Lessing. IV, 102. XXIV, 64.

Sehr abnorm und höchst selten ist es, wenn auch in diese Dekl. der Plural auf er eindringt. Doch findet sich: Steinmetzer. W. Alex., Zw. Ncht. II, 98. Habichte und Weiher. W. Alex., Rol. II, 175.

Schwaches Maskulin. Zweite Deklination.

Schon im Ahd. fängt das Ableitungs-i der hierher gehörigen

*) 354: den Prolog.

**) XX, 201: den Sarkophag.

***) 121: den Pack.

†) ibid. die Stumpe.

Wörter an zu verschwinden, und im Mhd. fällt diese Dekl. bereits ganz mit der vorhergehenden zusammen. Nur der Umlaut im Stamme läßt noch auf das ursprüngliche Verhältniß schließen.

Schwaches Feminin. Erste Deklination.

Sing.	Nom.	Jung-e.	Plur.	Nom.	Jung-en.
	Gen.	Jung-en.		Gen.	Jung-en.
	Dat.	Jung-en.		Dat.	Jung-en.
	Acc.	Jung-en.		Acc.	Jung-en.

Diese Dekl. ist von der nhd. Grammatik mit Unrecht beseitigt. Es ist allerdings wahr, daß es kein einziges Wort giebt, das nothwendig nach ihr gebildet werden müßte, wenn man nicht einzeln stehende adverbialische Ausdrücke wie auf Erden, von Seiten u. a. in dieser Beziehung anführen will. Es können aber sämmtliche Feminina auf e und das Wort Frau, welches früher ebenfalls auf e endigte, nach vorstehendem Paradigma abgewandelt werden. Die flektirten Singularformen werden freilich gewöhnlich nur unter Umständen gebraucht, nämlich theils auf Veranlassung des Reimes, theils zur Nachahmung alterthümlicher Redeweise. In diesen Fällen kommen sie aber auch häufig genug vor und sind auch sonst nicht ganz ungewöhnlich, so daß es zweckmäßig erscheint, diese Dekl. nicht als ausgestorben, sondern als noch geltend zu betrachten.

Ich gebe nun im Folgenden die Beispiele, die ich gesammelt habe, und die sich ohne Schwierigkeit noch bedeutend vermehren ließen, natürlich nur für den Singular. Bei den Genitiven und Dativen kann ich nicht für die Richtigkeit aller Citate stehen, da ich in meinen Exzerpten öfters die genaue Bezeichnung versäumt habe. Es kommt aber auch im Wesentlichen bei diesen Formen weniger darauf an, welchem Kasus jede einzelne ist, als daß und in welchem Umfange sie vorkommen. Genitive: der Erden. Creuz, Ged. 10. Gaudy. II, 28. Göthe. VIII, 164. XII, 156. Gisekc. 10, 101, 180. Jung-St. I, 370. E. Kleist. I, 8. Sallet, Ged. 269 (:), 293 (:). Scultetus bei Lessing. IX, 28, 29. Schiller. VII, 187. VIII, 242. Tieck, Phant. I, 342. Wieland. V, 17, 25, 158. VIII, 170. XVII, 30, 160. XXI, 165, 297. Der Frauen. W. Alex., Wold. I, 68, 73, 155, 241. II, 154, 284, 310. III, 255, 296, 297, 304. Gaudy. III, 90, 128. Göthe. II, 62. IX, 44, 85, 88, 253, 254. XVII, 128. XL, 41, 318. XLI, 228. Grillp., K. Otto. 188. Immerm., Trsp. Tyr. 72. Trst. 228.

Karsch., Ged. Einl. 16. König, Braut. II, 11. Lessing. XXV, 335. Steffens, Malk. II, 452. Spindl., Voglh. I, 235. Fr. Schw. III, 251. Werner. IX, 80, 251. Wieland. XXIII, 125, 266. Der Frau'n. Werner. IX, 187. Der Hecken. Drollinger, Ged. 48. Der Höllen. Creuz, Ged. 124. Immerm., Trst. 241. Lessing. IV, 154. V, 9 (Mosheim). Werner. IX, 10. Wieland. XVII, 127, 190. Der Kirchen. Reichard bei Lessing. IX, 131. Der Lauben. Platen. 83. Der Seelen. Lessing. IV, 172. Sallet, Ged. 229. Tieck, Phant. I, 367. Wieland. IX, 23. XVI, 82, 107. Der Sonnen. Immerm., Trst. 325. Karsch., Ged. 74, 95, 221. Klingem., Faust. 64. Reichard bei Lessing. IX, 130, 131. Sallet, Ged. 113, 304 (:), 325 (:). Schiller. VII, 269. VIII, 28. Werner. IX, 8. Wieland. XVII, 36. Zedlitz, Todtenkr. (1831). 6. Der Straßen. Uhland, Ged. 82. Der heiligen Kathrinen. Wieland. XXI, 288, 289. — Dative: mit Aschen. Drollinger, Ged. 89. Der Backen. Karsch., Ged. 333. Der Brucken. Göthe. II, 220. Immerm., Münchh. III, 432. Der Damen. Immerm., Trst. 236. Der Ecken. Sallet, Ged. 141 (:). Der Erden. Chamisso. III, 155. Creuz, Ged. 29, 45. Fouqué, Carl. 202. Göthe. I, 76. VII, 155. VIII, 165. XII, 72, 94. XL, 43, 129, 146, 227. Gisele. 46, 129, 135, 152. Herder, L. u. K. IV, 190, 198. Herwegh, Ged. 44, 53, 56, 59, 78, 80. Hoffm. v. F., Unp. L. (1840). II, 86. W. Alex., Wold. III, 259. E. Kleist. I, 36, 143. Klopst., Mess. V, 16. Lenau, Ged. (1834). 194. Mahlmann. (1840). VII, 43. Platen. 2 (:). Schiller. II, 173. VI, 179. VII, 200. VIII, 30. Sallet, Ged. 149 (:). Tieck, Phant. I, 215, 218, 483. Werner. IX, 164. Wieland. IV, 70. V, 56. IX, 152. XVII, 40, 63, 144, 149. XVIII, 360. XXI, 374. XXIV, 81. Der Fasten. Göthe. XVI, 290. XXVIII, 35. Seume. I, 342, 343 (2 mal). II, 35, 183. Der Flöten. Mahlm. VI, 21. Der Frauen. Fouqué, Und. 151. Göthe. II, 52, 53. VII, 106. XL, 11, 108, 169, 178, 183, 227. XLI, 212, 227. Herder, L. u. K. III, 80. VII, 81. VIII, 62. Immerm., Trst. 294, 351. Rehfues, N. Med. II, 198. Werner. IX, 142. Wetzel, Ged. 124, 174. Wieland. XVII, 76. XVIII, 49. XXI, 69, 350. Der Frau'n. Immerm., Trst. 275. Werner. IX, 26, 188. Wetzel, Ged. 122. Der Frühmetten. Musäus, Volksm. I, 161. II, 279. Der Gassen.

Göthe. VIII, 190. Der Geigen. Sallet, Ged. 178. Der G'lumpfen (Thürluke?). Lentner, Tyr. Brnsp. I, 224. Der Hauben. Wieland. XXII, 63. Der Heiden. Göthe. I, 17. Schiller. VII, 232. Der Höllen. Drollinger. 41. Jung-St. I, 296. Der Kassen. Schiller. VI, 27. Der Ketten. Wieland. XVIII, 251. Der Kirchen. Lentner, T. Brnsp. II, 75. Reinhard bei Lessing. IX, 132. Mit Kleien. Göthe. XXVIII, 98. Der Küsten. Immerm., Trst. 217. Der Lauben. Lentn., T. Brnsp. I, 269. Der Lehren. Schiller. VI, 41. Der Leichen. Göthe. XII, 197. Der Linden. Hebel. IV, 96. Der Loh'n. Immerm., Trst. 66. Der Maßen. Tieck, Nov. V, 98. Der Massen. Schiller. VI, 20. Der Mitten. Bechst., Todtent. 110. W. Contessa. II, 229. Göthe. I, 229. Herwegh, Ged. 174. Karsch., Ged. 254. Mahlm. VI, 13. VII, 61. Sallet, Ged. 232, 336 (:). Uhland, Ged. 417. Wieland. IX, 147. XVIII, 25. XXII, 74. In Nähen (?) einer Stadt. W. Alex., Wold. II, 327. Der Nasen. Göthe. II, 92. XLI, 97. Werner. IX, 7. Wieland. V, 73. XVII, 209. XVIII, 323. Der Nischen. Sallet, Ged. 252. Der Pathen. Schiller. VI, 33. Der Perücken. Eichendorff, Krieg d. Phil. (1824). 82. Der Pfeifen. Tieck, Phant. I, 205. Der Schürzen. Werner. IX, 114. Der Scheiben. Lentn., T. Brnsp. II, 50. Der Scheiden. W. Alex., Wold. II, 92. Der Seelen. Wieland. XXI, 158. Von Seiten. Herder, L. u. K. VIII, 91. Der Seiten. W. Alex., Wold. I, 194. II, 391. Creuz, Ged. 10, 63, 103. Fouqué, Und. 41, 88, 105. Carl. 80, 226. Göthe. I, 300. Gisecke. 11, 12, 13, 97, 251. Hebel. I, 121. III, 76. Immerm., Trst. 284, 415, 150. Jung-St. I, 583 (2 mal), 584. Kurtz, Sch. H. J. II, 164. Lenau, Ged. 342. Lappe. II, 20. Reichard bei Lessing. IX, 130, 131. Sallet, Ged. 65, 254 (:). Seume. III, 206. Uhland, Ged. 445, 448. Werner. IX, 158. Wieland. IX, 141. X, 141, 226, 331. XII, 179. XVII, 50, 96, 110. Zedlitz, Todtenkr. 38. Der Sohlen. Immerm., Trst. 199. Der Sonnen. ibid. 347. Schiller. VIII, 61. Scultet. bei Lessing. IX, 28. Wetzel, J. d'Arc. 121. Ged. 245, 298. Wieland. XVIII, 366. Der Sorgen. Immerm., Trst. 173. Der Spalten. 209. Der Stellen. 165, 234. Der Stell'n. 222. Der Stiegen. Wetzel, Ged. 109. Der Stirnen. Scultet. bei Lessing. IX, 7. Der Straßen.

A. Grün, Ged. 180. Lenau, Ged. 192. Der Stunden. Immerm., Trst. 47, 166. Der Tauben. Jung-St. I, 492. Der Treppen. Immerm., Trst. 281. Der Truhen. ibid. 97. Lentn., T. Brnsp. I, 262. Der Wiegen. Spindl., Tirol. I, 88. Wieland. XXI, 185. Der Wiesen. Sallet, Ged. 237. Der Wüsten. Herder, L. u. K. VIII, 6. Schiller. VI, 39. Tieck, Phant. I, 485. Werner. IX, 158. Der Zungen. Göthe. XI, 338. Herwegh, Ged. 196. Immerm., Trst. 9. Wieland. X, 349. Der Pleißen. Sallet, Ged. 208. Der zärtlichen Alkmenen. Wieland. XVII, 34. Der heiligen Kathrinen. XXI, 246, 332. Der guten heilgen Petronellen. XXI, 394. — Accusative: die Ecken. Göthe. II, 194. XII, 198. Die Erden. Eichend., Krieg. 213. Uhland, Ged. 270. Wetzel, J. d'Arc. 41. Die Hauben. Lentn., T. Brnsp. II, 53. Die Hellen. Luther bei Lessing. IV, 310. Die Kappen. Immerm., Trst. 99. Die Küchen. 93. Die Nasen. Eichend., Ged. (1837). 247. Die Runden. Immerm., Trst. 173. Die Schecken. 82. Die Seiten. 317. Die Sonnen. Bronikowski, Kaz. II, 153. Beck, A. d. H. 248. Göthe. I, 203. Immerm., Trst. 202. Spindler, Fr. Schw. II, 294. Die Stunden. Fouqué, Carl. 138. Hierher ist wohl auch zu rechnen, wenn es bei Herder, L. u. K. IV, 101 heißt: auf Erd'. — Wenn oben von Rechte, Linke der Genit. und Dativ Rechten, Linken gebildet wird, so hat man darin nicht etwa Einwirkung dieser Dekl. zu sehen, vielmehr werden diese Formen durch die schwache Adjectiv-Dekl. bedingt, welcher beide Wörter als ursprüngliche Adjectiva treu bleiben. Nicht selten werden sie aber auch zu förmlichen Substantiven und flektiren den Sing. gar nicht, was besonders häufig bei Klopstock geschieht. So liest man: der Rechte. Klopst., Mess. II, 494. IV, 948, 1277. V, 144, 162, 625. VI, 464, 506. VII, 668, 823. VIII, 88, 456. IX, 669. XI, 55, 79, 175. XII, 498. XIII, 32, 445, 618, 783, 845. XIV, 338. XV, 493, 1002, 1047. XVI, 14. XVIII, 582. XIX, 299, 485, 653, 821, 950. XX, 29, 704, 1049, 1077, 1098, 1144. Od. I, 178. Karsch., Ged. 77. Schiller. III, 50 (2 mal). IV, 142, 293. Wilhelmi, Wahl und Führung (1818). I, 274. Jung-St. I, 583. Herder, L. u. K. V, 198. III, 93. Nieritz. II, 2, 138. Der Linke. Klopst., Mess. II, 495. VIII, 14. X, 648. Gleicher Art sind: am Busen der herbstlichen Schöne.

Wieland. VI, 91. Sieh in dieser Schöne die Erbin seines Throns. Wieland. XXIII, 306, und ähnlich Zachariä, Ren. III, 409. IV, 186, 297. VI, 149, 191. Seiner Liebste. Wieland. XI, 42. Abwechselnd mit solchen Formen finden sich bei Klopstock aber auch die gewöhnlichen häufig genug, zwar hauptsächlich in der Verbindung zur Rechten, zur Linken, doch auch sonst: der Rechten. Klopst., Mess. VII, 672, 793. VIII, 539. IX, 251, 628. X, 6, 563. XIV, 462, 1275. XIX, 1061. Od. II, 139. Der Linken. Klopst., Mess. VII, 671, 793. VIII, 539. IX, 251. X, 5. Am auffallendsten ist es, wenn beiderlei Formen in ganz gleichartiger Verbindung neben einander vorkommen, wie: in der gefürchteten Rechte ...., in der Linken. Klopst., Mess. VII, 239 und ähnlich VIII, 302. XIV, 861.

Schwaches Feminin. Zweite Deklination.

Schon im Mhd. ist diese Deklination ganz in die erste übergegangen. Die ursprünglich zu ihr gehörenden Wörter sind noch am Umlaut oder an genirirten Konsonanten kenntlich.

Schwaches Feminin. Dritte Deklination.

Mhd. finden sich nur noch Spuren dieser Dekl. Nhd. gehen die ursprünglich hierher gehörigen Wörter wie die übrigen Fem. auf **e**.

Schwaches Neutrum.

Die Zahl der hierher gehörenden Wörter war von jeher sehr gering. Schon im Ahd. gingen nach herza, das am entschiedensten hierher gehört, nur noch ouga, ôra und wanka, die jedoch zuweilen auch weiblich gebraucht wurden. Nhd. ist Wange durchaus weiblich geworden, und Auge und Ohr bilden nur den Plural schwach, den Sing. dagegen stark. Da nun auch Herz wegen des im Genitiv hinzugetretenen s, des Kennzeichens der starken Deklination, als gemischt zu betrachten ist; so ist diese Dekl. im Nhd. eigentlich als ausgestorben anzusehen.

Die Betrachtung der nhd. starken Dekl. hatte*), wenn man die Rücksicht auf das verschiedene Geschlecht fallen ließ, praktisch auf folgende vier starke Deklinationen geführt:

*) Programm des Lycker Gymn. 1843. S. 31.

	1. st. Dekl.	2. st. Dekl.	3. st. Dekl.	4. st. Dekl.
Sing. Nom.	. . . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . . .
Gen.	. . . . . . es.	. . . . . es.	. . . . . es.	. . . . . .
Dat.	. . . . . . e.	. . . . . e.	. . . . . e.	. . . . . .
Acc.	. . . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . . .
Plur. Nom.	. . . . . . e.	(Umlaut) e.	(Umlaut) er.	(Umlaut) e.
Gen.	. . . . . . e.	. . . . . e.	. . . . . er.	. . . . . e.
Dat.	. . . . . . en.	. . . . . en.	. . . . . ern.	. . . . . en.
Acc.	. . . . . . e.	. . . . . e.	. . . . . er.	. . . . . e.

Die erste Deklination hatte den größten Theil der Neutra und den größern Theil der Mask. umfaßt, die zweite einen großen Theil der Mask. und wenige Neutra, die dritte vorzugsweise Neutra und wenige Mask., die vierte bloß Feminina.

Es gesellt sich nun dazu als fünfte eine schwache Deklination.

Sing. Nom.	. . . .	Plur. Nom.	. . . . n, en.
Gen.	. . . . n, en.	Gen.	. . . . n, en.
Dat.	. . . . n, en.	Dat.	. . . . n, en.
Acc.	. . . . n, en.	Acc.	. . . . n, en.

Für den gewöhnlichen Gebrauch gehen nach ihr nur Mask. und zwar vorzugsweise Personen- und Thiernamen. Feminina, insbesondere auf **e**, können sich nach ihr richten, gehen aber gewöhnlich nach der 4. starken Deklination, die somit für den gewöhnlichen Gebrauch im Nhd. die einzige Fem. Deklination und ausschließlich bloß für Fem. bestimmt ist. Neutra gehen nach der schwachen Dekl. nicht.

Nachdem wir das deutsche Deklinationssystem, wie es sich auf der Grundlage der ältern Dialekte aufbaut, im Einzelnen betrachtet haben, bleibt uns noch übrig, eine eigenthümliche Erscheinung innerhalb der Grenzen des Nhd. ins Auge zu fassen. Bereits in den ältern deutschen Dialekten ist es nämlich nicht selten, daß einzelne Wörter zwischen starker und schwacher Formation schwanken: aber der Fall kommt nicht vor, daß irgend ein Wort zum Theil stark und zum Theil schwach flektirt werden mü ß t e. Nhd. sind Fälle dieser Art sehr häufig, und es erscheint darum zweckmäßig, für sie besondere Deklinationen aufzustellen, die passend den Namen gemischte führen. Das Nähere darüber bleibt einer besonderen Darstellung vorbehalten.

Lyk. **Gortzitza.**

Anmerkungen zu einigen Stellen im Shakspeare.

I.

Ueber die Erklärung des Wortes Run-away in Juliens Monologe 3, 2 (Gallop apace, you fiery-footed steeds etc.), welches in den alten Ausgaben Shakspeare's vorkommt, sind die Interpreten lange in Zweifel gewesen. Einige, wie der um Shakspeare so hochverdiente Forscher Delius, halten das Wort für einen Druckfehler, und der von Collier herausgegebene Corrector verändert Run-away's eyes in flacher Weise in enemies' eyes, eine Aenderung, welche Heussi in seine Ausgabe von Romeo und Julie aufgenommen hat. Alexander Dyce, welchem Delius (Shakspeare-Lexicon p. 170) beistimmt, vermuthet, Shakspeare habe rude day's geschrieben. Dagegen ist Halpin für den Run-away in den Shakspeare Society's Papers II. p. 14 fg. als beredter Anwalt aufgetreten. Auf seine geistreiche Erklärung hat bereits Gervinus (Shakspeare 2, p. 5, 6) hingewiesen und Ulrici in seiner trefflichen Ausgabe von Romeo und Julie giebt die Lesart Run-away's eyes mit Halpin's Erklärung in kurzem Auszuge. Halpin's Abhandlung verbreitet über den ganzen Monolog, über die tiefe und zarte Composition desselben ein so helles Licht, daß wir keinen Vorwurf fürchten, wenn wir diese in Deutschland, wie es scheint, nur von Wenigen gekannte Abhandlung den Hauptsachen nach übersetzen und in diesen Blättern mittheilen. Die Abhandlung führt den Titel:

The Bridal Run-away: an Essay on Juliet's Soliloquy. Romeo and Juliet 3, 2.

Nachdem Halpin die verschiedenen Conjecturen der Interpreten kritisch betrachtet hat, fährt er fort:

„Der sicherste Weg, jeden möglichen Irrthum nachzuweisen, besteht darin, daß wir die Wahrheit feststellen, und dazu wende ich mich jetzt.

Die Quelle der Dunkelheit, welche uns irre leitet, besteht darin, daß die Erklärer den Sinn der Ausdrücke und Figuren der Stelle

in der eigenthümlichen Art von Dichtung nicht aufgesucht haben, zu welcher sie gehört. In der That haben sie wahrzunehmen unterlassen, daß der Charakter und die Sprache dieses Monologs rein hymenäisch ist. Wie jede bestimmte Classe von Dichtung, sei sie Anakreontisch, Pindarisch, oder Bacchanalisch, — das Pastoral, die Elegie, das Liebeslied, das Schlachtlied, das Jagdlied, nicht allein einen Stoff und eine Mythologie eigner Art (sui generis) hat, sondern auch eine Farbe der Bildlichkeit und des Ausdrucks, die nur ihr zukommt, in welcher die besondern Worte und Figuren einen Sinn haben, dessen Bestimmtheit und Schranke durch die Natur der Composition gegeben ist; so ist in demselben Grade die hymenäische oder epithalamische Poesie von jeder andern Art durch ihre eigne Ordnung von Empfindungen und durch ihre herkömmliche (conventional) Phraseologie unterschieden. „Nemo doctus me jubeat Thalassionem verbis dicere non Thalassionis“, mit diesen Worten vertheidigt Ben Jonson den verschwenderischen Gebrauch des in seinen beiden berühmten Hochzeitsmasken*) angewendeten Stiles.

Dieses wird man vermuthlich ohne Schwierigkeit zugestehen; auch würde ich nicht vor dem Versuche zurückschrecken, meine Ansicht von der besondern Classe, zu welcher dieser Monolog gehört, durch die gebräuchliche Art der Beweisführung zu unterstützen,**) wäre der

---

*) The Hymenai; or solemnities of a Mask and Barriers at the marriage of Robert, Earl of Essex, to Frances, daughter of the Earl of Suffolk. 1605 — 6.

The Hue and Cry after Cupid; or Description of a Mask, with the Nuptial Songs, at the Lord Viscount Haddington's marriage at court. 1607 — 8.

**) Namentlich durch die Vergleichung von parallelen Stellen, Worten, Redensarten und Empfindungen, ein Verfahren, von welchem ein oder zwei Beispiele für die übrigen genügen mögen:

I. Der Abschied des Tages. (The Departure of Day).

Gallop apace, ye fiery footed steeds,
Towards Phoebus mansion; such a waggoner
As Phaeton would whip you to the west,
And bring in cloudy night immediately. Shakspeare.

1. Haste thee, O fairest planet to thy home within the western foam:
Thy tired steeds long time have need of rest.
Spenser's Epithalamium on his own marriage.

2. Haste, haste, officious Sun and send them night
Some hours before it should.
B. Jonson's Epithalamium on marriage of Hierome Weston etc.

Gegenstand anders als er ist, und hätten wir es zu thun mit der Literatur einer verfeinerteren Periode. Es giebt keine Zeile in dem Monologe, welche nicht mit Leichtigkeit andern übereinstimmenden, die aus der hymenäischen Poesie gleichzeitiger Schriftsteller ausgezogen würden, rücksichtlich sowohl der Empfindung als der Bildlichkeit und des Ausdrucks verglichen werden könnte.

Das erste, was an der Außenseite dieses Monologs bemerkenswerth ist, ist die häufige und verschiedenartige Anrufung der Nacht. Um der Kürze willen unterlasse ich es, die eigenthümliche Bildlichkeit, die so verschwenderisch an diese mythologische Persönlichkeit gewandt ist, mit entsprechenden Stellen aus gleichzeitigen Schriftstellern deutlich zu machen. Aber eine Beziehung auf die Klasse der fraglichen Gedichte wird auch in dieser Hinsicht einen reichlichen Beweis liefern, daß der Geist Shakspeare's bei der Composition dieses Stückes mit den Bildern der hymenäischen Poesie gesättigt war, welche er hier nicht ohne Absicht gehäuft hat.

---

3. The Sun get in our half sphere sweats;
Yet shadows turn; noon point he hath attained:
His steeds will be restrained
But gallop lively down the western hill.
Doctor Donne's Epithal. made at Linconl's Inn.

4. But, O Titan, thou dost dally;
Hie thee to thy western valley.
George Wither's Epithal. on marriage of Princess Elizabeth.

II. The approach of Night.

Spread thy close curtains, love-performing Night, etc. Shakspeare.

1. Night her curtain doth display.
B. Jonson's Hymenaei.

2. Now welcome, Night!
Spread thy broad wing over my Love and me:
And in thy sable mantle us enwrap.
Spenser's Epithalamium on his own marriage.

3. — — — — Night,
That spreads her broad and blakest wing
Upon the world, now comes to bring
A thousand several-coloured Loves etc.
B. Jonson's Hymenaei.

4. Come, Night, and lay thy velvet hand
On glorious day's out-facing face.
Epithalamium Teratos, v. Sest. of Hero and Leander, by Marlow and Chapman.

Auch muß ich bemerken, daß die Structur sowohl wie der Geist dieses Monologs durchaus hymenäisch ist. „Diese Dichtungsart", sagt Ben Jonson, indem er von dem Epithalamium spricht, „hat meistentheils versum intercalarem oder carmen amoebaeum, und zwar nicht immer denselben, sondern er ist oft verändert und zuweilen in demselben Gedichte vernachlässigt." In der That war es die Gewohnheit der epithalamischen Dichter, jede Stanze oder Abtheilung mit einem Refrain zu schließen, welcher ein leitendes Bild oder eine harmonische Combination von Worten enthielt und mehr oder weniger verändert zuweilen in bestimmten, zuweilen in unregelmäßigen Zwischenräumen desselben Gesanges wiederholt wurde. Der Refrain von Spenser's Prothalamion endet mit „the Thames", seines Epithalamiums mit „the echoing woods." Donne's Hochzeitgedicht zur Vermählung des Grafen von Somerset wiederholt in reizender Weise „eyes and hearts"; das zu Lincolns Inn gemachte „perfection of womanhood"; während das Epithalamion zur Hochzeit der Prinzessin Elisabeth mit „St. Valentine's day" wechselt. Um die Beispiele nicht zu vermehren, mag es genügen zu bemerken, daß, während „Love's call to arms" der Refrain in Chapman's Epithalamion ist*), „Night" als Göttin in seinem Gedichte herrscht, die er in jeder Stanze anruft.

Juliens Monolog ist nach demselben intercalarischen Princip verfaßt. Vier Anrufungen der „Nacht" mehr oder weniger verschieden, kommen in mehr oder weniger verschiedenen Zwischenräumen vor und verwirklichen Ben Jonson's Beschreibung von der Structur dieser Art Dichtung**). Kurz, mir scheint dieser Monolog nicht anders von dem herkömmlichen Epithalamium sich zu unterscheiden, als das jambische Gedicht sich von der gereimten Stanze unterscheidet.

Wir müssen uns jetzt zu der Stelle wenden, in welcher der „Run-away" erscheint, und wenn ich mich nicht sehr täusche, wird ihr Charakter meine Ansicht von der Sache genügend bestätigen. Sie lautet wie folgt:

---

*) Hero and Leander Sest. V.

**) 1. Spread they close curtain, love-performing Night.
2. „Come, civil Night,
Thou sober-suited matron, all in black".
3. Come, Night! Come Romeo, etc.
4. Come, gentle Night! Come, loving, black-browed Night.

Spread thy close curtain, love-performing Night!
That Run-away's eyes may wink, and Romeo
Leap to these arms, untalk'd of, and unseen!
Lovers can see to do their amorous rites
By their own beauties; or if love be blind,
It best agrees with night.

Daß in der Mythologie des Hochzeitgedichtes Cupido eine nicht unbedeutende Rolle spielen werde, wird man erwarten.*) Bei Ben Jonson finden wir die Rolle des Cupido eigenthümlich und fest bestimmt. Hymen hat natürlich ein hervorragenderes Amt, auch verzichtet er auf dasselbe nicht eher, als bis er es an der Thür des Brautgemaches seinem Bruder übergiebt. Bis zu diesem Augenblicke ist Cupido abwesend durch Verheimlichung oder durch Flucht; aber dann war es seine Pflicht, von einer Schaar von Liebes- und Scherzgöttern begleitet das vermählte Paar zu empfangen. So flüstert er in „Hue and Cry", wenn er im Begriff ist, für die günstige Zeit zu entwischen, seinen leichtgeflügelten Brüdern zu:

„I may not stay;
Hymen's presence bids away.
'Tis already at his night;
He can give you further light.
You, my Sports, may here abide,
Till I call to light the bride."

Sein Amt war es, die Brautkammer zu erleuchten, seine Augen und die seiner scherzenden Genossen waren Lichter, welche an dem Glanze der Augen der Braut angezündet wurden:

---

*) Halpin macht hier die Bemerkung: „Es wäre ungehörig, diesen Versuch mit irgend einem Theile dieses Ceremoniells zu überladen, der über das hinausginge, was zur Erläuterung des vorliegenden Gegenstandes ausdrücklich nothwendig ist. Ganz entlehnt von den Alten, war es außerordentlich ausgearbeitet und tief mythisch (profoundly mythical). Wer sich über seine Einzelheiten, wie es in England am Ende des 16ten und am Anfang des 17ten Jahrhunderts üblich war, unterrichten will, sollte die epithalamischen Stücke Spenser's studiren: die Hymenäen und the Hue and Cry after Cupid von Ben Jonson: die hymenäischen Masken von Chapman, Campion und Beaumont zur Verheirathung der Prinzessin Elisabeth von England mit dem Kurfürst Friedrich von der Pfalz; die Epithalamien von Wither; die Hochzeitsgesänge von H. Peacham; und ein kurzes lateinisches Gedicht von dem gelehrten Selden bei derselben höchst gefeierten Gelegenheit. Randolph, Cokayne und Herrick können ebenfalls eingesehen werden."

See, a thousand Cupid's fly
To light their tapers at the bride's bright eye.*)

Wir dürfen indessen nicht vergessen, daß Cupido zuweilen Augen hat, auch zuweilen blind ist, oder vielmehr, daß es zwei Cupido's gab, einen scharfsichtigen mit feurigen Augen, wie Moschus ihn beschreibt:

ὄμματα δ' αὐτῷ
δριμύλα καὶ φλογόεντα,

einen andern, wie er von Ben Jonson bezeichnet wird, caecum cupidine. Bei diesem Stande der Sache war es natürlich, daß die gewöhnliche Ansicht schwankend war und es blieb ein Gegenstand des Streites, ob Cupido Augen habe oder nicht**). An diesen Zweifeln hat offenbar Julie Antheil, wenn sie hypothetisch sagt:

Or, if Love be blind etc.

Diese Form des Ausdrucks giebt deutlich zu erkennen, daß sie den Liebesgott bereits in beiden Beziehungen betrachtet hat, daß sie ihn für fähig hält zu sehen. Aber wie finden wir sie in dem Zusammenhange der Stelle? Wir finden sie in dem Wunsche, daß die Augen irgend Jemandes, den sie Run-away nennt, sich schließen mögen, damit Romeo's Besuch „unbesprochen und ungesehen" (untalked-of and unseen) sei. Wer ist dieser? Nach dem hymenäischen System konnte Niemand bei den Liebenden im Brautgemach zugegen sein außer Cupido, durch dessen Augen es, wie man sich vorstellte, erleuchtet wurde. Aber Julie bedarf dieses Lichtes nicht, theils weil „Liebende durch ihre eigene Schönheit sehen können;" aber hauptsächlich, damit die Zusammenkunft „unbesprochen und ungesehen" sei.

Ist denn nun Cupido der Run-away, derjenige von den beiden, welcher Augen hat und sehen kann? So weit ist es wenigstens sehr wahrscheinlich. Der „Flüchtling" (sobriquet), wie er hier vermuthlich bezeichnet wird, wird in seinem mythologischen Charakter hier gefunden und war in der einen oder andern Form den griechischen Dichtern, die ihn mit Eigenschaften bekleideten, wie auch den engli=

*) Robert Herrick's Epithal. zur Vermählung von Sir Clipsebie Crew. Dieser Gedanke troß seiner modernen Galanterie ist doch den Alten entlehnt:

„Illius ex oculis, cum vult exurere divos,
Accendet geminas lampadas acer Amor". Tibullus.

**) Valentine. Why, Lady, Love, hath twenty pair of eyes.
Thurio. They say that Love hath not an eye at all.
Two Gent. of Verona 1, 4.

schen und den lateinischen geläufig, welche die Erfindungen der Griechen sich aneigneten. Das Charakteristische, worauf hier angespielt wird, ist seine bekannte Neigung, seiner Mutter zu entlaufen. Auf diese Vorstellung beziehen sich unzählige Medaillen, geschnittene Steine, Cameen, Gemälde und Geschichten, in welchen er dargestellt wird als gefangen, im Kerker, im Käfig, in Fußfesseln, die Flügel auf den Rücken gebunden oder mit der Scheere verkürzt, um seine Flucht zu verhindern. In Rücksicht auf diesen Zug heißt er bei den Griechen *δραπετής, δραπετίδας,* bei den Lateinern fugitivus, profugus, vagus; bei den Engländern truant, deserter, wanderer, vagrant, vagabond, runagate — und warum nicht, run-away, da dieß die genaue Uebersetzung der griechischen Epitheta ist? „Wenig Latein und noch weniger Griechisch" würde sicherlich dazu gehört haben, um einen so einleuchtenden und geeigneten Titel zu entlehnen oder mit dem Originale desselben zusammenzutreffen. Das Charakteristische desselben war bekannt und volksthümlich in den klassisch-romantischen Tagen der Königin Elisabeth. Es bildet die Maschinerie von zwei Hofkomödien Lylie's und in beiden wird die Etymologie des englischen Synonyms ausdrücklich an die Hand gegeben. „Whilst I truant from my mother, sagte Cupido, I will use some tyranny in these woods, and so shall their exercise in foolish love be my excuse for running away."*) „As for you, Sir Boy," ruft Venus aus, „I will teach you to run-away. You shall be stripped from top to toe, and whipped with nettles, not roses.**) Wir legen indessen kein Gewicht auf diese Redensarten; denn das Wort selbst in seiner zusammengesetzten Form ist als Synonym für Cupido von Thomas Heywood gebraucht in derselben Scene seiner Maske „Love's Mistress", wo Venus, vom Pan unterstützt, den Flüchtling in Vulkans Schmiede entdeckt:

Pan. This way he ran with shackles on his heels,
And said he would to Vulkan. O but see
Where he stands cogging with him.
Venus. Now, you Run-away!***)
You disobedient — thou unhappy wag —
Where be the golden fetters I left you bound in?
* * * *
I'll whip you for 't with nettles stept in wine?†)

---

*) Gallathea II. 2. **) Sappho and Phao v. 2. ***) Und wieder: Vulcan. But soft, what shackled Run-away is this? †) Love's Mistress IV, 2.

Man muß zwar gestehen, der Umstand, daß Love's Mistress ursprünglich zur Ehre eines königlichen Geburtstages gedichtet ist, läßt nicht zu, es in die Klasse der hymenäischen Poesie zu rechnen. Aber der Gegenstand der Dichtung, die Liebe und Vermählung von Amor und Psyche, ist wesentlich epithalamisch, und die Behandlung desselben durchaus so ganz in demselben Charakter, daß wir glauben würden, es sei zur Verherrlichung irgend einer königlichen Vermählung verfaßt, wäre die besondere Gelegenheit nicht angegeben. Mit Ben Jonson's hymenäischen Masken verglichen, giebt es denselben in der Gelehrsamkeit nichts nach und übertrifft sie weit in der Eleganz der Erfindung und poetischer Schönheit. Ich bin indessen zu zeigen verpflichtet, daß das Wort nicht bloß als ein Synonym für Cupido, sondern daß es als solches in der hymenäischen Poesie besonders gebraucht wird. Wenden wir uns denn wieder zu Hue and Cry von Ben Jonson; und dort in einer Ode, die eine bloße Umschreibung des *Ἔρως δραπετίδης* von Moschus ist, werden wir den Ausdruck in dem wirklich erforderten Sinne finden. Cupido hat sich, wie gewöhnlich, bei der Annäherung der Hochzeitsfeier verborgen. In Verlegenheit wegen seiner Abwesenheit trägt Venus den Grazien auf, „eine Belohnung für diejenige auszurufen, die ihn einbringt", worauf die erste Grazie, indem sie die Damen des Hofes anredet, ausruft:

Beauties, have you seen this toy
Called Love — a little boy,
Atmost naked, wanton, blind,*)
Cruel now, and now as kind.
* * * *
He is Venus' Run-away.

Ich glaube, es kann kein Zweifel sein, daß dieser Run-away der Run-away von Juliens Monolog ist. Seine Stelle in der hymenäischen Ceremonie ist dieselbe: es giebt zwei Run-away's; beide sind zur geeigneten Zeit in dem Brautgemache zu finden, und beider Amt ist das Gemach zu erleuchten. Wenn Shakspeares Run-away Augen hat, so folgt er dem Original des Moschus; und wenn der des Ben Jonson blind ist, so ist es zweifelhaft, ob der Shakspeare'sche nicht in derselben Kategorie steht.

---

*) Diese Blindheit ist eine willkürliche Abweichung vom Original, welches dem Run-away *ὄμματα δριμύλα καὶ φλογόεντα* giebt.

Wie aber, wenn der „winking Cupid“ in jenen Tagen ein gebräuchlicher Gegenstand in dem Brautgemache und ein Sinnbild des Geheimnisses und Schweigens war, welches die Hochzeitsfeier als unentweihtes Geheimniß hüten sollte? und wenn Shakspeare selbst ihn ein ander Mal dorthin gestellt hätte, um das Geheimniß einer andern heimlichen Ehe zu wahren? Wenden wir uns zu Cymbeline, wo die Vermählung der Imogen (die gerade entdeckt wird, bevor die Handlung des Drama's beginnt), heimlich war wie die Juliens, wo die Zusammenkünfte der Braut und des Bräutigams in derselben Weise verstohlen und geheim waren; und wir werden unter dem Geräth des Brautgemaches finden:

two winking Cupids
Of silver, each on one foot standing, nicely
Depending on their brands. Cymbeline 2, 4.

Ich habe bereits gezeigt, das Run-away für Cupido das war, was wir heute einen Spitznamen (a pet name) nennen; daß Cupido in der hymenäischen Bildersprache ein nothwendiger Begleiter ins Brautgemach war; ich habe ihn oder vielmehr ein Bild, das ihn und seine Funktionen darstellt, vorgeführt, wie er bei den Gebräuchen einer heimlichen Vermählung die Augen schließt. Es kann kaum ein Zweifel sein, denke ich, daß der die Augen schließende Cupido in Imogens Schlafgemach und der Augenschließende Run-away Juliens, wenn nicht identisch, doch die Söhne derselben Mutter sind. Nach dem, was ich aus der hymenäischen Mythologie gewinne, scheint es mir, als wenn Cupido's Gegenwart in dem Brautgemach in allen Fällen nöthig war, um die Liebe der beiden Theile zu bezeichnen, daß aber in Fällen einer heimlichen Vermählung für ihn erforderlich war, die Augen zu schließen, d. h. weder zu sehen noch zu erleuchten, damit die geheime Zusammenkunft der Liebenden unbesprochen und ungesehen sei.

Angenommen nun, daß diese Erklärung feststeht, kommen wir zu dem vollen hymenäischen Sinne der Stelle, welcher, wenn wir ihre herkömmliche Sprache abstreifen, dieser zu sein scheint: „Heimlichkeit ist wesentlich zu unserer Sicherheit. Laß deßhalb den Tag scheiden, und die Nacht ihren Vorhang rundum ausbreiten und mag Cupido seine Pflicht, das Brautgemach zu erleuchten, unerfüllt lassen*) (discharge). Wenn er, wie er von einigen gemalt wird,

*) Ein Umstand ist nicht zu übersehen, daß in der tragischen Geschichte von

Augen hat, mag er sie schließen, d. h. mag es dunkel sein; denn wir bedürfen der Dunkelheit, damit die Zusammenkunft ungesehen und unbesprochen sein möge; und wir haben kein Licht nöthig, da Liebende durch ihre eigene Schönheit sehen können. Wenn er indessen, wie er von andern gemalt wird, blind ist, so ist es ganz wie es sein muß; seine Blindheit entspricht der Dunkelheit, um deren willen die Gegenwart der Nacht so wünschenswerth ist."*)

Nun wird die Stelle, ohne irgend eine Veränderung außer der Herstellung der Anfangsbuchstaben an den geeigneten Stellen, so geschrieben und interpungirt werden müssen:

„Spread thy close curtain, Love-performing Night!
That Run-away's eyes may wink, and Romeo
Leap to these arms untalked-of and unseen.
Lovers can see to do their amorous rites
By their own beauties: or if Love be blind —
It best agrees with Night."

Und nun kann man noch fragen, wie kommt Julie zu dieser Vertrautheit mit dem Thema und der Sprache dieser Gattung von Poesie, und warum ergießt sie bei dieser Gelegenheit ihr Herz in dieser Sprache?

Zur Antwort auf die erste Frage mag man bemerken, daß das Hochzeitsschauspiel zu dieser Zeit in England gebräuchlich und volksthümlich war. Die „würdige Sitte," sagt Ben Jonson, „würdige Vermählungen mit diesen edeln Festlichkeiten zu ehren, ist aus frühern Zeiten bis zu uns gelangt zur Ehre nicht weniger des Hofes als des Adels; da sie außerdem (durch die Schwierigkeiten von Aufwand und Mühe, verbunden mit der Heiterkeit der Unternehmung) eine wirkliche Neigung der Aufführenden zu denjenigen ausdrücken, um deren willen sie ihre Rollen übernahmen."**) Es ist wahr, unsere Scene liegt in Italien; aber es kommt wenig darauf an, ob die

---

Romeo und Julie (aus welcher Shakspeare die Geschichte entlehnte), Nacht und Cupido die einzigen Zeugen der Vermählung sind:

Contented both and yet — both uncontented still,
Till Night and Venus Child give leave — the wedding to fulfill.

*) Der Gedanke, daß die Blindheit des Liebesgottes am besten passe zu der Dunkelheit der Nacht, kehrt wieder in der ersten Scene des zweiten Acts von Romeo und Julie:

Come, he hath hid himself among those trees,
To be consorted with the humerous night:
Blind is his love and best befits the dark.

**) Einleitung zu Hue and Cry after Cupid.

Italiener dieselbe Sitte beobachteten oder nicht; denn Shakspeare giebt jedem Lande die Sitten seines eigenen, und nach diesem kosmopolitischen Princip hat er (gemeinschaftlich mit einigen seiner dramatischen Zeitgenossen) einen Beweis, daß solche Festlichkeiten in seiner Zeit vorkamen, dadurch geliefert, daß er mit einer Hochzeitsmaske die Vermählung einiger seiner Heldinnen verherrlichte.*)

Diesen Gebräuchen zufolge ist daher anzunehmen, daß Julie von den Brautfeierlichkeiten mancher ihrer jungen Freundinnen Zeugin gewesen war, und daß sie, wie andere edle Personen der Zeit, „ihre wirkliche Zuneigung" zu den sich Vermählenden durch Uebernahme einer Rolle in dem Schauspiele — ausgedrückt hatte. So mag sie das Thema und die Sprache, welche dieser Gattung von Poesie angehören, aufgenommen (caught) haben und daher mag ihre Vertrautheit mit den Gedanken und Ausdrücken stammen, welche wahrscheinlich auf einem andern Wege einen Eintritt in das Gemüth eines unschuldigen und unverfälschten Mädchens von vierzehn Jahren nicht würden erlangt haben.

Und zweitens, warum spielt sie diese Saite im gegenwärtigen Falle?

Ach, arme Julie! wer sieht den Grund nicht in den begleitenden Umständen? Es ist ihr Brauttag; aber ein Brauttag ohne seine Triumphe.

Ἦν γάμος, ἀλλ' ἀχόρευτος· ἔην λέχος, ἀλλ' ἄτερ ὕμνων.
οὐ ζυγίην Ἥρην τις ἐπευφήμησεν ἀοιδός.
οὐ δαΐδων ἄστραπτε σέλας θαλαμηπόλον εὐνήν,
ὀυδὲ πολυσκάρθμῳ τις ἐπεσκίρτησε χορείῃ.
οὐχ ὑμέναιον ἄεισε πατὴρ καὶ πότνια μήτηρ.
ἀλλὰ λέχος στορέσασα τελεσσιγάμοισιν ἐν ὥραις
σιγὴ παστὸν ἔπηξεν, ἐνυμφοκόμησε δ'ὀμίχλη.
καὶ γάμος ἦν ἀπάνευθεν ἀειδομένων ὑμεναίων.
*νὺξ μὲν ἔην κείνοισι γαμοστόλος.**)

---

*) Zum Beispiel Mirandas, mit einem Prothalamion, Sturm 4, 1. Rosalindens, Celias und Phöbes mit einer Hochzeitsmaske, Wie es Euch gefällt 5, 4. Ebenso ist eine Hochzeitsmaske im 1. Akte von Beaumonts and Fletcher's Maids Tragedy, viele andere Beispiele werden sich dem Leser dramatischer Dichtungen darbieten.

**) Es ist sehr zu bedauern, daß Marlow und Chapman in ihrer geistreichen Paraphrase von Musäus Hero und Leander diese schlagende Stelle unberührt ließen. Sie ist von Whitford so ins Lateinische übersetzt worden:

„Taeda, sed absque choro; thalamus fuit, at sine cantu.

Gerade so ist die Lage Juliens. Ihre Vermählung ist heimlich. Sie kann kein Hochzeitsschauspiel haben. Keine Schaar von Freundinnen leitet sie zur Kirche, oder folgt ihr zum Banquet. Kein Vater, keine Mutter vergaben ihre Hand. Kein Sänger sang ihr den Hochzeithymnus, und die Stunde, welche sie in aller Glorie zum Brautgemach führen sollte, findet sie allein, ohne Freunde, ohne Fassung (countenance), ohne Theilnahme. Ist es ein Wunder nun, daß die Abwesenheit dieser festlichen Gebräuche, welche unter glücklicheren Auspicien ihrer Hochzeit Glanz gegeben haben würden, die Gefühle, die solchen Gelegenheiten angemessen waren, und die Wendung des Ausdrucks, den sie herkömmlich angenommen, lebhaft in ihre Einbildungskraft und in ihr Gedächtniß rief? Ja, ist es nicht das wahre Wesen unserer Natur, daß sie, indem sie das einsame Gemach betritt, das Zwielicht sich zur Dunkelheit verdichtet und die wachsende Stille das Klopfen ihres Herzens hörbar macht, über der leidenschaftlichen Bildersprache des Brautgesangs brütet und halb unbewußt ihn äußert? Arme Julie! sie hat Niemanden, der ihn für sie singt. Er bricht von selbst hervor von ihren Lippen.

Ich kann nicht anders glauben, als daß diese Ansicht die Stelle mit einem melancholischen Reize bekleidet, der in seinem Pathos durch keine Situation auf dem ganzen Gebiete des Dramas übertroffen wird, mit Ausnahme etwa der Lage Iphigeniens am Opferaltare. Es ist kaum möglich, daß sie jemals wieder die tiefen Bewegungen hervorrufen sollte, welche sie in den Tagen der Elisabeth und des Jacob hervorgerufen haben muß, da die Sprache derselben in unserem Geiste nicht dieselben Ideenverbindungen wie in dem Geiste unserer Vorfahren hervorruft. Das hymenäische Schauspiel (mask) ist aus unseren Sitten verschwunden und sein Idiom ist für uns ein todter Buchstabe geworden. Für uns ist die Sprache nicht ein Hülfsmittel, (suggestion) sondern ein Studium; für sie war sie mit einer eigenthümlichen Bedeutung verbunden und jedes Bild entsprach der täg-

---

Conjugium nullas celebravit carmine vates,
Nec fax ulla tori genialis praevia luxit,
Non agili juvenes circumsiluere chorea,
Nec pater et mater natis cecinere hymenaeum,
Sed thalamum ornarunt taciturna silentia noctis,
Atque maritales sponsam obduxere tenebrae;
Et non cantatis se conjunxere Hymenaeis.
Sola fuit lecti Nox conscia.“

lichen Wirklichkeit. Die eröffnenden Zeilen, die so wesentlich epithalamisch sind, müssen in den Zuhörern, deren Ohren mit dieser Ausdrucksweise so vertraut waren, wie mit Worten des häuslichen Heerdes, den ganzen „Stolz, Pomp und die Umständlichkeit" einer ehrenvollen Hochzeit heraufbeschworen haben, und sie werden sich instinktiv die glänzenden und fröhlichen Festlichkeiten vorgestellt haben, welche die Verbindung der einzigen Tochter des reichen und edlen Capulet mit dem einzigen Sohne des nicht minder edlen und begüterten Montague segensreich sollten verherrlicht haben. Aber welche Scene steht vor ihren Augen? wo war das Brautgeleit? wo die versammelten Freunde der beiden Häuser? wo die Schaar der heiteren und galanten Jünglinge, die der Schönheit der Braut hätten huldigen, und wo die Mädchen, die ihre Gesellschafterinnen hätten sein sollen? Von all diesem herkömmlichen Prunke ist nur eine einsame Gestalt — die Gestalt der Braut selbst — zu sehen. Alles ist Einsamkeit, Dunkelheit, Schweigen. Aber ein Ton bricht durch die unnatürliche Stille, die Stimme dieses süßen, einsamen Mädchens, welches wie der junge Vogel, der furchtsam im einsamen Schatten den Gesang seines Geschlechts übt, im Dunkeln in ihrer abgeschiedenen Laube sitzt und ihr leidenschaftliches Gemüth in Weisen des in ihrem Gedächtniß ruhenden Liedes erleichtert, welche in ihrem Gemüthe zu sehr mit ihrer Lage in Verbindung stehen.

Und was für ein Gesang ist es? er ist süß wie der der Nachtigall, welche

„des Nachts auf dem Granatbaum singt,"

und glühend, wie wenn in Eden,

„The amorous bird of night
Sung Spousal; and bid haste the evening Star
On his hill-top to light the bridal lamp;*)

---

*) Obgleich das „verlorene Paradies" kein hymenäisches Gedicht ist, so hätte doch diese Stelle, in welcher der Dichter einen hymenäischen Gegenstand im angemessenen Stile behandelt, auf p. 3 angeführt werden können als eine noch hinzukommende Erläuterung des hymenäischen Charakters der Stellen, die dort aus dem Monologe angeführt worden sind. Dieselbe Bemerkung bezieht sich auf eine Stelle im Sturm, die gerade vor der prothalamischen Maske 4, 1 steht, wo Ferdinand, nachdem er Prospero's Einwilligung zur Vermählung mit Miranda erhalten hat, jedem Gedanken einer Vorausnahme des Tages entsagt:

„When he shall think or Phoebus steeds are foundered,
Or night kept chained below."

aber er ist düster und ahnungsvoll, und für den Hörer, der mit seiner Bedeutung vertraut ist, ist er so unheilverkündend und melancholisch, wie das Schicksalslied, welches in den Ohren des Dichters das Vorspiel ist von dem Abschiede des sterbenden Schwans. In der Liebe Hero's und Leanders lag die Vorbedeutung zum übeln Ausgange in dem Mangel der gebräuchlichen Festlichkeiten, wie wir gesehen haben: ein ähnlicher Mangel verkündet der Liebe Romeo's und Juliens ein ähnliches unglückliches Schicksal.*)

Welches Herz muß nicht von Mitleid für die Braut getroffen worden sein? Welche Augen konnten dem Dichter den Tribut einer Thränenflut vorenthalten?

Für mein Gemüth besitzt diese Stelle, unabhängig von ihrer natürlichen Schönheit, einen Reiz der Kunst, der der höchsten Bewunderung werth ist: ich meine die vollendete Geschicklichkeit, mit welcher der Dichter von den Lippen seiner jungen, unschuldigen und enthusiastischen Heldin Gedanken und Worte sich hat ergießen lassen, welche die feurigste Leidenschaft athmen und von ihr glühen, ohne daß er die Wahrheit der Natur überschritten oder an der jungfräulichen Reinheit ihres Charakters den leisesten Flecken der Unbescheidenheit zurückgelassen hätte. Die Gefühle, die zu ihrer Leidenschaft und Lage stimmen, sind ohne Zweifel ihre eignen; aber der Ausdruck derselben wird ihr durch äußere Umstände dargeboten und die Worte, in welche sie gekleidet werden, sind bewußtlos der herkömmlichen Sprache entlehnt, die bei solchen Gelegenheiten von den Edelsten des Landes gebraucht und von den Tugendhaftesten gehört wurde.**)

So war die Kunst, so die unerschöpflichen Quellen dieses Dich-

---

*) Die heiteren und lebhaften Bilder dieses Monologs sind in schlagendem Contraste mit der Situation der Sprecherin und dienen dazu, das Mitleid zu erhöhen, mit welchem wir im Voraus das Schicksal des liebenswürdigen und unbewußten Opfers betrachten. Mit einer ähnlichen Beziehung auf diesen Lebensblitz vor dem Tode hat der Dichter in einer späteren Periode der Handlung auf eine geschickte Weise das Gemüth des Helden mit glücklichen Träumen und heiteren Vorbedeutungen erfüllt, welche die herannahende Katastrophe in tiefes und dunkel beschattetes Relief werfen:

If I may trust the flattering eye of sleep etc. Romeo V, 1.

**) Ben Jonson unterrichtet uns, daß „es die königlichen Prinzen und die höchsten Personen" waren, welche „gewöhnlich diese Stücke aufführten", who were commonly the personators of these action. Introduction to the Hymenaei.

ters, den die civilisirte Welt zu einer Zeit für einen ununterrichteten Barbaren hielt.*)

II.

Die gemüthvolle, geistreiche und witzige Art, in welcher in Shakspeare's Dramen auf Volkslieder und Balladen angespielt wird, ist allgemein bekannt, aber nur demjenigen vollkommen verständlich, welchem die Kenntniß dieser Dichtungen selbst zu Gebote steht. Daher ist die berühmte, auch für die deutsche Poesie so wichtige Sammlung Percy's, Reliques of ancient english poetry, welche eine große Anzahl der von Shakspeare benutzten Volksdichtungen enthält, eine höchst belehrende Quelle. Aber die Percy'sche Sammlung enthält doch nicht alle diese Volksdichtungen; in den Shakspeare Society's Papers sind z. B. drei solche Balladen bekannt gemacht, welche von Shakspeare erwähnt werden, aber bei Percy sich nicht, oder nicht in dieser Form finden. Der ersten derselben gehört der Vers „Mein Herz voll Angst und Nöthen" an, welchen Peter in Romeo und Julie 4, 5 persiflirt. Andrew Barton hat dieses Volkslied, dem auch Ulrici entschiedenen poetischen Werth zuschreibt, in den Shakspeare Society's Papers 1 p. 13 zum ersten Male bekannt gemacht.

Höchst innig und tief ist der Gebrauch, welchen Shakspeare von dem Liede „von der grünen Weide" macht, um die unruhige und ahnungsvolle Stimmung Desdemona's im Othello (4, 3) zu bezeichnen. Wir vermuthen, daß L. Tieck diesen Gebrauch vor Augen hatte, als er sein seelenvolles Lied „Dicht von Felsen eingeschlossen" in der Genoveva dichtete. Das Lied von der Weide ist bei Percy (London 1845) p. 52 zu finden. Aber es gab eine ältere Form dieses Liedes, welche dem J. Heywood zugeschrieben und von einem „Ballad-monger" in den Shakspeare Society's Papers 1 p. 45 fg. mitgetheilt wird.

Die Worte des lustigen Petruchio in der Zähmung der Widerspenstigen 2, 1 „we will be married o' Sunday" wird nicht leicht Jemand für eine Anspielung auf einen Vers eines Volksliedes hal-

*) Die Kritiker von Frankreich sprachen diesen Gedanken aus und die Witzlinge von England beugten sich vor dieser Entscheidung. Aber das geschah in „dem Augusteischen Zeitalter" der Literatur beider Völker.

ten. Diese Worte kommen aber in derselben Form in einem Liede vor, das J. S. A. in den Shakspeare Society's Papers 1 p. 81 fg. zuerst veröffentlicht hat. Da Petruchio an Anspielungen auf Lieder so reich ist, entspricht auch diese seinem Charakter.

Wir lassen die drei erwähnten Dichtungen hier folgen in der Meinung, daß die Schriften der Shakspeare-Gesellschaft in Deutschland wenigen zur Hand sind.

---

1. A pleasant new ballad of Two Lovers.

To a pleasant new tune.

Complaine, my lute, complaine on him,
That stayes so long away;
He promis'd to be here ere this,
But still unkind doth stay.
But now the proverbe true I finde,
Once out of sight then out of minde.
Hey, hoe! my heart is full of woe.

Peace, lyer, peace! it is not so,
He will by and by be here;
But every one that is in love
Thinkes every hour a yeare.
Hark! Hark! me thinks one knocke.
Run quickly, then, and turn the locke:
Then, farewell all my care and woe!

Come, gallant, now, come, loyterer,
For I must chide with thee;
But yet I will forgive thee once:
Come, sit thee downe by mee.
Faire lady, rest yourselfe content,
I will endure your punishment,
And then we shall be friends againe.

For every houre that I have stayed
So long from you away,
A thousand kisses I will give;
Receive them, ready pay.
And if we chance to count amisse,
Againe wee'le reckon every kisse;
For he is blest that's punisht so.

And if those thousand kisses, then,
We chance to count aright,
Wee shall not neede to come againe
Till we in bed doe light.
And then be sure that thou shalt have
Thy reckoning just as thou shalt crave;
So shall we still agree as one.

And thus they spent the silent night
In sweet delightful sport,
Till Phoebus with his beames so bright
From out the fiery port,
Did blush to see the sweet content
In sable night so vainly spent,
Betwixt these lovers two.

And then this gallant did persuade,
That he might now begone.
Sweet heart, quoth he, I am afraid,
That I have stayd so long
And wilt thou, then begone, quoth she,
And wilt no longer stay with me?
Then, welcome all my care and woe.

And then she took her lute in hand,
And thus began to play:
Her heart was faint, she could not stand,
But on her bed she lay.
And art thou gone, my love? quoth she,
Complaine my lute, complaine with me,
Untill the he doth come again.

---

2. A Ballad of the green willow.

„All a grene wyllow, wyllow,
All agrene wyllow is my garland."

„Alas! by what meane may I make ye to know
The unkyndnes for kyndnes that to me doth growe,
That one, who most kynd love on me should bestow,
Most unkynd unkyndness to me she doth show;
For all the grene wyllow is my garland.

„To have love, and hold love, where love is so sped,
Oh, delicate foode to the lover so fed!
From love won to love lost where lovers be led,
O desperate dolor! the lover is dead;
For all the grene wyllow is his garland.

„She sayde she dyd love me, and would love me still;
She sware above all men I had her good will:
She sayde and she sware she would my will fulfill,
The promyse all good, the performance all yll;
Fore all the grene wyllow is my garland.

„Now, wo worth the wyllow, and wo worth the wyght,
That wyndeth wyllow, wyllow garland to dyght:
That dole delt in almys is all amyss quyght,
Where lovers are beggers for almys in syght,
No lover doth beg for this willow garland.

„Of this wyllow garland the burden seem'th small,
But my break-neck burden I may it well call:
Like the sow of lede on my hede it doth fall,
Break hed, and break necke, back, bones, brayn, hart and all:
All parts prest in peces.

„Too yll for her thynk I best things may be had;
Too good for me thynkethe she thyngs beyng most bad:
All I do present her that make her glad;
All she doth present me that may make me sad.
This equyitie have I with this wyllow garland.

„Could I forget thee as thou canst forget me,
That were my sound salve, which cannot nor shalbe:
Though thou lyke the soryng hawke every way fle,
I wylbe the turtle most stedfast still to thee,
And patiently weare this grene wyllow garland.

„All ye that have had love, and have my lyke wrong,
My lyke truthe and paciens plant still you among.
When femynyne fancies for new love do long,
Old love cannot hold them, new love is so strong.
For all.

John Heywood.

3. I am to be married o' Sunday.

As I walk'd forth o'a May morning
I heard a fair maid sweetly sing,
As she sat under her cow milking,
We will be married o' Sunday.

I said, pretty maiden, sing not so,
For you must tarry seven years or mo,
And then to church you may chance to go
All to be married o' Sunday.

Kind sir, quoth she, you have no skill;
I've tarried two years against my will,
And I've made a promise, will I, or nill
That I'll be married o' Sunday.

Next Saturday night' twill be my care
To trim and care my maiden hair,
And all the people shall say, Look there!
When I come to be married o' Sunday.

Then to the church I shall be led
By sister Nan and brother Ned,
With a garland of flowers upon my head,
For I'm to be married o' Sunday.

Then on my finger I'll have a ring,
Not one of rush, but a golden thing;
And I shall be glad as bird in spring,
Because I am married o' Sunday.

And in the church I must kneel down
Before the parson of our good town;
But I will not soil my kirtle and gown,
When I am married o' Sunday.

Then the bells shall ring so merry and loud;
And Robin shall go before with his crowd,
But no one shall say I was silly or proud,
Though I was married o' Sunday.

When I come home we shall go to meat:
I will sit by my husband so fine and neat,
Though it is but a little that I shall eat
After I've been married o' Sunday.

Then we shall laugh; and dance, and sing,
And the men shall not kiss me in the ring,
But wish 'twas their chance at this merry making,
To have been married o' Sunday.

As night betimes we shall go to bed,
I with my husband that hath me wed;
And then there is no more to be said
But that I was married o' Sunday.

Halberstadt. C. C. Hense.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Programm eines neuen Wörterbuches der deutschen Sprache. Von Daniel Sanders. Leipzig, Weber. 1854.

Der am Schlusse der Anzeige der Sanders'schen Broschüren (s. Archiv 16. Bd. 1. u. 2. Heft S. 169) ausgesprochene Wunsch, Herr Sanders möchte sich zur Ausarbeitung eines Wörterbuchs entschließen, ist rascher, als sich erwarten ließ, in Erfüllung gegangen. Ein stattliches Programm, welches, was Papier, Druck und Format betrifft, mustergültig genannt werden kann, liegt vor, und es ist nun die Aufgabe der Kritik, wahr und offen, wie es die Sache erheischt, wie es Sanders selbst begehrt, zu Werke zu gehen. Daß der Unterzeichnete nicht der „Cliquenkritik" huldigt, von der, aufrichtig gestanden, ihm überhaupt in Bezug auf jene Hefte Nichts zu Gesicht gekommen ist, glaubt er durch die soeben erwähnte Anzeige im Archiv bewiesen zu haben.

Das Programm zerfällt in vier Abschnitte. Der erste handelt von der Berechtigung eines neuen deutschen Wörterbuches; der zweite giebt den Plan eines neuen deutschen Wörterbuches; der dritte bringt Proben aus dem neuen deutschen Wörterbuche; der vierte enthält eine Schlußbemerkung.

Der erste Abschnitt, der die Berechtigung zu einem neuen deutschen Wörterbuche darlegen soll, nimmt 55 Seiten ein, also die größere Hälfte des ganzen Programms. Ob diese Ausdehnung nothwendig war, oder auch nur zweckmäßig? Mir scheint weder das Eine, noch das Andere. Freilich findet sich auch hier des Guten und Wichtigen noch Vieles; die Polemik, in den Heften für jeden Gebildeten widerlich und verletzend, läßt sich nicht mehr so maß- und formlos gehen, aber das Ganze ist doch nur Wiederholung oder Erweiterung des früher Gesagten, oft Citat des Citirten, und somit wenigstens den Besitzern der Hefte weder ganz neu noch von maßgebender Bedeutung. — Uebrigens scheint mir am allerwenigsten durch diese dreifach kritische Spreu — daß auch Körner darunter, haben wir schon früher gesehen — die Nothwendigkeit oder Berechtigung eines neuen deutschen Wörterbuchs irgendwie begründet, außer wenn Sanders glaubt, die Arbeit der Gebrüder Grimm durch sein Lexicon überflüssig zu machen. Daß er diese Absicht habe, hat er meines Wissens nirgends ausgesprochen. Es würde dies auch bei dem Scharfblick Sanders unbegreiflich sein, da er den Standpunkt seines Werks und des Grimm'schen doch als einen wesentlich verschiedenen erkennen muß. Doch davon weiter unten.

Auf S. 56—66 legt Sanders den Plan seines neuen deutschen Wörterbuchs dar. Einleitend giebt er einige kurze Bemerkungen über einige Aeußerlichkeiten, Druck und Orthographie betreffend: Kleinigkeiten, aber doch nicht unwichtig. Daß er die Orthographie, wie sie jetzt gäng und gäbe ist, nicht wie sie von den gelehrten Germanisten angestrebt wird, beibehält, scheint mir ganz in der Ordnung, der Rücksicht für das Publicum, wie der Klugheit angemessen. Fremdartig und für das Auge unangenehm erscheint mir die consequente Durchführung des ſſ am Schlusse einer Silbe und vor t, weshalb auch diese Schreibweise, bekanntlich schon von Heyse eingeführt, bis jetzt so wenig Beifall gefunden hat. Daß auch römische Wörter, in denen wir das c wie k aussprechen, oder französische mit k geschrieben werden, ist zur Vermeidung vergeblichen Aufsuchens nur zu billigen; „bei dem wie z lautenden c erlaubt der Gebrauch die gleiche Consequenz nicht." Die

Grenze ist hier nicht so scharf zu ziehen, denn während Sanders Zizero und Zäsar mit Recht als auffallend verwirft, schreibt er doch Zitat, was mir wenigstens nicht minder auffallend erscheint.

Sodann bespricht er 1. den Wortschatz und dessen Anordnung; 2. die Erklärungen; 3. die grammatischen Verhältnisse und Veränderungen; 4. den Gebrauch in der Satzverbindung; 5. die Belege; 6. die Etymologie.

Es ist um so weniger nöthig, hier auf das Einzelne Punkt für Punkt und Satz für Satz näher einzugehen, weil nach der ganzen Sachlage und nach dem früher über Sanders Studien und Leistungen gewonnenen günstigen Urtheile man im Allgemeinen seinen Ansichten beistimmen, seine Maßnahmen als zweckmäßig anerkennen muß. Nur wenige einzelne Bemerkungen mögen dem Verfasser beweisen, mit welchem Interesse der Unterzeichnete seiner anerkennenswerthen umfangreichen und mühevollen Arbeit folgt.

Um sich hinsichtlich der Zweckmäßigkeit und Unzweckmäßigkeit seiner Anordnung eine gründliche Einsicht zu verschaffen, eine gründlichere, als jedes ausführliche Raisonnement dies thun würde, bitten wir den Verf., sich eine Zeit lang mit Aufsuchen von Wörtern in dem besten Wörterbuche, was wir über mittelhochdeutsche Literatur besitzen, zu beschäftigen. Ich glaube, dies wird ihn trotz seiner Vorsicht und Umsicht auf mancherlei Uebelstände aufmerksam machen, manches minder Zweckmäßige abändern lassen.

S. 57, b und 58, a appellirt Sanders an denkende Leser. An und für sich ist nicht eigentlich ein Wörterbuch zum Lesen, sondern nur zum Nachschlagen bestimmt; es ist kein Lesebuch in gewöhnlichem Sinn, ja es ist dies nicht einmal ein Reallexicon, Conversationslexicon u. dgl., viel weniger ein Wörterbuch, das den gesammten Sprachschatz umfassen soll. Aber abgesehen von dem sprachlichen Ausdruck, scheinen derartige Stellen im Widerspruch mit einem Satze der Schlußbemerkung zu stehen. Hier heißt es nämlich S. 87: „Das neue deutsche Wörterbuch soll nicht für eine bestimmte Klasse oder Kaste sein, namentlich nicht bloß für Gelehrte, sondern für alle die, welche aus einem solchen Werke Belehrung über die deutsche Sprache schöpfen wollen und können, also — abgesehen von den Fremden, die unsere Sprache studiren, — für das gesammte deutsche Volk.“ So sehr ich dem Wörterbuche Sanders die weiteste Verbreitung wünsche, den besten Erfolg von seinem Gebrauch erwarten darf, kann ich doch nicht umhin, die Worte: „also für das ganze deutsche Volk“ für eine Phrase zu halten. Das ganze deutsche Volk liest nicht; liest gewiß nicht in einem — der Verfasser nehme mir für sein Lexicon den Ausdruck nicht übel — sehr gelehrten Wörterbuche. Nur der kleinere Bruchtheil der Nation liest, ein noch viel kleinerer Theil, der „denkendsten unter den Nationen“, denkt; ja man darf und muß vielleicht sagen, selbst die große Masse der Lesenden denkt nicht. Hiemit, meinen wir auch, ist die Differenz, welche zwischen den Wörterbüchern von Grimm und Sanders besteht, hinlänglich angedeutet und als nothwendig begründet. Ist das Sanders'sche Buch im Allgemeinen für jeden Gebildeten im Volke, so ist das Grimm'sche nur für die, welche gelehrte Bildung besitzen und von diesem Standpunkte aus sich aus dem Buche belehren wollen. Das ist nun allerdings eine Kaste, aber keine durch Herkommen und Gesetz streng verfestigte, durch eine große Kluft von der Gesammtmasse des Volks geschiedene, sondern eine solche, die sich von selbst bildet, die im Volke, mit dem Volke, für das Volk lebt und arbeitet, und auch wieder in anderem Sinne über dem Volke steht. Sanders ist daher auch verpflichtet, solche Schriftsteller, die in diesem allgemeinen Sinne für den ganzen gebildeten Theil des Volks geschrieben haben, aus mehr als einem Grunde zu berücksichtigen, obgleich es mir wiederum scheint, als gehöre manches speciell Idiotische von Jeremias Gotthelf, Berthold Auerbach u. A., überhaupt Alles, was nicht Allgemeingut des hochdeutschen Sprachschatzes ist, nicht in ein solches Wörterbuch. Und eine weise, ja die weiseste Beschränkung thut, wie Sanders selbst sagt, vor Allem Noth. Eine solche Beschränkung ist noch vor Allem zu wünschen hinsichtlich der Citate aus Büchern, die eine gar zu unbedeutende Stellung in der Gegenwart einnehmen, die nach etlichen Jahren vielleicht völlig ver-

gessen sind. Selbst Wackernagel's Lesebuch würde ich nicht ausnehmen, es sei denn, der Verf. beziehe sich auf das Wörterbuch des ersten Theils, wofür sich hinsichtlich der Etymologie der Wörter sehr häufig Gelegenheit bieten wird. Dieses Zurückgehen auf die älteste Gestalt und Bedeutung des Wortes halte ich bei jedem Worte für unerläßlich und zwar ganz so, wie der Verf. sagt, unter Beschränkung auf die Mittheilung der ausgemachten und sicheren oder mindestens wahrscheinlichen Ergebnisse gelehrter Forschung in möglichster Kürze und mit Beseitigung alles überflüssigen, gelehrten Prunkes. Ja als gelehrte, mehr oder weniger überflüssige Zuthat, nicht Prunk, könnte es schon angesehen werden, wenn der Verf., so oft er Grimm und Adelung citirt, ganze Stellen aufnimmt und pro oder contra raisonnirt. Zwar sind die Proben, die er S. 66 — 86 giebt, keineswegs als fertige zu betrachten, aber darin wird mir Jeder, der ein solches Buch nicht mit dem tiefsinnigen Auge eines Stockgelehrten betrachtet, gern beistimmen, daß für Worte und Ausdrücke, die unter uns ganz gebräuchlich sind, Citate aus Schriftstellern, die ihm weder in sprachlicher noch sonst irgend einer Rücksicht Autoritäten sind, die weder der Gelehrten-, noch sonst einer Geschichte angehören, keinen besondern Werth haben können.

Die rechte Beschränkung, die der Verf. für nothwendig erachtet in Bezug auf die Wörter, die ich glaube so eben geltend gemacht zu haben in Aufnahme von Citaten und Autoritäten, muß sich, wie mir scheint, der Verf. durchaus noch mehr zum Gesetze machen bei der Ausführung und Bearbeitung des Materials. So interessant jedes subjective Sichgehenlassen ist, zumal bei einer Persönlichkeit, die wir lieben, so leicht entsteht dadurch ein Fehler. Und nicht Allen ist Alles genehm. Hat doch Sanders selbst vieles Derartige an den Grimm's so schwer getadelt, so einschneidend scharf gerügt. Beispielsweise finden wir überall mit zu großer Vorliebe manches speciell niederdeutsche Volksmäßige behandelt; Görner wird mit seinem Deminutivstück zu oft in Text und Anmerkungen erwähnt, S. 83 ist bei arten fast eine halbe Spalte mit Citaten über schlachten ausgefüllt, also zu viel Verwandtes herbeigezogen, was besser einem andern Orte vorbehalten geblieben. Bei den Compositis von ärgern und sonst sind viele Stellen, ganze Sätze angeführt ohne Citate. Viele, vielleicht die meisten bedurften keins; aber Sätze, die ganze Gedanken enthalten, sollten doch jedesmal mit einer bestimmten Anführung versehen sein.

Auffallend erscheint es noch, obgleich aus den wenigen Proben, die noch dazu nicht ganz vollendet sind, sich kein sicherer Schluß für das Folgende ziehen läßt, daß in der Angabe der Beispiele auf die Zeitfolge der Schriftsteller gar nicht, oder nicht durchgreifend Rücksicht genommen ist. Ist es für jedes Wort von Wichtigkeit, das Alter und die ursprünglichste Bedeutung desselben zu kennen, so ist es ebenso interessant als wichtig, das Wort, zumal wenn es sich dabei um Jahrhunderte handelt, nach seinem ferneren Verlaufe, so wie dann seiner allmähligen Um-, Ab- und oft völligen Verwandlung kennen zu lernen. Diese historische Behandlung, die zugleich in vielfacher Hinsicht die Aufgabe des Lexicographen erleichtert, indem sie Halt und äußere Ordnung in die Arbeit bringt, dabei aber die logische Behandlung nicht ausschließt, dürfte auch für den äußeren Gebrauch die Annehmlichkeit gewähren, daß zumal bei größeren Artikeln das Aufschlagen wesentlich erleichtert wird, wenn der Suchende die Beispiele derselben Bedeutung nach der Zeitfolge geordnet findet, nie also für eine und dieselbe Bedeutung z. B. ein Citat aus Göthe nach Burmeister; nie eins von Goltz und Stahr vor Schiller und Göthe.

Die Proben selbst enthalten von S. 66 — 79 die Behandlung der Vorsilbe ab und der Deminutivsilbe (der Verf. nennt sie stets Diminutivsilbe) chen, und von S. 79 — 86 die Artikel Aal, ärgern, arten. Was die ersteren betrifft, so ersieht man an ihnen recht, welch ein unendlich großes, unbeschränktes Gebiet die Sprache ist, wenn sie sich schon in den kleinsten, abgestorbenen Gliedern zu solcher Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit entwickeln läßt, selbst bei der Beschränkung auf einen kurzen Zeitraum. Es würde zu weit führen, auch nur die einzelnen Punkte, in welche der Verf. das Ganze zerlegt, herzusetzen. Es wird die Bemerkung genügen, daß in der Darstellung und Entwickelung gerade dieser kleinen

unselbstständigen Bestandtheile der Sprache sich die Meisterschaft des Verfassers am glänzendsten bewährt. Es erfahren diese Artikel eine so reiche, umfassende Behandlung, daß jede bisherige Darstellung derselben fragmentarisch erscheint. Dem äußeren Umfange entspricht der innere Reichthum vollkommen. Die sichere Erfassung der ursprünglichen Bedeutung, der feine Tact und Scharfsinn bei der Darstellung verwandter oder entgegengesetzter Begriffe sind über alles Lob erhaben; so daß man fast zweifeln kann, soll man den ungeheuren Sammelfleiß, den das schon vorliegende, zusammengetragene Material bekundet, mehr bewundern, oder den ordnenden Verstand, die thätige Geisteskraft, die mit Umsicht und Weisheit Licht, Einsicht und Klarheit in ein so großes Material gebracht hat. Ich glaube, beides verdient Dank, Anerkennung; beides wird dieselben bei Mit- und Nachwelt finden.

Soll ich in Bezug auf die Schlußbemerkung (S. 87) noch einen Wunsch aussprechen, so ist es der, daß dem Verfasser zunächst selbst zur Vollendung des begonnenen Werks Zeit und Kraft ausreichen mögen, und daß er bei der riesigen Arbeit finde und auch zu gewinnen suche, was er hofft, thätige Theilnahme und Unterstützung kundiger Helfer und Mitarbeiter.

Dr. **Sachse.**

Geistliche Lieder der evangelischen Kirche aus dem sechszehnten Jahrhundert. Nach den ältesten Drucken herausgegeben von Dr. Mützell, Professor am Königl. Joachimsthalschen Gymnasium zu Berlin. Berlin, Verlag von Enslin. 1855.

Die geistlichen Lieder der evangel. Kirche vereinigen eine solche Fülle von Beziehungen religiöser, wissenschaftlicher und künstlerischer Art in sich, daß es aus vielen Gründen unangemessen wäre, wenn das Archiv diejenigen Bestrebungen unbeachtet lassen wollte, welche sich auf die Herstellung und Förderung des alten Kirchenliedes richten. Und diese Bestrebungen haben seit einiger Zeit in Folge einer umfassenden Belebung kirchlichen Sinnes in unserm Volke einen bedeutenden Aufschwung genommen, ja es haben sich, wie es zu geschehen pflegt, auch unberufene Kräfte, im Dienste eines unmittelbaren praktischen Bedürfnisses stehend, oder geradezu von bedenklichen Absichten getrieben, mit einer Arbeit befaßt, die nun einmal von der Stimmung der Zeit so sehr getragen wurde. Wenn sich die Beurtheilung aber mit Hervorbringungen der letzteren Art kaum zu beschäftigen braucht, so muß sie mit desto größerem Nachdruck solche Werke auf dem hymnologischen Gebiete hervorheben, welche vermöge ihrer ganzen Beschaffenheit auf den Namen einer gründlichen wissenschaftlichen Leistung Anspruch machen dürfen. Und daß aus diesem Grunde die genannte Schrift besondere Aufmerksamkeit verdiene, ist des Referenten bestimmteste Ueberzeugung.

Von der Art, wie Prof. Mützell auf dem Gebiete der Hymnologie arbeitete und von der Fülle der Hülfsmittel, welche ihm für diese Arbeiten zu Gebote standen, legte schon eine Abhandlung über den Anhang zum Berliner Gesangbuch (Supplementheft der Zeitschrift für das Gymnasialwesen, 1853. p. 212—364) ein glänzendes Zeugniß ab. Daß Hr. Mützell seine Studien damit nicht abbrechen würde, ließ sich mit Bestimmtheit hoffen, und als erste Frucht seiner fortgesetzten Quellenforschung legt der Verfasser das genannte Werk vor. Innerhalb des bestimmten Zeitabschnittes, den der Titel bezeichnet, will es in einer charakteristischen Auswahl der geistlichen Poesie ein treues Bild der religiösen Seite unseres Volkslebens darstellen. Treu aber soll das Bild auch darin sein, daß überall in den Texten der Lieder auf die Originaldrucke oder doch auf die ältesten Abdrücke zurückgegangen wird. Wenn auch Wackernagel's klassisches Werk über das deutsche Kirchenlied dasselbe Prinzip der Textbehandlung befolgt, so ist doch sowohl der Umstand, daß es nur die Zeit bis gegen 1560 umfaßt, als auch die Thatsache, daß seit seinem Erscheinen

13 Jahre verflossen sind, geeignet, uns von Hrn. Mützell's Wiederaufnahme jener Forschungen vieles Neue erwarten zu lassen. Daß die Kirchengesänge 2c. des Herrn von Tucher (1848) für die Berichtigung der Melodien viel, für die Revision der Texte verhältnißmäßig wenig geleistet haben, scheint jetzt mehrfach erkannt zu werden. Auch das letzte der drei Werke, welche Hr. Mützell in dem Vorworte als die wichtigsten Vorarbeiten für seine Leistung in seiner liebenswürdigen Weise rühmend erwähnt, nämlich der unverfälschte Liedersegen, geht weder in der 1. noch in der 2. Auflage überall so weit auf das Ursprüngliche zurück, als es nach der gegenwärtigen Kenntniß der Quellen möglich ist.

Aber freilich eben in der Kenntniß dieser Quellen concentrirte sich für Hrn. Mützell die ganze Schwierigkeit seiner Unternehmung. Denn es galt nicht nur, die in den bibliographischen Werken erwähnten Quellen zusammenzubringen und sorgfältig zu vergleichen — wie wichtig dies sei, erweist Hr. M. aus mehreren Beispielen von Unzuverlässigkeit in den geläufigsten bibliographischen Angaben — sondern es galt auch die Quellen zu vermehren durch planmäßige Forschungen in den verschiedenen in Deutschland zerstreuten öffentlichen und Privatbibliotheken. Beides hat sich der Herausgeber mit großer Besonnenheit, Beharrlichkeit und mit Aufwand nicht geringer Mittel angelegen sein lassen, so daß durch ihn eine große Anzahl von neuen Quellen zum erstenmal für literarische Zwecke nutzbar gemacht und eine Menge traditionell gewordener Irrthümer berichtigt worden sind. Wer von der Natur philologischer Forschung eine Vorstellung hat, wird leicht erkennen, daß Keiner fortan in hymnologischen Dingen mitarbeiten kann, ohne die hier erschlossenen neuen Quellen zu Hülfe zu nehmen. Gern hätte Hr. Mützell diese Seite seiner Leistung durch Zugabe eines kritischen und exegetischen Commentars noch fruchtbarer gemacht, aber unter dem Eindrucke der Kriegswirren mußte dieser Wunsch zurückgedrängt werden. Einen Ersatz für jenen Commentar bieten vorläufig die jedem Liede vorausgehenden Bemerkungen, in welchen ein Schatz der gründlichsten und umfassendsten Forschungen in unscheinbarer, compendiöser Form zusammengedrängt ist. Aus ihnen erkennt der Leser nicht nur die größere oder geringere Verbreitung des betreffenden Liedes, sondern auch die größere oder geringere Sicherheit seiner Ueberlieferung. In eben diesen Vorbemerkungen ist auch das Material für weitere Forschungen bezeichnet und somit das Bedenkliche, das eine Auswahl haben könnte, für den Weiterstrebenden gehoben.

Was den Grad diplomatischer Treue und Genauigkeit in der Textesgestaltung betrifft, so hat der Herausgeber freilich sowohl die Interpunction als auch die Orthographie der alten Drucke verlassen, indeß sind diejenigen Eigenheiten orthographischer Art, welche auf die Etymologie und den Reim Bezug haben, prinzipiell unangetastet geblieben. Dadurch ist dem Buche auch für rein sprachliche Forschung seine Brauchbarkeit gesichert. Wie wichtig die vorliegende Arbeit in dieser Beziehung ist, würde sich zwar am besten aus dem projectirten Commentar ergeben haben, doch auch in der gegenwärtigen Gestalt des Buches treten eine Menge interessanter sprachlicher Thatsachen hervor, und der Wunsch des Herausgebers (S. XXVI. Anm.), es möge im Verlauf des Grimm'schen Wörterbuches mehr Rücksicht auf das Kirchenlied genommen werden, ist durch seine Genauigkeit erst erfüllbar geworden, denn gewiß hat das Bewußtsein, auf unsichere Quellen zurückgehen zu müssen, jene Rücksicht auf die geistliche Sprache bisher vielfach gelähmt. Diese Unsicherheit ist nun für einen nicht unbedeutenden Abschnitt der Literatur gehoben. Zu den eigenthümlichsten sprachlichen Erscheinungen gehört z. B. das Wort spanne oder sponnen, Lieblingswort des Mathesius s. Nr. 253, 7, 3; 259, 8, 4; 261, 1, 4 (vgl. auch Nr. 237, 16, 4, von Nic. Hermann), sogar noch von dem Unverf. L.-S. verkannt und merkwürdig corrumpirt, ferner verröhret Nr. 40, 4, 11 bei Speratus, verschorn Nr. 255, 2, 7, die Abwerfung der Infinitivendung n und mancherlei Anderes, auch Syntactisches wäre hier noch zu nennen. An mehreren Stellen dieser Art ist die sprachliche Benutzung durch kurze Hinweisungen auf Graff und Grimm erleichtert worden. Es sei mir hier auch verstattet, auf die scharfsinnige Weise aufmerksam zu machen, in welcher Hr. Mützell an einigen Stellen durch ganz leichte Hülfe das Original von Verderbnissen geheilt hat. So ging

das Lied des Speratus Nr. 41 ganz gut in die kunstvolle Strophenform ein, welche der Herausg. dargestellt hat, bis auf die eine Stelle in Nr. 6 vernichten sollt; indem Hr. Mützell erkannte, daß der Infin. hier vernicht lauten müsse und das en als alte Negationsbildung zu sollt (ensollt) trete, war die Stelle sogleich in Ordnung gebracht. Vgl. an manchen Orten die glückliche Auffindung von Druckfehlern, Interpolationen, z. B. Nr. 238, 3, 3 Freude, Nr. 251, 5, 2 Kornbau, Nr. 246, 3, 4 Anm. N. 249, 15, 1; 237, 6, 1 Anm. rc.

Was die Vertheilung und Anordnung des Stoffes betrifft, so ist mit Recht das chronologische Princip, das für den wissenschaftlichen Zweck allein brauchbare, maßgebend gewesen; für die etwanige Verwendung zu ascetischen Zwecken soll der 3. Band, welcher bald erscheinen wird, die erforderlichen Register bringen.

Die erste Abtheilung enthält nun einen reichen Auszug aus dem schon öfters benutzten Luther'schen Gesangbuch von Valentin Babst, 1545. Die aufgenommenen (35) Lieder Luthers und (30) anderer zum Theil unbekannter Dichter sind gewiß der Grundstock aller unserer kirchlichen Lieder. Die zweite Abtheilung umfaßt 80 Lieder aus den drei Gesangbüchern der Brüder in Böhmen. Der Text ist hier überall nach den Originalen und abschließend festgestellt. Es ist dies in hohem Grade erfreulich, denn manche von den Liedern verdienen es nicht, so vergessen zu sein, als sie es in der That sind. Von allen freilich möchte Referent diese günstige Meinung nicht hegen.

Die dritte Abtheilung enthält die noch übrigen Lieder in mehreren Abschnitten. Der erste vereinigt diejenigen, welche mit Gewißheit oder doch nach einer hinreichend sichern Tradition bestimmten Verfassern zugeschrieben werden. Ein wenig bekanntes Lied Luther's: Willt du vor Gott, mein lieber Christ u. s. w. beginnt diesen Abschnitt; es folgt Nik. Dacius mit einigen vortrefflichen Gesängen, meist in niederdeutscher und hochdeutscher Mundart, Knöpken, Vogther, W. Capito und manche Andere nach landschaftlicher Gruppirung innerhalb der chronologischen Folge. Eine der schönsten Zierden des Werkes sind die sich dann anschließenden herrlichen Lieder von Nic. Hermann, J. Mathesius, Selneccer, Helmbold und Ringwaldt, welche den Hauptinhalt des 2. Bandes ausmachen. Es macht Referenten eine hohe Freude, diese schönen Gesänge, theils alte Bekannte aus der Jugendzeit, theils ebenbürtige Genossen derselben, nun in so gereinigter Gestalt und so hübscher Ausstattung vor sich zu sehen und er dankt im Stillen dem Herausgeber wie dem Herrn Verleger für diesen Genuß insbesondere. Es versteht sich von selbst, daß in demselben Bande auch die Dichter zweiten Ranges in ihren besten und eigenthümlichsten Liedern erscheinen; ich nenne nur Eber, Schelling, Schmucker, J. Pappus (Christoph Vischer, von dem auch ein schönes Lied, S. 615, mitgetheilt ist, fehlt im angehängten Register). So viel über den Inhalt der beiden vorliegenden Bände. Der dritte Band soll die Dichter der beiden letzten Decennien des 16. Jhdts. und die anonymen Lieder enthalten und wird an wichtigen Resultaten, nach Hrn. Mützell's Andeutungen, den beiden ersten nicht nachstehen.

Was das vorliegende Werk für die gelehrte Forschung bedeute, ergiebt sich aus dem Bisherigen von selbst. Daß auch die praktische Frage: in welcher Form das Kirchenlied unseren heutigen Gemeinden dargeboten werden müsse, nur von dem streng diplomatisch festgestellten Texte aus beantwortet werden kann, ist eine immer allgemeiner ausgesprochene, wohlbegründete Ansicht. Der Referent kann freilich der Strenge in der Textesredaction für den gegenwärtigen Gebrauch, welche der Herausgeber hier und da in kräftigen Worten empfiehlt, nicht so unbedingt beipflichten, und hält es für pflichtmäßig und durch die höchsten Rücksichten geboten, auf die Sprachsphäre, in der das ungebildete und halbgebildete Glied der Gemeinde ganz befangen ist, Rücksicht zu nehmen und ihm allmählich erst den Sinn für historische Treue gegen die unvergänglichen Gestalten unserer heiligen Dichtung aufzuschließen. Und wenn Hr. Mützell am Schlusse seines Vorworts die Hoffnung ausspricht, daß auch eine speziell religiöse Anregung von seiner Arbeit ausgehen und manches gebeugte Gemüth in den hier gesammelten Liedern Trost und Erhebung finden werde, so möchte ich diesem schönen Gedanken keinen Zweifel entgegensetzen, sobald er sich

auf einen Kreis von Gebildeten beschränkt, denen die alte Form der Sprache geläufig und nicht Anlaß zu abseitsführenden Reflexionen ist, obwohl auch diese für ihr Gemüthleben nicht leicht Nahrung in einem Buche suchen werden, das eingestandenermaßen auch hier für ganz andere Zwecke bestimmt ist und die Spuren dieser fremdartigen Bestimmung auf jeder Seite deutlich genug an sich trägt. Was mich in den Schlußbemerkungen der Vorrede so sehr gefreut hat, ist die Wahrnehmung, daß der Herausgeber seine ganze Liebe, man kann sagen, seine volle Persönlichkeit in eine Arbeit hineingelegt hat, welche es allerdings mehr als manche andere werth ist, daß sich alle Kräfte des Gemüths an ihr betheiligen.

Dr. W. A. Hollenberg.

Der Nibelunge nôt. Das Nibelungenlied. Urtext mit gegenüberstehender Uebersetzung nebst Einleitung und Wörterbuch herausgegeben von Dr. L. Braunfels. Frankfurt am Main. Literarische Anstalt, 1846, jetzt Joseph Baer.

Unter den mannigfachen Bemühungen der neuesten Zeit, das große Nationalepos von der Nibelungen Noth immer von Neuem bei der deutschen Nation einzuführen, verdient auch die des Herrn Braunfels wohl beachtet zu werden. Der Zweck der Ausgabe ist kein anderer, als das alte gewaltige Gedicht, dieses so ehrwürdige Denkmal der Vorzeit, in welchem Geschichte und Sage in einander fließen, dem Volke zugänglicher zu machen. Diesen Zweck zu erreichen, ist die Ausgabe vollkommen geeignet. Die Einleitung legt in kurzem Umriß den Zusammenhang des sagenhaften Grundelements des Gedichts mit den nordischen Sagen dar, gedenkt ganz kurz der hohen Verdienste Lachmann's um das Gedicht und giebt einige Andeutungen über Metrum und Sprache desselben. Der neben der Uebersetzung stehende Urtext ist begreiflicher Weise fast ganz nach Lachmann's Vorgange der der Münchener Handschrift A, ergänzt und hie und da abgeändert aus den Handschriften C, B, D. Das angehängte Wörterbuch ist zwar kurz, aber seinem Zwecke entsprechend. Es erhöht den Werth des Buches um ein Bedeutendes, daß Franz Roth sich bei der Arbeit betheiligt, Rath und Hülfe gewährt und das Ganze durchgesehen hat.

Was nun die Hauptsache des Ganzen, die Uebersetzung betrifft, so schließt sich dieselbe laut der Vorrede S. XVII in Wort, Maß und Reim so nah als möglich an die Urschrift an. Abweichungen konnten dabei nicht unterbleiben, ja trotz derselben konnte nicht alle und jede Härte vermieden werden. Wo dergleichen Härte den Ausdruck allein trifft, ist derselbe noch zu ertragen; wo sie aber zugleich das Verständniß stört, ist sie entschieden zu mißbilligen. Von jenem ist auch Simrock nicht frei, ja manche derselben sind stehend und erfüllen den Zweck, den sie erfüllen sollen: sie geben ein alterthümliches Gepräge oder erhalten wenigstens die Beziehung zu dem alten Original frisch und lebendig. Gar Vieles haben bekanntlich in Bedeutung und Gebrauch einzelner Wörter, mehr noch in der Wortstellung des Adjectivs neuere Dichter nachgeahmt. So schwer es auch oft fällt, wenn man Einzelnes kritisch betrachtet, sich mit dem aus dem Original Beibehaltenen oder auch Neugegebenen einverstanden zu erklären, so läßt sich doch wenigstens ein Verständniß gewinnen. Anders ist dies, wenn das Original, wörtlich übersetzt, schlechterdings unverständlich ist. Um wenigstens ein Beispiel anzuführen, Str. 665 hat Braunfels:

Was Jemand da begonnen, ihn (den Günther) sah man voll Trauerns gehn.

Simrock hat hier:

Was Jemand da begonnte, er (Günther) sah es trauernd mit an.

Der Uebersetzer hätte hier mehr, als er gethan, Simrock folgen sollen, mit dem er ja doch Vieles gemein hat. Es ist freilich bei dem gemeinsamen Original, bei fast gleicher Aufgabe nicht immer auszumachen, ob die Gleichheit von halben und gan-

zen Versen lediglich dem Zufall oder wirklicher Entlehnung zuzuschreiben ist. Doch findet sich kaum eine Strophe, in der nicht eine solche Uebereinstimmung anzutreffen wäre.

Dies schadet natürlich der Uebersetzung selbst nicht, es wäre jedoch billig und recht gewesen, daß der neue Uebersetzer sich über diesen Punkt in der Vorrede offen ausgesprochen hätte.

Druck und Papier sind ganz befriedigend. Der alte Text ist mit großer Sorgfalt abgedruckt, daher nur wenig Druckfehler vorkommen, von denen die wichtigsten in einem Verzeichniß vermerkt sind.

Dr. **Sachse.**

Altdeutsches namenbuch von Dr. Ernst Förstemann, gräfl. stolberg. bibliothecar und lehrer am lyceum zu Wernigerode. Erster band. Personnennamen. Erste lieferung: A — Athan. Zweite lieferung: Athan — Craft. Dritte lieferung: Craft — Gar. Nordhausen, Förstemann. 1854. 4.

Da die Quellen für die Sammlung der ahd. Namen fast durchaus andere sind als die für die anderen Bestandtheile der älteren deutschen Sprache, so sind diese Namen in dem verdienstvollen Graff'schen Sprachschatze sehr stiefmütterlich behandelt. In vielen Fällen bleibt man selbst über Graff's Urtheil, was deutsch und was undeutsch sei, im Zweifel. Daher sprach auch Jakob Grimm schon 1840 als einen Wunsch, der ihm sehr am Herzen liege, es aus: daß die unbeschreibliche Menge ahd. Eigennamen, sowohl der örtlichen als persönlichen, von einem rüstigen Bearbeiter nach überlegtem Plan bald in eine eigene Sammlung gebracht werden möge. Zugleich urtheilte er selbst, daß zwar aus einem solchen Buche unserer Sprache und Geschichte ein seltener Gewinn erwachsen müsse, daß aber dessen Ausführung ungemeinen Fleiß erfordere, da der Vorrath fast unübersehlich sei. So war es denn nicht zu verwundern, wenn dieser Wink nicht wie andere von derselben Seite sogleich seine Wirkung äußerte. Sechs Jahre lang ließ der rüstige Bearbeiter auf sich warten, da beantragte Jakob Grimm bei der Berliner Akademie eine Preisaufgabe über denselben Gegenstand und er konnte in einer seiner späteren akademischen Abhandlungen mit warmem Danke anerkennen, daß die Akademie dies zum Beschluß erhoben hatte. Im Juli 1846 wurde die Preisaufgabe unter Feststellung mancher Einzelnheiten ausgeschrieben. Der Termin der Einsendung war der 1. März 1849. Dieser Termin war da, der rüstige Arbeiter meldete sich, aber er kam allein und hatte keinen Concurrenten. Es war Hr. Dr. Ernst Förstemann, damals in Danzig, welcher als ein noch ganz junger Mann dort bei fast gänzlichem Mangel an wissenschaftlichen Hülfsmitteln den ersten Entwurf ausgearbeitet hatte. Seine Arbeit wurde demnach zwar nicht gekrönt, aber ihm doch, um ihn zur weitern Verfolgung der Sache zu veranlassen, der Geldeswerth des Preises zugesprochen. Hr. Förstemann veröffentlichte alsdann im deutschen Jahrbuche, Band IX, die Abhandlung „Ueber ein künftiges Wörterbuch altdeutscher Eigennamen", welche auch mit den kurzen Zusätzen von H. F. Maßmann und A. Kuhn in einem Separatabdruck erschien (Berlin 1850. 32 Seiten. 8), jedoch, wie es nicht anders sein kann, durch die fortgesetzten Forschungen des Verf. jetzt vielfach antiquirt ist. Als ein Programm des Namenbuches ist sie jedoch in jeder Beziehung mit vieler literarischer Gewandtheit und großer Umsicht abgefaßt und man hätte z. B. nach den S. 5 und 6 des Separatabdrucks im Voraus abgegebenen Erklärungen erwarten können, daß ein anderes Namenbuch, bei der es wohl mit der Ankündigung sein Bewenden gehabt hat, sich gar nicht einmal hätte anmelden lassen, ohne von vorn herein sein angemessenes Verhältniß zu dem Förstemann'schen festzustellen.

Nachdem Hr. Förstemann durch eine Reihe von etwa sechs Aufsätzen in Kuhn's Zeitschrift fortwährend dem gelehrten Publicum von seinen Studien Rechenschaft

gegeben und für die ernste Sache, der er seine gesammten wissenschaftlichen Bestrebungen für jetzt gewidmet hat, unablässig die Theilnahme rege zu halten gesucht hatte, erscheint jetzt das Namenbuch zu Nordhausen in Lieferungen von je zehn Bogen zum Preise von 1 Thaler. Der erste Band, welcher die Personennamen enthält, wird aus 8 bis 9 Lieferungen bestehen, von denen etwa alle drei Monate eine ausgegeben wird. Mit der letzten Lieferung dieses Bandes wird die Vorrede erscheinen, in welcher sich der Verf. nochmals über den Plan des ganzen Werkes auslassen wird in der gereiften Auffassung desselben, in der die wirkliche Ausführung begonnen hat. Die uns vorliegenden drei Lieferungen lassen uns das Gelungenste erwarten. Nicht leicht möchte ein Gelehrter von Hrn. Förstemann's umfassenden Kenntnissen sich mit solcher Aufopferung, durchdrungen von der Nothwendigkeit einer solchen Quellenschrift, sich so ganz in deren Ausführung concentrirt haben. Durften wir, so ausgeführt, von dem Werke für die deutsche Grammatik das Beste hoffen, so hat auch schon Jakob Grimm bei der ersten Anregung der Sache andeutend von ihrer Wichtigkeit für Geschichte überhaupt gesprochen, welche ihr in Hrn. Förstemann's Händen am wenigsten mangeln wird.

Uns sei es vergönnt, noch insbesondere die zahlreichen Artikel dieser drei Lieferungen hervorzuheben, welche man bei mythologischen Forschungen nicht umhin können wird zu vergleichen. Wir wollen nur verweisen auf die Stämme alf, ans, ant, berath, drud, frig und ful, und schließen uns unter Anderen auch im Interesse der mythologischen Studien ganz den lebhaften Wünschen Pott's für den raschen und ungehinderten Fortgang des altdeutschen Namenbuches an, auf welches wir wohl bei seinen Fortschritten noch öfter zurückkommen.

H. Pröhle.

---

1. Praktische englische Sprachlehre für Schulen und zum Selbstunterricht von Fr. Al. Männel. Erster Theil. Formenlehre. Leipzig. 1854.
2. Theoretisch-praktische Anleitung zur Erlernung der englischen Sprache. Nach einer neuen und leichtfaßlichen Methode, mit zahlreichen Uebersetzungsstücken zum Gebrauch für Schulen und zum Privatunterricht, von J. H. Hedly. Wien, 1854.
3. Elementarbuch zur Erlernung der englischen Sprache nach dem Ahn'schen und Seidenstücker'schen Elementarbuch der französischen Sprache bearbeitet von James R. Aubrey. Dritte bedeutend vermehrte Aufl. Altona, 1854.

Während eindringendere Forschungen auf dem Gebiete der englischen Sprachwissenschaft zu zählen sind, tauchen fortwährend praktische Handbücher der englischen Sprache auf. Allerdings fordern jene große Belesenheit, linguistische Kenntnisse und einen philosophisch gebildeten Geist, und es ist ungleich anlockender, durch eine geringere Anstrengung vielleicht den Ruhm eines Meisters der Methodik zu erlangen. Indessen soll uns auch diese Erscheinung als ein Beweis von dem allseitig sich kundgebenden Ringen und Streben der Lehrer des Englischen nach einem wahren Elementarwerk willkommen sein. Zu den Versuchen dieser Art gehören auch die obengenannten Handbücher, sie wollen Grammatik, Lesebuch und Lexicon zugleich sein und sie enthalten daher nicht nur zahlreiche Sätze zum Uebersetzen aus dem Englischen in's Deutsche und aus dem Deutschen in's Englische, sondern auch am Schluß längere Stücke in beiden Sprachen. Zugleich ist ihnen ein anderes didaktisches Princip gemeinsam, nämlich das rein grammatische Element zu Gunsten des stofflichen zurücktreten zu lassen. Man geht hierbei von dem Gedanken aus, daß ein größerer Reichthum von Regeln und Ausnahmen eher verwirrt, als belehrt, und es

bei dem Erlernen einer neuern Sprache mehr auf ein vielseitiges Einüben der einfachsten Formverhältnisse zunächst ankommt, als auf Vollständigkeit in den letzteren.

Bei diesem Verfahren liegt indessen eine doppelte Gefahr nahe, einmal, daß man durch Auswendiglernen von Phrasen und Sätzen einseitig das Gedächtniß übt und die Ausbildung des Verstandes, welche durch das Anwenden von Regeln erreicht wird, zu sehr vernachlässigt; ferner, daß man die zu übenden Formen auf ein zu geringes Maß reducirt und dadurch den Schulen wenigstens nicht genügt, die schon auf der untersten Stufe bei ihrer jetzigen Organisation ein bestimmt begränztes, aber etwas weiteres Gebiet in der Formenlehre absolviren müssen.

Aus diesem Grunde glauben wir die genannten Grammatiken tadeln zu müssen. Die Regeln fehlen entweder ganz, wie in Nr. 3, oder sind zu stark beschnitten und daher nicht präcis und scharf bestimmt wie in 1 und 2.

Zwar Männel hat in 12 Abschnitten die regelmäßige und in den 4 folgenden Einiges aus der unregelmäßigen Formenlehre behandelt. Jeden Abschnitt eröffnet eine Reihe englischer Sätze, denen die Regeln und dann deutsche Uebungsbeispiele folgen. Wir ziehen das Voranstellen der Regeln vor; denn nicht jedes läßt sich durch Analyse entwickeln oder aus dem Angeschauten abstrahiren, z. B. die Flexion der Pronomina und die Zahlwörter; daher ist hier das Voranstellen der englischen Sätze nur ein Schein. Wenn ferner die grammatische Regel der rothe Faden ist, der durch das Durcheinander der Formen hindurchführt wie das Gesetz, durch die bunte Mannigfaltigkeit der Erscheinungen, so erklären wir uns auch aus diesem Grunde dafür, den Bildungsgesetzen die Priorität zu geben und sie erst dann im einzelen Falle zu veranschaulichen.

Abgesehen von der Methode, heben wir einzelne Ungenauigkeiten hervor: im Abschn. I. über die Aussprache heißt es, daß in fifth und sixth das th nicht gehört würde, was nicht richtig ist; ebensowenig lautet w vor o oder oo = w, vgl. work, word, world. Art soll ein kurzes a mit einem Anklang von ae haben, statt daß es $\overset{2}{a}$rt lautet, wie alms = $\overset{2}{a}$mz; die a in swallow und call sind in eine Kategorie gebracht, was nicht genau ist.

S. 9 begegnen wir der Bemerkung, daß im Fut. und Conditionel die erste Person der Einzahl mit sh, die zweite mit w beginnt. Und die dritte? Und der Plural? In dem Abschnitt über die Conjugation finden wir nur das Schema von to ask ohne die Angabe der so einfachen Conjugationsgesetze; auch finden sich Formen wie wishes, dresses, received, praised, ohne weitere Regel. S. 64 heißt es: Bei den regelmäßigen Zeitwörtern unterscheidet sich das Imperfect und Particip vom Präsens durch d oder ed: love, loved, loved; ask, asked, asked, ohne nähere Bestimmung, wann das e zu setzen sei und wann nicht. Von dem angelsächsischen Genitiv wird gesagt, daß bei ihm eine andere Wortstellung stattfindet als bei dem Genitiv mit of (S. 28). Warum wird nicht gesagt, wie sie ist? S. 31 wird gelehrt: „Nur der Dichter erlaubt sich, auch leblosen Dingen ein Geschlecht beizulegen." Dies thun aber sowohl die besten Prosaiker als die Umgangssprache, z. B. in horse, ship, vessel, sun, moon, church etc. S. 34 heißt es: „Mine und thine steht für my und thy, wenn in der Aussprache ein Vocal darauf folgt." Diese Bemerkung konnte füglich fehlen, so wie sie aber ist, ist sie ungenau. Dies geschieht nur im höheren Stile und bei Dichtern (bei Scott auch in der Prosa), und selbst Dichter vermeiden nicht immer ängstlich den Hiatus, z. B. Shakspeare, Hamlet Act I, Sc. 5.

No reckoning made, but sent to my account
With all my imperfections on my head.

S. 39 und 59 wird die Verwandlung des y in ie bei der Steigerung ohne alle Beschränkung gelehrt, während man diese Verwandlungen bei der Motion des Hauptworts, der Bildung der Ordinalia, der Conjugation und Steigerung gleich zusammenfassen und in ihrer Beschränkung hinstellen sollte. Eine präcisere Form hätten wir den Regeln gewünscht: „Im Positiv wird als durch as übersetzt, im Comparativ durch than." (S. 59) und S. 57: „Wird ein Eigenschaftswort in ein Hauptwort verwandelt, so bleibt es gewöhnlich im Plural unverändert." Ebendaselbst

heißt es: „fish, auch Pluralform (soll die Mehrzahl besonders hervorgehoben werden, dann fishes.) Allein fish ist stets Singularform, zuweilen allerdings mit pluralischem Begriff; es mußte also offenbar an den collectiven Begriff dieses und ähnlicher Wörter erinnert werden.

S. 77 finden wir folgende Regel über die Construction: „der Dativ steht vor oder nach dem Accusativ. Der zuletzt gestellte Fall erhält den Accent." Von der Verkürzung des Dativ ist nichts erwähnt. Ebendaselbst wird gelehrt: „Das Hülfswort to have wird mehr bei thätigen Zuständen gebraucht, to be bei Zuständen der Ruhe und des Leidens." Diese Auffassung ist schief; denn nur eine beschränkte Anzahl von Zeitwörtern läßt, je nachdem man mehr die Thätigkeit selbst oder das Resultat derselben hervorhebt, die Wahl zwischen to have und to be zu. Auch gehört to arrive nicht, wie bemerkt wird, zu den Zeitwörtern, welche nur mit to have conjugirt werden.

Die Wahl der Beispiele ist meistens zu billigen; nur haben wir die Ansicht, daß, unbeschadet der zur Erlernung der Conversation zu gebenden Sätze, der Stoff vorzugsweise aus den historischen und Natur-Wissenschaften genommen werden sollte. Nicht zu billigen sind Sätze wie: My father addressed to the princess, wo to fehlen muß (S. 31), und I shall be able to give them you, statt to you (S. 77). Zu tadeln ist endlich, daß die Noten zu den Sätzen oft zu viel geben und somit dem eigenen Nachdenken des Schülers zu wenig Spielraum lassen. Wir führen nur aus S. 120 an: When have you been there. I was there. He is the most lovely boy. I ever saw. She has often. Sind da are there.

2. Der Herr Verfasser, der, wie er in der Vorrede sagt, ein Buch liefern wollte, calculated to assist the German learner in acquiring a knowledge of the principles of English composition, hat nicht eine Grammatik, sondern eine Sammlung von Beispielen zum Uebersetzen aus dem Deutschen in's Englische und umgekehrt verfaßt. Diese durch ihren Reichthum ausgezeichnete Sammlung ist nach den Wortarten gruppirt und es werden jeder Gruppe die wichtigsten Regeln über die betreffende Wortart vorausgeschickt. Diese Methode wird von dem Herrn Verfasser neu und leichtfaßlich genannt: die Neuheit könnten wir nur in dem quantitativen Uebergewicht der Beispiele finden, die Leichtfaßlichkeit bezweifeln wir schon deshalb, weil wir in den Sätzen den graduellen Stufengang vom Leichten zum Schwereren vermissen. Denn wie kann der Schüler Formen und Verbindungen begreifen, die ihm zunächst nur starre Vokabeln bleiben? Faßlich ist, was der Geist ganz beherrscht. Dies hat wohl auch der Herr Verfasser gefühlt und, um den Schüler, ehe er ihn zu den Sätzen führt, mit den nothwendigsten Formen bekannt zu machen, auf 24 Seiten „Grundzüge der englischen Sprache" vorausgeschickt. Diese Absicht wird aber nicht erreicht, weil hier nur die ersten Elemente gelehrt werden; daher sieht sich der Hr. Verf. auch genöthigt, vor jedem Abschnitt das in den „Grundzügen" Gegebene mit einigen Erweiterungen zu wiederholen.

Aber auch diese Erweiterungen sind sehr unbedeutender Art, so daß der eigentlich grammatische Theil des Werkes höchst unbedeutend und geringfügig ist; hieraus entspringt ein großes Mißverhältniß zwischen Regeln und Beispielen, da eine große Masse der in letzteren enthaltenen formellen und syntaktischen Schwierigkeiten, deren Ueberwindung dem Schüler zugemuthet wird, in den Regeln keine Erläuterung findet. Zwar sollen zu letzterem Zwecke die englischen Beispiele dienen, deren Aufgabe es ist, die Ausnahmen zur Anschauung zu bringen. (Der Hr. Verf. sagt in der Vorrede: 'to avoid, also, perplexing the pupil with a multitude of rules and exceptions, the former have been put into the simplest and most intelligible form, and the latter illustrated by quotations from English classical authors, to be translated into German.') Aber sollte diese Absicht wirklich erzielt werden, so müßten die englischen Beispiele voranstehen und nicht, wie es der Fall ist, den deutschen folgen. Auch fragen wir, wenn nach der Meinung des Hrn. Verf. das Lernen der Ausnahmen verwirrt, wird dies nicht in einem viel höheren Grade der Fall sein, wenn die Mannigfaltigkeit der Ausnahmen in einer Mannigfaltigkeit von Sätzen in die Erscheinung tritt, als wenn sie in die feste Form der Regel gegossen

in übersichtlichem Zusammenhange dem Schüler vor die Augen tritt. Auch hier heißt es, das Eine thun und das Andere nicht lassen; man abstrahire das Gesetz aus den einzelnen Fällen, aber man stelle es auch hin. Nicht das Beispiel, die fixirte und dem Gedächtniß eingeprägte Regel ist der starke Schutz gegen den Irrthum.

Dazu müssen aber die Regeln genau und bestimmt gefaßt sein. Dies scheint uns nicht immer der Fall zu sein. So soll man doch nicht bloß lehren, daß man wählen kann, sondern wie man wählen soll. Ersteres geschieht aber, wenn es z. B. S. 67 heißt: „die Vergleichungsstufen werden bei einsilbigen Wörtern gewöhnlich durch Hinzufügung von r oder er für den Comparativ und eines st oder est für den Superlativ, bei mehrsilbigen durch Vorsetzung von more und most gebildet." Gar zu unbestimmt wird S. 47 gelehrt: „Die Mehrzehl bildet man mit s oder es, wo das s zu schwer lauten würde." Die Pronomina sind unzureichend behandelt (S. 89 — 92); so finden wir keine Bemerkung über das Auslassen des Relativs. Zwar wird S. 15 in dem Kapitel über die „Wortfolge" auch von der Ellipse gehandelt und als Beleg angeführt: „I have wealth and power, can cure your poverty". (Hier scheint nicht eine Ellipse von I, sondern von that stattzufinden, wenigstens nach der Uebersetzung: „Ich besitze Macht und Reichthum, die Ihre Armuth heilen könne".) Aber gerade diese Ellipse ist gegen den guten Sprachgebrauch. Die S. 115 entwickelten Begriffsbestimmungen der Mode halten wir nicht für logisch scharf und bestimmt genug. Die durch die Verbindung mit dem Hülfszeitwörtern can, may, shall, will nennt der Hr. Verf. Potential mood; von demselben wird gesagt, daß er auf eine Bedingung deute, die von Erlaubniß, Pflicht, Möglichkeit oder Willen abhängig sei. Der Conjunctiv wird als verkürzter Potentialis aufgefaßt, der auf Muthmaßung des Redenden deute. Die Definition des Potential mood ist die alte von Lindley Murray: „The Potential Mood implies possibility or liberty, power, will or obligation". Es liegt aber das Unpassende des Namens Potential mood bei diesen Erklärungen auf der Hand, da dieser nur die als möglich (potentia im Sinne des Aristoteles im Gegensatz zu actus gesetzte) Thätigkeit bezeichnen kann. Dagegen kann man nicht sagen, daß in der gesollten Thätigkeit die letztere von dem Sollen als von einer Bedingung abhängig sei. Wenn ferner der Conjunctiv nur ein verkürzter Potentialis ist, wie soll dann jene Anwendung von should erklärt werden, die eine vom Redenden gedachte Wirklichkeit ausdrückt, z. B.: It is surprising that he should think me capable of it. Ebenso ungenau ist die Lehre, daß es bei der Declination der engl. Hauptwörter streng genommen nur drei Fälle gebe: Nom., Gen., Acc., (S. 4.) Denn der Objectscasus ist kein Fall, sondern nur durch die Stellung vom Nomin. unterschieden, es giebt also nur einen Casus, den Genitiv. —

Einzelne der Beispiele sind unpassend oder ungenau. Z. B. S. 5: We told it to her. S. 14, wo als Beispiel eines nachgestellten Adjectivs sich findet: „This truth is incontrovertible, diese ist eine unläugbare Wahrheit" und im Deutschen aus dem prädicativen Adjectiv ein attributives gemacht ist.

Das 3. Elementarwerk ist ein Machwerk der elendesten Art. Denn wenn man auf 30 Seiten beliebige Wörter und Wortformen zusammenstellt und aus ihnen dann in mechanischer Weise Sätze zusammensetzt, so ist für ein solches Verfahren selbst der Name Elementarbuch zu gut. Diese Methode, eine Caricatur der Ahn'schen und Seidenstücker'schen, ist die Negation aller Methode. Dies heißt nicht eine Sprache lehren, ja kaum zum Sprechen abrichten, denn so wird es nimmer erzielt. Wir geben aus S. 7 ein Beispiel, wo in wirrem Durcheinander Substantive, Adjective und Verbalformen angeführt werden z. B.: go geht, I admire ich bewundere, comes kommt, pleases gefällt, pardoned vergab, is preferable ist vorzuziehen; oder aus S. 19 three, wrote, liked beliebt, made war führten Krieg, brought us uns gebracht, seen geschehen, spent ausgegeben. Die Lehre vom Comparativ besteht darin, daß greater größer, smaller, less kleiner, more fertile fruchtbarer, than als, more faithful treuer, falser falscher verzeichnet werden.

Außerdem ist das Buch durch Druckfehler und Ungenauigkeiten entstellt. So S. 7 priece's für prince's; S. 9 praiseworty, S. 10 terretory, S. 19 livres für lives etc.

Ferner rechnen wir zu den letzteren: S. 9 und 104 to fly fliehen, S. 15 of his seines oder von seinem, ihres oder von ihrem. To my father, mother, whom, an meinem Vater, an meiner Mutter, an wem, mit dem Beispiel My father has written a lettre to my sister. S. 11 too happy nicht so glücklich, laughed at hielt sich auf, S. 24 nine pike, eleven trout, twelve carp. Von S. 32 an folgen Uebungen zum Uebersetzen, dann eine Anzahl größerer deutscher und englischer Stücke, denen sich die Conjugation des regelmäßigen Zeitworts und ein planloses Verzeichniß der unregelmäßigen Zeitwörter anschließen. Von einem solchen Verfahren würden die Worte Quintilian's: (de Inst. or. I, 4, 5.) „Grammatica sola omni studiorum genere plus habet operis quam ostentationis" nur in ihrer Umkehrung gelten. — Dr. **A. Reuscher.**

Deutschlands Balladen- und Romanzen-Dichter von G. A. Bürger bis auf die neueste Zeit. Eine Auswahl des Schönsten und Charakteristisch-Werthvollsten aus dem Schatze der lyrischen Epik, in Balladen und Romanzen, Mären, Legenden und Erzählungen, nebst Biographieen und Charakteristiken der Dichter. von Ignaz Hub. Dritte gänzlich umgearbeitete und stark vermehrte Auflage. Karlsruhe, Verlag von W. Creuzbauer.

Schon die wiederholte Auflage des Werkes bürgt für die Brauchbarkeit desselben. Es ist chronologisch geordnet und hat den Zweck, durch charakteristische Proben den Entwickelungsgang unserer lyrischen Epik anschaulich zu machen. Der Verf. erklärt in der Vorrede, daß er von Gleim und seinen Nachfolgern, J. Fr. Löwen, Chr. F. Weiße, J. B. Michaelis ꝛc. nichts aufgenommen habe, weil die süßlich tändelnde, witzig fade, burlesk-mythologische, im Reifrock und Toupet sich spreizende französische Rokokomanier dieser Schriftsteller Niemanden erfreuen könne. Allein wir sind der Ansicht, daß es sehr lehrreich sein würde, wenn der Verf. sich dazu verstanden hätte, nicht bloß von Gleim, sondern auch von seinen Vorbildern dem Spanier Gongora und dem Franzosen Moncrit einige Romanzen aufzunehmen, um uns in den Stand zu setzen, Gleim's Verdienste gerechter zu würdigen und uns von der Entstehung der Balladen-Poesie in unserem Vaterlande eine richtigere Vorstellung bilden zu können. Es würde dann auch Bürger's Verdienst in ein helleres Licht treten, der sich bemüht, den von Gleim angeschlagenen Bänkelsängerton zu überwinden und doch im Ausdruck volksthümlich zu bleiben. Eben so hätten wir eine, wenn auch nur kurze Uebersicht der geschichtlichen Entwickelung unserer Balladenpoesie gewünscht. Denn die wenigen Andeutungen in der Vorrede zur dritten Auflage, die kaum zwei Seiten füllen, sind gar zu kurz. Was die Sammlung selbst anbetrifft, so ist sie reichhaltig und mit Geschmack ausgewählt, und wird deshalb den Freunden unserer epischen Literatur willkommen sein. Die Biographien sind in der Art, wie sie O. L. B. Wolff in seinem lexikalisch bearbeiteten, aus acht Quartbänden bestehenden Werke angefangen hat, dargestellt, und enthalten auch ein Verzeichniß der Schriften jedes Dichters.

Dr. **Kleiber.**

Supplement zu Göthe's sämmtlichen Werken. Göthe's Selbstcharacteristik. Nach des Dichters Briefen seit seinem 18. Lebensjahre bis zum letzten entworfen von Dr. Heinrich Döring. Altenburg, Pierer. 25 Sgr.

Bei den regen und ernsten Bemühungen der Gegenwart, die Werke der Heroen

unserer Literatur, zumal Göthe's, durch Erläuterungen verständlicher und dadurch bedeutungsvoller und einflußreicher zu machen, ist es um so auffallender, wenn Bücher, wie das vorliegende, unter hochtönendem Titel Großes verheißen und Nichts gewähren. Freilich Etwas bringt dasselbe doch. Es giebt aus dem unermeßlichen Schatze der Göthe'schen Briefsammlungen auf 436 Seiten kleinsten Formats einige hundert Bruchstücke von Briefen Göthe's vom Jahre 1767 bis 1832, in denen allerlei Notizen und Angaben über Leben und Werke des Dichters in bunter Unordnung, nur durch den äußeren Faden der Jahrszahl mit einander verbunden, dargeboten werden. Und diese äußerlich aneinandergereihte, über die wichtigsten Seelenzustände, über die bedeutendsten Productionen des Dichters oft nur die unbedeutendste Notiz gewährende Zusammenstellung nennt der Herausgeber auf dem Titel eine Selbstkritik! Es lohnt wahrlich nicht der Mühe, näher darauf einzugehen. Das Buch ist ohne Vorrede und Jahreszahl heftweise erschienen. Nur auf der letzten Seite des Umschlags lesen wir das Jahr 1854 und den Satz: „durch die Herausgabe dieses Werkchens glauben wir den Wünschen aller Verehrer des großen Dichters zu entsprechen." Wir glauben es nicht; ja wir sind von dem Gegentheil dieser zuversichtlichen Behauptung gründlich überzeugt.

Dr. Sachse.

Miscellen.

Ein Wort über die Elze'schen Angriffe.

Von einigen Freunden bin ich auf die gegen mich — ich kann nicht sowohl sagen gegen meine Schul- und Lesebücher — gerichteten Angriffe des Herrn Elze in Dessau aufmerksam gemacht worden, die in Ton und Fassung kaum geeignet sind, der Sache zu dienen, sondern in der niedrigen Absicht geschrieben wurden, zu beleidigen. Man hat mir von vielen Seiten zugemuthet, diesen prahlerischen und selbstgefälligen Schreier recht derbe abzufertigen. Bisher habe ich es indessen vermieden, mich mit einem Gegner dieser Art näher einzulassen, der gleich einem Frosche aufgeblasen, im Dünkel eigner Unfehlbarkeit von Mißgunst über die Erfolge Anderer und im Aerger über eigene Niederlagen fast zu vergehen scheint. Es war mir in der That scherzhaft, durch gelegentliche Mittheilungen zu vernehmen, wie dieser große Gelehrte erst eine Menge kleiner Seitenhiebe gegen mich ausgeführt, und dann mehrere offene Angriffe versucht hat. Aber ich würde dies Alles sicherlich nicht einmal gelesen haben — da mir das Dessauer Blatt überhaupt nirgends zu Gesicht kommt — wenn mir nicht durch zwei meiner Verleger die ihnen direct zugekommenen Zeichen der Elze'schen gütigen Beachtung mitgetheilt worden wären. Da aber hat mich natürlich die edle Größe, Unparteilichkeit und tiefe Gelehrsamkeit des Herrn Doctors wahrhaft überrascht und mir bleibt jetzt nur noch ein Gefühl tiefer Bewunderung seiner beispiellosen Bescheidenheit, mit der er sich befähigt hält, „mit einer Vorbereitung von nur einem halben Jahre" eine, natürlich vorzügliche Geschichte der Englischen Literatur zu schreiben!

Welch bescheidenes Selbstbewußtsein! Wozu ein halbes Jahr der Vorbereitung! Warum nicht gar! — Bei Ihrer Gelehrsamkeit, großer Doctor! schütteln Sie ohne Zweifel eine unübertreffliche Englische Literaturgeschichte gleich aus den Aermeln! — Wie Schade, daß ich nicht schon früher von dieser Bewunderung erfüllt war; ich hätte sonst seiner Zeit auf die Anfrage aus Leipzig ganz anders berichtet. — Herr Elze hat mir seine rücksichtsvolle Aufmerksamkeit erst geschenkt, nachdem ich es gewagt hatte, die British Lyre meines Freundes Elwell in Weston super Mare durch ein Vorwort bei dem deutschen Publicum einzuführen und dadurch — wenn auch nur ganz indirect — zu dem erschrecklichen Schiffbruche des Elze'schen Liederschatzes beizutragen, einer zwar recht hübschen Sammlung, die aber von der Elwell'schen in jeder Beziehung weit übertroffen, und dem zufolge ganz und gar verdrängt worden ist. — Leider hatte ich ferner schon vor einem Jahre das Unglück, zu bemerken, und auch die Kühnheit, es auszusprechen, daß die Elze'sche Zeitschrift deren erstes Erscheinen von mir aufrichtig und freudig begrüßt wurde, die geheg- Erwartungen durchaus nicht erfüllt habe. Der Herausgeber — so schien es mir und vielen Anderen — verstand es nicht, Etwas Rechtes und Gediegenes aus der Zeitschrift zu machen 2c., kurz, für solche frevelhafte Zweifel an der Lebensfähigkeit dieser Zeitschrift so wie für die oben angeführten verwegenen Thaten ist mir nun der ganze Zorn dieses Ersten aller Kritiker zu Theil geworden! — — Auf eine Krtik aber, die dergestalt in den Lumpen der Bosheit einherschreitet, habe ich kein Wort einer auf die Sache selbst eingehenden Erwiederung. — Aus demselben Grunde habe ich kürzlich zwei derbe Abfertigungen des gelehrten Doctors, die mir von anderer Hand zur Aufnahme in das Archiv zugingen, ablehnen zu müssen geglaubt. Die Art und Weise seiner Angriffe verdient Züchtigung — nicht Beachtung, geschweige Berücksichtigung und das „Archiv" ist kein Tummelplatz für die verächtlichen Leidenschaften des Neides und der Bosheit.

Herr Elze ergießt seinen blassen Aerger ebenfalls über die Mitarbeiter meiner Sammlung englischer Classiker, und wenn dies auch als ein Uebermaaß riesenhafter kritischer Kraftverschwendung bewundert werden muß, so ist doch die Anmaßung und das Bestreben zu beleidigen und ein bescheidenes Verdienst zu verkleinern, und die glorreiche Dreistigkeit mit der dies geschieht, noch mehr zu bewundern! —

Neben vielen boshaften, albernen und lächerlichen Bemerkungen, giebt seine Besprechung meines Handbuches der Engl. Nat.-Literatur manche Ausstellungen, die ich als dankenswerth bezeichnen müßte, wenn sie nicht theilweise durch meine unausgesetzt stattfindenden eigenen Corrigenda bereits beseitigt, theilweise mit sachkundigen und wohlwollenden Schulmännern längst und andauernd besprochen und erwogen, in einer eben vorbereiteten neuen — fünften — Auflage, deren Manuscript sich bereits in den Händen meines Verlegers befindet, Berücksichtigung gefunden hätten. —

Herr Elze kann sich also beruhigen. — Ich werde kein Wort weiter verlieren, noch auch mich jemals dazu erniedrigen, falls er etwas Gutes producirt, sein Verdienst im Geringsten zu schmälern.

L. Herrig.

Der Tannhäuser von Adolf Franckel.

Wir beabsichtigen im Folgenden die allgemeine Aufmerksamkeit auf ein poetisches Werk zu richten, welches gerade diese Bezeichnung, gegenüber der Menge von Tageserscheinungen, die entweder nur das blendende Aufleuchten eines poetischen Einfalls sind, oder sich auf den ersten Blick als oberflächliche Arbeit für das oberflächliche Bedürfniß ausweisen, stolz in Anspruch nehmen darf. Dem Tannhäuser von Frankel ist unverkennbar der Stempel eines hohen poetischen Willens, der nicht das erste beste poetische Motiv ergreift, sondern nur durch eine Idee von großer Tragweite und universeller Bedeutung angezogen und angespannt wird, einer gestaltungskräftigen Phantasie, welche die stoffliche Unbestimmtheit glücklich zu überwinden weiß, und eines Fleißes aufgeprägt, der an der Ausführung des Einzelnen nicht erlahmt ist, sondern sich durch das Streben, auch das Kleinste bedeutsam auszuformen, immer von Neuem belebt hat. Ein Dichterwerk aber, welches ebenso den Beruf des Dichters, wie den Ernst seines Strebens und die Achtung, die er vor der Oeffentlichkeit und vor sich selbst hat, bekundet, legt der Kritik die Verpflichtung auf, es dem Publikum achtungsvoll vorzuführen und die Würdigung desselben zu vermitteln — eine Verpflichtung, die sie allerdings nicht anerkennen und der sie noch weniger genügen wird, wenn sie die süße Gewohnheit des eiligen Absprechens nicht aufgeben mag, und die Mühe des Verständnisses scheut. Diese Mühe fordert der „Tannhäuser" allerdings, und zwar nicht nur in dem Sinne, in welchem jedes bedeutende Kunstwerk die Anspannung und Vertiefung in Anspruch nimmt, um sich zum vollen und klaren Genuß zu erschließen, sondern auch in dem anderen ungünstigen, daß der innere Zusammenhang, den die Dichtung hat, nicht durchweg künstlerisch vermittelt und ausgefüllt ist. Wir haben im Tannhäuser, wie wir von vornherein eingestehen müssen, keine vollendete, nach allen Seiten hin befriedigende poetische Schöpfung vor uns, und wir nennen dies ein Eingeständniß, weil wir dennoch der Dichtung, wie sie eben ist, nicht nur eine ungewöhnliche Bedeutung beilegen, sondern auch das in ihr geleistet sehen, was sich gegenwärtig überhaupt beanspruchen läßt. Der Gegenwart, deren hastige und peinliche Unruhe sich nicht in entscheidenden Thaten zu entladen vermag, ist das vollendete, allseitig abgeschlossene Kunstwerk versagt, und wenn wir hoffen, daß wir uns, wie überhaupt, so in Bezug auf unsere Literatur, nicht in einer Zeit der Decadenz, sondern in einer Zeit des Ueberganges befinden, und daß — um unsere Literaturaussichten sofort näher, wenn auch noch allgemein zu bezeichnen, der Gegensatz, den unsere „classische" und die ihr folgende „romantische" Literaturepoche darstellen, sich in einem „höheren Dritten" der volksthümlich-universellen Dichtung aufheben wird, so müssen wir uns begnügen, wenn unsere jetzigen Dichter Fragmente und Bruchstücke liefern, die als

Vorübungen und Vorarbeiten für die Kunstwerke der Zukunft, und als Merksteine für die Bahn, in welche unsere Literatur einzulenken hat, gelten können. Damit stimmen wir unseren Anspruch an die Leistung des einzelnen Dichters nur scheinbar herab, weil wir ihn andrerseits erhöhen; wir fordern nicht das vollendete Große, aber wir weisen das „in seiner Art" vollendete Kleine, die Leistung, welche für den Augenblick befriedigen will und befriedigen kann, als belanglos zurück. Das Dichtwerk des „zeitgemäßen" Dichters muß über sich selbst hinaus, und auf eine neue — wir sagen nicht Glanz- sondern Machtperiode unserer poetischen Literatur hinweisen, und überall, wo dies der Fall ist, hat die ästhetische Kritik nicht nur das angemessene Wort der Anerkennung zu finden, sondern sie muß auch, insoweit ihr dies überhaupt möglich ist, ergänzend eintreten, das heißt den Plan des unvollendeten Werkes auszeichnen, und es dadurch in Zusammenhang mit sich selbst und mit den allgemeinen Aufgaben der Zukunftspoesie setzen. Daß der Dichter der Gegenwart, dessen Streben der Zukunft zugewandt ist, dessen Aufgaben als allgemeine, d. h. für die besondere Dichtung zu weit faßt, liegt in der Natur der Sache. Wenn wir daher bezüglich des Tannhäuser behaupten, daß der Plan der Dichtung die Möglichkeit einer gleichmäßigen, sich überall zusammenschließenden Durchführung weit überragt, so sprechen wir damit einen „Fehler" des Werkes aus, der mit seinem Vorzuge, d. h. seiner Bedeutsamkeit eng zusammenhängt. Allerdings müssen wir hinzufügen, daß der Zusammenhang des Ganzen nicht nur nach der einen Seite ein ideeller bleibt, und sonach als solcher construirt werden muß, sondern daß er auch vom Dichter theilweise in einer Weise vermittelt und veräußert worden ist, welche der Forderung poetischer Anschaulichkeit, und insbesondere den Ansprüchen, die wir an das Epos zu machen berechtigt sind, nicht entspricht. In letzterer Beziehung mag überhaupt bemerkt sein, daß die Form cyklisch verknüpfter, halb lyrischer Gedichte, die wir gegenwärtig als ein Surrogat des Epos hinnehmen müssen, sich weder mit einem wahrhaft epischen Plane — der wohl episodische Nebenpartieen, aber niemals den in bedeutsamen Momenten concentrirten Fortschritt der Handlung zuläßt — noch mit dem Charakter der epischen Darstellung verträgt, welche überall einen ruhigen Umblick zulassen und gewähren muß. — Daß im Tannhäuser das Einzelne überall sorgfältig ausgearbeitet und theilweise zu tadelloser Schönheit durchgebildet ist, läßt die Unzulänglichkeit der Form und Darstellung, der Forderung eines durchweg poetisch vermittelten Zusammenhanges gegenüber, nur noch mehr hervortreten, bietet aber zugleich eine Entschädigung, welche die Inhaltslosigkeit nur selten, oder vielmehr, da die Meisterschaft der Diction durch poetische Kraft bedingt ist, nie gewährt.

Für die Zukunft unserer poetischen Literatur, wie wir sie vorhin angedeutet haben, ist die nicht erst seit gestern hervorgetretene Richtung auf die Volkssage, d. h. auf die Reproduction ihres Gehaltes im Geiste der Gegenwart von großem Belang. Allerdings ist diese Richtung, von dem Göthe'schen Faust, der ein Fragment im großartigsten Styl, ein unausgebauter Dom ist, und von dem Reinecke Fuchs, der ein absonderliches Gebiet der Volkssage vertritt, abgesehen, zunächst von den Romantikern eingeschlagen worden, und deßhalb, da der Romantik eine gewisse voreilige Genußsucht bei dem Mangel an Gestaltungskraft, der Selbstgenuß der „Subjectivität" an den naiven Glaubens- und Lebensgestaltungen eigenthümlich ist, vorläufig unfruchtbar geblieben. Dennoch enthält sie an sich die Tendenz zur Wiederherstellung des normalen Verhältnisses zwischen der Volks- und Kunstpoesie, wie es sich in der streng zusammengehaltenen Entfaltung der hellenischen Cultur erhalten hat, und zur Sammlung des poetischen Producirens und Gestaltens in einer gemeinsamen stofflichen Mitte, wie sie gleichfalls in der hellenischen „Literatur" einfach vorgebildet ist, sie ist also das Streben nach einer eigenartigen, volksthümlich bestimmten „Classicität", und zugleich die Lust der formell entwickelten Gestaltungsfähigkeit, sich an einem Inhalte zu versuchen, der an sich ein poetischer, in einem gewissen Zusammenhange ausgebildeter, durchaus phantasiegemäßer, aber ein uns entfremdeter, in die Dämmerung einer „vorzeitlichen" Weltanschauung zurückgetreten ist. — Unter den Sagen, welche das Mittelalter hervorgebildet hat, ist die vom „Venusberge" eine der interessantesten und beziehungsreichsten. Sie offenbart auf der einen Seite in eigenartiger Weise die gründliche Befangenheit

des deutschen Volksgemüthes im Kirchenglauben: die Kirche ist die absolut nothwendige Schutzanstalt gegen die Gewalt des Bösen, die Schrecken und Reize der Unterwelt, und sie allein versichert und vermittelt das ewige Heil der Seelen: andrerseits aber verknüpft sich mit dem tiefen Schauer vor den durch das Christenthum in böse Dämonen verwandelten altheidnischen Gottheiten die unheimlich reizende Ahnung fessellosen Sinnengenusses, während zugleich der Strenge des kirchlichen Verdammungsrechtes das Wunder der unbegrenzten göttlichen Gnade gegenübergestellt wird. Eigenthümlich ist auch die allmählige, allerdings durch mönchische Gelehrsamkeit äußerlich vermittelte, aber mit der durch das Christenthum bedingten Ueberreizung der Volksphantasie zusammentreffende Verwandlung der germanischen Heldin in die „classische" Venus. Von der bisherigen poetischen Ausbeutung der Sage können wir füglich absehen: sie sind bis auf die Heinesche Reproduction, der hier wie auch sonst die Nachahmung des Naiven zu pikanten Contrasten mit modernsten Einfällen benutzt, belanglos. Was die Wagnersche Tondichtung anbetrifft, so hat Wagner den Gegensatz der sich sinnlich erfüllenden und erschöpfenden und der in der Entsagung sich zu übersinnlichem Genuß potenzirenden Liebe — trotz seiner Kunsttheorie und trotzdem, daß die Musik ihrer Natur gemäß erst in der Poesie zum Gedanken wird — nicht poetisch, sondern nur musikalisch entwickelt. Eine Vergleichung des Wagnerschen Tannhäusers mit dem Franckelschen ist schon deshalb nicht zulässig, und wir bemerken daher nur, daß Wagner die Ausgestaltung, welche die volksthümliche Sage gewonnen hat, ohne besondere Modificationen annimmt und benutzt, während Franckel nur ihren allgemeinen Hintergrund und die in ihr gebotene Scenerie verwendet, ihre Spitze aber geradezu umkehrt. Wir können die Frage, die sich allerdings aufwerfen läßt, wie weit das Recht des Kunstdichters gegenüber dem in der Sage gestalteten Stoffe reicht, füglich bei Seite lassen, da diejenige Benutzung und Wendung der Sage, die wir im Tannhäuser von Franckel finden, durch den Grundgedanken der Dichtung bedingt, also mindestens keine willkürliche und insofern jedenfalls berechtigt ist. So weit die Sage die Unterlage der Dichtung ausmacht, hat der Dichter den gegebenen Stoff in eigenthümlicher Weise, bestimmend und verklärend, herausgearbeitet. — Ein Ueberblick des Inhaltes und Ganges der Dichtung wird das zuletzt, sowie das über die Anlage des Ganzen Gesagte bestätigen, und ist zur Darlegung des inneren Zusammenhanges, die wir zu geben beabsichtigen, so weit es der Raum einer Zeitschrift zuläßt, unentbehrlich, obgleich es schwierig und mißlich bleibt, die Fülle einer Dichtung auf eine Skizze zu reduciren, insbesondere, wenn man die Versuchung, die bedeutsamsten oder schönsten Stellen mitzutheilen — eine Versuchung, die uns hier bei der durchgängigen Pracht und Vollendung des Verses sehr nahe liegt — abweisen muß. — Ueber die Grenzscheide Frankens und Thüringens reitet ein Ritter mit seinem Knappen, und macht in einem von Buchen kühl überwölbten Felsenthale Halt. Er hat die Waldeinsamkeit aufgesucht, es wird daher zu längerem Weilen ein Zelt aufgeschlagen, und der Ritter entdeckt im Walde eine „Wildniß" von eigenem Reiz, eine Lichtung um einen kleinen See, den ein von bemoosten Felsen herabstürzender Bach bildet. An dieser Stelle, auf dem Rande des Felsens, erblickt er in zaubervoller Mondnacht ein Weib von wunderbarer Schönheit, wie „Menschenlippen fruchtlos zu sagen wagen." Er ruft die in wunderliches Spiel mit den Strahlen des Mondes und den lauen Lüften Versunkene an, beschwört sie zu sprechen und ersteigt den Felsen. Die Erscheinung zieht ihn fliehend und winkend nach, grüßt ihn traurig, lacht schaurig auf und „verweht, verglimmt, versinkt." Vergebens kehrt der Ritter Nacht für Nacht wieder, vergebens ruft er in irrer und kranker Sehnsucht nach der Verschwundenen: sie bleibt es. Der Dichter läßt Ritter und Knappen, von nächtlichem Umherschweifen ermüdet, ruhen, um unterdessen zu erzählen, wer sie sind und was sie erlebt haben. Der Ritter ist der Tannhäuser — auf dem Tannhaus am Main in finsterer Stunde, als seine Mutter die Schreckensnachricht von dem Tode des Gemahls erhielt, geboren, aber frisch und blühend unter der Obhut des treuen Eckart, seines späteren Knappen, emporgewachsen. Einst im Walde verirrt, trifft er „Schön-Hedwig" vom Willfridstein, die ihrer Amme entlaufen, und es entspinnt sich eine anmuthig geschilderte Kinderliebe, die der Jüngling und die Jungfrau fortsetzen. Achtzehn

Jahr alt zieht Jung-Heinrich, der seines Oheims, des Erzbischofs Siegfried, Hof verschmäht hat, zum Kampfe aus; denn durch alle Lande läuft die Schreckenskunde, daß sich aus dem unbekannten Osten in zahllosen „mißgestalteten und mißfarbigen Horden", die Greuel der Verwüstung ausbreitend, das Volk der Mongolen heranwälzt. Unter der Ueberschrift „Ueiehaieie" (flieht!) ist malerisch die Mongolenschlacht bei Liegnitz geschildert, in welcher der fromme Heinrich von Schlesien nach der Niederlage des Christenheeres auf den Tod verwundet wird, in dem er sich mit Ritter Heinrich und Eckart durch die heulenden und bellenden Mongolenschwärme hindurchschlägt. Der Sterbende vermacht dem Knappen den Rappen, den er ritt, und dem Ritter das prächtige Roß „Silverhar". Der Ritter kommt nach Italien, dem blutgetränkten Paradiese, wo der Streit der Guelfen und Gibellinen wilder als je lodert, und der Kampfbereite entscheidet sich rasch Guelfe zu sein, das heißt, für die heilige Kirche, die „Blume, in deren Schooße geheimnißvoll der Menschheit Würde ruht", gegen die rohe Gewalt zu kämpfen. Aber sein frommer Glaube wird bald enttäuscht: er reißt sich los, indem sich Schmerz und Hohn um seine Seele streiten, um zu Friedrich, dem kaiserlichsten Kaiser, dem prächtigsten und edelsten des herrlichsten Staufengeschlechtes, überzugehen. Die poetische Charakteristik des zweiten Friedrich, des heitern Helden, des unbeugsamen Herrschers und des geistvollen, sein Jahrhundert überblickenden Mannes ist durchaus gelungen, sie muß uns aber auch für den Mangel poetischer Anschaulichkeit entschädigen, den eine weitgedehnte, in Reflexionen ausgesponnene geschichtliche Uebersicht trotz der Geschicklichkeit, mit welcher die „Thatsachen" in rascher und treffender Charakteristik gruppirt werden, nothwendig haben muß. Der Tannhäuser hält redlich bei Friedrich aus, aber auch nur bei ihm, an den ihn persönliche Zuneigung, Mitleid und Ehrfurcht ketten. Denn die Sache der „Gibellinen" ist ihm längst verhaßt geworden: er hat hier dieselbe Heuchelei, die unter der Maske hoher Zwecke den rohesten Leidenschaften fröhnt, dieselbe grausame Verachtung der Menschenwürde und des Menschenrechtes, wie im Lager der heiligen Kirche gefunden. Als er dem Kaiser den letzten Liebes- und Ehrendienst erwiesen, fühlt er sich entbunden. Die Schilderung dieses „letzten Dienstes", des kaiserlichen Paradecastrums, der sarazenischen Leibwache, der auf dunklem Corridor weinenden schönen Zoraide, der an des Kaisers Katafalke starr mit gekreuzten Schwertern stehenden Ritter, von denen der eine der Tannhäuser, der andere Rudolf von Habsburg ist, ist von höchster poetischer Schönheit. — Der Tannhäuser taucht von Neuem in Frankreich auf, um sich an einem neuen, eigenthümlichen Kampfe, dem ersten Bauernaufstande des Mittelalters zu betheiligen. Im französischen Süden hat sich das ausgesaugte, im Elend verkommende Volk empört, und vor dem anschwellenden Haufen trägt ein bleicher Mönch, Jacobus der Ungar, seiner Rede Gluth zündend einher, den Tag der Rache und die Zeit des Heils, das Evangelium verkündend, „daß alle Gebornen an der Erde und ihrem Ueberflusse gleichen Theil haben sollen". An des Mönches Seite erscheint ein Ritter, „ein Weiser halb zu schaun und halb ein Held", der, stumm im Rathe, dem Mönche insgeheim die Seele seiner Rede einhaucht: es ist Klingsohr der „Zauberer" aus Ungarn. An Beide schließt sich der deutsche Ritter an, der sein mißbrauchtes Schwert im einzigen guten Kampfe entsühnen will. Aber am Tage von „Bourges" erliegt die schlechtbewaffnete und zuchtlose Verzweiflung dem geordneten Söldnerheere. Der Tannhäuser kehrt heim, denn nur die Heimath und die Liebe können ihn trösten und beruhigen. Aber er ist zum „Verrufenen" geworden, und von Kirche und Reich gebannt, verliert er auch den Trost der Liebe, da ihm Hedwig entsagen muß und entsagt. „Wenn du es kannst, so sei's!" ist sein still gesprochenes Abschiedswort, und bald darauf reitet er mit dem treuen Eckart über die Berge, um die Welt zu vergessen, — womit der Dichter zu seinem Eingange zurückgelangt — und bringt unauslöschlichen Liebesgram zurück. Denn seine Beschwörungen der Erschienenen bleiben fruchtlos, und eines Morgens findet er den Felsen, der das Wunder trug, zusammengestürzt. Jetzt folgt er den Mahnungen des treu besorgten Knappen zur Heimkehr und sucht die Sehnsucht, die ihn verzehrt, zunächst in wilden Orgien zu betäuben. Aber bald ekelt ihn das wüste Treiben an, und mit einer Rede voll rauher Ironie und geistreicher Derbheit weist er die erstaunten Herren

und Damen, die seine Gäste waren, aus der Burg. Er versinkt in finsteres Brüten: seine Mutter, die dem Seelenkranken endlich ein Geständniß abpreßt, erschrickt über den Inhalt desselben und schweigt; Schön-Hedwig, die ihm wieder angehören darf, da der Bann von ihm genommen ist, wird von ihm mild zurückgewiesen, da sie als Tröstерin erscheint. Die Zumuthungen der Kirche, sich um sie durch ein Bubenstück verdient zu machen, die ein Bettelmönch an ihn bringt, und die Aufforderung seiner ehemaligen staufischen Kampfgenossen, auf's Neue das Schwert zu ziehen, hat er mit fast gleicher Verachtung abgelehnt. Endlich erscheint ein wandernder Sänger auf der Burg, und als er das Lied vom Hörselberge anhebt, belebt sich plötzlich die zusammengesunkene Gestalt des Ritters. Ehe ihm der Knappe folgen kann, ist er verschwunden, und erreicht im unaufhaltsam wilden Ritte den Hörselberg, an dessen Fuße das edle Roß Silverhar todt zusammenbricht. Er besteigt den wunderbar geformten Berg in hastiger Eile, bis ihm ein tiefgerissener Schlund entgegenstarrt und ihm mit seinem dunkeln Schweigen den Entschluß des Selbstmordes zuflüstert. Er stürzt sich hinab. — Sieben Jahre sind vergangen: die Mutter des Verschollenen liegt in peinvollem Todeskampfe, und eine Nonne — Schön-Hedwig — betet den Fluch zurück, den sie über den Sohn, der sie verlassen hat, aussprechen will. Als die Herrin zu Grabe getragen ist, verläßt der treue Eckart die Burg, um nie wiederzukehren. Der verschollene Ritter aber lebt in unterirdischer Seligkeit. Sanft in die Tiefe getragen, erwacht er in einem Wunderreiche, und fand endlich sie, die ihm erwartend entgegenlächelte. Sie entdeckte ihm ihr Sein und Wesen, und sie gelobten sich, Vergangenheit und Zukunft zu vergessen. So lasse, schließt das Gedicht:

So lasse die Minute ihn gesunden,
Die fröhlich sein unendlich Sehnen stillt.
Die beste lebt er seiner Lebensstunden:
Die Stunde, eh' sein bester Wunsch erfüllt.
Ein Schweigen deckt, ein undurchsicht'ger Schleier,
Was beide rührt. Wo schweig auch du, o Lied!
Mit stummer Freude huldige der Feier,
Die lautlos, lautlos durch zwei Leben zieht.
Kein Wort, kein Wink. Durch schüchterne Verhüllung
Seht euch geehrt ihr Götter der Erfüllung!

Der Dichter hat ein ganzes reiches Leben von der Geburt bis zum „seligen Ende" dargestellt: er hat eine poetische Biographie geliefert, die immer eine höchst schwierige, der epischen Zusammenfügung widerstrebende Aufgabe ist. Wenn aber, wie es hier der Fall ist, der Held ein nach zwei entgegengesetzten Seiten hin universelles Leben, das als äußeres Erlebniß der Geschichte in dem erschöpfenden Sinne des Worts, als inneres Erlebniß des tiefsten Grames und der höchsten Lust ist, die das menschliche Herz entwickeln und ertragen kann, darstellen soll — und der aufmerksame Leser wird trotz der äußersten Gedrängtheit unserer Inhaltsangabe gefunden haben, daß die Dichtung zur Darstellung dieses universellen Doppellebens angelegt ist — so wird die Aufgabe eine ungeheure, die über die Leistungsfähigkeit des einzelnen Dichters wie über den möglichen Umfang und die mögliche Concentration eines einzelnen poetischen Werkes weit hinausreicht. Dennoch hat es der Dichter vermocht — und damit ist, wie wir glauben, dem Tannhäuser eine bleibende Stelle in der Literatur gesichert — die wesentlichen Momente des weltgeschichtlichen Lebens und des Lebens der auf sich bezogenen „Subjectivität" herauszustellen, und seine Aufgabe, die wir allerdings bis jetzt nur nach ihrem Umfange und gewissermaßen als quantitative charakterisirt haben, nach der einen Seite, insoweit es sich nämlich um die Darstellung der selbstständigen Gemüthsenergie handelt, poetisch zu erfüllen; ja wir möchten behaupten, daß die Tiefe und Nachhaltigkeit einer im Grunde „gegenstandlosen", weil auf das selbstgeschaffene Ideal bezogene, Liebessehnsucht in gleicher Wahrheit und Fülle, wie es im Tannhäuser geschieht, noch nicht dargestellt worden ist. Fragen wir aber weiterhin, wie die ganz allgemein gefaßte Aufgabe, den Proceß der Geschichte und

den Proceß des nach innerster Befriedigung verlangenden Gemüthes gegensätzlich, obgleich an und in derselben Persönlichkeit darzustellen, sich in Geiste des Dichters bestimmt, d. h. zur Idee gestaltet, so liegt die nächste Bestimmung derselben schon darin, daß der Proceß der Geschichte und der Proceß des Gemüthes, das allgemeine Leben der Menschheit und das Leben des „Ich" in einen entschiedenen Gegensatz gestellt werden, womit an sich die Berechtigung des Ich, für sich selbst zu sein und der unendliche Inhalt der sich zum Selbstzweck setzenden Subjectivität ausgesprochen ist. Aber der Gegensatz des allgemeinen und besonderen Lebens, der Welt- und der Herzensgeschichte, ist kein unvermittelter: die Berechtigung des Ich zur Selbstbefriedigung, die an sich in der Fähigkeit der Sehnsucht und des Genusses beschlossen ist oder in ihr ihre Grenzen hat, muß gewonnen werden, und sie wird es, indem sich das Ich aus der entschiedenen Hingabe an das Pathos der Geschichte entschieden zurücknimmt. Die „Position" des Ich hat die „Negation" der Geschichte oder des geschichtlichen Interesses zur Voraussetzung. — Der Tannhäuser hat das Recht zu dem seligen und endlosen Genusse der höchsten Schönheit theuer erkauft: durch die schmerzlichen Enttäuschungen eines Lebens voll Hingabe und Kampf, und durch die verzehrende Sehnsucht nach der Wirklichkeit und Gegenwart des in wunderbarer Stunde erschienenen Ideals. Wenn er also das Interesse an dem Kreislaufe des geschichtlichen Lebens hinter sich läßt, und der That absagt, um sich tief in den Genuß zu versenken, so hat er eben die thätige Hingabe an die Geschichte hinter sich, und ist durch sie, wie durch den Schmerz und die Kraft seiner Sehnsucht, nicht nur berechtigt, sondern auch befähigt worden, sich selber und ihr anzuhören, welche die Fülle befriedigter Sehnsucht — ein unter- und überirdisches Wesen — jetzt, da sie ihn umfängt, selig verkörpert. Um den Eingang, den er in den Berg glücklicher Verborgenheit gefunden hat, lagern Trümmer — die Trümmer gebrochener Herzen, weil es die Bedingung des höchsten Glückes, und das Schicksal derer, welche es wollen, ist, sich aus den Fesseln zu eng gewordener Verhältnisse losreißen zu können und zu müssen. Damit ist ein Mißverständniß abgewehrt, welchem die Tendenz der Franckel'schen Dichtung allerdings ausgesetzt ist. Will der Dichter das unmittelbare Recht egoistischen Genusses proclamiren? Keineswegs! Der Held der Dichtung ist eben ein Held: er hat die eine Seite des menschlichen Wesens, die der nothwendige Bestand der Männlichkeit ist, die Thatkraft, ungewöhnlich entwickelt und glänzend herausgestellt; aber seine männliche und heldenhafte Thätigkeit ist zugleich eine That gemüthvoller Hingabe und „historischen Bewußtseins" gewesen und geworden, er hat also den Inhalt seiner Persönlichkeit, die als eine typische die ungemeine, reine und harmonische Begabung ausdrückt, zugleich entfaltet und gewonnen. Damit erscheint das Recht und die Fähigkeit des Genusses dadurch bedingt, daß, um es kurz auszudrücken, die Männlichkeit eine herausgebildete ist. Weiterhin aber ist der Tannhäuser zur Verzweiflung an der Geschichte, das heißt zur Verzweiflung daran gelangt, daß in der Geschichte das Ideal der Menschheit fortgesetzt verwirklicht wird. Diese Verzweiflung hat den Glauben an die Menschheit, die Feinheit und Fülle der eigenen Hingabe und das „kritische" Bewußtsein, vor welchem der historische Schein zusammenschwindet, zur Voraussetzung, sie ist also durch die Persönlichkeit des Helden bedingt und hat in dem Inhalte seiner geschichtlichen Erfahrungen ihre Berechtigung. — Der Kampf des Kaiserthums und Papstthums, des Staates und der Kirche ist der Kampf um Herrschaft, die Herrschaft aber, mag sie auf der Monopolisirung der äußerlichen Mittel, der physischen Kräfte und des Besitzes, oder auf der Monopolisirung des „Geistes" beruhen, bedingt die künstliche Entkräftung und Entgeistigung der Massen, um deren Ausbeutung und Benutzung gekämpft wird. Dieser in seinem innersten Wesen unsittliche Kampf, welcher die verkehrten und verfälschten Ideale der „nationalen Größe", der „Herrschaft des Rechtes" und der „göttlichen Ordnung" zum Vorwande nimmt, muß nothwendig das „Heilige" zur heuchlerischen Maske unheiliger Leidenschaften machen, und weil er an sich ein unmenschlicher ist, auch im Einzelnen unmenschliche Thaten erzeugen. Aber die Gestaltungen der Cultur sind immer noch Gestaltungen der Herrschaft gewesen — die „Freiheit" der einen „Klasse" hat stets die Knechtung der übrigen, die bestehende Pracht bestimmter „Bildungen", die Arbeit

und das Elend der Massen zur Unterlage — und während die Schöpfungen der Cultur auf der einen Seite durch barbarische Horden, welche die Thierähnlichkeit des Menschen massenhaft repräsentiren, ernsthaft bedroht sind, versuchen es die „Lastträger" der Civilisation, die ausgebeuteten und erniedrigten Volksklassen, vergebens, sich emporzuheben und das Menschenrecht, sich selber Zweck zu sein, zu erkämpfen: diese Versuche schlagen vielmehr mit unerbittlicher Nothwendigkeit zu tieferem Elend aus. — Diese Anschauung der Geschichte ist eine einseitige, aber eben deßhalb eine relativ berechtigte und diejenige, welche allein die unbedingte Verzweiflung an der Geschichte motivirt, und sie zum Product der unverfälschtesten humanen Gesinnung macht. Als Product des menschlich fühlenden Herzens aber kann die „Zurücknahme der Persönlichkeit aus dem Proceß der Geschichte", die Abkehr von den „allgemeinen Interessen" nur formell, d. h. nur scheinbar eine That des Egoismus sein: sie bedingt durch sich selbst eine innere Leere, welche der Ausfüllung bedarf, und giebt dem Bedürfniß wie der Fähigkeit der Hingabe eine andere, zunächst entgegengesetzte Richtung auf das „persönliche Ideal". Damit diese Richtung in voller Einseitigkeit hervortreten könne, muß dem Tannhäuser der Trost der Heimath und der Tugendliebe — der Nachgenuß jener beschränkten Befriedigung, die in der naiven Zurückgezogenheit von den Kämpfen der Geschichte liegt — zerstört werden, und er wird es dadurch, daß einerseits die geschichtlichen „Parteien" den ihnen Verfallenen festzuhalten suchen, und an der einmal herausgetretenen Persönlichkeit die Parteilosigkeit unversöhnlich hassen, andrerseits dadurch, daß die beschränkte Befriedigung auf der Abhängigkeit von beschränkten Verhältnissen und Lebensanschauungen beruht. — Die Erscheinung des Ideals ist durch die Macht des innersten Bedürfnisses bedingt. Wie aber der Held an der Geschichte verzweifeln mußte, so muß er es zum zweiten Male an der Wirklichkeit seines persönlichen Ideals, an der Möglichkeit des höchsten — allein erstrebenswerthen — Genusses, und diese Verzweiflung muß wie jene die Spitze der unbedingten Resignation gewinnen, da erst jenseits der Resignation die Freiheit und die Macht des Willens liegt, welcher das Wunder der Erfüllung heranzieht oder schafft. Die Spitze der Resignation ließ sich poetisch nur als Selbstmord — die einfache That der Selbstnegation — die Erfüllung des Ideals, welche jenseits der entschiedenen Entsagung harrt, nur als Wunder der Rettung und Entdeckung ausdrücken. Worin besteht aber die Rettung und Befriedigung dessen, der das Höchste erstrebt und am Höchsten verzweifelt? Wer ist Holda? Sie spricht zum Ritter:

Denn wisse, nur nach ew'gen Zwischenräumen
Erlöst uns dieses schönen Kerkers Qual,
An euren Bächen, unter euren Bäumen
Schwelgen wir selig in des Mondes Strahl.
Ha Lust! den sehnsuchtvollen Leib zu wärmen
In lauer Nacht an seinem milden Brand!
Ha hold Geschäft, die Halde zu durchschwärmen,
Zu hangen an bemoos'tem Felsenrand,
Spurlos zu gleiten über schwanke Aehren
Und ach — von fern mit Menschen zu verkehren.

In dem Verhältniß des Mannes zum Weibe symbolisirt und potenzirt sich das Verhältniß des Menschengeistes zur Natur, deren verschlossene Fülle und Schönheit der Erlösung durch die befreiende Hingabe des selber von seiner Unnatur befreiten Menschen harrt, und Holda ist die Verkörperung der verborgenen Fülle und Schönheit der Natur. So ist die Rückkehr des Menschen zu sich selbst die Rückkehr zur Natur, in welcher der Einzelne wie die Menschheit gesunden sollen — ein Gedanke, mit dem auch das universellste Gedicht Schillers — der Spaziergang — abschließt. Mit dieser Andeutung, die eine solche auch bei dem Dichter bleiben durfte, beenden wir ohne weiteren Rückblick die Besprechung des Tannhäuser, die hoffentlich dargethan hat, daß der Fortschritt der Dichtung in sich selbst ein durchaus nothwendiger,

und daß sie mit ihren einseitigen Wendungen die energische Darstellung eines Gedankens ist, der als ein „zeitgemäßer" im höchsten Sinne des Wortes bezeichnet werden muß.

Δ.

Dr. Heyse hat in Bd. XIII, p. 189 ff. des Archivs bei Gelegenheit des Göthe'schen Verses:

Starr wie ein Marmorbild vom ernsten Willen gebändigt

auf eine Stelle aus Shakspeare hingewiesen:

And with a green and yellow melancholy
She sat, like patience on a monument
Smiling at a grief.

und eine weitere Ausführung dieses Vergleichs aus der Tragödie eines neuern englischen Dichters beigefügt.

Wir nehmen davon Gelegenheit, zu diesen Stellen noch folgende, aus „des Freiherrn Johann Friedrich v. Cronegk Schriften. Leipzig 1761" (2, 62) beizufügen:

„Auf den Gräbern in Marmor gehauen sitzt schweigend vielleicht so
Still in der Traurigkeit fromme Geduld und lächelt den Schmerz an."

D. Sanders.

Dans le XI. vol. des Archives page 294, le Prof. Dr. Péschier commence un article sur „Les phases de la critique en France" en ces termes:

„On a souvent cité ce vers de Boileau"
„La critique est aisée et l'art est difficile."

Ce vers est de Destouches; il se trouve dans le Glorieux, Acte II, Sc. 5.

Philinte.
. . . . . Un auteur, quel qu'il soit, me paraît mériter
Qu'aux efforts qu'il a faits on daigne de prêter.
Lisette.
Mais on dit qu'aux auteurs la critique est utile.
Philinte.
La critique est aisée et l'art est difficile.
C'est là ce qui produit ce peuple de censeurs...

Twight.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeine Schriften.

C. Richardson. On the study of language. (Bell, London.) 4½ s.

Literatur.

Geistliche Lieder der evangel. Kirche aus dem 16. Jahrh. Nach den Originaldrucken hrsg. v. J. Mützell, 2 Bd. (Enslin, Berlin.) 4 Thlr. 20 Ngr.

Nibelungen. Wallersteiner Handschrift. Von F. H. von der Hagen. (Stargard, Berlin.) ⅓ Thlr.

Horae belgicae. P. XI. Antwerpener Liederbuch v. J. 1544, hrsg. von Hoffmann v. Fallersleben. (Rümpler, Hannover.) 1⅚ Thlr.

Tales and traditions of the Literature of Germany by G. Cunningham. (Fullarton, London.) 3 s. 6 d.

Chefs d'oeuvre d'éloquence française, accomp. de notes historiques, morales et littéraires, et d'un tableau chronologique du mouvement de l'oratoire en France à son époque classique p. Arsène Cahour. (Julien & Lanier, Mans.) 5 fr.

Bossuet, Discours sur l'hist. universelle. Nouv. éd. collationnée sur les meilleurs textes, précédée d'une introduction littéraire, accomp. de sommaires, de notes philologiques et grammaticales etc. p. A. E. Delachapelle. (Dezobry, Paris.) 2 fr 50 ct.

Elémens de littérature, spécialement destinés aux études françaises par L. L. Buron. (Périsse, Paris.)

Histoire abrégée de la langue et de la littérature française par M. Petit Sigault. (Fourault, Paris.) 2 fr. 50 ct.

L. de Camoëns. Die Lusiade; verdeutscht v. J. C. Donner. (Beck, Sigmaringen.) 1⅓ Thlr.

Fauriel, Dante et les origines de la langue et de la littérature italienne. 2 vols. (Durand, Paris.) 14 fr.

Torricelli, Studj sul Dante P. II. (Napoli.)

Table of English Literature; by H. Attnell. (Hope, London.) 1½ s.

A third gallery of Portraits; by George Gilfillan. 7½ s.

Lexikographie.

M. P. Poitevin, de la langue française. (Chamerot, Paris.) 11 fr.

Dictionnaire anglo-français p. Barret et L. H. Blanc. (Scheuring. Lyon.)

Roget. Thesaurus of English words and phrases, classified and arranged. (Longman, London.)

Grammatik.

Beauvoisin. New System of the conjugation of French verbs. (Law, London.) 1 s.

M. P. Poitevin. Dictionnaire-Manuel de la langue française, suivi d'un Sommaire des principales difficultés grammaticales. (Chamerot, Paris.) 2 fr. 30 ct.

Grammatica analytica da lingua portugueza, p. Francisco Salano Constancio. (Aillaud, Paris.)

Hilfsbücher.

M. W. Götzinger. Stylschule zu Uebungen in der Muttersprache. (Hurter, Schaffhausen.) 1 Thlr.

E. Niemeyer. Lessing's Nathan der Weise, durch historisch-kritische Einleitung u. einen fortlaufenden Commentar erläutert. (G. Mayer, Leipzig.) $^2/_3$ Thlr.

Leçons et modèles de Littérature française depuis Ville-Hardouin jusqu'à M. de Châteaubriand, par P. F. Tissot. 2 vols. (Libigre-Duquesne, Paris.) 20 fr.

Etudes sur la lecture à haute voix par Ed. Mennechet. (Langlois & Leclerq, Paris.) 3 fr.

Morceaux choisis des classiques français à l'usage des classes supérieures p. Leon Feugère. 2 vols. (Delalain, Paris.) 7 fr.

Ch. André. Cours de littérature française. Choix de morceaux en prose et en vers accomp. d'exercices sur les synonymes etc. (Meline, Bruxelles.) 3 fr.

W. H. Crump. English as it is spoken. (Hempel, Berlin.) 10 Sgr.

